Imelda Lambertazzi.

Trauerſpiel

in

fünf Aufzügen.

Imelda Lambertazzi.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen

von

Friedrich Halm.

Motto:

—— gittatasi sopra il delicato corpo —— cominciò con la bocca la infelice ad asciugare le velenate ferite e mentre piangendo si doleva della morte di Bonifacio, passandole il veleno al cuore, cadde Imelda morta tra le braccia del morto amante.

Ghirardacci Hist. di Bologna. Libr. VII.

Wien.

Gedruckt und im Verlage bei Carl Gerold.

1842.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Imelda Lambertazzi.

(Zum ersten Male aufgeführt auf dem Wiener Hofburgtheater
am 6. December 1838.)

Perſonen.

Guido Portocarrero von Brescia, Podeſtá von Bologna.
Orlando Lambertazzi.
Bernardo, ſein Sohn.
Antonio, ein Neffe Orlandos.
Arrigo Balbi, Orlandos Schwäher.
Azzo Salinguerra, von Ferrara,
Luca Bonamici,
Camillo Sachi,
Ottavio Malconſigli,
} Freunde der Lambertazzi.
Gherardo, ein Diener Orlandos.
Matteo Geremei.
Fazio, ſein Neffe.
Lorenzo, ein naher Verwandter der Geremei.
Stefano Sala, ein Freund der Geremei.
Pietro, ein Diener Fazio's.
Anna Lambertazzi, Orlandos Hausfrau.
Imelda, ihre Tochter.
Senatoren, Anziani und Patrizier von Bologna, Anhänger der Lambertazzi und Geremei, Edeldamen Bologna's, Herolde, Edelknaben und Reiſige.

Ort der Handlung: Bologna und die Umgegend. Zeit: 1273.

Bayerische Staats-Bibliothek München

Erſter Akt.

(Saal im Senatspallaſte zu Bologna. An der rechten Seite der Bühne ein weites Bogenfenſter, von dem angenommen wird, daß es die Ausſicht auf den Marktplatz Bologna's gewähre. Im Hintergrunde der Haupteingang des Saales mit zeitgemäßer architektoniſcher Verzierung.)

Erſter Auftritt.

Mehrere Anhänger der Lambertazzi ſehen am Bogenfenſter lehnend hinab; unter ihnen Bernardo und Antonio Lambertazzi und Arrigo Balbi. Links im Vordergrunde der Bühne Matteo Geremei in einem Lehnſtuhle im Geſpräch mit Stefano Sala. Im Hintergrunde in verſchiedenen Gruppen, ab und zugehend, mehrere Anhänger der Geremei. In der Mitte der Bühne unfern des Bogenfenſters ſtehen Camillo Sachi und Luca Bonamici im Geſpräche vertieft.

Sachi.

Bologna's alte gute Zeit iſt todt!
Kein ehrliches Gefecht mehr, keine Händel,
Nichts mehr von blut'gen Köpfen! Schmach und Noth!
Im Dome, ſagſt du, haben ſie 's beſchworen?

Bonamici.

Bei San Petronio war's vor dem Altare!
Verſammelt waren dort die Senatoren,

Und beider Stämme Führer, Herr Orlando,
Der Lambertazzi ruhmgekröntes Haupt
Und jener dort, Matteo Geremei.

Sachi.

Sprich nicht von ihm; mir zuckt es in den Händen!

Bonamici.

Nun, wie gesagt, die Beiden waren dort,
Vor ihnen aber stand der Podestá,
Und las die Eidesformel: Keiner solle,
Der angehörig den entzweiten Häusern,
Theilnehmend heut des Kampfes Bahn betreten,
Daß Zwietracht nicht dies Fest des Friedens störe!

Sachi.

Das feiert Friedensfeste! — Tod und Teufel,
Wo ist denn Friede? Nur der off'ne Schaden,
Die Fehde mit Venedig ist geheilt;
Doch innen frißt der Krebs am Mark Bologna's,
Der Streit der Lambertazzi, Geremei,
Ins tiefste Leben! Friedensfeste feiern! —
Vertreibt die Geremei, dann ist Friede,
Und dann, nicht eher ziemt ein Friedensfest!

Bonamici.

Das Weit're weißt du! Beide schworen's zu,
Und eine Handveſt' ward darob errichtet,
Und jeden ohne Anseh'n trifft Verbannung,
Weß Stamm's er sey, der heute Frieden bricht,
Beschworner Urphed Wort und Recht entgegen.

Sachi.

Verbannung? Friedensbruch? Wahnſinnig Treiben!

(Trompetenſchall und Volksjubel außer der Bühne; dann einige Takte ferner kriegeriſcher Muſik.)

Bonamici.

Sie treffen auf einander.

Sachi.

Laßt uns ſehen!

(Sie eilen an das Fenſter.)

Balbi

(am Bogenfenſter).

Das war ein Rennen! San Petronio!
Accurſi liegt!

Bernardo.

Verdammt! Schon drei der Unſern
Von dieſem Laffen in den Sand geſtreckt!

Antonio.

Und kennt ihn Keiner? Sprecht! Wo kommt er her?
Und wer ließ gegen Kampfes Recht und Brauch
Geſchloß'nen Helmes ihn die Bahn betreten?

Balbi.

Ich weiß nicht mehr, als Crespo ließ ihn ein,
Der Wappenkönig.

Sachi.

Ja, der Crespo war's;
Der Fremde ſäuſelte vom Roß herab

Ihm ſeinen Namen zu, und freudig grinſend
That jener haſtig ihm die Schranken auf.

Antonio.

Der Crespo, ſagt ihr? Das gefällt mir nicht!

Bernardo.

Das weht mit weißen Tüchern, wirft mit Blumen,
Liebäugelt mit dem aufgeblaſ'nen Wicht!
Peſt über dich, hohlköpfiges Gezücht!

Matteo
(zu Stefano Sala).

Was haben jene dort?

Sala.

Ein Fremder, Herr,
Den Helm geſchloſſen, ohne Spruch den Schild,
Betrat die Bahn, und ſtreckt die edlen Freunde
Der Lambertazzi hin, wie Kartenmänner.

Matteo.

Ei, wenn ihr bloßen Scherz ſo übel nehmt,
Geduldet euch, der Ernſt ſchmeckt doppelt bitter,
Wenn erſt kein Eid mehr unſern Anſchlag lähmt! —
Geſchloß'nen Helmes, ſagſt du, kämpft der Ritter?

Sala.

Gelübde, ſagt man, machen ihm's zur Pflicht.

Matteo.

Gelübde? So! — Wo nur der Fazio bleibt!
Er wollte hier uns treffen!

Sala.

Möglich, Herr,
Daß Volksgedränge ihm die Wege ſperrt.
(Sie ſprechen leiſe fort.)

Sachi
(unweit des Bogenfenſters zu Balbi).

Sagt, lieber Herr, das hohe Frauenbild
Dort unterm Baldachin, wer iſt es?

Balbi.

Wie?
Ihr kennt Imelda nicht? Der Podeſtá
Erwählte ſie des Siegers Haupt zu krönen.

Sachi.

Weiß Gott, ſie iſt es! Ich erkannt' ſie nicht,
Denn ſchöner, als ſie fortzog, kam ſie wieder.

Balbi.

Auf einer Bethfahrt war ſie, angelobt
Aus Anlaß ſchweren Siechthums ihrer Mutter.

Bonamici.

Wir werden, ſcheint es, bald ſie ganz verlieren;
Herr Azzo, ſagt man, wirbt um ihre Hand,
Und denkt ſie nach Ferrara heimzuführen.
Nicht wahr?

Balbi.

Wer weiß? Die Zeit macht's offenbar.

Antonio.

Der eitle Thor! Wie tummelt er ſein Roß,
Und ſprengt ſiegfreudig an den Schranken hin.

Bernardo.

Und wir verdammt, ihn zu bewundern! — Teufel!
Wär' nicht des Vaters Schwur, ich ſtürzt' ihn hin,
So hoch der Prahlhans jetzt zu Roß ſich brüſtet,
So tief hinunter in des Planes Sand.

Sala
(zu Matteo).

Das lügt! Das nimmt die Backen voll! Beim Himmel!
Der Burſche ſchwört euch um ein gutes Wort,
Er löſche Troja's Brand mit ſeinem Hauche,
Und ſchöpf' das Weltmeer aus mit ſeinem Hut!

Matteo.

Ei, laß ihn prahlen! Rauch erſtickt das Feuer;
Wo Worte wohlfeil, ſind die Thaten theuer! —
Wo nur der Fazio bleibt?
(Spricht leiſe mit Sala fort.)

Sachi
(der indeß mit Bonamici wieder in den Vordergrund der Bühne getreten iſt).

Streitſüchtig, nein,
Streitſüchtig bin ich nicht! Weiß Gott im Himmel!
Ich bin ein Lamm an Sanftmuth und Geduld! —
Wie? Lacht ihr, Herr? — Ihr ſucht doch wohl nicht Händel?

Bonamici.

Verſteht doch Scherz!

Sachi.

Herr! Scherz vertrag' ich nicht!
Ich bin zu ſanft für Scherze! — Wie geſagt,
Eins tröſtet mich bei dieſer Urphed Zwang!
Ein fleiß'ger Mann weiß vieles einzubringen;
Heut iſt verloren, aber morgen, Freund! —

Bonamici.

Erlaubt mir, Herr, wir ſtecken noch im Heute!
Was nützt der Urphed Joch? Die Bahn, verſchloſſen
Der beiden Häuſer feindlichem Geſchlecht,
Betreten ihre Freunde und Genoſſen,
Und nah', wie vor, liegt Zwiſt und Haber.

Sachi.

Recht!
Berühr' mein Schild und du haſt mich berührt,
Triff meinen Freund, und du haſt mich geſchlagen.

Bonamici.

Und den es trifft wird der um Schwüre fragen?
Zu dem, gebt Acht, ich trau' dem Alten nicht;
Die Geremei führen was im Schilde!

Sachi.

Ei!

Bonamici.

Sie vergeſſen's nicht, daß neben ihnen
Die Lambertazzi in des Volkes Gunſt
So ſchnell emporgegrünt, verwinden's nicht,

Daß vor drei Jahren aus der Stadt vertrieben,
So ſchnell des Bannes Löſung wir errungen.

Sachi.

Ihr alſo meint — vergelt' euch's Gott! — ihr meint,
Im vollen Ernſte meint ihr —

Bonamici.

Laßt euch ſagen —

(Sie ſetzen ihr Geſpräch in der Tiefe der Bühne auf und niedergehend, fort.)

Sala
(zu Matteo).

Was mäkelt ihr nur heut an Fazio?
Ihr wißt doch ſelbſt, es iſt ein wack'res Blut,
Und ohne Falſch und Argliſt ſeine Seele.

Matteo.

Treuherzig iſt er! Ja! doch ſeine Art
So derb und ſorglos, grad als wär's ein Deutſcher,
Iſt mir verhaßt. Ein Fremder ſcheint er mir,
Dem blonden Haare nach, wie ſeiner Seele;
Auch zeigt er ſich für unſres Hauſes Sache,
Zumal ſeit ſeiner Heimkehr von Loretto,
So lau, ſo läßig —

Sala.

Darin habt ihr Recht!
Er treibt den Haß nicht mit der rechten Liebe.

Matteo.

Wie ſollt' er auch? Er wuchs in Frankreich auf,
In Nordlands Nebeln, ſtatt in Südens Gluth.

So ward Paris ihm Heimat ſtatt Bologna,
Und Welſchlands Haß und Liebe kennt er nicht.

(Sie ſprechen leiſe fort, während Valbi, Bernardo und Antonio vom Bogenfenſter in den Vordergrund treten.)

Bernardo.

Und warum ſagt' ich's nicht? Ich haſſ' den Fremden!
Beim erſten Anblick war er mir ein Pfahl
Im Fleiſch, ein Dorn im Auge! Gottes Blitz!
Wie niedlich ſäß' ein Dolch in ſeinem Herzen!

Valbi.

Schweig, ſag' ich, ungebärd'ger Knabe, ſchweig!
Gab's etwa ſchon zu lange Frieden? — Schwillt
Der Kamm dir wieder? Hetz' nicht deinen Grimm
Mit ſpitzen Worten! — Sporn nicht deine Galle!
Wer Händel ſucht, den bringen ſie zu Falle.

Bernardo.

Wie meint ihr, Oheim? —

Antonio.

Laß Bernardo, laß!
Sind wir's gewohnt doch, daß der Oheim ſchilt,
Wenn unſres Hauſes Ehre wir verfechten.

Valbi.

Ich kenn' euch! Händel ſucht ihr, weiter nichts!
Sprecht! Kränkt der Sieg des Fremden eure Ehre?
Und iſt der Sieg ſchon ſein, der Kranz errungen?
Der Azzo iſt hinab; erſt laßt uns ſehen,
Ob ihm's gelingt, den Azzo zu beſtehen.

Bernardo.

Eh' nimmt's der Sperling mit dem Adler auf!
Zehn solche Knabe wirft der Azzo hin
Mit einem Hauch, mit eines Fingers Regung.

(Trompetenstoß außer der Bühne.)

Sachi

(der indeß mit Bonamici wieder an's Bogenfenster getreten).

Da kommt der Azzo!

Bernardo.

Kommt denn! Laßt uns sehen,
Wie dort der Glückspilz aus dem Sattel fliegt.

(Sie treten an das Fenster.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Lorenzo Geremei.

Matteo.

Sieh da, Lorenzo! Sahst du Fazio?

Lorenzo.

Ich, Herr? — Ward ich bestellt zu seinem Hüter.

Matteo.

Der spricht wie Kain! Geh, Sala, geh mein Junge!
Thu' mir's zu Liebe, such den Fazio auf!
Er soll zu uns sich, zu den Seinen, halten,
Nicht folgen unstät seinem wirren Sinn.

Sala.

Gut, Herr! Ich bring ihn euch, iſt er zu finden.

(Er geht ab.)

Lorenzo.

Ihr ſucht den Fazio?

Matteo.

Nun ja! Wo treibt

Er ſich herum?

Lorenzo.

Ich meinte —

Matteo.

Was denn? Sprich!

Du weißt von ihm?

(Sie ſprechen im Stillen fort.)

Sachi

(am Bogenfenſter).

Da hält er an den Schranken!

Bernardo.

Triumph, der Rächer naht!

Bonamici.

Nie ſah Bologna

An Mann und Roß ſo funkelnd helle Pracht!

Ein Ruf des Staunens rauſchet durch die Menge,

Und muthig ſchnaubend trägt ſein edles Roß,

Des Beifalls ſtolz bewußt, ihn durch's Gedränge.

Mattev

(der indeß aufgeſtanden iſt, und Lorenzo einige Schritte bei Seite gezogen hat).

Sag' Alles rund heraus! Ich kann vergeben,
Nur was ich weiß! Nun zög're nicht und rede!

Lorenzo.

Nun denn, vernehmt! Wir ſtanden dort am Fenſter,
Ich, Herr, und Fazio. Neugierig frug
Er, fremder als ein Fremder in Bologna,
Nach dieſem, jenem, und ich nannte ihm
Die Ritter, die da harrten an den Schranken,
Die ſchönen Frauen, die mit Angſt und Hoffen
Des Kampfes Glück bewachten; plötzlich, Herr!
Deckt Purpurröthe flammend ſeine Wangen;
Er beugt ſich vor und ſtreckt die Arme aus,
Als ſchwebt' ihm lichtverklärt vom blauen Himmel
Ein Seraph nieder, ſeufzt tiefathmend auf,
Und ſchließt die Augen, wie vom Strahl geblendet.

Mattev.

Der Fazio, ſagſt du? Iſt der Junge toll?

Lorenzo.

Ich ſtaunt' ihn an; er aber, mein nicht achtend:
»Nicht kämpfen!« bricht er los, »und mir verloren
»Der Siegeskranz! — Ich muß heut' kämpfen, muß!«
Ich ſprach ihm vom Vertrag, den ihr beſchworen;
Da flammt ſein Unmuth auf in raſchem Worte:
»Wenn jene Urphed feierlich gelobt,
»Ward ich befragt dabei? Hab' ich's beſchworen?
»Was bindet mich ihr Schwur?« Drauf aber, Herr,

Weil ſeine Waffen kennbar und ſein Roß,
Beſtürmt er mich mit heißen Bitten: »Freund,
»Du haſt, was ich bedarf, gewähr' es mir!
»Ich wieg' dir's auf mit Gold! Nur heut, nur jetzt
»Ein Roß, und Waffen, Waffen!«

Bonamici
(an der Baluſtrade).

Der Fremde regt ſich nicht; der Azzo aber
Begrüßt den Podeſtá, und jetzt Imelda.

Bernardo.

Was zögert er? Wann endlich bricht er los?

Lorenzo
(zu Matteo).

Ich ſträubte mich; da ſtürzte, Herr, Beccari,
Der Unſern Einer; Guidozagni war's,
Der Lambertazzi Freund, der ihn beſiegte.
Mir ſchwoll das Herz, und jener bat ſo ſehr,
Da gab ich ihm ein roſtig Ding von Rüſtung,
Unſcheinbar, ungebraucht durch lange Jahre,
Und ſchaffte ihm ein Roß von Marco Graſſi;
Kaum aber ſprengt er durch die Straßen hin,
Da fiel mir's ſchwer auf's Herz; ich ſah im Geiſte
Die Folgen meiner That, und meine Sorge
Verrieth mich eurem Blick.

Matteo
(halb für ſich).

Wenn Fazio ſiegte,
Wenn Salinguerra Ruhm und Kranz an ihm

Verlöre! — Ha, ich ſeh', Orlando ſchon,
Ich ſeh' ihn ſchon erboßt die Erde ſtampfen,
Glut ſpeiend, kollernd wie ein Puterhahn,
Erd', Himmel, Sterne und ſich ſelbſt verfluchen,
Ich ſeh's, und Balſam iſt's für meine Seele.

Lorenzo.

Und wenn ſie's ahnten, wenn ein Zufall, Herr,
Entdeckte —

Matteo.

San Giovanni, du haſt Recht!
Schmach über Euch! Vertrag und Schwur zu brechen!
Den Podeſtà uns auf den Hals zu hetzen!
Ich muß hinab! — Komm, bleib mir bei der Hand,
Vielleicht gelingt's, Entdeckung zu verhüten!
Komm, ſag' ich, komm!

(Er geht mit Lorenzo ab; einige der Geremei im Hintergrunde folgen ihm ſogleich, andere entfernen ſich allmählich, ſo daß der Saal bis auf die Gruppe am Fenſter leer wird).

Bonamici
(am Bogenfenſter).

Jetzt ſtehen ſie einander gegenüber;
Das gibt ein Rennen, wie noch keines war!

Bernardo.

Glück auf! Denk' deiner ſchönen Braut, mein Azzo!
Des Kranzes denk, den ihre Hand dir reicht,
Und wirf ihn hin, wie Wetterſtrahl vom Himmel!

(Pauſe, Trompetenſtoß außer der Bühne.)

Sachi.

Ein tücht'ger Stoß! Heyſa! Der Fremde wankt!

Bernardo.

Ei, traf es, Mutterſöhnchen? — Wohl bekomm's!
Der nächſte Stoß, mein Bürſchchen, legt dich trocken,
Und künftig halt dich an dein Steckenpferd!

Sachi.

Still, ſag' ich, ſtill!

Bonamici.

Der Herold gibt das Zeichen —

(Trompetenſtoß außer der Bühne, dann Volksjubel und einige Takte kriegeriſcher Muſik.)

Antonio.

Wer ſtürzte?

Sachi.

Staub wallt auf, man kann nicht ſehen!

Bonamici.

Ha!

Bernardo
(vom Bogenfenſter wegſtürzend).

Tod und Teufel!

Sachi.

Ha, der Azzo!

Balbi.

Der Azzo —

Antonio.

Nein, du lügſt!

Bonamici.

Er ſtürzte — ſeht,
Jetzt rafft er ſich empor, und greift zum Schwerte,
Der Fremde ſteigt vom Roß, er ſtellt ſich ihm —
Doch ſieh, der Herold naht, und wehrt dem Kampfe.

Bernardo.

Beſiegt der Azzo! — Aberwitzig Glück!
Beſiegt von dieſem Knaben! — Pöbelwahn!
Altweiberphantaſie, die faſelt
Vom Zauber böſen Auges! — Hätt' es Kraft,
Zehn Leben hätt' das Meine ihm entrafft!

Antonio
(halb laut vor ſich hin).

Kann's nicht der Blick, ſo können's Gift und Dolche!
Der Zauber ſchlägt nicht fehl —

Sachi
(ſich die Hände reibend zu Bonamici).

Es wär' doch hübſch,
So ſehr an Azzo's Sturz ich Antheil nehme,
Wenn's heute noch zu blut'gen Köpfen käme!

Bernardo.

Der Crespo, ſagt ihr, ließ ihn in die Schranken,
Der Freund der Geremei! — Gottes Blitz!
Ich wittere Verrath —

Antonio.

Ich ſetz' mein Roß,
Mein beſtes Roß gen einen Kupferheller,
Die Geremei ſind im Spiel dabei.

(Er ſieht ſich um.)

Wo ſind ſie? Hat die Hölle ſie verſchlungen?
Fort, Alle fort?

Balbi.

Wie, raſt ihr? Seyd ihr toll?
Hat Sonnenbrand die Scheitel euch verſengt?
Was ſucht ihr hier Verrath, und ſpürt nach Ränken?
Liebt Glück ſtets Einem ſeine Gunſt zu ſchenken?
Ließ Zufall nie Verdienſt am Ziele ſtraucheln,
Und warf den Stärkern in des Starken Weg?

Antonio.

Nennt's Zufall! Auch die Falle, Herr, fällt zu!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Azzo Salinguerra tritt auf in voller Rüſtung, den Helm in der Hand.

Bonamici.

Da kommt der Azzo!

Azzo.

Nein! Nur der 's geweſen
Ich bin beſiegt, ich bin nicht Azzo mehr!

Bernardo
(ihm mit Antonio und Valbi entgegen tretend).

Ermann' dich, Bruder! Schlag' dir's aus dem Sinne!
Gefeiter Waffen Zauber fällte dich,
Nicht ritterlicher Kampf! Was liegt auch dran?
Ein Kranz auf oder ab! Dein Ruhm ſteht feſt!

Antonio.

Ergib dich drein! Ein Opfer will das Glück!
Dir bleibt die Myrthe, laß den Lorbeer fahren!

Azzo.

Ihr ſprecht zu mir, wie man wohl Kinder tröſtet;
Um ein verlornes Spielzeug: »Gräm' dich nicht!
»War's doch ſchon abgenützt und ohne Farbe,
»Und ſchön're Gaben wird dir Weihnacht bringen!«
Recht ſchön! Nur Schade, Worte helfen nicht!
Und hoff' ich auch die Schuld einſt abzutragen,
Für heut' bleibt's doch dabei: Ich bin geſchlagen.

Valbi.

Ihr nehmt's zu hoch! Noch Keinem bis ans Ende
Blieb Frauengunſt, blieb Waffenglück getreu!
(Trompetenſtoß und Paukenwirbel außer der Bühne.)

Azzo.

O hört nur, hört! Ihn grüßt der Hörner Schmettern,
Ihn Paukenwirbel, ihn des Volkes Ruf!
Ihm wird den Siegeskranz Imelda reichen!
Die Sonne ſtrahlt und Azzo's Sterne bleichen!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Ottavio Malconſigli.

Malconſigli.

Wißt ihr's? Der Preis iſt ſein!

Bernardo
(halblaut, ſich abwendend).

Fahr' du zur Hölle!

Malconſigli.

Kein Kämpfer bot dem Fremden mehr die Stirne,
Und ſo ward ihm der Lorbeer zuerkannt!

Azzo
(für ſich).

Zehn Dolche in ſein Herz!

(In der Ferne feſtliche Muſik, die ſich allmählich nähert.)

Malconſigli.

Das Kampfſpiel iſt zu Ende!
Der Podeſtá bricht auf, und prangend reiht
Sich ſchon der Zug hieher zur Preisvertheilung.

Antonio
(der ſich indeß dem Bogenfenſter genähert, und hinabgeblickt hat).

Peſt über dich!
Dort, ſeht ihr dort, Matteo Geremei —
Wie freudig er die welken Hände reibt,
Witzworte in der Nachbarn Ohren flüſtert
Und lacht und grinſet —

Bernardo.

San Petronio!
Ich ſterbe drauf, die Geremei haben
Die Hand dabei! — Kennt Keiner jenen Fremden?

Azzo.

Sein Helmbuſch ſchwebt mir vor, wie längſt bekannt,
Aus heißem Schlachtgedräng — Beim Gott des Lebens,
Ich traf ihn damals! — Aber wo und wann,
Ich ſinn' die Stirn mir heiß und ſinn' vergebens!

Malconſigli.

Ich meines Theil's, ich kenn' ihn halb und halb!

Azzo.

Du kennſt ihn?

Antonio.

Sprich! Wer iſt es?

Bernardo.

Sag's heraus!

Malconſigli.

Ich kenn' ihn halb und halb, und das will ſagen:
Ich kenn ſein Roß, den Ritter kenn' ich nicht.

Bonamici.

Du kennſt ſein Roß?

Malconſigli.

Nun ja! Zu Caſtel franco
Beim Roßkamm Antonello ſtand's zum Kauf;
Mir war der Preis zu hoch, da nahm's der Graſſi.

Antonio.

Lorenzo Geremei's Schwäher?

Malconſigli.

Ja, Derſelbe.

Azzo

(der während der letzten Reden Malconſigli's in ſtürmiſcher Haſt ans Bogenfenſter geeilt, raſch zurück tretend).

Der Helmbuſch ſchwarz und roth — Bei Cento — Ja!
Lorenzo war's, Lorenzo Geremei!
Bei Cento traf ich ſeinen Helm, denſelben,
Beſchwören will ich's, den der Fremde trägt.

Balbi.

Lorenzo's Helm?

Sachi.

Er reitet Graſſi's Roß,
Und trägt Lorenzo's Waffen?

Bernardo.

Blut und Leben!
Der Ritter unten iſt ein Geremei.

Antonio.

Er iſt's!

Bonamici.

Verrath!

Sachi.

Gebrochen Eid und Treue!

Bernardo.

Was zögern wir?

Azzo.

Die Rache ruft! Hinab!

Malconſigli. Antonio. Bonamici.

Hinab! Hinab!

Sachi.

Ihr Blut komm' über ſie!

Balbi

(ihnen in den Weg tretend).

Halt ſag' ich! Laßt der Wildniß Thiere raſen!
Dem Menſchen ward Beſonnenheit zur Kraft;
Gewaltiger als Waffen trifft das Wort,
Und über alle Macht geht die des Rechtes! —
Die Klingen weg! — Laßt uns im Rechte ſeyn,
Bologna wird nicht Rache uns verſagen.

Bernardo.

Du meinſt —

Balbi.

Vom Himmel iſt das Recht gekommen,
Drum ſoll's gegeben werden, nicht genommen!
Du nennſt ſie ſchuldig; blinden Zornes Knecht
Wirſt du's mit ihnen, ſchafft du ſelbſt dir Recht.

Fünfter Auftritt.

Festliche Musik. Balbi und die übrigen Anwesenden treten, fortwährend im heftigen Gespräche begriffen, links in den Vordergrund der Bühne, während der festliche Zug erscheint. Zwei Herolde, in den Farben Bologna's gekleidet, eröffnen ihn. Hierauf Spielleute und Schaardiener mit Hellebarden bewaffnet; diesen folgen die Anzianen Bologna's in ihrer Amtstracht mit weißen Stäben. Hierauf der Gonfaloniere mit der Fahne Bologna's, welchem die Kämpfer des Turniers in voller Rüstung, jedoch mit geöffnetem Helmsturze, und durch die Farben der Helmbüsche, Schärpen u. s. w. und sonstige Abzeichen unterschieden folgen. Hierauf einige Edelknaben, von welchen der erste auf einem sammtenen Kissen einen Lorbeerkranz trägt, sodann die Edelfrauen Bologna's, Anna und Imelda Lambertazzi an ihrer Spitze; diesen folgen die Senatoren in ihrer Amtstracht, vermischt mit den angesehensten Patriziern Bologna's, unter ihnen Orlando Lambertazzi mit mehreren Begleitern, dann Matteo und Lorenzo Geremei mit Stefano Sala und andern Anhängern ihrer Partei. Der Letzte in der Reihe der Senatoren trägt das Schwert der Gerechtigkeit mit aufwärts gekehrter Spitze dem Podestá vor, welcher dem in unscheinbarer Rüstung mit geschlossenem Helme erscheinenden Fazio Geremei die Hand reichend, auftritt. Dem Podestá folgen mehrere Senatoren und Anzianen; Schaardiener mit Hellebarden schließen den Zug. Orlando Lambertazzi mit seinen Begleitern tritt bei seinem Erscheinen gleich zu Balbi und seinen Angehörigen, von welchen letztern er mit leidenschaftlichen Geberden empfangen, und während der Dauer der Musik festgehalten wird, während im Vordergrunde rechts Anna und Imelda Lambertazzi und die Edelfrauen Bologna's ihren Platz finden, an welchen sich unmittelbar die Geremei und ihre Anhänger anschließen.

Der Podeſtá und Fazio nehmen die Mitte der Bühne ein. Sobald der Podeſtá und Fazio in der Mitte der Bühne angelangt ſind, ſchweigt die Muſik.

Podeſtá.

Noch einmal, Fremdling, Sieger grüß' ich euch!
Des Kampfes Preis habt ruhmvoll ihr errungen;
Doch kränkt es uns und kränkt mit uns Bologna,
Daß unſ're Liebe nur erkennen ſoll,
Daß ihr geſiegt, nicht wer den Sieg gewonnen,
Ob unſrer Heimat, ob der Fremde Sohn!
Wenn nicht verheiß'ne Treue, nicht Gelübde,
Nur Demuth, eingeboren echtem Werth,
Mit Dunkel und Geheimniß euch umgeben,
So ſtreift ſie ab, und zeigt euch frei dem Leben!
Schuld berge ſich, als Vorbild ſtrahl' Verdienſt,
Enthüllt euch, gebt dem Wunſch Bologna's nach!

(Fazio macht eine ablehnende Bewegung.)

Orlando
(zu Bernardo).

Ein Geremei? Wider Schwur und Recht!
Ich ſpei' dich an, treubrüchiges Geſchlecht!

Podeſtá
(zu Fazio).

Ihr bleibt bei eurem Sinn? So ſey's! Wir dringen
Nicht mehr in euch; denn Sieger hier und dort
In keinem Sinne ſeyd ihr zu bezwingen.
Bologna hat den Preis euch zuerkannt,
Empfanget ihn aus ſeiner Tochter Hand!

Fazio

(tritt raſch vor Imelda hin, und läßt ſich vor ihr auf ein Knie nieder).

Podeſtá

(der indeß den Edelknaben mit dem Kranze herangewinkt).

Imelda, nimm den Kranz, hier kniet der Sieger!

(Imelda ergreift den Kranz und will ihn Fazio reichen)

Orlando.

Halt, ſag' ich! Reich' ihm nicht den Kranz, Imelda!

(Fazio ſpringt auf.)

Podeſtá

(Orlando entgegen tretend).

Orlando, raſeſt du? Der Sieg iſt ſein!
Was ſtört dein Zuruf dieſe Friedensfeier?

Orlando.

Wir führen Klage! Hör' uns, Podeſtá!

Podeſtá.

Wen klagſt du an, und was begab ſich? Rede!

Bernardo.

Dort, jene klag' ich an, die Geremei,
Um Meineid und Verrath; der fremde Sieger,
Beſchworner Urphed heil'gem Recht zuwider
Iſt Einer von den Ihren. Podeſtá,
Gerechtigkeit!

Antonio.

Er iſt ein Geremei!

Sala.

Ein Geremei? — Wißt ihr's ſo genau,
So gebt Beweiſe, ſtellt uns Zeugenſchaft!

Matteo
(zum Podeſtà).

Sie ſuchen Händel, heiß' ſie ſchweigen, Herr!

Orlando.

Beweiſe? Zeugenſchaft? Dort ſteht Beweis
Und Zeuge. Reißt vom Antlitz des Verkappten
Den Helm herab und Zeugniß wird es geben,
Ein lebend, redend Zeugniß eurer Schmach!

Bernardo.

Den Helm herab!

Antonio.

Er iſt ein Geremei!

(Sie machen eine Bewegung gegen Bazio vorzudringen.)

Podeſtà.

Zurück!
Ihn ſchützt des Kampfes Recht und ſein Gelübde.

Orlando.

Gelübd' und Kampfrecht ſchirmt den Ehrenhaften,
Nicht Eidesfälſcher!

Azzo
(zu Bazio).

Wie ein Taſchendieb
Erſchleichſt du Kampf und Sieg, und denkſt nun auch

Auf Diebesart dich aus dem Staub zu machen.
Du ſollſt nicht, ſag' ich dir!

(Fazio macht eine Bewegung des Zornes.)

Bernardo.

Den Helm herab!
Biſt du ein Schelm, was ſuchſt du unter Männern?
Wenn du ein Mann biſt, zeig' dein Angeſicht!

Fazio
(unmuthig den Helm abwerfend).

Wohlan! da habt ihr's!

Podeſtá.

Fazio Geremei!

Imelda
(in heftiger Bewegung einen Schritt vortretend, für ſich).

Er iſt's! Er iſt's! Mein ahnend Herz ſprach wahr.

Orlando.

Sie brachen Eid und Schwur, ſo gib uns Rache!

Antonio.

Gerechtigkeit!

Bernardo.

Verbann ihn, Podeſtá!

Fazio
(vortretend zum Podeſtá).

Sie ſprechen wahr: ich bin ein Geremei!
Doch war's auch Unrecht mich zum Kampf zu drängen,

Nicht Meineid war's; mein Oheim ſchwur, nicht ich:
Und nur was ich gelobt, kann ich vertreten.
Genügt dieß nicht, ſo ſtell' mich vor Gericht,
Und nach dem Recht Bologna's laß mich's büßen.
Doch jener Kranz, den du mir zuerkannt,
Der Kranz, den ſiegend dieſer Arm errungen,
Der Kranz iſt mein,

(zu Imelda gewendet)

und deine milde Hand
Gewährt ihn mir; beim Gnadenbild Loretto's,
Verweig're mir ihn nicht!

Anna

(raſch zwiſchen Fazio und Imelda tretend).

Sprecht dort zum Podeſtá!
Der Tochter ziemt's, dem Vater zu gehorchen.

Orlando.

Verdorr' die Hand, die einen Geremei
Mit Ehrenkränzen ſchmückt!

Matteo.

Behaltet ſie!
Von euch berührt, verlieren ſie den Namen.

Orlando

(ziehend).

Grauhaar'ger Schelm, das büßt du mit dem Leben!

Sala.

Komm an!

Lorenzo.

Verſuch' es!

Bernardo.

Stoßt ſie nieder!

(Von beiden Seiten werden die Schwerter gezogen, und die Parteien ſind im Begriff, auf einander los zu brechen.)

Podeſta
(zwiſchen ſie tretend).

Halt!
Zurück, Wahnſinnige, bei meinem Zorn,
Zurück!
Banditen! — Denn ihr ſtehlt
Bologna's Ruh', und mordet ſeinen Frieden!
Blutgier'ge Schlächter, grimmer als der Hay,
Der Meere Schrecken, als des Urwalds Wolf,
Die Hunger reizt, nicht Haß! Aufrührer! Redet!
Was ſtört ihr frech mit rauhem Waffenklang
Den uralt heil'gen Frieden dieſer Halle?
Aufathmend kaum von langen Krieges Mühſal
Erhub Bologna das geſenkte Haupt,
Und ſchlimm're Fehde ſchlüg' in ſeinem Schooß
Aus eurem Haß empor, und wieder heulte
Von ſeinen Thürmen Sturm und wieder brauſte
Durch ſeine Straßen Kampf und wieder röthete
Blut ſeine Mauern, ſeine Giebeln Brand! —
Ihr ſollt nicht! Seht euch vor, denn ausgeſchöpft
Hat eures Haſſes Wuth den Born der Gnade,
Und fortan Dämme ſetzen wir der Flut,
Die überſchäumet Ufer und Geſtade;

Gebiß und Zaum ſoll euer Zornmuth tragen,
Und euer Trotz an Band und Ketten nagen!

Was dieſen Streit betrifft, ſo iſt mein Wille,
Entgehen nicht ſoll Schuld verdienter Strafe,
Doch auch Verdienſt des Lohnes nicht entbehren!
(zu Tazio)
Du haſt geſiegt, und Ruhm ſoll dich verklären!
Empfange Sieger hier den Siegespreis!
(Er reicht Tazio den Kranz.)

Azzo.

Wie, du belohnſt ihn noch?

Bernarde.

War's nicht beſchloſſen,
Den treff' Verbannung, der heut' Frieden bricht?

Antonio.

Verbann' ihn, Podeſtà!

Podeſta.

Schweigt, ſag' ich, ſchweigt!
Iſt dieß der Tag, ein Halsgericht zu hegen?
Und ſtimmt zum Feſt des Blutbann's rauher Zwang?
Was wollt ihr? — Recht? Begehrt es, wie ſich's ziemt!
Erſcheinet vor Bologna's großem Rath,
Der ſich verſammeln wird in dreien Tagen,
Und klagt ihn an! Verdienſt fand ſeinen Lohn,
Und Schuld, ich ſchwör' euch's zu, ſoll Strafe finden!
Für heute denkt der Schwüre, die euch binden,

Und weil ihr Frieden dieſem Feſt gelobt,
Bezwingt den Grimm, der gährend in euch tobt,
Und geht, und haltet Frieden!

Senatoren und Anzianen.

Frieden! Frieden!

Orlando
(auf ſein Schwert geſtützt nach einer Pauſe).

Bologna's großer Rath — in dreien Tagen —
Des Schwur's gedenken! Recht! Ihr redet weiſe,
Gott geb' euch langes Leben, Podeſtá!
Was wir gelobt, das heißt's zur Stunde halten,
Mit unſeren Klagen hat's drei Tage Zeit!
Das lob' ich mir, das nenn' ich Recht verwalten!
Nun gut, wir warten! — Nein, wir warten nicht!
Wir betteln nicht um unſ're heil'gen Rechte,
Wir ſuchen ſie im offenen Gefechte,
Wir ſuchen ſie im langgewünſchten Streit!
Heut' iſt verflucht, doch heute geht vorüber,
Und wenn des Tages Schimmer ſich erneut,
Dann brauſe Waffenklang ſtatt ſchaler Rede,
Dann tobe Kampf, dann raſe Fehde!

Podeſtá.

Du wagſt, Vermeſſ'ner —

Lambertazzi und Geremei
(in tumultariſcher Bewegung)

Fehde! Fehde!

(Während die Lambertazzi ſtürmiſch abgehen, fällt raſch der Vorhang.)

Zweiter Akt.

(Wald. Hügelige Gegend mit Partien zerſtreuten Gebüſches. Im Hintergrunde auf einer fernen Höhe, in einem vom Reno durchſchlängelten Thale Montardino, die Burg der Lambertazzi. Im Vordergrunde links führt ein Waldſteig bergan, daneben ein Mooſsitz.)

Erſter Auftritt.

Fazio. Geremei liegt auf dem Mooſsitze ausgeſtreckt. Stefano. Sala tritt zur Rechten des Zuſchauers aus dem Gebüſche.

Sala
(zu Fazio hin tretend).

Die Burſche ſind vertheilt; die Hälfte dort
Im Buſch, der Reſt hier an des Hohlwegs Schwelle,
Und trifft ihr Schwert nur halb ſo derb und feſt,
Als Jeder ſich mit Flüchen hören läßt;
So kommt kein Feind dort lebend von der Stelle.

Fazio.

Zum Glück kommt Keiner hin!

Sala.

So denk' ich auch;
Orlando's Sohn und Neffe, die ſonſt ihren Weg
Gern hier im Walde nahmen, hält der Podeſtá

Zurück, Vergleich und Frieden zu berathen
Mit ihnen und Matteo, deinem Ohm;
Orlando ſelbſt zieht aber ohne Zweifel
Am Renoufer hin den nächſten Weg
Nach Montardino, ſeinem Eulenneſte.

Fazio.

Dort ſteht der Graſſi —

Sala.

Ja, der kommt zum Tanz,
Und mög' er wacker ſeiner Haut ſich wehren;
Sie werden fechten, wie gehetzte Bären,
Und wohl gerüſtet zog Orlando aus.

Fazio.

Und warum lauern wir auf ſeinem Wege?
Er räumt die Stadt, was wollen wir noch mehr?

Sala.

Ei, Freund, ihn warnen vor der Wiederkehr! —
Ja! hätte geſtern in des Streites Mitte
Der Podeſtá, durch Drohung und durch Bitte
Gelöſet nicht des Kampfes wirren Knoten,
Die Rückkehr hätt' von ſelbſt ſich wohl verboten.
Nun aber bleibt dem Feind noch Kraft zurück;
Der Podeſtá will beider Häuſer Fehde
Beilegen mit der Macht der ſchönen Rede;
Indeß benützen ſie den Augenblick;
Der Azzo ſchaffet Hülfe von Ferrara,
Und eh' wir's denken, kehren ſie zurück.

Von vorn mag dann der Podeſtà zum Frieden
Bedingungen und Klauſeln wieder ſchmieden,
Und Alles ſtellt ſich ſchlimmer, als es war.

Fazio.

Macht Frieden denn und ſeyd der Sorgen baar!

Sala.

Macht Frieden denn! Als wär's ſo leicht geſchehen!
Wenn auch die Schwächern für den Augenblick,
Sie rechnen auf des Streites wechſelnd Glück;
Da heißt es denn handgreiflich in ſie dringen,
Mildthätig ſie zum lieben Frieden zwingen,
Und darum hinter Herrn Matteo's Rücken
Sind wir heraus thatſächlich auszudrücken,
Was drin abſtrakt der Podeſtà docirt;
Der Mann verdient's, daß man ihn commentirt. —
Nun, haſt du noch zu tadeln und zu ſchelten?
Was meinſt du, Fazio? Hörſt du? Sey doch klug!
Was ſtarrſt du aufwärts nach der Wolken Zug?

Fazio.

Und warum ſollt' ich nicht? Von Kindheit auf
Ergötzte mich der Wolken luſtig Spiel,
Und Sinn und Namen lieh ich ihren Formen.
Dort jene kleinen, ſilbern hingehaucht,
Wie Engelsköpfe ſchauen ſie mir nieder!
Die Wetterwolke hier ob unſern Häuptern
Schwimmt drohend hin gleich einem Kaperſchiff
Mit ſchwarzen Wimpeln und ihr lichter Saum
Umkräuſelt ſie wie Schiffe Wellenſchaum.

Iſt das nicht ſchön, und wird dir nicht zu Muthe
Als ob noch ſel'ge Kindheit auf dir ruhte,
Und dort der Himmel wär' dein Bilderbuch?

Sala.

Und wenn ich blätternd in dem Bilderbuch,
Nun fände, jene goldumſtrahlte Wolke
Von Nebeldüften wie von Flor umweht,
Sie glich Imelden —

Fazio.

Nun, was hältſt du inne?

Sala.

Und du erröthest! Was erröthest du?

(Nach einer kurzen Pauſe.)

Ich bitt' dich, denk der Mähre von Irion,
Der blind vermeſſ'ner Liebe ſich ergeben,
Und eine Wolke an ſein Herz gedrückt.

Fazio
(aufſpringend).

Ei, ſind wir Alle doch Irions Söhne!
Was immer wir ergreifen, Luſt wie Schmerz,
Wir drücken ewig — Wolken nur ans Herz!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Lorenzo Geremei tritt haſtig von der Linken des Zuſchauers auf.

Sala.

Sieh da, Lorenzo!

Lorenzo.

Gut, daß ich euch treffe!
Orlando mit den Seinen naht der Stelle,
Wo Graſſi ihrer harrt; der Kampf bricht los;
Zu fürchten ſteht, denn ihre Schaar iſt groß,
Daß ſie vom Renoufer weggedrängt,
Den Durchbruch gegen Cento hin erzwingen.
Tebaldi, der die Höhen dorten hält,
Bedarf Verſtärkung! Sala, du mußt hin!
Nimm wack're Leute mit, und zeig' dich wacker!

Sala.

Ich halte Stich; thut meine Schaar desgleichen,
So liegt's am Tag, die Feinde müſſen weichen.

Lorenzo
(zu Fazio der ſich indeß wieder auf den Moosſitz hingeſtreckt hat).

Dir aber, Fazio, läßt der Graſſi künden,
Acht haben mögeſt du am Hohlweg dort,
Daß nicht der Salinguerra dir entgehe;
Berichtet ſind wir, daß mit wen'gen Dienern
Er nach dem Abzug erſt der Lambertazzi
Die Stadt verließ, und ſich hieher gewendet.

Fazio.

Recht! Recht!

Lorenzo.

Ein Fußpfad führt hier durch die Wälder
Und angegriffen könnte Azzo dort
Vielleicht entkommen. Halt denn gute Wache!

Fazio.

Das will ich!

Lorenzo.

Auf denn! Fort an unſ're Poſten!
(Zu Fazio, der noch immer auf der Raſenbank hingeſtreckt liegt.)
Was ſäumſt du, Fazio?

Fazio.

Laß gut ſeyn, Freund,
Es hat nicht Eile!

Lorenzo.

Uns; den Führern ziemt's
Den Reiſigen als Muſter vorzuleuchten!

Fazio.

Du ſtrahlſt allein wohl als ein Dutzend Sterne;
Was braucht es uns?

Lorenzo.

Du aber zeigſt wie immer
Dich ſorglos, läſtig, träg und achteſt höher
Als unſ'res Hauſes Ehre dein Behagen.

Fazio.

Wer ſagt das?

Lorenzo.

Ich! Ich ſag' dir's in den Bart!

Sala.

Ei, laß' ihn, komm!

Lorenzo.

Biſt du ein Mann, und nimmſt,
Wie dieſes Streites Urſprung und Beginn,
Gleichgültig vornehm ſeinen Ausgang hin.

Fazio
(auffahrend).

Ich? Saint Denis! — Du biſt von Sinnen, Vetter!

Sala.

Lorenzo, ſey doch klug! Focht geſtern nicht
Er dir zur Seite, war er nicht dabei,
Als wir des Malconſigli Haus verbrannten,
Und liegt er heut' mit uns nicht auf der Lauer?
Was willſt du mehr, und warum ſchmähſt du ihn?

Lorenzo.

Ihm fehlt nicht Muth, ihm fehlt des Eifers Drang,
Der Alles einſetzt für erſehnte Rache;
So lang noch Einer von den Hun[illegible]
Iſt nichts gethan für unſ'res Hauſes Sache.

Fazio.

Ja ſo! Ihr meint, ich ſolle wie ihr Andern,
Wuthſchnaubend, grimm, gleich Wölfen mich gebärden?

Zum Kinderſchreck mein Antlitz wild verzerren?
Aufſchreien Nachts im Traum: Schlagt todt, und Rache!
Das hofft nicht! Nein! In Frankreich haben ſie
Den Sinn des Lebens fröhlich mir gedeutet;
Vertobt es ihr im wüſten Schlachtgetümmel,
Ich zähl' der Wolken Flug am blauen Himmel,
Ich will's verjubeln an der Quelle Rand.
(Er wirft ſich wieder auf die Raſenbank hin.)

Lorenzo.

Und du wärſt uns verwandt? Nein, ſag' ich, nein!
Du biſt kein Geremei!

Sala.

Ja, da liegt's!
Der iſt kein Marder, der nicht Tauben ſtiehlt,
Und dieſer, wer er ſey, kein Geremei!
Ihm mangelt der Inſtinkt, ihm fehlt der Durſt
Nach warmen Blut, er iſt nicht unſ'rer Gattung;
Und drum, Lorenzo, nimm ihn, wie er iſt.
Kann er dafür, daß Milch ſein Blut, und Ruhe
Ihm angeboren und Friedfertigkeit.

Lorenzo.

Friedfertigkeit! Ja! Laßt es ſo uns nennen;
Obwohl wir beſſer Grund und Urſach' kennen
So ſelt'ner Ruhe und Friedfertigkeit.

Sala.

Komm, laß uns gehen.

Lorenzo.

Ob wir auch verblendet
Selbſt Roß und Wehr zum Kampf ihm zugewendet,

Warum er kämpfte, ward uns endlich klar;
Und künftig werden wir zu hüthen wiſſen
Ein Herz, von Haß und Liebe gleich zerriſſen.

(Entfernter Hörnerklang außer der Bühne.)

Sala.

Horch! Hörſt du nicht! Tebaldi ruft um Hülfe!
Komm ſag' ich, komm!

Lorenzo.

Der Liebe Gift iſt ſüß,
Doch Mittel gibt's, wie gegen Vipernbiß
So gegen Meineid und Verrath, die ſchlimmer;
Und kommt ans Licht —

Sala.

Nichts mehr! Macht's morgen aus!
Heut gilt's dem Feinde! Fort, Lorenzo, fort!

(Er zieht Lorenzo mit ſich fort und beide verſchwinden rechts im Hintergrunde der Bühne im Gebüſche.)

Dritter Auftritt.

Fazio.

Was war das? Argwohn? Wo wär' Grund dazu?
Und doch iſt's Argwohn. That ich nicht genug
Mit einzuſtimmen ins Geheul der Wölfe,
Die Farben ihrer Thorheit anzuthun,
Nur nicht ſo grellen Tons und bläß're Tinte?

Doch wer genügt dem Haß? — Sie möchten ganz
In ihre Formen gießen mein Gemüth,
Der Pulse Takt zumessen meinem Herzen,
Und einer Uhr gleich meine Denkart stellen.
Nehmt Wachs! Nehmt Thon! Mein Herz ist minder weich!
Ein heilig Recht der Seelen ist's, zu lieben,
Und habt ihr euch dem Teufel Haß verschrieben,
So fahrt zur Höll' ich hoff' auf's Himmelreich!

Ich bin um meine Stimmung! Diese Bursche
Zerrissen mir mit ehern plumper Faust
Das gold'ne Spinngewebe meiner Träume,
Und gellend rief der Schrei der Wirklichkeit
Vom off'nen Himmel mich zur Erde nieder! —
So will ich, weil ich doch ihr Führer bin,
Bei meinen Söldnern denn die Runde halten;
Von Mann zu Mann ermahnend will ich schreiten,
An Worten soll's nicht fehlen, — schweift der Sinn
Und irren die Gedanken gleich im Weiten!

(Geht rechts im Vordergrunde der Bühne ab.)

Vierter Auftritt.

Imelda tritt in Begleitung Gherardo's rechts im Hintergrunde der Bühne auf.

Gherardo
(zurück in die Scene rufend).

Du warteſt mit den Roſſen, hörſt du, bis
Herr Salinguerra hier des Weges zieht;

Dem ſchließt du dann dich an! — Wir aber, Herrinn,
Vertrauen nun der eig'nen Kraft, hier trägt
Dein Fuß dich ſich'rer hin, als Roſſeshufe.

Imelda.

Ich kenn' die Gegend; führt nicht dort ein Steig
Hinan?

Gherardo.

Derſelbe, Herrinn, den dein Vater
Durch ſeinen Boten uns betreten hieß;
Und er hat wohl gethan. Vom Feind bedrängt,
Bedurft' er dein Gefolge zur Verſtärkung,
Und unbegleitet konnteſt du nicht mehr
Der off'nen Straße folgen. Sicher führt
Der tief verſteckte Steig dich nach der Veſte,
Indeß die Reiter, wie der Herr befahl,
In raſchem Trab zu ſeinem Zuge ſtoßen.

Imelda.

Empfahlſt du ihnen auch zu eilen? Werden
Zur rechten Zeit den Vater ſie erreichen?

Gherardo.

Ei, Herrinn, bange nicht! Dein Vater bot
Oft ſiegreich ſchlimmerer Gefahr die Stirne,
Und jene hieß ich längs des Fluſſes hin
Verhängten Zügels nach der Brücke jagen;
Sie müſſen bald die Höhen dort gewinnen.

(Sich nach dem Hintergrunde wendend.)

Da ſieh nur — Blitz und Brand!

Imelda.

Was haſt du? Rede!

Gherardo.

Ich hieß am Ufer rechts den Weg ſie nehmen,
Sie aber reiten links dem Sumpf entgegen;
Dort, ſiehſt du, halten ſie verdutzt am Moor!
Blödſicht'ges Volk! Kürb'köpfiges Geſindel!
Das hat man mit dem fremden Söldnerpack:
Das weiß mit nichts Beſcheid als mit dem Hieber!
Heda! Rechtsum! Das hört nicht! He! Rechtsum!

Imelda.

Spreng' ihnen nach! Bedeute ſie des Weges!
Was ſäumſt du? Fort!

Gherardo.

Und du, Gebieterinn,
Du bliebſt allein zurück?

Imelda.

Sorg' nicht um mich!
Ich kenn' hier Weg und Steg! Auch ohne dich
Gelang' ich nach der Veſte! Fort, Gherardo!
Zu Roß! Führ' jene ſelbſt dem Vater zu,
Und bleib' ein Helfer mehr an ſeiner Seite!

Gherardo.

So warſt du immer, Herrinn! Schon als Kind —
Oft preßt' es warme Thränen mir ins Auge —
Gedachteſt du des eig'nen Wohls zuletzt,
Und näher ſtets ſtand deinem hohen Sinn
Die fremde Neigung als der eig'ne Wunſch!

Jetzt aber, meiner Obhut anvertraut,
Darfſt nicht allein den Heimweg du betreten;
Doch wenn du hier ein Veilchen ruhen willſt,
So eil' ich fort, um jene zu bedeuten,
Und kehre wieder und geleite dich!

Imelda.

Hab' deinen Willen denn! — Nur ſäum' nicht länger,
Eil' ihnen nach!

Gherardo.

Im Fluge iſt's geſchehen!
Du raſt' indeß im duftig weichen Moos;
Bald kehr' ich wieder! — Burſche! He! Mein Roß!

(Er geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Imelda.

Bald kehrt er wieder? — Währt' es doch recht lang!
In wechſelnder Gefühle Sturm und Drang
Bringt Stille nur der bangen Seele Frieden.

(Sie läßt ſich auf den Mooſsitz nieder, und blickt einige Sekunden vor ſich hin, dann um ſich her blickend)

Waldeinſamkeit, wie weht mit weichem Flügel
Bewegter Wipfel Wohllaut um mich her;
Wie wogt hinwallend über Berg und Hügel
Um meine Wangen würz'ger Düfte Meer!

Wie ſtill iſt's hier! Es ſtirbt des Lebens Regen
In dieſer Schatten ſüßem Dämmerlicht,
Und ich verſtehe, was in leiſen Schlägen
Mein zagend Herz voll ſcheuer Sehnſucht ſpricht!
Vom Heiligthume ſpricht's am Meeresſtrand,
Vom Ritter, der aus wogendem Gedränge
Mich ſchützend barg am kühlen Brunnenrand;
Es widerhallt mir ſeiner Worte Klänge,
Es widerſtrahlt mir ſeiner Blicke Glut,
Es zeigt mir ihn als Sieger in den Schranken,
Und Wahrheit nennt es meine Traumgedanken,
Die ihn mir malten voll von kühnem Muth,
Voll unbefleckten Adels im Gemüthe,
In jeder Tugend jeden Vorzugs Blüte;
Und ſeinen Namen ruft's in Sehnſuchtsklängen,
Und wogt empor und will den Buſen ſprengen.

Du thöricht Herz! Was wogſt du in der Bruſt,
Aufwallend bald in nie geahntem Bangen,
Aufwallend bald in nie geahnter Luſt?
Wär' dieß die Krankheit, die ſie Liebe nennen?
Ich kenn' den Haß wohl, Liebe kenn' ich nicht! —
Doch wär' es Liebe, wär's dies ſüße Weh,
Von dem der Sänger Lieder uns erzählen,
Dann gilt's, ſie zu verbannen, zu verhehlen,
Eh' dieſer Wahnſinn ſich auf ihn vererbt,
Eh' ſie, die Haß allein im Buſen tragen,
Die nur der Rache finſt'rer Drang durchglüht,
Das ſchöne Heil'genbild in Trümmer ſchlagen,
Vor dem im Traume meine Seele kniet.

Drum Sehnſucht, ſchweig! Beſonnenheit verhehle
Dem Blick der Liebe, wie des Haſſes Blick
Das drohende Geheimniß meiner Seele!
Fahr' hin! Fahr' hin, du Schattenbild von Glück!
Viel beſſer, Herz, geträumtes Glück beklagen,
Als Heil und Wohlfahrt des Geliebten wagen,
Es abzutrotzen zürnendem Geſchick.
Komm, Friedenshauch, der weht auf dieſen Matten,
Kehr' kräftigend in meine Seele ein,
Und ausgeträumt laß ihre Träume ſeyn,
Waldeinſamkeit, in deinen grünen Schatten!

(Sie verſinkt in Nachſinnen.)

Sechster Auftritt.

Imelda. Fazio tritt aus dem Gebüſche hervor.

Fazio.

Wer ſind die Reiter dort am Saum des Waldes?
Ich will —
Ihr Engel Gottes! Seh ich recht
Sie iſt's und iſt allein — Erbarmend führt
Der Himmel meiner Sehnſucht ſie entgegen!
Was ſäum' ich nur? Mich faßt es an wie Schwindel!
Beim ew'gen Himmel, ſäß' der Azzo dort
In Erz geſchnürt vom Wirbel bis zur Zehe,
Und lüd' er mich zum Kampf auf Tod und Leben,
Weiß Gott, ich wollt' ihm mannhaft Antwort geben! —
Ihr Anblick aber lähmt mir Schritt und Wort.

Doch gutes Glück, du ſollſt mir nicht entſchweben,
Die eine Stunde zahl' für's ganze Leben!

(Sich Imelda nähernd.)

Imelda!

Imelda
(aufſchreckend).

Ha!

Fazio.

Was bebſt du ſcheu zurück?
Ich bin es! Kann mein Anblick dich erſchrecken?
Ich bin's, Imelda! Warum fliehſt du mich?

(Imelda tritt ſchweigend, aber in heftiger Bewegung, einen Schritt vor.)

Fazio
(näher tretend).

O ſenk' nicht deinen Blick! Verſchließ mir nicht
Den Himmel deiner Augen! Blick mich an!
Gedenk' Loretto's, und erkenne mich!

Imelda.

Hinweg! Hinweg!

Fazio.

Wie? Meinſt du, ich ſoll gehen?
Wenn Wirbelwind mich nicht von hinnen ſchleudert,
Wenn gähnend nicht die Erde mich verſchlingt,
So bleib' ich hier, und ging die Welt in Trümmer.

Imelda
(will gehen).

Fort, ſag' ich! Laß mich!

Fazio.

Nein, du darfſt nicht gehen!
Feſthalten will ich dich als meine Beute;
Nach Kriegesbrauch gewonnen biſt du mein!

Imelda.

Gefangen, meinſt du?

Fazio.

Du erbleichſt, du zitterſt!
Ich ungeſtümer Thor! Vergib, Imelda!
Frei biſt du, frei, wie Wolken, Licht und Wind,
Frei, wie Gedanken, frei wie Wünſche ſind;
Zwang hält dich nicht, wenn Bitten dich nicht halten!
Doch bitt' ich dich: Laß Milde ſiegend walten!
Herzinnig fleh' ich: Bleibe, hör' mich an!

Imelda.

Ich will nicht hören!

Fazio.

Worte ſind nur Luft,
Und trägt des Weſtes Hauch dir Vogelſang
Und Waldesrauſchen zu, warum nicht Worte?
Erkennſt du nicht mehr meiner Stimme Klang?
Gedenkſt du nicht des Tages von Loretto,
Nicht des Altares mehr, an dem wir knieten?
Ich neben dir, von deinem Hauch berührt,
Stumm, athemlos, von deiner Nähe trunken,
Ich neben dir, und rings die Welt verſunken!
Und als der Pſalter deiner Hand entſchlüpfte,

Dein Blick ihn ſuchend auf den meinen traf,
Gedenkſt du nicht mehr, daß ihr Strahlenkuß
Nicht Frage war, nein, ſeliges Erkennen,
Ein Wiederſehen, nicht ein erſter Gruß?
Verſtandſt du nicht, was ſprach aus ihren Flammen:
Gott ſandt' uns aus, und Gott führt uns zuſammen!

Imelda
(für ſich).

Sey taub, mein Ohr, und waffne dich, Gemüth!
So ſchön der Traum, ſo furchtbar das Erwachen!

Fazio.

Und weißt du noch wie wogendes Gedränge
Dem Troß der Diener plötzlich dich entriß,
Wie ich, erſchöpft, der Ohnmacht nah', dich fand,
Und rettend aus dem Schwall der lauten Menge
Dich hintrug an des Brunnens ſchatt'gen Rand! —
Der Tag war ſchön, und lieblich klang die Quelle,
Und Roſen blühten üppig an der Stelle,
Und ſtill und einſam ruhten wir im Moos! —
Und Roſenblätter ſtreift mit leiſem Hauche
Die Abendluft vom rauſchend ſchwanken Strauche
Hin auf den Raſen, nieder in den Bach;
Fortwirbeln ſah ich ſie im Flug und ſprach:
So wird mein Wort in deinem Ohr verwehen,
So wird mein Bild in deinem Sinn vergehen,
Und ausgetilgt wird mein Gedächtniß ſeyn!
Du aber ſahſt mich an, und ſcheu zurück
Zur Erde ſenkſt du ſchüchtern deinen Blick,
Und tief erröthend hauchſt du flüſternd hin:

Gewiß nicht! Nein! Und plötzlich hältſt du inne,
Und ſchweigſt verſchämt, als wär's zu viel geweſen.
O wenn ich recht in jenem Blick geleſen,
Wenn jenes Wort aus deiner Seele kam,
So ſtoß' mich nicht zurück! Bei jenem Wort,
Hier eingeprägt als Umſchrift deinem Bilde,
Beſchwör' ich dich, ſey heut', wie damals, milde,
Und heut', wie damals, folg' des Herzens Drang!

Imelda
(für ſich).

Verzagend Herz, ſey ſtark in deiner Liebe!
(Zu Fazio).
Du ſprichſt von Zeiten, die vorüber ſind.
Ein Fremder nahteſt ſchützend du der Fremden;
Jetzt kenn' ich dich, und kenne dich als Feind.

Fazio.

Ich! Ich dein Feind! Der freudig Folterqual
Ertrüg' für dich, dein Feind? Der tauſend Leben
Hinopferte für dich, dein Feind? Ich, der
Nicht denkt, nicht fühlt, nicht athmet als für dich,
Ich wär' dein Feind?

Imelda.

Du biſt ein Geremei,
Und meines Hauſes Feind, biſt du der meine!

Fazio.

Du ſprichſt nicht, was du denkſt! Du kannſt nicht denken,
Daß jener Wahn auch mich gefangen hält;

Du denkſt es nicht! — Was kümmert uns ihr Haß?
Hier ſtehen wir auf Gottes ſchöner Erde,
Ich jung, wie du, ich muthig, wie du ſchön;
Ich ſtark, du zart, vor uns ein blühend Leben,
In jedem Puls der Liebe glühend Beben,
Und Namen trennten uns? — Was ſind denn Namen?
Des Steines Faſſung nur, des Bildes Rahmen,
Ein Schall, ein Lufthauch, weniger als Nichts!
O ſprich nicht nach, was finſt'rer Haß dich lehrte,
Du biſt ein Weib, und dein Beruf iſt Liebe;
Der Liebe ſüße Töne ſtammle nach!
Ja, wollteſt du, du kannſt nicht haſſen! Nein!
Imelda haßt mich nicht!

Imelda
(nach einer Pauſe mit Anſtrengung).

Ja! Ja!

Ich haſſe dich!

Fazio.

Nein; nein! Unmöglich! Nein!
Und riefeſt Erd' und Himmel du zu Zeugen,
Und tönten alle Stimmen der Natur
Dies »Ja« mir zu; Nein, rief ich, Nein, ihr lügt!
Imelda kann nicht haſſen!

Imelda
(aufhorchend und ängſtlich in die Scene blickend).

Sie kommen! Fliehe!

Fazio.

Was erfaßt dich!

Imelda.

Fort!
Entfliehe! Mein Gefolge kehrt zurück;
Verſuch' nicht, ihrer Übermacht zu trotzen!
Flieh!

Fazio.

Fliehen? Nein! Ich hab' ein Schwert, wie ſie —
Und fall' ich — Wohl! Was liegt am nackten Leben?
Du haſſeſt ja das Blut, dem ich entſproſſen,
So ſieh zu deinen Füßen es vergoſſen!

Imelda
(in der heftigſten Aufregung).

Ich haſſe dich! Gewiß! Ich haſſe dich!
Doch fliehe, Fazio, ich beſchwör' dich, flieh!

Fazio.

Wie lieblich tönt aus deinem Mund mein Name;
Wer hat ſo ſüß ihn ſprechen dich gelehrt?
Wie ſchmückt dich dieſe Angſt! Und ich ſoll gehen?
Dein Wort tönt Haß, doch milder ſpricht dein Blick!
Wem glaub' ich nun? O laß dem Blick mich glauben!

Imelda.

Fort! Zög're nicht!

Fazio.

Du willſt es, und ich gehe;
Doch geh' ich nur, daß ich dich wieder ſehe!
Bis dahin — haſſe mich! Haß führ' im Traume
Mein Bild dir zu; Haß zeig' im Wolkenraume

Dir meine Züge, Haß mög' all dein Denken
Bei jedem Schritt auf mich Verhaßten lenken,
Und ſegnen, lieben will ich deinen Haß!

(Er geht raſch im Vordergrunde rechts ab.)

Imelda
(ihm nachblickend, nach einer Pauſe).

Dort ſeh' ich im Gebüſche ihn verſchwinden!
Kein Spähblick mag ſeine Spur ergründen!
Er iſt geborgen! Himmel, habe Dank!

(Sie ſinkt erſchöpft auf den Moosſitz.)

Siebenter Auftritt.

Imelda. Gherardo tritt mit einigen Reiſigen auf.

Gherardo.

Da bin ich wieder! Jene ſind entſandt,
Und dieſe hier, die Azzo's Ankunft künden,
Der dort des Weges herzieht, nahm ich mit
Aus Vorſicht, falls ein Hinterhalt uns drohte!
Nun aber, Herrinn, komm!

Imelda
(aufſtehend).

Ja, laß uns gehen!

Gherardo.

Was haſt du? Sprichſt du doch gleich wie im Traume;
Hat Waldesrauſchen dich in Schlaf gewiegt,

Der Quelle Klang in Schlummer dich geſungen,
Und nahten ſel'ge Geiſter dir im Traume?

Imelda
(halb vor ſich hin).

Ich träumte, ja! doch waren's bange Träume! —
Geöffnet ſah ich lichte Himmelsräume,
Doch unten war der Abgrund aufgethan!
Und ſtrahlend ſtieg ein Engel zu mir nieder,
Und bot zum kühnen Flug mir ſein Gefieder,
Doch unten war der Abgrund aufgethan,
Hinab ins Dunkel hätt' ich ihn geriſſen!
Da wollt' ich lieber ſelbſt den Himmel miſſen,
Und riß empor mich aus des Traumes Wahn!

Gherardo.

War's doch nur Traum! Komm, ſchlag' dir's aus dem Sinne!
Die Mutter harret dein! Komm, ſäum' nicht länger!
Ein Stündchen Wegs ſo ſind wir in der Veſte!
Dort magſt du ruhig neue Träume ſpinnen,
Erfreut es dich; doch thut's nicht noth! Verrinnen
Uns Allen doch die Tage wie ein Traum!

Imelda
(halblaut vor ſich hinſprechend).

Wohl ſpricht er wahr, und weh', wer ihnen glaubt
Des flücht'gen Traumes lockenden Geſtalten;
Herz, faſſe Muth das Eine feſt zu halten:
Entſagend ſchirmſt du ſein geliebtes Haupt!

(Indem ſie ſich an Gherardo's Hand zum Abgehen wendet, fällt der Vorhang.)

Dritter Akt.

(Burg Montardino; Gemach. im Hintergrunde der Haupteingang; rechts eine Seitenthür, daneben ein Fenster; links im Vordergrunde ein Tisch mit einem Armstuhl, daneben ein niederes Tabouret.)

Erster Auftritt.

Anna Lambertazzi.

Anna
(am Fenster).

Dort lenkt sie aus der Laube dichten Schatten
Den Schritt zur Burg — die Erde sucht ihr Blick,
Leidvolles Sinnen hält den Geist umfangen,
Und Gram entfärbt die Rosen ihrer Wangen!

(In den Vordergrund der Bühne tretend.)

So schwand auch dir der Traum der Kindheit hin,
So ward auch dir das Paradies genommen,
Kaum daß Erkenntniß über dich gekommen,
Kaum daß dein Herz im Busen sprach: Ich bin!
O hartes Loos, dem Weib bestimmt zu tragen;
Sein Lebensend' und Anfang ist Entsagen,
Und eine Wüste, was inmitten liegt!

Zweiter Auftritt.

Anna. Imelda tritt, eine Laute in der Hand, durch die Seitenthüre langſam und ruhig, aber in tiefen Gedanken verloren, auf.

Anna
(zu ihr hintretend).

Mein Kind, wo kommſt du her?

Imelda.

Vom Garten, Mutter!

Anna.

Mit deiner Laute?

Imelda
(mit ruhiger Heiterkeit).

Ja! Ich ſang im Freien!
Mir klingt's viel ſchöner als im dumpfen Haus;
Zumal das Lied, du ſelbſt haſt's mich gelehrt,
Das Lied vom Ritter und der Herzoginn.
Wie ihn zum Tod der gift'ge Pfeil verwundet,
Und ſie, ſich treffend mit demſelben Pfeil,
Sein Schickſal theilt! Fürwahr ein traurig Lied,
Doch mir gefällt's vor Allen!

Anna.

Weißt du auch,
Es bringt Bernardo heute von Bologna
Vom Friedensrath des Podeſtá uns Kunde;
Vielleicht löſt friedlich ſich der Hader —

Imelda.

Friedlich?
Du hoffſt vergebens, wenn du Frieden hoffſt!

(Pauſe.)

Anna

(die ſich indeſſen in den Armſtuhl niedergelaſſen, weich).

Imelda, komm zu mir!

Imelda.

Was willſt du, Mutter?

Anna.

Weißt du nicht mehr, wo deine Stelle war,
Als du ein Kind an meiner Seite ſaßeſt?
Weißt du's nicht mehr, mein Kind?

Imelda.

Hier war ſie, hier!

(Sie ſetzt ſich auf das Tabouret neben dem Armſtuhl.)

Anna.

So war's. Hier ſaßeſt du, und hörteſt eifrig
Den ſchönen Mährchen zu, die ich erzählte,
Und wenn dir graute, bargſt du angſterfüllt
Dein Angeſicht im Saume meines Kleides;
Und war's recht traurig, ging dein kleines Herz
In ſüßer Wehmuth auf, ſo legteſt du
Dein Köpfchen leiſ' in meinen Schooß und weinteſt! —

Imelda

(ihr Haupt in den Schooß der Mutter legend).

So macht' ich's, ſo —

Anna.

Und ich liebkoſte dir,
Und trocknete die Thränen deiner Wangen,
Und frug dir deine kleinen Sorgen ab,
Und gab dir Troſt und heiterte dich auf —

Imelda.

Du Bild der Güte, ja, ſo thateſt du!

Anna.

Und heut' wie damals frag' ich dich, mein Kind,
Warum das Aug' ſo trüb, ſo blaß die Wange,
Was grämſt du dich, und warum weinſt du, Kind?
Erwacht vielleicht in deiner Seele Tiefen
Ein graues Mährlein deiner Kinderzeit,
Und will zum Leben grünend ſich entfalten,
Und mir der Mutter willſt du's vorenthalten?
Sprich! Theil' mir's mit! — Ja, iſt mir doch, als hätteſt
Du letzthin ſchon den Anfang mir erzählt!
Von einer Jungfrau war's und einem Ritter,
Am Waldesbrunnen ſaßen ſie im Moos,
Und Roſenblätter wehten von den Zweigen!
So war's! Nicht wahr? — Doch kam's noch anders! Ja,
Getrennt kaum fanden ſie ſich wieder,
Beim Ritterſpiel erkannt ſie ihn als Sieger —
Und dann — Fahr' fort, mein Kind.

(Imelda richtet ſich auf, und blickt der Mutter ruhig in's Auge.)

Anna.

Was ſiehſt du mich
Mit deinen treuen Augen fragend an?

Eh' Worte noch auf deine Lippen traten,
Hat Mutterſorge deinen Wunſch errathen!
Vertrau' mir, rede; liebſt du ihn, mein Kind?

Imelda.

Mehr als mich ſelbſt, mehr als Gedanken denken,
Als Worte ſagen, mehr — beinah' als dich!

Anna.

Ich wußt' es wohl, es konnt' nicht anders kommen,
Ein Gott im Himmel und Ein Bild im Herzen;
Wo Liebe anfängt, hört die Neigung auf!
Doch nimm dieß nicht als Tadel deiner Liebe;
Nicht dein Gefühl verwerf' ich, nur ſein Ziel!
Den liebend du ins reine Herz geſchloſſen,
Den du erſehnſt zum Freunde, zum Genoſſen,
Er iſt ein Geremei, Kind, bedenke,
Ein Geremei, deines Hauſes Feind!

Imelda.

Ich weiß es, Mutter, und ich hab's bedacht!

Anna.

Sieh, liebes Kind! Einmal, du warſt noch klein,
Und ſüßes Stammeln noch war deine Rede,
Einmal — des Abends war's, und ſtrahlend tauchte
Aus Wolkenflor der Abendſtern empor —
Da faßte dich ein kindiſches Verlangen
Zu ſpielen mit dem funkelnden Geſtirn,
Und: Bitte, bitte, riefſt du, Mütterchen!

Den Stern! Gib mir den Stern! Und als ich ſprach:
Ich kann nicht, Kind! Da ſchwiegſt du, aber Thränen
Benetzten, heiße Thränen, deine Wangen,
Und mich betrübt' es, daß du traurig warſt.
Und ſo auch jetzt mit tiefem Schmerz im Buſen
Zerreiß' ich das Gewebe deiner Träume,
Entraff' ich, Halm für Halm, die grünen Keime,
Die ſtill verſchwiegen deine Hoffnung treibt.
Du kennſt den Haß, der beide Häuſer trennt;
Erwarteſt du, daß Friede ſie verſöhne?
Der Podeſtà, bewegt' er Erd' und Himmel,
Nichts über ihren Trotz wird er vermögen;
Mein Wort nicht wird, noch deines ſie bewegen,
Und frommes Hoffen wirkt kein Wunder mehr.

Imelda.

Sprich nicht von Hoffen, Mutter, von Erwarten!
Mein Hoffen war ein Kind des Augenblick's,
Und kaum geboren, kaum an's Herz gedrückt,
Kaum daß ſein erſter Pulsſchlag mich entzückt,
Beginnend kaum beſchloß es auch ſein Leben.
Ich habe jede Hoffnung aufgegeben,
Und nichts mehr wünſch' ich, nichts erwart' ich mehr.

Anna.

Dein Wort gießt Troſt in meine bange Seele!
Doch, wirſt du's auch erfüllen, treu und ſtark?
Wird nicht die Kraft, der Muth dir nicht entſinken,
Wenn Zufall wieder euch zuſammenführt?
Wenn Thränen dir in ſeinem Auge blinken?

Dein Wunſch, dein eigen Herz an ſeiner Seite,
Kind, wirſt du Sieger ſein in ſolchem Streite?

Imelda.

Ich war's! Er trat zu mir! Sein Athem wehte
Um meine Wangen, in die Seele brannten
Mir ſeine Blicke, ſeine Lippen nannten,
Was träumend ich geahnt; er bat, er flehte! —
Wie rührend bat er nicht! Wie ſchwellte Wonne
Mein trunk'nes Herz? — Ich aber zwang es nieder
Und kalt, ſtolz, hart —

(mit ſinkender Stimme, weich)

hart wies ich ihn von mir!
Wie ich's vermocht, ich weiß es nicht zu ſagen,
Doch war es ſo, und ſo, hilft Gott, ſoll's bleiben;
Und will ſein Spiel der Zufall mit uns treiben,
Mich ſtählt die Liebe, Mutter, ſorge nicht!
Und ſteht im Bund mit ihm mein Sehnen, ſicht
Mein Herz verrätheriſch an ſeiner Seite;
Mir ſteht die Angſt, ihn zu verderben, bei,
Mir hilft der Liebe Opfermuth im Streite;
Ich muß, muß ſiegen, was der Preis auch ſey.

Anna.

Mein Kind! mein ſtarkes Kind! Ja, du wirſt ſiegen!
Aus deinen Blicken flammt mir Troſt und Muth!
Beherrſchen wirſt du deiner Wünſche Glut,
Gehorſam dich dem Wunſch des Vater fügen;
Wen immer auch zum Eidam er ſich wähle,
Du wirſt gehorchen, wirſt ein frommes Kind
Ertragen dein Geſchick mit ſtarker Seele!

Imelda.

Ich will es! Sorge nicht! Ich will gehorchen!
Mein Widerſtand ſoll ihren Grimm nicht mehren;
Sie würden gegen ihn die Waffen kehren,
Verrath verfolgte, Liſt erreichte ihn! —
Ich will gehorchen! Meiner Sterne Schein
Mag Nebelſchleier, Sturmgewölk umhüllen;
Nur er ſoll leben, er ſoll glücklich ſeyn.

Anna.

Imelda! Tochter! Sey geſegnet Kind!
Der rauhe Mann gehört dem lauten Leben;
Du aber biſt vom Himmel mir gegeben,
Mir Sohn und Gatte, Troſt und Stolz zu ſeyn!
Doch ſtill, der Vater! Sammle dich, mein Kind,
Und trag' ein heit'res Antlitz ihm entgegen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Orlando tritt, Azzo an der Hand führend, durch den Haupteingang auf.

Orlando.

Du bringſt mir gute Zeitung, doch du bringſt
Mir Beſſ'res noch — dich ſelbſt! Noch einmal ſey
Gegrüßt mein Azzo! — Nie vergeß' ich dir,
Wie redlich du Orlando's Wohl bedachteſt!

(Zu Anna und Imelda.)

Da ſeht nur, ſeht, der Azzo iſt zurück! —
Er theilt mit uns des Kampfes wechſelnd Glück,

Und hat Ferraras Beiſtand uns gewonnen!
Noch vor dem Abend trifft Verſtärkung ein;
Das nenn' ich treu zu ſeinen Freunden halten;
Begrüßt ihn denn, als einen treuen Freund!

Anna.

Seyd uns willkommen, Herr! Glück gibt Gefährten,
Gefahr bewährt den Freund!

Orlando.

Imelda, komm,
Tritt näher! Laß die mädchenhafte Scheu!
Begrüß' den Azzo!

Imelda.

Seyd gegrüßet, Herr!

Azzo.

Dank, edle Frau! — Dank, Herrinn! Dank euch Allen!
Wie ſehr beſchämt mich eure reiche Huld;
Denn höher, ſeh' ich, ſtellt mich eure Meinung,
Als mein Verdienſt, als meine Mühe reicht.

Orlando.

Ich bitt' dich, laß die Redensarten fahren!
Verrath ſpricht zierlich, Treue rauh und ſchlicht;
Wir kennen uns, des Wortkram's braucht es nicht!
Sprich! Willſt du ruhen nach dem ſcharfen Ritt?
Nicht? Willſt du bleiben? — Gut! Wie dir's gefällt;
Bei uns biſt du zu Hauſe!

Azzo.

Ja, ich bin's!
Warm geht das Herz mir auf in dieſen Räumen;
Brauch, Ordnung, Sitte mahnt an's Vaterhaus,
Desſelben Geiſtes Hauch weht hier und dort,
Und beide Häuſer, gleich an Adel, Macht,
Geſinnung, Ruhm für immer zu verbinden,
War ſtets, du weißt es, meiner Sehnſucht Drang.

Orlando.

Genug! Davon ein Andermal, mein Azzo!

Azzo.

Warum nicht jetzt?

Orlando.

Die Zeit wird kommen! Jetzt
Gibt Ernſteres der Augenblick zu ſchlichten!
Du weißt, der Podeſtá hält mit dem Feinde;
Beim Ritterſpiel ſchon gab ſich's kund! Nun dient,
Uns hinzuhalten dieſer Friedensrath!
Bernardo aber und mein Neffe —

(Fanfare außer der Bühne.)

Ha! ſie ſinds!
Entſcheidung naht! Die Würfel ſind gefallen!

Imelda
(für ſich).

Mir bebt das Herz im Buſen!

Anna.

Wollte Gott,
Sie brächten Frieden!

Orlando.

Frieden, ſagſt du? — Weib!
Sie bringen Fluch, wenn ſie uns Frieden bringen,
Der aufbaut nicht, was dieſer Streit zertrümmert,
Nicht würdig ſühnt, was ſeine Wuth verletzt,
Der Ehrenkronen nicht auf's Haupt uns ſetzt,
Und deckt mit Schmach der Feinde frech Beginnen,
Und ſolchen Frieden werden ſie nicht bringen!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Bernardo und Antonio treten ſtürmiſch durch den Haupteingang auf.

Orlando.

Sprecht, ſäumt nicht? Sprecht, was ſteht uns zu erwarten?
Krieg oder Frieden? Sagt's mit Einem Wort!

Bernardo.

Krieg, Vater, Krieg! Und hätt' ich tauſend Zungen,
All' riefen ſo, und hätt' ich tauſend Kehlen,
All' ſchrie ich heiſer mit dem Einen Ruf:
Krieg! Krieg!

Antonio.

Der Lambertazzi Ruhm iſt hin,
Beſchimpft, gebrandmarkt, in den Staub getreten,
Der Ammen Mährchen und der Kinder Spott,
Und Blut nur tilgt die Makel unſrer Ehre!

Bernardo.

Blut fließe, Blut! In Strömen fließ' es hin!
Und flöß' das unſre mit! Wer wollt' es ſparen?
Nie ſolchen Schimpf hat unſer Haus erfahren,
Und Rache gilt es, wie nie ward erlebt!

Ajjo.

Mein Arm iſt euer! Kann's euch Rache geben,
Nehmt all mein Blut, nehmt Stück für Stück mein Leben!

Orlando.

Zur Sache! Redet! Was begab ſich dort?
Sagt an! Was war's?

Bernardo.

Wir hielten ſtill und ruhig —
Nein, ich kann nicht! — Antonio, ſprich du!
Mir ſchnürt's die Kehle zu, mir fehlt die Sprache!

Imelda
(für ſich).

Die Angſt verzehrt mich!

Anna
(halblaut).

Zwing' ſie nieder, Kind!

Antonio.

Vernimm denn, Herr! — Wir hielten deinem Wort
Gemäß, uns ruhig, ſtill in unſerm Hauſe,
Gewärtig der Verſammlung, die auf heute
Der Podeſtà zur Curie berief.

Accurſi brachte vom Überfall uns Kunde,
Der euren Zug geſtört, und wie der Feind,
Obwohl geſchlagen, ſich des Sieges rühme,
Des neuen Sieges; denn dein Rückzug gilt —

Bernardo.

Für feige Flucht, für ſchimpfliches Entrinnen!
Warum auch zogt ihr ab? Beim Gott des Himmels!
Viel beſſer fallen Mann für Mann im Streite,
Als weichen, wär's um eines Haares Breite!

Orlando.

Vermeſſner, ſchweig! Bei meinem Zorn, verſtumme!
Des Feindes Tadel iſt des Weiſen Lob,
Und kommen wird die Zeit, wo ſie erkennen
Ob Feigheit klug geſparte Kraft zu nennen!
Fahr' fort!

Antonio.

Gaſtmähler geben ſie und Feſte,
Und ſtießen an auf unſre Höllenfahrt;
Spottlieder klangen rings im Abenddunkel
Um unſer Haus, und unſre Freunde ſcheuten
Das Licht des Tages und den lauten Markt —

Bernardo.

Genug! Mir ſchwillt das Herz, ſo oft ich's denke!

Antonio.

Und endlich kam der heiß erſehnte Tag.
Wir ſtanden vor Bologna's großem Rath,

Mit uns die Geremei; tiefe Stille
Umfing den Raum des Saales; ungeduldig
Erwartend ſtanden wir uns gegenüber,
Und blutige Gedanken, denk' ich, rauſchten
Mit Rabenfittich wehend zwiſchen uns —

Bernardo.

So war es, denn erwacht aus dumpfem Brüten,
Am Schwertgefäße fand ich meine Hand!

Antonio.

Nun kam der Podeſtá und ſprach vom Frieden
Beredte Worte —

Bernardo.

Wär' er dran erſtickt,
Der Heuchler —

Orlando.

Ja! Er meint es falſch mit uns,
Und Argliſt durch und durch iſt ſeine Seele!
Doch weiter, komm' zu Ende!

Antonio.

Herr! Wir ſchwiegen;
Jetzt niederſteigend von des Sitzes Stufen,
Tritt zwiſchen uns der Podeſtá, und plötzlich
Bernardo's Hand und Fazio's erfaſſend —
Matteo hatt' ihn, wie du uns erwählt
Als Stellvertreter — Beider Hände faſſend,
Verſucht er in einander ſie zu ſchließen —

Bernardo.

Ich aber riß mich los und fuhr zurück;
Denn alles Blut, das Jahre langer Streit
Vergoß, ſchien rauchend zwiſchen uns zu fließen,
Und alle Gräber, die uralter Haß
Geöffnet, gähnten eine Rieſenkluft
Vor meinen Füßen, unſ'rer Väter Schatten
Erhoben zürnend ſich aus ihrem Spalt! —
Verſöhnt euch, ſprach der Podeſtá; da war
Das Maß gefüllt, da brachen alle Dämme.
Haß! rief ich, ew'gen Haß! Und rings ein Schrei
Schlug gellend auf an's dröhnende Gewölbe:
Haß! Ew'gen Haß!

Orlando.

Und Fazio? Fahr' fort!

Imelda
(für ſich).

Die Sinne ſchwinden mir!

Anna
(eben ſo).

Sey ſtark, mein Kind!

Bernardo.

Der Fazio — unwillig leiht die Zunge
Dem Unerhörten Klang — Er trat hervor,
Keck, übermüthig, tolldreiſt in Gefahr
Wie er beim Ritterſpiele ſich bewieſen,
Trat er hervor und zierlich hub er an,
Und ſchmähte uns, daß wir, in Haß befangen,

Verräther würden an Bologna's Wohl;
Er wolle Frieden machen zwiſchen uns,
Er wolle, daß nicht neuer Zwiſt uns trenne,
Dir, meiner Schweſter, Mutter, deinem Kind,
Imelda Lambertazzi ſich vermählen.

Anna.

Er ſprach im Fieber, Wahnſinn riß ihn hin!

Antonio.

Er ſchwur beim Feuer ſeiner Liebe, ſchwur
Bei Tod und Leben, bei Imelda's Reiz —

Orlando.

Verdorre ſeine Zunge!

Azzo.

Glühend Blei
In ſeinen Schlund!

Antonio.

Er ſchwur uns zu es ſey
Des Himmels Rathſchluß, Gottes Finger ſey's,
Der jene in Loretto's heil'gem Hain
Ihm zugeführt, daß Friede wieder werde,
Und Liebe keime aus verjährtem Haß!

Orlando.

Ihr ſeyd zu Ende, müßt zu Ende ſeyn!

Bernardo.

Nein, Vater, nein! Kaum floh das frevle Wort
Von ſeinen Lippen, kaum erſtarrt von Staunen

Noch hatten wir's gefaßt, ſo brachen rings
Die Geremei los; ein Schlangenknäuel,
Der unter'm Fuß des Wand'rers ſich entwirrt,
Giftſpeiend jede Zunge, jeder Laut
Ingrimm'gen Hohnes gellendes Gelächter!
Verräther, ſcholl es, Kuppler! Buhlerkünſte
Verlockten ihn! Er ſteht in eurem Sold!
Nicht Worte, Geifer toller Hunde floß
Von ihren Lippen; luftgewob'ne Pfeile,
Die tödten durch's Gehör, entſandt' ihr Mund.
Da übermannt von Zorn, nicht mein mehr mächtig,
Gezückten Schwertes drang ich auf ſie ein;
Nun aber in den Streit ſich miſchend, trennt
Mit Speer und Handbeil uns ein Schwarm der Bürger
Und drängt, auf uns und jene Schmähung häufend,
Uns aus der Curie Räumen, aus der Stadt!
Wir mußten fliehen vor dem Krämerpack!
Wir flohen, Herr! — Und nun da dies geſagt,
Nun weiß ich nichts, nun bleibt nichts mehr zu ſagen.

Orlando
(nach einer kurzen Pauſe).

Ertragen hab' ich, was ein Mann vermag;
Doch neue Laſt häuft jeder neue Tag
Zur alten, die die Väter ſchon getragen!
Sie haben unſern edlen Ahn erſchlagen,
Und uns beſtohlen um des Volkes Gunſt;
Sie haben uns gekränkt an Ehr' und Leben;
Gift, Dolche, Wortbruch, Meineid, ſchwarze Kunſt,
Verläumdung, jeder Weg war ihnen eben,
Und jede Gräuelthat galt ihnen gleich! —

Fahr' hin denn, feige Langmuth! Brecht zuſammen
Ihr Schranken der Geduld, und ſteigt zum Himmel Flammen!
Nichts acht' ich es, verſtrömt mein eigen Blut,
Nichts acht' ich's, ob des Brandes wilde Glut
Zuſammenſchlag' ob meinem eig'nen Dache!
Wir oder ſie! — Gleichviel! Tod oder Rache!
Inmitten liegt die Schmach!

Azzo und die Brüder.

Tod oder Rache!

Orlando.

Kommt, laßt uns — Halt! Noch Eines bleibt zu ſchlichten;
Eh' wir zu rächen gehen, laßt uns richten!
Imelda, tritt hierher!

Anna.

Was haſt du vor?
Mit düſtern Falten furcht ſich deine Stirne,
Aus deinem Blick ſpricht Unmuth! — Soll mein Kind
Die Schuld des Fremden büßen?

Orlando.

Weib, verſtumme!
Du aber tritt hierher!

Imelda.

Hier bin ich, Herr!

Orlando.

Wär' ich ein Mann von Stahl, wie jener Römer,
Und geizt' ich nach dem Ruhm an meinem Kind

Zu rächen And'rer Frevel und Vergehen,
Ich könnte mir aus unſ'rer Feinde Reden
Und aus den halben Worten deiner Angſt,
Aus Seufzern, Thränen, Mienen und Geberden,
Ein Zeugniß gegen dich zuſammenweben,
Und ſagen: Du biſt ſchuldig, und du ſtirbſt!
Ich könnt' dir Schlingen legen, Späher dir beſtellen,
Und lange Jahre ſollteſt du verleben
An dünnem Haar das Richtbeil überm Scheitel.
Ich aber bin, und Gott ſey Preis dafür,
Ich bin ein ſchlichter Mann, dem lauernder
Verdacht und finſt'rer Argwohn fremd, und du —
Du biſt mein Kind, erzeugt in Zucht und Ehren,
Und aufgewachſen nach der Mutter Bild;
Und drum, nicht achtend auf das Wort der Feinde,
Drum frag' ich dich, Imelda Lambertazzi;
Haſt du gethan, weß jene dich verklagen,
Haſt Schimpf und Schmach du in dies Haus getragen,
Stehſt du mit jenem Fazio im Bund?
Erröthеſt du?

Imelda.

Nicht Schuld iſt mein Erröthen.

Orlando.

Du biſt nicht ſchuldig? Zufall führte dich
Mit ihm zuſammen? War es Zufall? Sprich!
Du haſt nicht an den Feind, den Geremei,
Dein Herz verpfändet?

Imelda.

Nein!

Orlando.

So kurz?

Imelda.

So wahr!

Orlando.

Kannſt du's beſchwören?

Imelda.

Ja! Beim ew'gen Himmel —

Orlando.

Beim Himmel ſchwöre nicht! Er ſteht zu ferne,
Zu oft verbirgt Gewölk uns ſeine Sterne!
Beim Leben ſchwör', das freundlich dich umgibt,
Bei Allem, was du liebſt und was dich liebt,
Bei deiner Mutter Haupt —

Imelda.

Mög' Gram es beugen,
Mög' vor der Zeit es ſich zum Grabe neigen,
Wenn meine Lippen Lüge frech entweiht!

Orlando
(zu Anna).

Nimm hin dein Kind! der Herr, der's uns gegeben,
Gibt's heut zum zweiten Mal! —
(Anna umſchlingt Imelda.)
Du aber, Azzo!
Du ſprachſt vorhin, als wär's dein ſtiller Wunſch,
Dein edles Haus dem unſern zu verbünden?

Azzo.

Wie, Herr?

Orlando.

Die Zeit iſt da, und du magſt ſprechen!

Azzo.

Ich dürfte reden, dürfte frei begehren,
Was lang verſchwiegen meine Sehnſucht war?
Dein Blick ſpricht: Ja! — So fleh ich denn, gewähre
Mir deiner Tochter Hand. Mein Haus iſt edel,
Reich, angeſehen, mächtig wie das deine;
Ich darf mich rühmen, ihrer werth zu ſeyn;
Und Klang genug ward, denk' ich, meinem Namen,
Zu übertäuben der Verläumdung Ruf.
Gewähr' mir ihre Hand!

Orlando.

So nimm ſie hin!
Mein Jawort haſt du; ihres weiß ich, wird
Nicht fehlen! Sprich, mein Kind!
Du ſchweigſt, Imelda?

Anna
(halblaut zu Imelda).

Was ſäumſt du, Thörinn?

Bernardo.

Warum zauderſt du?

Anna.

Vergib ihr, Herr, du weißt, ſie liebt die Heimat,
Will freier Jugend fröhlich noch genießen,

Und ſcheut des neuen Standes Müh' und Laſt!
Vergönn' ihr Zeit und Alles wird ſich finden!

Orlando.

Jetzt muß ſich's finden, jetzt, in dieſer Stunde!
Der Schein iſt gegen ſie, es gilt ihn retten;
Sein Name wölbt als Schild ſich über ihr,
Und wehrt die Pfeile der Verläumdung ab!
Wie, oder wär' dies Zittern, dies Erröthen,
Wär's mehr als Scham, als mädchenhafte Scheu?
Wär's — Höll' und Teufel — wär's ein Kind der Schuld?
Verworfene, dann fleh' zu Gottes Huld,
Und zitt're meinem Grimm!

Imelda
(für ſich).

Es gilt ſein Leben!

(ruhig und milde).

Was zweifelſt du an deines Kindes Wort!
Als Gottes Fügung acht' ich deinen Willen;
Du wähltest, Herr, und hier iſt meine Hand!

Orlando
(Imelda's und Azzo's Hände in einander legend).

So nimm ſie hin, und Gottes reichſter Segen
Geleit' euch meine Kinder!

(Fanfare außer der Bühne.)

Horch! Wer ruft?

Antonio
(am Fenſter).

Die Unſern ſind es; Bonamici, Sachi,

Accurſi; Keiner fehlt von unſern Freunden!
Zum Werk der Rache ſtrömen ſie herbei!

Orlando.

Auf denn! Des Frevels üpp'ge Saat bedarf
Des Schnitters! Laßt mit jenen uns erwägen
Der Rache Ziel, und welche Zeit gelegen;
Und dann kein Säumen mehr! Komm, Azzo, komm!
Auf beſſ're Zeit laß traulich ſüßes Koſen,
Und Lorbeer pflück vorerſt zu künft'gen Roſen!

(Er geht mit Azzo, Bernardo und Antonio ab.)

Fünfter Auftritt.

Imelda ſteht in ſich geſchmiegt, die Hände auf die Bruſt gefaltet. Nach einer Pauſe tritt Anna näher.

Anna.

Mein armes Kind!

Imelda.

Was weinſt du? Weine nicht!
Es ſollt' nicht ſeyn! Des Lebens ſchönſte Sterne,
Wie die des Himmels, ſtrahlen aus der Ferne!
Haß trennet, was der Herzen Zug verband;
Entknoſpet kaum welkt meines Glückes Blüthe;
Doch Eine Hoffnung lebt mir im Gemüthe!
Gleichmeſſend waltet Gottes weiſe Hand;
Um was ſie mich verkürzt an Heil und Segen,
Wird ihre Huld auf ſeinen Scheitel legen;

Sie wird ihn führen in ein friedlich Land;
Ein treues Weib wird liebend ihn begleiten,
Des Ruhmes ſtolze Pfade wird er ſchreiten,
Von Höh' zu Höhen klimmen himmelan,
Und wie er hinzog eine Sonnenbahn,
Einſt ſinken ſpät und ſchön wie eine Sonne!
O Mutter, des Geliebten Lebenswonne
Erkauft zu leicht noch meines Lebens Schmerz.

Anna.

Und dir, Imelda? Was bleibt dir, mein Kind?

Imelda.

Mir bleibt ſein Glück, mir bleibt die ſtolze Freude,
Daß es mein Werk iſt, meiner Opfer Preis;
Mir bleibt ein Blick zu Gottes ew'gem Himmel,
Mir bleibt und was bedarf noch mehr mein Sehnen?
Du bleibſt mir, du, mein Herz, und meine Thränen!

(Sie wirft ſich weinend in die Arme ihrer Mutter, der Vorhang fällt.)

Vierter Akt.

(Burg Montardino. Terraſſe; die linke Seite und den Hintergrund umfängt eine Baluſtrade, an der ein Steinſitz hinläuft. Ueber die Baluſtrade ragen einige hohe Bäume hervor. Im Hintergrunde rechts ein in die Bühne ſtark hervortretendes Gebüſch; im Vordergrunde rechts iſt ein Theil des Burggebäudes ſichtbar, von dem einige Stufen auf die Terraſſe herabführen. Nacht. Mondlicht.)

Erſter Auftritt.

Imelda kommt von den Stufen raſch und in unruhiger Bewegung herab.

Imelda.

Des Hauſes dumpfer Raum wird mir zu enge,
Und wie ein Grabſtein dünkt mich ſein Gewölb!
Hier athm' ich freier! —
Ringsum Alles ſtill!
Kein Hauch bewegt der Bäume ſchwanke Wipfel;
Gewitterſchwüle brütet in der Luft,
Und Abendthau quillt nieder, lau wie Thränen!
Betäubung weht mir aus der Blüten Duft —
Mein Antlitz glüht und meine Augen brennen!

Im wolkenloſen Glanze ſtrahlt der Mond;
Die Blumen ſchlummern, träumend rauſcht die Quelle,

Schlaftrunken ſchließt Natur die grünen Wimpern,
Und blauer Himmel deckt die Müde zu.

So ſenkt auf Alles denn ſich Ruhe nieder,
An mir allein nur zieht ſie machtlos hin;
Mein Herz bleibt wach, und Schlaf, ſelbſt Blumen eigen,
Mein Auge flieht er! Wirre Bilder ſteigen,
Geſpenſter tauchen auf in meinem Sinn;
Und zu mir tritt mein hingeopfert Hoffen,
Und zu mir flüſtert mein begrab'nes Glück.
Ich kehr' dir nimmer, nimmermehr zurück!
Und Sehnſucht rüttelt an des Willens Schranken,
Und Band und Ketten ſprengen die Gedanken.

Zweiter Auftritt.

Imelda. Fazio erſcheint in den Äſten eines der Bäume zunächſt der Baluſtrade, auf welche er ſich hinüber ſchwingt.

Imelda.

Hinweg! Ihr ſeyd ja todt, ſo ſeyd begraben!
Bild meiner Träume, was verfolgſt du mich?
Am Morgen komm', komm' in des Mittags Helle,
Nicht jetzt im grauen Dämmerkleid der Nacht,
Nicht, wenn das Lied der Nachtigall erwacht,
Nicht, wenn es Liebe rauſcht im Fall der Quelle,
Nicht, wenn im Thau der Mondenſtrahl ſich bricht!
Komm du allein, nicht mit der Macht der Stunde,
Nicht mit mir ſelber gegen mich im Bunde;

Komm, wenn ich ſtark bin, heute, jetzt komm nicht!
(Sich umwendend erblickt ſie Fazio, der ſich unbemerkt genähert hat.)
Nein! Nein! Jetzt nicht —

Fazio.

Was zitterſt du, Imelda?

Imelda.

Du hier? Du wagſt es — Flieh! Es gilt dein Leben!

Fazio.

Zum zweiten Male nicht gehorch' ich dir!
Sie ſuchen nicht den Feind im eig'nen Hauſe;
Ich muß dich ſprechen, muß! Feſt ſteht mein Sinn,
Und gilt's mein Leben, nun ſo fahr' es hin!

Imelda.

Flieh, ſag' ich, flieh!

Fazio.

Wer zu verlieren hat,
Der fürchte! Wer beſitzt, der ſeh' ſich vor!
Dem Hoffnungsloſen bleibt nur Eins: Zu wagen!
Und ſo thu' ich! — Ich komm' dir Lebewohl zu ſagen!
Mein Herz, Trotz bietend nüchternem Verſtand,
Mein Herz floß über meiner Lippen Rand;
Und wie dem Baum, der Blütenſchmuck getragen,
Vor ſeiner Zeit, hat rauhen Froſtes Brand
Ertödtet meiner Hoffnung junge Triebe.
Ich ſprach zum Haß von Eintracht und von Liebe,
Und er verſtand mich nicht! Ich bin verbannt!

Imelda
(nach einer kurzen Pauſe, ohne Fazio jedoch anzublicken).

Verbannt! Um meinetwillen!

Fazio.

Meine Liebe
Verbannte mich! Sie konnten's nicht ertragen,
Daß ich gewagt, vom Haß mich los zu ſagen,
Und meinen Dienſt der Liebe zugekehrt.
Argwohn zerriß des Blutes heil'ge Bande,
Und Spott und Hohn und Läſt'rung gegen dich
Empörten meinen Zorn! — Lorenzo büßte
Den Frevel ſeiner Zunge mit dem Leben;
Ich aber ward vom hohen Rath verbannt.

Imelda
(nach einer kurzen Pauſe).

Zieh hin in Frieden! Gott geleite dich!

Fazio.

Ich ſteh' allein auf dieſer weiten Erde! —
Nicht treue Vaterhut, nicht Mutterſorgen
Bewachten mir der Kindheit Nebelmorgen:
Verwaiſt erzog mich fern in fremden Land
Ein kaltes Herz und eine rauhe Hand.
Mich feinden an, die mir am nächſten ſtehen,
Mein eigen Blut will lieblos mich verſchmähen,
Bologna ſtößt hinaus mich in die Weite,
Und keine Thräne gibt mir das Geleite! —
Mich — mich liebt Niemand auf dem Erdenrund!

Imelda
(für ſich).

Wohin entflieh' ich? Wo verberg' ich mich?

Fazio.

Du warſt der Engel, dem mein Herz vertraute,
Du warſt der Stern, nach dem ich gläubig ſchaute,
Wenn Sehnſuchtsdrang nach Liebe mich umfing,
Nach Liebe, die dem Kind, dem Mann entging,
Du warſt der Fels, auf den mein Hoffen baute!
Doch meinem Leben ſtrahlt kein Sonnenſchein,
Emporgewölbt kaum ſtürzt mein Himmel ein!
Die Seele bebt zurück und kann's nicht faſſen;
Dich fliehen, dich, auf ewig dich verlaſſen,
Und nichts mitnehmen, nichts als deinen Haß!

Imelda
(gepreßt).

Ich haß' dich nicht!

Fazio.

Imelda haßt mich nicht!
O Balſamduft, der weht aus dieſem Worte!
Ich wußt' es wohl, du kannſt nicht haſſen! Nein!
Du kannſt nicht treuer Liebe reine Glut
Mit finſterm Haß vergelten! — Du biſt gut!
Imelda haßt mich nicht! Und wär' das Alles?
Du hätteſt nichts mir mitzugeben, nichts?
Kein mildes Wort, troſtloſem Gram zu wehren,
Nicht einen Blick, nachſchwelgend dran zu zehren,
Sternloſem Dunkel keinen Strahl des Lichts?
Nichts? Wirklich nichts?

Imelda
(in fieberhafter Aufregung).

Vernimm, ich bin die Braut
Des Salinguerra!

Fazio.

Braut? Des Azzo Braut?
Sie ſagten ſo; ich aber konnt's nicht glauben,
Ich nahm's für müßiges Geſchwätz; denn mein,
Mein nannte dich die Ahnung meiner Seele,
Es müſſe, dacht' ich, könn' nicht anders ſeyn.
Doch iſt es anders! — Fahr' denn hin, mein Hoffen,
Und du, leb' wohl? Von dir kam All' mein Glück;
Mit dieſem Worte geb' ich dir's zurück!
Leb' wohl! Leb' wohl! Und hier verſtumme Mund!
Im bodenloſen Meere meines Leides
Reicht keines Wortes Eimer auf den Grund!
(Imelda winkt ihm ſchweigend, ſich zu entfernen.)

Fazio
(entfernt ſich einige Schritte, dann zurückkehrend).

Nein, ich kann ſo, kann ſo von dir nicht gehen!
Imelda, ſieh! Vor mir liegt eine Wüſte,
Bleigrauer Himmel über dürrem Sand;
Ein endlos Meer und nirgends grünes Land,
Und einſam in der Wüſte werd' ich gehen,
Und nie mehr wirſt du, nie mich wiederſehen!
Und flehend hier im Staub zu deinen Füßen
Beſchwör' ich dich, nur einen Blick, Imelda,
Gewähre mir! Gib in den weiten Kerker,
Ein Stück nur blauen Himmels gib mir mit!
(Imelda wendet ſich zu ihm und blickt ſchweigend auf den Knieenden nieder.)

Fazio.

Du weinſt? — Nein, nicht des Mitleids Regenſchauer,
Der Liebe Mondlicht gieß' auf mich herab!
Sey wahr mit mir in dieſer ernſten Stunde;
Sprich, wie du fühlſt, und zeig' dich, wie du biſt!
Bei meines Lebens einſam dunklen Wegen,
Bei dieſer Hand die in der meinen lebt,
Bei deines Herzens ſüß bewegten Schlägen,
Bei Gottes Hauch der in der Mondnacht webt,
Sprich, ob mein Bild in deinem Buſen lebt? —
Sprich, liebſt du mich?

Imelda
(accentlos wie im Traume).

Ich liebe dich!

Fazio
(aufſpringend).

Du mein!
Nun Erde brich, und Himmel ſtürze ein!
Ich hab' gelebt, Imelda's Herz iſt mein!

Imelda
(die Hände feſt an die Bruſt gedrückt, wie im wachen Traume).

Ich liebe dich! — Ich wollte dir's geſtehen —
Ich wollte — Nein, ich durft' es nicht — Und doch
Hab' ich's geſagt!
(Zur vollen Beſinnung erwachend.)
So iſt's! Ich mußt' es ſagen!
Ich konnt' nicht anders.
(Sich an ſeine Bruſt werfend, mit Leidenſchaft.)
Ja, ja! Ich liebe dich!

Fazio.

Du liebſt mich! Du biſt mein!

Imelda.

Ich hab' geſchwiegen,
Dein Haupt zu ſchirmen vor des Haſſes Wuth;
Du drangſt in mich und mir entſank der Muth!
Ich liebe dich, uns Beiden zum Verderben;
Jetzt weißt du Alles, und jetzt laß mich ſterben!
(Sie verbirgt ihr Geſicht an ſeiner Bruſt.)

Fazio.

Du weinſt! O weine nicht! Verſiege Thräne,
Die meine Roſen küßt! Verweh' Gewölk,
Das meinen Himmel trübt! Was fürchteſt du?
Wir ſtehen in der Liebe Zauberkreiſe,
Der Stern der Liebe ſtrahlt uns überm Haupt!
Ihm nach! Wohin auch ſeine Strahlen leiten,
Es iſt der Pfad zum Glücke, den wir ſchreiten.

Imelda.

Uns blüht kein Glück, uns ſtrahlen keine Sterne!

Fazio.

O läugne nicht der Sterne heil'ges Feuer;
Sie ſind, ſie ſtrahlen; blick nur gläubig auf!
Das Glück iſt da, erfaß es nur vertrauend,
Und vor dir liegt ein Leben, ſchön und neu,
Ein Leben, wie der Liebe Hauch es ſchmücket,
Ein Leben, wie's die Seligen entzücket,
Ein offner Himmel und ein ew'ger Mai!

Imelda.

Wohl Hoffnungsworte ſtrömen dir vom Munde;
Mir aber tönt's, wie Wehruf bang und ſchwer,
Und Todesſchauer rauſchen um mich her!

Fazio.

Imelda, Muth! Glück will errungen ſeyn!
Du hatteſt Kraft zu ſchweigen, zu entſagen,
So brauch' ſie nun zu hoffen und zu wagen!
Nicht rückwärts blicke, vorwärts liegt das Glück!
Zerreiß die Bande, die dich feſtgehalten;
Vertraue mir, vertrau' der Liebe Walten,
Mir folge nach, denn ich bin dein Geſchick!
Sey mein! Du biſt ja mein! — Imelda, laß
Uns fliehen! — Willſt du? Sprich!

Imelda.

Ich will!

Fazio.

Du willſt?

Hinab! Hinab aufwogend Meer der Wonne!
Entzücken halte Maß! — Du willſt mein Weib,
Du willſt mein Engel ſeyn, mein dunkles Leben
Vergolden mit der Liebe Morgenroth!
Du folgſt mir? Sprich! Noch einmal ſag' mir's! Nein!
Sag' ewig ſo! Du folgſt mir, du biſt mein!

Imelda.

Dein!

Fazio.

Auf denn, ans Werk, denn Flügel hat die Stunde;
Raſch muß geſchehen, was geſchehen ſoll.

Noch eh' des Dunkels graue Schatten weichen,
Zunächſt der Waldkapelle harr' ich dein;
Wir fliehen mit des Tages erſtem Schein;
Ein Klausner nächſt Urbino, mir verwandt,
Weiht unſrer Liebe Bund, und wir ſind eins
Und ſelig!

Imelda.

Horch! Geräuſch! Ich höre Stimmen!
Weh mir!

Fazio.

Sey ruhig! Dort die grüne Leiter
Trägt ſicher in die Tiefe mich hinab,
Und bin ich unten, hilft der Himmel weiter.
Du aber rede! Kommſt du zur Kapelle?

Imelda
(ihn zur Baluſtrade hindrängend).

Ich komme! Flieh!

Fazio.

Du kommſt, ſo laß dich grüßen
Als meine Braut mit dieſen heißen Küſſen!
(Er küßt ſie.)
Zwei Lilien ſtehl' ich hier von dieſen Wangen,
Und eine Roſe pflück' ich dir vom Mund!
Leb' wohl! Leb' wohl! Dieß unſer letztes Scheiden;
Von morgen an Ein Pfad, Ein Glück, Ein Leiden!

(Er ſchwingt ſich auf die Baluſtrade, und von dieſer in einen Baumwipfel, in deſſen Zweigen hinabſteigend er allmählich verſchwindet.)

Imelda

(ſich über die Baluſtrade neigend).

O welches Wagniß! Faſſe dort den Aſt!
Beſchütz' ihn Himmel! Tragt ihn, ſtarke Zweige!
Er iſt hinab! Er winkt empor! Leb wohl!
Jetzt im Gebüſch verſchwindet mir ſein Schatten,
Jetzt ſeh' ich nichts mehr — Meine Kraft iſt hin!

(Sie ſinkt an den Steinſitz der Baluſtrade; nach einer Pauſe.)

Was war das? — Träumt' ich? — Meine Pulſe fliegen,
Und meine Wange glüht! — Traum! Nein, nicht Traum,
Erwachen war's aus ſchweren, dumpfen Träumen,
Erwachen war's zum Tag, zum Licht, zum Glück!
Es war die ſchönſte Stunde meines Lebens,
Ich kann ſie büßen, doch verdammen — nie!

(Gegen die Baluſtrade hinhorchend.)

Weh mir! Verworr'ne Stimmen! Schwertgeklirr!
O ſchütz ihn, Himmel! Schone meiner Angſt!
Wer kommt da? Fort! — Wohin verberg' ich mich?
Verſchwiegner Buſch, nimm du die Zufluchtloſe
Umſchattend auf in deinem grünen Schooße!

(Sie verbirgt ſich im Gebüſche.)

Dritter Auftritt.

Orlando Lambertazzi kommt raſch aus dem Schloßgebäude, ihm folgt Anna, ſpäter Antonio.

Orlando.

Hierher! Hier durch der Bäume Wipfel dringt
Der Blick ins Thal hinab, und deutlicher
Vernimmt das Ohr die Stimmen!
(Er beugt ſich über die Baluſtrade.)
Alles ſtill?
Und dennoch war's, als hört' ich Schwertgeklirr.

Anna.

Gewiß, ſo war's, man konnt' die Streiche zählen!

Orlando.

Pah, Täuſchung war's! Wir hören, was wir denken;
Und wie ein altes, oft geſung'nes Lied
Tönt ewig Waffenklang im Ohr des Kriegers.

Anna.

Ich aber hört' es auch, und hört' es deutlich,
Und wüſter Kampfruf ſcholl zu mir empor!

Orlando.

Nichts war es, ſag' ich dir, wenn nicht ein Wunder;
Denn Stimmen wohnen in dem Reich der Luft,
Und mahnend wie in unſers Schlummers Träumen
Spricht Vorbedeutung oft aus Wolkenſäumen.

Anna.

Du machſt mich bangen! Send' hinaus, Orlando —
Bernardo iſt nicht heimgekommen noch,
Mir ſtarrt das Herz im Buſen! Send' hinaus! —

Orlando.

Sind Azzo und Antonio doch mit ihm;
Sie helfen ſich wohl ſelber! Sorge nicht;
Erſt morgen läuft der Waffenſtillſtand ab,
Und wie zu Rom vor Zeiten ſie's gehalten,
Als frohe Mahnung acht' ich dies Geräuſch,
Als Zeichen unſres Sieges, ihres Falles;
Und ſo geſchieht es. Ihre Stunde ſchlug;
Ravenna wacht aus ſeinem Schlummer auf,
Ferrara ſendet Beiſtand; ihre Schale
Steigt federleicht empor, die unſre ſinkt.

Anna.

Horch! Hörſt du nicht?

Orlando.

Was meinſt du?

Anna.

Näher dringt's,
Und näher!

Orlando.

Raſche Schritte hör' ich, Klang
Von Waffen, und verworrenes Gebraus
Der Stimmen! —

Anna.

Ha! Das war Bernardo's Stimme!

(Antonio ſtürzt herein, blaß, mit gezücktem Schwert, ohne Barett, in heftiger Bewegung, ſprachlos.)

Orlando.

Antonio? Wie? Hat Mondlicht deine Wangen
So weiß getüncht? Wozu das nackte Schwert?
Warum dein Haar geſträubt, die Kleider blutig!
Was iſt geſchehen? Sprich! Find' endlich Worte,
Und ſpei' die Kunde des Entſetzens aus!
Was gab es?

Antonio.

Was es gab? — Hier ſieh es kommen!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Diener mit Fackeln. Azzo Salinguerra, auf Bernardo's Arm geſtützt, tritt verwundet auf.

Anna.

O blutig, gräuelvoller Anblick!

Orlando.

Azzo!
Mein wack'rer Junge! Bleich, entſtellt, verwundet!
Faß guten Muth, mein Azzo!

Azzo.

Ja, zum Sterben!

Hier klafft die Wunde, breit und tief genug,
Mein Herz zu ſehen! — Tauch' den Blick hinein,
Und prüfe ſeine Farbe; ſie iſt ächt!

(Zu Bernardo.)

Mir ſchwindelt! Laß mich nieder!

Orlando.

Fort! Schafft Hülfe!
Was ſäumt ihr? Fort, ſpreng einer nach Bologna
Um Meiſter Adrian!

(Anna beſchäftigt ſich mit dem Verwundeten, während die übrigen Diener bis auf zwei Fackelträger, die zurückbleiben, ſich entfernen.)

Orlando

(zu Azzo, den Bernardo indeß auf einen Sitz niedergelaſſen).

O blut'ge Nacht!
Wie fühlſt du dich, mein Azzo?

Azzo.

Müd', recht müde!
Es geht mit mir zu Ende! Laßt mich ſterben!

Orlando.

Mein Sohn! Mein Sohn! Wie dieſer meiner Lenden,
So meiner Liebe Sohn! Sprecht, wie geſchah's?
Wer hat den Stahl gezückt auf dieſes Leben?

Antonio.

Ein Diener gab uns Kunde, Herr, Vermummte
Umkreiſten Nachts die Burg, da zogen heute
Den Spähern nachzuſpüren wir hinaus;

Und angelangt hier auf der Höhe, wo
Der Pfad am Burgwall hart vorüberführt —
Der Azzo war voraus um ein'ge Schritte —
Da ſchlüpft' ein Mann bei hellem Mondenlicht
Quer über unſern Weg dem Buſche zu.
Halt, ruft der Azzo, ſteh', ich kenn' dich! — Wir
Nacheilend hörten ihre Schwerter klirren,
Da ſchlägt ein Schrei empor —

Bernardo.

Ich war voran,
Und Azzo fing ich auf in meine Arme;
Dem Mörder aber in der Haſt der Flucht,
Entriß ein Zweig die Hülle des Barettes,
Und klar und deutlich ſah ich ſeine Züge! —
Es war —

Orlando.

Wer war es?

Bernardo.

Fazio Geremei!

Orlando.

Gellt überall der Name mir entgegen?
(Zu Azzo.)
Sprich, war es Fazio?

Azzo.

Ja! Er war's! Es gibt
Ein Schickſal! Meines hieß, ihm unterliegen!

Ich hab's erfüllt! — Er nahm mir Stück für Stück,
Ruhm, Ehre, Leben! Sey's! Dem Grabe bleibt
Mein Leib, die Seele Gott, euch meine Rache!
Und ſo lebt wohl! — Ich focht in jedem Streite
Ausharrend bis zuletzt an eurer Seite.
Das ſchreibt mir auf den Sarg! Denkt mein und grüßt —
Grüßt meine Braut — Gott ſey — mir gnädig! —

Anna
(aufſchreiend).

Er ſtirbt!

Antonio.

Er ſtirbt!

Bernardo
(ſich über Azzo hinbeugend, nach einer Pauſe).

Sein Heldengeiſt ging heim
Zu ſeinen Vätern!

Orlando.

Todt, mein Azzo todt!
Mit dir ſtirbt eine Welt von Hoffnungen
Mir aus! — Mein Mark verdorrt, mein Herz verblutet
An deiner Wunde mit! — Doch keine Klagen!
Ich will nicht weinen, bis dein Mörder fiel!

Antonio.

Und ich — ich will nicht leben, lebt dein Mörder,
Eh' dreimal ſich der Sonne Schein erneut!

Bernardo.

Hier ſchwör' ich dir's in deine kalte Hand;
Ich ruf' dir's nach ins Grab! Er oder ich!
Die Erde hat nicht Raum mehr für uns Beide!

Anna.

Erbarmen, Himmel! Hör' nicht ihre Schwüre!

Antonio.

In tödtlich Gift laßt uns die Schwerte tauchen,
In Gift ſo ſcharf, daß, eh' Minuten fliehen;
Tod jeder Ritz ſey, jeder Streich Verderben;
An Einem Tropfen Blutes ſoll er ſterben!

Bernardo.

Recht! Kein Bedenken mehr! Gift, Trug, Verrath,
Erlaubt iſt jeder Frevel, bringt er Rache!
Nichts mehr von Schonung! Nicht bloß Fazio falle,
Ihr ganz Geſchlecht, Kron', Aeſte, Wurzel, Alle!
Wer ihnen wohl will, ſey mein grimmer Feind;
Wer auch nur Einen Ihres Stamm's beweint,
Sein Blut ſoll fließen, wär's — mein eigen Blut.

Orlando
(auffahrend)

Imelda, meinſt du? —

Bernardo.

Vater, wenn es wäre,
Was ſie geläugnet, was wir blind geglaubt!

Anna.

Bernardo, raſeſt du!

Bernardo.

Sprach nicht von Schuld
Ihr Zittern, ihre Thränen, ihr Erbleichen
Bei Azzo's Werbung?

Antonio.

War's nicht Drohung bloß,
Die ſie bewog, ihm ihre Hand zu reichen?

Anna.

Glaub' ihnen nicht; ſie reden irr', Orlando!

Bernardo.

Warum ward Fazio verbannt, warum
Gerieth er an Lorenzo?

Antonio.

Traf er nicht
Grad' hier auf uns am Fuße jener Mauer,
Hier, wo des Baumes überhängend Dach
Zum niedern Walle leichten Zugang both?

Orlando.

Schweigt! Mein Gehirn ſchäumt auf wie Meeresbrandung.
O Traum des Thoren, Wahrheit! — Mein, mein Kind!
Meineidig, ſagt ihr? — Azzo hingemordet
Um ihretwillen und durch ihre Schuld?

Anna.

Sie raſen! Mich hör' an!

Orlando.

Schweig ſag' ich, ſchweig!
Soll freche Liſt ihr ſchmachvoll Ziel erreichen?
Nein, nimmermehr! Das Richteramt iſt mein!

Und ſtrafe mich der Herr mit aller Schärfe,
Wenn ich's nicht übe nach Verdienſt und Recht.

(Zu den Dienern, die mittlerweile wieder eingetreten.)

Bringt jenen dort ins Haus!

(Die Diener bringen unter Begleitung der Fackelträger Azzo's Leiche fort).

Bernardo.

Was zögern wir?
Auf, auf! Saumſelig ſchilt uns Azzo's Schatten,
Und nah' umkreiſend ſchweift, gelockt vom Köder,
Im Dickicht, ahn' ich, unſ'rer Rache Wild!
Auf, ſag' ich —

Antonio.

Auf! Ich ſtreife durch die Wälder
Nach Imola und gegen Cento hin!

Bernardo.

Ich ſpür' ihm an des Reno Ufern nach!
Hinaus, Hinaus! Der junge Morgen ſehe
Das Werk gethan, und unſ're Hand geröthet
Mit reich'rem Purpur als ſein Strahl verleiht!

(Bernardo und Antonio gehen ab.)

Fünfter Auftritt.

Orlanda. Anna.

Anna

(die bisher in ſtummer Angſt Orlando betrachtet).

Ich kann nicht ſchweigen! Hör' mich an, Orlando!
Die Angſt verzehrt mich! Sprich, was haſt du vor?
Du willſt — dein ſchuldlos Kind willſt du verdammen?

Orlando.

Ich will ſie richten!

Anna.

Wie? Du könnteſt glauben —

Orlando.

Weib! Wenn ich glaubte, wär' der Spruch gefällt!

Anna.

Wo ſind Beweiſe? Wer gibt Zeugenſchaft?

Orlando.

Der Freunde Rath wird morgen ſie erwägen!

Anna.

In fremde Hand willſt du ihr Schickſal legen?

Orlando.

In ſeiner That reift Jedem ſein Geſchick!

Anna.

Mir bangt vor dir! O frag' dein Vaterherz!
Es iſt dein Kind! Es muß ſie ſchuldlos nennen.

Orlando.

Mein Herz zeugt gegen ſie!

Anna.

Weh mir!

Orlando.

Mein Herz
Verflucht die Stunde, die ſie mir geboren,
Und flucht dem Tage, der ſie richten wird!

(Er geht ſchnell ab.)

Anna

(ſteht erſtarrt, dann zu ſich ſelbſt kommend).

Sein Blick ſprach Tod! — Entſetzen! Himmel hilf!
Das Kind der Vater! Nein, ſo darf's nicht enden!

(Sie will gehen)

Sechster Auftritt.

Imelda tritt aus dem Gebüſche hervor. Anna im Begriffe, die Stufen hinanzuſteigen, erblickt Imelda, und kehrt zurück.

Anna

(Imelden mit der Geberde des tiefſten Schmerzes entgegeneilend).

Unſelige!

Imelda.

Ja! Nenn' mich ſo! Ich bin's.
Unſel'ges Loos! Mit Leid dir zu vergelten,
So reiche Liebe mit ſo herbem Leid!

Anna.

So hörteſt du der Brüder wildes Toben,
Des Vaters Zürnen?

Imelda.

Ich vernahm's!

Anna.

Du ſchweigſt
Mein Kind! Du ſenkſt das Auge! — Wär' es — Nein!
Imelda wärſt du ſchuldig? Dein Verſprechen —

Imelda.

Mein Muth war Stolz und darum mußt' ich's brechen!
Ein unbewachter Augenblick entriß
Den Lippen das Geheimniß meiner Liebe,
Und Unheil knüpft ſich an das flücht'ge Wort,
Und üppig wuchernd keimt ſein Same fort,
Und reift des Irrthums bitt're Frucht, Verderben!

Anna.

O Nacht des Jammers! Fieberſchauer zucken
Durch mein Gebein! Was wählen, was beginnen?
Was wird dein Loos und wo wird Rettung ſeyn?

Imelda.

Geworfen iſt mein Loos! In mir iſt Frieden!
Ich hab' gekämpft mit meines Herzens Gluth;
Doch Liebe brach des Schweigens ſtrenge Huth;
Gott wollt' es ſo! — Mein Schickſal iſt entſchieden,
Nicht länger widerſteh' ich ſeinem Zug!
Ich werf' von mir, was mich zurückgehalten,
Ein neues Leben ſoll ſich mir entfalten,
Und frei zum Himmel ſchweb' der Seele Flug.

Anna.

Unglückliche, du wollteſt —

Imelda.

Mutter, frage
Nicht, was ich will! Ich will nur, was ich muß,
Denn was ich ſoll, ſteht klar vor meiner Seele!
Mich ſchreckt des Vaters, ſchreckt der Brüder Zorn
Nicht mehr. Verſtehen hab' ich dieſes Herz
Gelernt, durchſchaut des Schickſals Schleierhüllen.
In Tod und Leben, in Gefahr und Glück
Ihm angehören, das iſt mein Geſchick!
Ich hab's erkannt, ſo laß es mich erfüllen!

Anna.

Und mich, mich willſt du —

Imelda.

Sprich das Wort nicht aus!
Laß ſchweigend unſre Herzen ſich verſtehen,
Und ſtill geſchehen, was geſchehen muß!
Sieh dort, der Dämm'rung Schein verheißt den Morgen,
Des Dunkels Schatten fliehen vor dem Tag;
So iſt auch mir ein Lichtſtrahl aufgegangen,
Und hell vor mir liegt meiner Zukunft Pfad!

Anna.

Du ſollſt nicht! Nein —

Imelda.

Was ſorgſt Du? Sorge nicht!
Wenn auch ſein erſter Strahl dein Auge blendet,
Vertrau dem Licht! Denn Liebe iſt ja Licht,

Und flieh' ich ſeinem Strahle zugewendet
Des Haſſes düſt're Nacht, ſo denke,
Daß ich zum Lichte meine Schritte lenke,
Und nicht um meine Liebe darfſt du bangen,
Denn ewig iſt die Liebe wie das Licht,
Und ewig, ewig wird dieß Herz umfangen
Mit einer Liebe, Mutter, ihn —

(zu den Füßen ihrer Mutter ſinkend und die Stirne auf ihre Hand drückend).

und dich!

(Der Vorhang fällt raſch.)

Fünfter Akt.

(Waldgegend in der Nähe von Montardino mit der Aussicht auf die Ebene von Bologna. Im Hintergrunde rechts auf einer Anhöhe eine Kapelle. Im Vordergrunde der Bühne links hervortretendes Gebüsch. Gleich dahinter noch etwas mehr in die Bühne hervortretend eine von Gebüsch umgebene Eiche, und unter dieser ein Moossitz; ein lichter Streif am Himmel verkündet die erste Morgendämmerung.)

Erster Auftritt.

Fazio tritt mit Pietro im Hintergrunde rechts auf.

Fazio.

Du hast den Brief bestellt, und er, Pietro,
Versprach er mit den Pferden hier zu seyn?

Pietro.

Zur Stunde, Herr! Er folgt mir auf dem Fuße,
Und an der Renobrücke harrt er dein
Mit Roß und Mann, gewärtig eines Winkes,
Zu dir zu stoßen.

Fazio.

Recht! Und nahm denn Sala
Auch frohen Muthes meine Bothschaft auf,
Und schien er willig Beistand mir zu leisten?

Pietro.

In ſtummer Haſt durchflog er, Herr, dein Blatt;
Dann ſchritt, die Arm' gekreuzt, er auf und nieder,
Stand wieder ſtill und ſann, und las dann wieder,
Und jede Miene ſeines Antlitz ſprach:
Er wagt zu viel! Und ich —

Fazio.

Und du, Pietro?

Pietro.

Ich, Herr, vergebt, ich meine, wie Herr Sala,
Ihr wagt zu viel; ihr ſeyd verbannt, geächtet,
Der Feind iſt wachſam und die Klugheit räth —

Fazio.

Was Klugheit räth, hilft ſchlimmen Glück nicht auf,
Und gutem Glücke ſchadet Thorheit wenig;
Drum beſſer kühn ſeyn, als zu furchtſam klug!

Pietro.

Doch bitt' ich, Herr, bedenkt, der Salinguerra
Mit ſeiner Schaar hält täglich hier die Runde,
Und Unheil bringt des Morgens Dämmerſtunde.

Fazio.

Dem Muthigen bringt jede Stunde Glück,
Und heute hält kein Azzo hier die Runde!
Genug der Worte! Fort, Pietro fort;
Erwart' den Sala nächſt der Renobrücke,

Und laß am Saum des Waldes seine Schaar
Vorrücken bis zum Kreuzweg! Dort macht Halt;
Du aber eil' hieher und bring mir Kunde.

Pietro.

Es soll geschehen!

(Er geht, zurückkehrend.)

Lieber Herr, noch Eins!
Vergebt mir, daß ich jetzt erst deß gedenke —
Herr Sala band mir ein, euch zu verkünden,
Es gehe zu Bologna das Gerücht,
Und gute Gründe hab' er, dran zu glauben,
Matteo, Euer Ohm —

Fazio.

Was soll's mit ihm?

Pietro.

Er zöge heute mit dem Podestá
Heraus nach Montardino —

Fazio.

Bist du toll?
Der Podestá und er, und Montardino —

Pietro.

Sie sagen, Herr, er wolle Frieden machen.

Fazio.

Geschehen Wunder noch? Des Wolfes Grimm
Verkehrt in Lammes Sanftmuth, Haß in Liebe!
Matteo Frieden machen? Nimmermehr!

Pietro.

Und warum ſollt' er's nicht? — Er iſt bei Jahren;
Sein Alter macht der Ruhe ihn bedürftig;
Mit Herrn Lorenzo's Tod verglomm der Brand,
Den jener mit beredten Worten nährte;
Und zudem ſchreckt ihn wohl die Übermacht,
Die durch Ferrara's Schutz, Ravenna's Hülfe
Der Feind gewonnen, und ſo fügt er ſich
Dem Rath des Podeſtá, dem Wunſch Bologna's.

Fazio.

Und Sala, ſagt' es, und du hörteſt recht?

Pietro.

Er ſagte ſo, noch mehr, er bittet euch,
Obgleich er eurer Wünſche Drang ſich füge,
Ihr ſollt nichts wagen in zu raſcher Haſt;
Vielmehr noch Einmahl prüfen und erwägen,
Eh' einer reichen Zukunft ganzer Segen
Ihr tollkühn einſetzt wie im Würfelſpiel.

Fazio

Was wär' das Leben, wenn 's kein Wagniß gäbe,
Und führte mühlos jeder Weg ans Ziel?
Erwägen ſagſt du? Gut, ich will's erwägen,
Du aber geh, und thu' was dir geheißen!
Was ſäumſt du? Fort!

Pietro.

Vergebt ein Wort noch, Herr!
Mich mahnten böſe Träume, letzte Nacht,
Und Eulenruf begrüßt' mich geſtern Abend —

Fazio.

Geh, ſag' ich, geh! Ich will's

Pietro.

Und ich gehorche.

(Er geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Fazio.

Nach Frieden, ſprach er, ſteh' Matteo's Sinn;
Der lohe Brand des Haſſes wär verglommen;
Verſöhnung wär' zu hoffen! — Wenn es wäre,
Wenn blauer Himmel, des Gewitters Schwere,
Und Sonnenſchein der Blitze Strahl verdrängte,
Wenn mir vergönnt wär' in den Kreis der Ihren
Verſöhnend die Geliebte heimzuführen;
O wenn es wäre, und es iſt vielleicht! —
Vielleicht nur? Und an dies Vielleicht
Mein Glück, mein Alles, meine Zukunft wagen?
Dem Haß vertrauen, wenn er ſchlummernd ruht?
Das hieß ſich wärmen an des Ätna Gluth,
Und läßt der Thor Beſitz um Hoffnung fahren,
Ich hab' mein Glück erkannt und will es wahren. —
Sie kommt nicht! Schon zerfließt des Dunkels Schleier,
Und bald pflanzt Dämmerung, des Morgens Herold,
Im Oſten ſeine Purpurfahnen auf!
Wie? Harrt' ich fruchtlos? Zürnte mir Imelda,
Daß Nothwehr mich mit Azzo's Blut befleckt? —

Hält Kleinmuth ſie zurück? — Nein Furcht und Zagen
Liegt unter ihr, und Liebe liebt zu wagen! —
Zur Ruhe pochend Herz! Nicht trüber Zweifel
Verdunkle dir der Liebe Sonnenbild!
Dort rauſcht es her wie Elfenflug vom Pfad,
Und wie ein Lichtſtrahl dringt es durch die Büſche.
Sie iſt es ſorgend Herz! Sie kommt, ſie naht!
Dort langſam von der Höhe ſteigt ſie nieder!
Iſt Glück auch ſchön, wenns plötzlich niederſchwebt,
Wer's kommen ſieht, hat dreifach es erlebt.

Dritter Auftritt.

Imelda tritt im Hintergrunde links langſam aus dem Gebüſche Fazio eilt auf ſie zu.

Fazio.

Du kommſt! Du hältſt mir Wort! Erſehntes Glück,
Ich faſſe dich, ich halt' dich in den Armen!

Imelda.

Mein Fazio —

Fazio.

Was hältſt du inne? Sprich!
O ſprich zu mir! Vertrau' mir deine Seele!
Verblutend aus des Vaterhauſes Schooß
Vom Mutterbuſen reißt dein Herz ſich los.
Ich weiß es, ob dein Schweigen es verhehle,
Und deine Thränen weint mein Auge mit.

Imelda.

Wohl weint' ich, Fazio! Der Mutter Schmerz
Umſchlang mit tauſend Dornen mir das Herz,
Und weinend ſchied ich von des Hauſes Schwelle,
Auf dem der Zauber meiner Kindheit ruht.
Nun iſt's geſchehen und nun iſt es gut!
Was kommen mag, geweint ſind meine Thränen,
Und heitern Muth's, vertrauend meinem Sehnen,
Zum Gang durch's Leben reich' ich dir die Hand.

Fazio.

Mein biſt du, mein!
Des Herzens Ahnung hat ſich mir erfüllt;
Schon ſchwand mein Muth, mein Hoffen wollt' entſchweben,
Da riß der Schleier, der dein Herz verhüllt,
Und Liebe, Liebe war dein Widerſtreben!

Imelda.

Ja, Liebe war's! Dein erſter Blick durchdrang
Wie Maienregen meiner Seele Tiefen,
Und alle Sehnſuchtskeime, die da ſchliefen,
Sie grünten auf bei deiner Worte Klang.
Nicht Trotz, nicht Kälte, Liebe war mein Schweigen,
Und wenn ſie ſcheute, ſich dem Tag zu zeigen,
So war's für dich, und wenn es dich betrübte
Das Spiel, das Liebe dich zu retten übte,
O ſo vergib mir, weil es Liebe war!

Fazio.

O ſprich nicht ſo! Verbarg ſich mir dein Herz,
Von nun an wird es offen vor mir liegen,

Durchſichtig wie des Bergſtroms klare Fluth,
Sein Wunſch, ſein Traum wird mir entgegenfliegen,
Vertrauen wirſt du treuer Liebe Huth!

Imelda.

Und du vertraue mir! Und war ich ſchwach,
Als gegen dich mein treues Herz gerungen,
Es war dein Schmerz, der meine Stärke brach,
Dein Lebewohl hat meine Kraft bezwungen!
Jetzt bin ich ſtark! Nicht ſchwankt in banger Furcht
Dies Herz mehr zwiſchen Lieben und Entſagen;
Nicht Zweifel mehr lähmt meiner Seele Muth,
Und welch Geſchick im Zeitenſchooß uns ruht,
Was Liebe theilt, das wird die Liebe tragen,
Was Liebe theilt, das nennt die Liebe gut.

Fazio.

Entzücken thaut von deinen Lippen nieder,
Und Balſamfluthen rauſchen dir vom Mund',
O ſag es noch ein Mal, und ſag' es wieder:
Du liebſt mich, Liebe gibt dir Muth,
Und Liebe ſiegt, Licht ſtrahlt auf ihren Wegen,
Und jedem Glück trägt Liebe dich entgegen.

Imelda.

Und wär' es nicht, ſo ſey's! —
Nicht draußen wohnt mein Glück; hier wohnt es, hier!
In meinem Herzen wohnt's, es wohnt bei dir!
Ich hab' gekämpft, in Schmerz gekämpft und Thränen
Mit meiner Sehnſucht, meiner Träume Glück;

Jetzt weiß ich es, Gott ſprach aus meinem Sehnen,
In meiner Liebe ruhte mein Geſchick!
Mich ſchreckt nicht mehr des Haſſes finſt'res Treiben,
Ich weiß, es muß der Sieg der Liebe bleiben,
Denn Lieb' iſt ſtark und trotzet frevlem Zwang,
Und Lieb' iſt frei, und folgt der Seele Drang,
Und Lieb' iſt treu, und kennt kein Todesbeben,
Denn wie des Gießbachs Fluth verrinnt das Leben,
Und Liebe iſt unendlich wie das Meer!

Fazio.

Nein, nein! Nicht ſo, Geliebte! Nicht mehr Kampf,
Er iſt entſchieden, Liebe bringt uns Frieden.
Verſinke, was da war! Ein neues Glück
Tauch' ſtrahlend auf vor unſerm trunknen Blick,
Laß ſorglos an der Liebe Hand uns gehen,
Sie führt zum Heil —
Horch! Rauſcht es nicht im Buſch —
Wie Roſſehuf erſchallt es aus der Ferne —
Nein — Täuſchung war's. — Was zögern ſie? — Mir bangt,
Daß Bahn und Ziel im Dunkel ſie verfehlen!
Ich ſuch' ſie auf; du aber harr' indeß,
Verborgen dort im Dunkel der Kapelle,
In ſich'rer Ruhe meiner Wiederkehr.

Imelda.

So ſey es! Oft in ihrer Dämmerhelle
Enthüllt' ich Gott der Seele Luſt und Schmerz,
Und gern betret' ich ſcheidend ihre Zelle;
Denn Ruhe, fühl' ich, braucht mein volles Herz,
Und Hauch des Friedens weht von ihrer Schwelle!

Fazio.

Ja, bet' du Reine! Bete für uns Beide
Um dieſer Erde beſtes, reichſtes Glück!
Dein Fürwort gilt, du kommſt erhört zurück!

(Er geleitet Imelda zur Kapelle; Imelda tritt hinein, und ſchließt die Thüre hinter ſich zu.)

Fazio
(in den Vordergrund der Bühne tretend).

Es dämmert! Goldner Tag, nur für Minuten
Verbirg in Nebelqualm noch deine Gluthen;
Und erſt, wenn Liebe Schutz und Rettung fand,
Dann weine Thau uns Abſchiedsthränen nieder,
Dann Morgenroth entzünde deinen Brand! —
Noch immer ſäumt Pietro! — Fort denn, fort,
Den Säumenden entgegen —

(Er will im Hintergrunde rechts abgehen.)

Vierter Auftritt.

Fazio. Bernardo tritt mit gezücktem Schwerte aus dem Gebüſche im Vordergrunde. Zwei Reiſige folgen ihm.

Bernardo
(aus dem Gebüſche hervorbrechend).

Halt!

(Zu Fazio, der ſich erſtaunt umwendet.)

Wenn du ein Mann biſt, ſteh!

Fazio.
(die Hand am Schwertgriff).

Bernardo!

Bernardo.

Dein Schwert heraus!

(Zu den Reiſigen.)

Leg keiner Hand an ihn!
Sein Blut iſt mein!

Fazio.

Bernardo, hör' mich an!

Bernardo.

Ich will dein Blut, nicht deine Worte Zieh!
Und wahr' dein Haupt!

(Auf Fazio eindringend.)

Dieß nimm für Azzo's Mord,
Dieß für Imelda's Schmach!

Fazio.

Und du nimm dieß zurück.

Bernardo

(verwundet zurücktaumelnd).

Ha, Teufel!
Das traf! Fluch über dich! — Ins Leben drang
Das Eiſen!

(Zu den Reiſigen, die den Sinkenden unterſtützen.)

Bringt mich heim nach Montardino!
Mein Maß iſt voll, im Sand verrinnt mein Leben!
Doch freu' dich nicht, Verhaßter, deines Sieges;
Vergiftet war die Waffe, die dich ſchlug.
Der Ritz an deiner Hand iſt dein Verderben!

Dort ſtrahlt dein letztes Morgenroth! Genug!
Jetzt führt mich heim und legt mich hin zu ſterben.
Ließ einen Troſt doch Rache mich erwerben,
Ich fahr' zur Hölle, doch ich reiß' dich mit!

(Er wird von den Reiſigen links im Hintergrunde der Bühne abgeführt.)

Fazio

(nach einer Pauſe)

Wie! War das Wirklichkeit? Nicht Zauberſpuck?
Nicht wirren Traumes neckende Geſtalten?
Nein, meine Hand iſt wund! Dort wankt Bernardo,
Sein Herzblut miſchend mit der Gräſer Thau,
Der Heimath zu! —
Fahr' hin! Dein Weg iſt meiner nicht! Doch führt
Der meine, fürcht' ich, eben auch von hinnen!
Gift ſagt' er, Gift! Mir ſchwindelt! Schauer rinnen
Durch meine Adern, glühend heißer Schmerz
Zuckt folternd durch den Arm hinauf ans Herz —
Des Auges Strahl verlöſcht — die Knie wanken —
Und mit dem Athem fliehen die Gedanken!

(Er ſinkt halb ohnmächtig auf den Mooſsitz unter der Eiche hin.)

Fünfter Auftritt.

Fazio. Imelda tritt aus der Kapelle, und ſteigt, ruhig nach Fazio umherſchauend, von der Anhöhe herab.

Imelda
(Fazio erblickend).

Ihr Heiligen des Himmels!
(Sie ſtürzt auf Fazio zu, und ſinkt neben ihm auf die Kniee.)
So ſchnell erfüllt die Schrecken meiner Ahnung?
Todt! Todt!

Fazio
(aus ſeiner Betäubung erwachend).

Nicht todt, doch nahe d'ran!
Der Morgen meines Lebens iſt verglommen;
Ich harrte dein, und nun, da du gekommen,
Nun mag es ſchwinden, nun iſt Alles gut.

Imelda.

Du darfſt nicht ſterben! Nein!
Du darfſt nicht ſterben! Rettung! Rettung! Fort!
Was hältſt du mich ſo krampfhaft? Laß um jeden Preis
Mich Hülfe ſuchen!

Fazio.

Bleib, Imelda!
Für mich iſt keine Hülfe! Kein Verband,
Kein Heiltrank hält das Leben, will es fliehen!
Ich ſterbe! — Meuchelmörder fielen
Mich tückiſch an mit giftgetränkten Waffen —

Imelda.

Gift, ſagſt du, Gift!

Fazio.

Ich fühle, wie's erkaltend
Zum Herzen ſchleicht. Bald ſteht es ſtill!

Imelda.

Du darfſt nicht ſterben! Nimmermehr!
Ich will den Tod aus deinem Blute trinken!
Hier fiel der Streich, hier klafft die Wunde;
Feſtſaugen will ich mich in heißen Küſſen
An ihrem Rande, bis dein Blut geneſen,
Und neues Leben durch die Adern quillt.

Fazio.

Du ſollſt nicht — Nein! Tod tränken deine Lippen,
Mir nicht zum Heil und dir zum Untergang!

Imelda.

So laß mich ſterben!
War meine Liebe dein Verderben,
So löſch' mein Leben mit dem deinen aus!
Was ſträubſt du dich? — Was ſind es mehr als Küſſe;
Du nahmſt ſie mir, jetzt nehm' ich ſie zurück!

(Sie ſaugt an Fazio's Wunde.)

Fazio

(mehr und mehr ermattend).

Ja! Stirb mit mir!
Was ſollteſt du auch hier? Der Liebe Blüthen
Gedeihen nicht auf dieſer Erde Grund;

D'rum will der Herr zum Himmel ſie entrücken,
Wo Engel ſie mit ew'gen Strahlen ſchmücken,
Und treu bewahren treuer Seelen Bund. —

(Sich etwas aufrichtend.)

Dahin! Dahin! Dort trennen Namen nicht!
Komm, Liebe ruft dich, komm!

(Er ſinkt zurück.)

Imelda.

Weh mir, dein Auge bricht!
Der Athem ſchwindet! — Warum eilſt du ſo!
Ich geh' mit dir! — Ich fühl' den Tod im Herzen! —
Mir ſchwindelt! Nacht will dämmernd mich umfangen. —
Muth! Muth! Es iſt der Weg, den er gegangen!
Ihm nach! Ihm nach! — Die Schleier ſchwinden! Licht!
Es iſt dein Aug', das durch die Wolken bricht!
Dein Hauch umweht mich, deine Blicke weben
Mir Flügel an die Seele — Flieh' denn, Leben!
Die Liebe ruft und Liebe zögert nicht!

(Ihr Haupt ſinkt auf Fazio's Hand; ſie ſtirbt. Der Purpurſchimmer der Morgenröthe erhellt die Bühne, und zeigt im Hintergrunde das ferne Bologna. Nach einer Pauſe)

Anna's Stimme
(außer der Bühne).

Mein Kind, mein Kind!

Sechster Auftritt.

Anna Lambertazzi erſcheint in ſtürmiſcher Haſt. Später Orlando mit Reiſigen.

Anna

(bei dem Anblicke der Liebenden innehaltend).

Ha, hier! Unſelige!
Die Rächer nahen — fort! Was ſäumt ihr fort!
Wie, keine Regung — ſieht —

(Sie tritt zu Imelda und ergreift ihre Hand; dann zurücktretend, den Blick ſtarr auf die Leichen geheftet, tonlos.)

Kalt! Todt! —

(Aufſchreiend und vor Imelda auf die Knie hinſinkend.)

Helft! Rettet! Helft! Wach' auf, Kind meines Herzens!
Die Mutter ruft! Imelda! Kind! Wach' auf!

(Orlando tritt, von einigen Reiſigen begleitet, raſch auf.)

Orlando.

Erſchlagen, ſagt ihr! Todt —

(Zu Anna.)

Weib, rauf' dein Haar!
Und ſchrei den Himmel wach mit deinem Jammer!
Dein Sohn iſt todt!
O morſches Haupt, was trotzteſt du den Tagen?
Was ſparteſt du mich Leben ſolcher Noth?
Die Hoffnung meines Alters liegt erſchlagen!

Anna.

Hier liegt mein Hoffen! Auch ihr Auge brach,
Und ihrem Leben welkt das meine nach!

Orlando.

Auch ſie? — Es macht mich lachen! — Beide todt,
Ein Tag und beide Kinder! —

Siebenter Auftritt.

Der Podeſtà und Matteo Geremei treten im Hintergrunde rechts auf mit Gefolge.

Podeſtà.

Wir nahen unſerm Ziel! Auf jenen Höhen
Ragt Montardino! Fördern wir den Schritt!
Doch halt, ein guter Stern ſtrahlt unſern Wegen,
Und führt uns, den wir ſuchen, hier entgegen.
Was ſäumt ihr? Sprecht ihn an! Es iſt Orlando!

Matteo.

Orlando, Gott zum Gruß!

Orlando.

Wer ſpricht da? Fort!

Podeſtà.

Er naht im Frieden; hör' ihn freundlich an!

Orlando.

Mein Auge, Herr, hat mein Gehör verſchlungen!
Dort — ſeht ihr nicht?

Podeſtà.

O Jammer und Entſetzen!

Matteo.

Ihr Himmliſchen! Mein Neffe liegt erſchlagen!

Orlando.

Ja, er iſt todt!
Bernardo half ihm hin; er ſchlug dafür
Den Azzo, ſchlug Bernardo; und Imelda,
Mein letztes Kind, bethört von Liebeswahn,
Folgt deinem Neffen, ſeys von Gram getödtet,
Sey's hingerafft von ſeiner Wunde Gift!
Was ſtaunt ihr? Faßt ihr's nicht? Doch ſeht, es iſt!
Kein Grabſtein ſpricht wahrhaftiger als ich! —

Matteo.

Gerechtigkeit! Zum Himmel ſchreit dies Blut!

Orlando.

Gerechtigkeit! Drei Stimmen gegen Eine!

Podeſtà

(in ihre Mitte tretend und ſie beide einen Schritt vorwärts führend, ruhig und mit Überzeugung).

Verblendete!
Flammt Ingrimm noch aus euren Blicken? Gellt
Von euren Lippen noch der Rache Schrei?
Iſt's nicht gerüttelt voll das Maß der Gräuel,
Und ſchreckt euch nicht des Himmels Strafgericht?
Was ſtürmt ihr ſein Gewölb mit euren Klagen
Um dieſe, die des Todes Nacht umflicht?
Euch, Euch klagt an, denn ihr habt ſie erſchlagen!
Als Friedensbothen waren ſie geſendet;

Doch Haß verwarf der Liebe Mahnungswort;
Sie zogen, ihre Sendung war vollendet,
Sie zogen in die beſſ're Heimath fort!
Soll keine Frucht aus ihrem Opfer ſproſſen?
Der Tag erwacht, des Morgens Purpurſchein
Verſcheucht die Nacht mit ſeinen Lichtgeſchoſſen!
O laßt dieß Blut, das euer Haß vergoſſen,
Euch heil'ger Liebe Morgenröthe ſeyn;
Mit ihrem Grab ſey euer Streit geſchloſſen!
In Frieden ruhen jene ſtill und bleich,
Und Friede, wie mit ihnen, ſey mit Euch!

(Indem der Podeſtà die Hände Orlando's und Matteo's in einander legt, fällt der Vorhang.)

Bayerische Staats-Bibliothek München

Nach einer Zeichnung von Jos. Danhauer in Stahl gestochen von Fr. Stöber.

Friedrich Halms
ausgewählte Werke

in vier Bänden.

Herausgegeben und mit Einleitungen versehen

von

Anton Schlossar.

Mit drei Bildnissen, einem Briefe und einem Gedichte als Handschriftenproben.

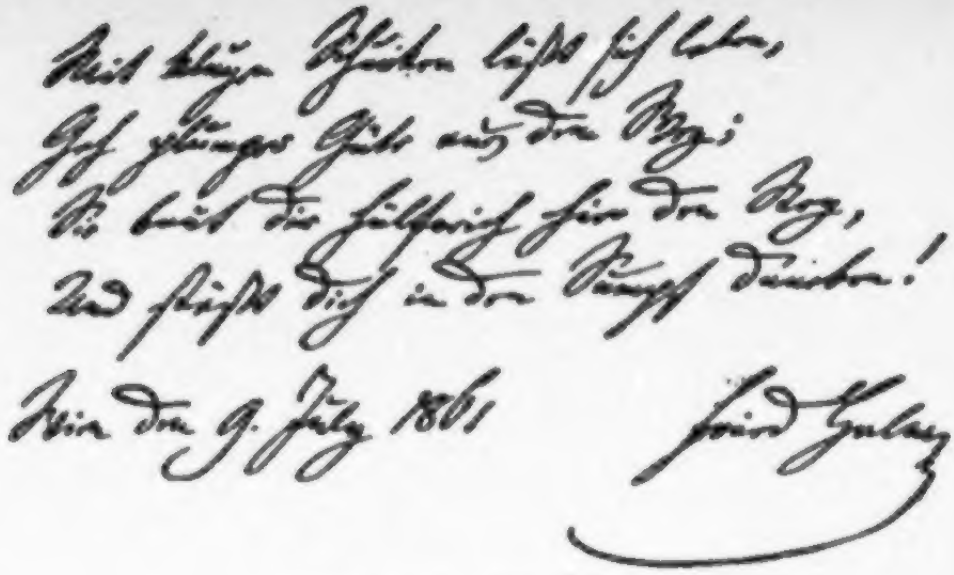
Erster Band.

Inhalt: Einleitung des Herausgebers. — Gedichte.

[1904]

Leipzig.

Max Hesse's Verlag.



Stammbuchvers Halms von 1861.

Billett Halm-Münchs an Julie Rettich von 1850.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Friedrich Halms Leben und Wirken.

I. Kindheit und Jugendzeit.

Der Dichter, welcher in der neueren deutschen Literatur unter dem Decknamen Friedrich Halm bekannt und berühmt geworden ist — Rudolf Gottschall zählt ihn „zu den ersten Zierden des österreichischen Parnasses“ — hieß mit seinem wahren Namen Eligius Franz Josef Freiherr von Münch-Bellinghausen. Seine Vorfahren gehörten männlicherseits dem Kurtrierschen Adel an. Einem Johann Joachim Georg von Münch, welcher mütterlicherseits von den Bellinghausen abstammte, wurde am 6. Juni 1745 der erbliche Reichsfreiherrnstand mit dem Prädikate von Bellinghausen verliehen. Die Vorfahren dieses Münch-Bellinghausen standen fast ausnahmslos in trierschen Diensten, die Nachkommen in österreichischen. Der Großvater des Dichters, Franz Josef v. Münch-Bellinghausen, mit Elisabeth Freiin v. Penkler vermählt, wurde 1794 vom Kaiser Franz II. im Reichsfreiherrnstand bestätigt. Er hatte fünf Söhne, deren einer, Cajetan, die Beamtenlaufbahn, und zwar in Galizien, betrat,. und im Jahre 1805 sich in Krakau, wo er als Landrat wirkte, mit Therese v. Deuster vermählte.

Als Sohn dieses Paares wurde am 2. April 1806 um $^1/_2$8 Uhr morgens Eligius Freiherr v. Münch-Bellinghausen, der nachmalige Dichter Friedrich Halm, in Krakau geboren, ein „äußerst gesunder und großer Bub“, wie der glückliche junge Gatte einem seiner Oheime melden konnte. Eine Schwester, Maria Therese Elisabeth, folgte im Jahre 1807 nach, Baronin Therese aber starb schon im Jahre 1810 und die Kinder blieben mutterlos zurück.

Es sei gleich an dieser Stelle angeführt, daß Münch, welcher zuerst in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts für die von ihm verfaßten Gedichte das Pseudonym S. Fidel — es soll Sophiae fidelis zu deuten sein — gewählt nach dem Titel eines heute verschollenen Romans „Reiseabenteuer von Anton Halm“, der auf ihn große Wirkung ausübte und wahrscheinlich wegen der Ähnlichkeit des

Namens Friedel (Friedrich) mit Fidel sich den berühmt gewordenen Namen „Friedrich Halm“ beilegte. Zuerst 1834 anläßlich der Veröffentlichung einiger Gedichte in der „Wiener Zeitschrift“ und bald darauf beim Hervortreten auf der Bühne mit seinem ersten erfolgreichen Drama Griseldis.

So lange die Mutter lebte, deren Bild sich tief in das Herz des Sohnes eingegraben hat, war sie es vorzüglich, an welcher die beiden Kinder hingen. Der Vater erscheint als ein streng geschulter ausgezeichneter pflichtgetreuer Beamter, aber ohne jegliches Interesse für künstlerisches oder höheres wissenschaftliches Streben und stand daher dem Sohne auch nur als strenges Familienoberhaupt gegenüber, ohne einen milderen Einfluß auf denselben auszuüben. Vielmehr blieb ein solcher der zarter angelegten Mutter vorbehalten, welche, da der Gatte 1811 als Appellationsrat nach Brünn versetzt wurde, mit den Kindern in einen Ort der Umgebung Wiens zog. „Mit ihrem Hinscheiden versiegte der reiche Quell an kleinen Liedern und schönen Märchen, dem der kleine Münch Stoff und Anregung zu jenen naiven Dramatisierungen dankte, von denen, als den ersten Regungen seiner künstlerisch angelegten Natur, einer seiner Jugendfreunde berichtet und denen bei ihrer Darstellung ein einfaches Schachbrett als bescheidenes Podium und dessen Figuren als Personale genügen mußten.“ Freiherr Cajetan v. Münch kam 1814 als Hofrat zur obersten Justizstelle nach Wien und verheiratete sich 1816 neuerlich mit Marie Anna Freiin Guldenmüller von Guldenstein, welcher Ehe zwei Töchter, Henriette und Camilla, entsprossen. Er starb in Wien 1831.

Nach dem Tode der Mutter wurde Eligius dem Plebanschen, einem hervorragenden Erziehungsinstitute der Residenz, übergeben, welchem allerdings der Vorwurf gemacht ward, daß es das leibliche Wohl der Zöglinge mehr ins Auge fasse als das geistige und später seine Freundin Julie Rettich zu der Bemerkung veranlaßte, „er habe dort nur auf gutes Essen halten gelernt, erzogen worden sei er aber nicht“. Nachdem aber Freiherr Cajetan v. Münch seinen Amtssitz in Wien bezogen, gab er seinen Sohn „Eligi“ zur Verpflegung und Erziehung in das Stift Melk, dessen Gymnasium sich eines vortrefflichen Rufes erfreute.

Die Schwester Maria Theresia, bis dahin bei weiblichen Verwandten in der Pflege, wurde zu gleicher Zeit dem Stifte der Englischen

Fräulein in Krems anvertraut. Eligius wird aus jener Zeit als ein gutgearteter, wenn auch etwas eigensinniger, rascher und launenhafter Knabe geschildert, der weder leicht engere Kameradschaft schloß, noch lärmende Vergnügungen liebte. Er las damals ihm zugängliche Bücher aller Art und ein kleines Theater aus der Eberschen Kunsthandlung in Wien bot ihm große Unterhaltung; „zu den auf demselben dargestellten vorhandenen Stücken gesellten sich bald freie Erzeugnisse seiner schon lebhaften Phantasie. In Melk war es, wo der Konventuale des Stiftes, Michael Enk von der Burg, als Münchs wohlwollender, wenn auch etwas derber Klassenvorstand den Knaben zuerst kennen lernte, für dessen spätere poetische Entwicklung dieser Geistliche von solcher Bedeutung werden sollte. Der frische Knabe Eligius, von gedrungener Gestalt, trug damals ein seltsam exklusives Wesen zur Schau, er verkehrte bei seiner Kostgeberin, der bejahrten einfachen Witwe eines Verwalters Stenzler, fast nur mit dieser, und besuchte mitunter seine stets von ihm überaus geliebte Schwester in Krems, welche leider bald darauf der Tod ereilte, welches Ereignis in dem Herzen des jungen Eligius einen tiefen Schmerz zurückließ. Was den wissenschaftlichen Fortgang betrifft, so war derselbe nur ein mittelmäßiger. Freilich dauerte der Aufenthalt in Melk nicht lange, schon 1816 finden wir Münch als Schüler des Schottengymnasiums in Wien, wo er unter dem väterlichen Dache im Heiligenkreuzerhofe wohnte. In jenem Gymnasium machte sich bald ein Umschwung in seinen Lernerfolgen bemerkbar und nach und nach wurde er, mit Ausnahme des Latein, in allen Gegenständen ein vorzüglicher Schüler. Schon damals ist in dem Mansarden-Zimmerchen, welches er bewohnte und das über der Wohnung seiner Eltern gelegen war, manches Gedicht entstanden, er besingt später in einem derselben dieses Studentenstübchen und dessen Einfachheit, aber auch den Besuch „der Musen", welcher ihm in dem „einfachen Gemache" mit „holprigen Dielen", „kahler Wand" und „drückend niederer Decke" zuteil wurde.

Im Jahre 1819 trat Münch in die philosophischen Studien, davon drei Jahrgänge nach dem damaligen Lehrplane in Österreich dem eigentlichen Fachstudium vorangehen mußten. Tüchtige Lehrkräfte waren es, denen er hier seine weitere wissenschaftliche Ausbildung verdankte, so der für damals allzu freisinnige Philosoph Leopold Rembold, der Mathematiker Josef Jenko, der Lateiner Anton Stein und andere.

Zu jener Zeit lernte der junge Dichter auch unter seinen Kollegen so manche selbst auf poetischem Gebiete Mitstrebende kennen, mit denen er später in Verkehr trat. Einer derselben, der einst überaus volkstümliche Johann Gabriel Seidl, hat in einer biographischen Skizze Friedrich Halms aus dem Jahre 1850 eine ansprechende Schilderung des Lebens in den philosophischen Jahrgängen der Wiener Hochschule aus jenen Tagen entworfen, der hier einiges mit Seidls, des Zeit- und Kunstgenossen eigenen Worten, entnommen sei. „Es war eine schöne Zeit, dies Triennium von 1819—1821, das letzte, das der Reduktion des philosophischen Lehrkurses auf zwei Jahrgänge voranging! Nicht bald dürften auf dem schmalen Gange vor den unfreundlichen, fast stallähnlichen Hörsälen des alten Jesuitenklosters so viele Jünglinge, aus denen nachher Männer von weitverbreitetem Rufe geworden sind, umhergewandelt sein als eben damals. Abgesehen von jenen, die im Staats- und Geschäftsleben verdienstlich gewirkt haben und zum Teile noch wirken, will ich hier nur einige erwähnen, die auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft mitunter noch jetzt allenthalben mit Auszeichnung genannt werden." Seidl führt sodann die Namen einer ganzen Reihe bekannt und selbst berühmt gewordener Dichter an, so Nikolaus Lenau, Eduard v. Bauernfeld, Ludwig Halirsch, Hermann v. Hermannsthal, C. G. R. Herloßsohn, Eduard v. Badenfeld, J. A. Moshammer, die Gelehrten Franz Exner, Leopold Schulz von Strasznicki, C. W. Huber, den Komponisten Hoven und andere. „Und unter diesen Jünglingen," fährt Seidl fort, „saß auch und zwar geraume Zeit hindurch an meiner Herzensseite, einer der jüngsten, ein schmächtiger, ziemlich stark aufgeschossener stiller Jüngling, mit sprechenden aber auffallend schwachen Augen, straffem Haare, etwas gedämpfter Stimme, einfach, in sich verschlossen, wortkarg, aber einnehmend in seinem anspruchslosen Äußeren, das ein desto regsameres Leben im Innern zu verbergen schien. Es war unser — Münch." Der Biograph berichtet hierauf, wie er durch einen Zufall während der Stunde des Religionsprofessors Weintridt in der Sommerschwüle auf der Bank eingenickt, den Kollegen Münch zum Falle von der Bank und durch die folgenden Entschuldigungen es zur herzlichen Verständigung mit demselben gebracht habe, worauf sich die neuen Freunde auch ihre schon entstandenen poetischen Erstlinge mitteilten. Um diese Zeit gab ein gewisser C. Fr. Weiß ein dürftig ausgestattetes, in zwanglosen Heften erscheinendes poetisches

Blatt: „Die Cicade“ heraus, welchem Seidl und Münch ein ähnliches Unternehmen zur Seite stellen wollten, wozu es jedoch nicht kam; aber eine Zahl von Gedichten und Novellen, die der 13jährige Münch verfaßt und mit den Pseudonymen El. Mayer und E. Belling unterfertigt hatte, gab er dem neugewonnenen poetischen Freunde zur Begutachtung. Dieser hat sie zur Erinnerung aufbewahrt und als Halms „Griseldis“ den Namen Münchs zehn Jahre später mit Ruhm umgab, hervorgesucht und diese Jugendschöpfungen mit Interesse wieder durchgesehen. Die Verhältnisse brachten übrigens bald darauf die zwei jungen Poeten in verschiedene Kreise und es bildete sich kein näherer Verkehr zwischen ihnen aus.

Mit sechzehn Jahren trat im Jahre 1822 Baron Münch in die juristischen Studien, wo er Professoren wie Egger, Dolliner, Wagner, Kudler hörte, und mit großem Fleiße der Rechtswissenschaft oblag. Sein letztes glänzendes Zeugnis ist vom 14. August 1826 ausgestellt und da er früher schon „bei dem Gerichte des Wiener Metropolitan-Kapitels zu auskultieren begonnen,“ bewarb er sich in demselben Monate um eine Konzeptspraktikantenstelle bei dem k. k. Fiskalamte Oberösterreichs. Nach Ablauf einer vorgeschriebenen Prüfungszeit wurde er im Dezember 1826 zum „unentgeltlichen Konzeptspraktikanten“ ernannt. Doch erscheint es notwendig, nunmehr auf einige Jahre zurückzugreifen, um die merkwürdig frühzeitig erfolgte Heirat des jungen Beamten und Poeten Münch zu erklären. Noch als Hörer der Rechte wurde er mit der Familie des Freiherrn Franz v. Schloißnigg bekannt, welcher den alten Herrensitz, das Schloß Ebergassing, in der östlichen Abdachung des Donaubeckens, nicht fern von der ungarischen Grenze, besaß, woselbst er mit seinen Kindern und Neffen im Sommer öfter weilte. „Die Bekanntschaft mit Schloißnigg und dessen zwei blühenden Töchtern Sophie und Albertine machte Münch wohl auf einem jener jeden Mittwoch des Faschings abwechselnd bei Frau Pereira und bei Baron Karl Rothschild üblichen Thés dansants, die alles in sich vereinten, was in Wien von höheren und geistigen Interessen und harmloser Lebenslust beseelt war.“ In dem Schlosse Ebergassing wurde der junge Jurist bald ein gern gesehener Gast und bald auch hatte sich in seinem Herzen eine Neigung zu Sophie, der älteren von den beiden anmutigen Schwestern, gebildet, welche immer mehr Wurzel faßte. Es waren schöne Tage, welche Münch in dem freundlichen Parke des

Schlosses in Gesellschaft der Familie Schloißnigg und namentlich der zwanzig- und sechzehnjährigen Mädchen verlebte.

Der Biograph Raab schildert dieselben: „Die Züge der beiden Mädchen hatten, so verschieden sie in ihrem Ausdrucke waren, doch viel Gemeinsames in ihren Konturen. Sie erinnerten an jene englischen Schönheiten, die durch die Stahlstiche nach Thomas Lawrence zum Typus geworden waren. Die Gestalten, obwohl ungewöhnlich hoch, ja imposant, bewahrten doch durch ein edles Ebenmaß der Glieder die Leichtigkeit und Anmut der Jugend. Die Formen, durch eine der heutigen Mode verwandte enganschließende Gewandung und das helle Sonnenlicht fast durchscheinend, waren tadellos. Es war dies ein Bild, das selbst noch in der Erinnerung dem greisen, stets leicht erregbaren Dichter das Blut rascher durch die Adern rollen machte." Baronin Sophie, welcher sich das Herz des jungen Mannes bald in ausgesprochener Weise zugewendet hatte, zeigte gehaltvollen Ernst und sinniges Wesen, Münchs weicher und von Stimmungen abhängiger Charakter fand in demselben eine glückliche Ergänzung. Dabei zeigte sie Klarheit und Umsicht im praktischen Leben, wie sie dies später, als sie Frau war, gar vielfach bewährte, im Gegensatze zu Baron Münch, welcher zu jener Zeit durchaus keinen Hang zur Sparsamkeit zeigte. Aus jener Zeit stammen Dichtungen, welche Münch als „Poetische Versuche von Fidelis" bezeichnete und die im Nachlasse vorgefunden wurden, aber ungedruckt geblieben sind. Sie weisen zwei Bände „Gedichte aus den Jahren 1823 bis 1828" auf, mit so manchen lyrischen Stücken, die auf des Dichters Herzensleben in jenen Tagen ein helles Licht werfen.

Raab erzählt auch, daß sich vier Jahrgänge eines Hauskalenders für 1823 bis 1826 erhalten haben, in deren einem ein kleiner eigenhändig von Münch geschriebener Zettel lag, welcher die Worte enthielt: „Kalender während meiner vier Dienstjahre um meine liebe Rahel." — In der Tat wurde das Verhältnis zwischen Halm und Sophie bald ein innigeres und die Einwirkung der jungen Freundin auf sein leicht bewegliches Gemüt, selbst auf sein Tun und Handeln, erwies sich von bester Wirkung. Nicht nur, daß sie eine gewisse Stetigkeit und Ordnung in seine finanziellen Verhältnisse brachte — freilich hatte er damals nur vierzig Gulden Taschengeld, aus dem auch die nicht ganz anspruchslose Garderobe zu bestreiten war — auch ihre schönen Sprachkenntnisse regten sein Interesse für fremde

Sprachen und Literaturen an, ihre musikalische Ausbildung und Begabung befreundete ihn mit der Tonkunst und daß Sophie wohl auch schon damals den ersten poetischen Schöpfungen des Dichters Aufmerksamkeit und Freude entgegenbrachte, ist anzunehmen, wenn auch nirgends beglaubigt. Tatsache aber ist es, daß Sophie, als sie schon des Dichters Gemahlin war, eine französische Übersetzung der „Griseldis" und später des „Fechters von Ravenna" verfaßte, welche noch im Manuskripte existiert, und das feine Verständnis der Dame für die spätere dramatische Poesie des Gatten genugsam beleuchtet.

Einer ehelichen Verbindung war der Freiherr v. Schloißnigg, der Vater des von Münch geliebten Mädchens, und die ganze Verwandtschaft nicht abgeneigt als sich das Streben des jungen Mannes zeigte, in seiner amtlichen Karriere vorwärts zu kommen. Eligius besaß übrigens ein Vermögen, welches etwa 1500 Gulden jährliche Einkünfte brachte und sein Vater, der Staats- und Konferenzrat, hatte erklärt, daß er dem Sohne, wenn dieser heirate und so lange Eligius im Staatsdienste bleibe, noch 1000 Gulden zulegen wolle, welcher Betrag sich in dem Verhältnisse mindern sollte, als der junge Beamte mehr wie 1000 Gulden an Gehalt beziehe. Da auch die junge Baronin einem vermögenden Hause entstammte, so hatte es allerdings vorläufig nichts auf sich, daß der angehende, erst im Dezember 1826, wie oben angedeutet, wirkliche Konzepts-Praktikant Baron Münch noch „unentgeltlicher" Beamter war. Als solcher vermählte er sich denn am 28. September 1826 mit Sophie und da er im August zur Ausbildung im politischen Dienste nach Linz übersetzt worden war, blieb das junge Paar in der Hauptstadt Oberösterreichs. Wie es ihm mit seiner Strebsamkeit im Dienste ernst gewesen, beweist der Umstand, daß der Zwanzigjährige schon im ersten Jahre seiner Ehe nicht versäumte, die vorgeschriebenen praktischen Prüfungen abzulegen. Im Dezember 1828 wurde er als noch immer unbesoldeter Kreiskommissär zum Kreisamte nach Wien versetzt, wo er mit der Gemahlin im Hause des Vaters derselben, welcher die Stelle eines Direktors der k. k. österreichischen Nationalbank bekleidete, wohnte. Es gab dies zu manchen Unzukömmlichkeiten bei den Wunderlichkeiten des alten Herrn und dem raschen temperamentvollen Charakter des jungen Ehemannes Veranlassung, wobei der Takt und die Geduld der vermittelnden jungen Frau oft im schönsten Lichte erschienen. Nach den Andeutungen Faust Pachlers, des genauen Kenners von

Münchs Verhältnissen auch aus jenen Jahren, dürfte Eligius in seinen Ausgaben nicht sehr sparsam gewesen sein und das Eingreifen der klugen Gattin auch in dieser Richtung erschien mitunter recht notwendig. Im Mai 1830 wird Kreiskommissär Baron Münch zum Dienste bei der niederösterreichischen Regierung einberufen und erhält 1831 eine „unbesoldete Regierungs-Sekretärstelle". Bald darauf, im Juni 1831, entriß ihm der Tod den stets für des Sohnes Wohl überaus bedachten Vater. Der Ehrgeiz des Beamten Baron Münch ließ ihn nicht zur Ruhe kommen und sein Bestreben war nun darauf gerichtet, eine Regierungsratsstelle zu erhalten, was ihm aber vorläufig nicht gelang und manche Kränkung verursachte. Erst im Jahre 1840 wurde Münch zum niederösterreichischen Regierungsrate befördert, nachdem er längst als ein vielfach gefeierter dramatischer Dichter anerkannt war. Freilich war es bei den bureaukratischen Anschauungen im damaligen Österreich — die übrigens heute noch hier und da nicht ganz geschwunden sind — durchaus nicht das Verdienst seiner poetischen Tätigkeit, welches seine Beförderung bewirkte Man kann dies schon aus der beglaubigten Äußerung eines hohen Staatswürdenträgers entnehmen, welcher nach der Aufführung der „Griseldis" die denkwürdigen Worte sprach: „Wie kann ein so feiner Kopf aus so guter Familie auf die Idee kommen, ein Theaterstück zu schreiben! Solche Beamte können wir nicht brauchen!" — Was die Familienverhältnisse betrifft, so wurde Münch schon 1827 Vater einer Tochter „Felicia" und 1829 ward ihm ein Sohn „Franz" geboren, der leider etwas über 20 Jahre alt im Irrenhause starb. — Die Stelle als Regierungsrat bekleidete Münch durch fünf Jahre, wonach eine besondere Wendung in seiner Amtskarriere eintrat, auf welche später eingehend zurückzukommen ist.

II. Michael Enk, Ferdinand Wolf und andere Freunde. Uhland in Wien.

Wenn im vorstehenden Kapitel die ersten Jahrzehnte von Baron Münchs äußerem Leben, seine Beamtenlaufbahn in ihren ersten Stadien und die Begründung eines eigenen Hausstandes ins Auge gefaßt wurden, so ist nun wieder etwas zurückgreifend des Dichters Friedrich Halm zu gedenken und derjenigen Persönlichkeiten, welche auf seine poetische Entwicklung von Einfluß wurden. Daß unser

Poet eine scheue Persönlichkeit war und nicht rasch sich an jemanden inniger anschloß, ist schon aus dem früher Gesagten zu ersehen. Auch mit wenigen seiner ersten lyrischen Produkte war er hervorgetreten, einige Gedichte von ihm sind in der damals so vortrefflich redigierten Schickh-Witthauerschen „Wiener Zeitschrift" und in einigen Taschenbüchern erschienen, jedoch unbeachtet geblieben. Zu Anfang der dreißiger Jahre aber wurde zunächst eine Persönlichkeit auf seine poetische Tätigkeit von Einfluß, welche schon einmal, freilich in Münchs Knabenzeit zu Melk, diesem, und zwar als Lehrer, gegenübergestanden. Es ist dies der Professor und Konventuale des Melker Benediktiner-Stiftes Michael Enk von der Burg, ein geistvoller gelehrter Mann von poetischer und philosophischer Bildung, den leider die Verhältnisse auf den Weg des katholischen Priesters geführt und damit zu einem Stande gelenkt hatten, dem er immer mehr abhold wurde, bis den mit sich, seinem Stande und der Welt Zerfallenen ein freiwilliger Tod in den Wellen der Donau (Sommer 1843) von den Seelenqualen, die ihn peinigten, erlöste. Der 1788 geborene Enk hatte 1822 das feinsinnige Lehrgedicht „Die Blumen", die philosophisch-ästhetischen Schriften: „Eudoxia oder die Quellen der Seelenruhe" (1824), „Melpomene oder über das tragische Interesse" (1827), „Über den Umgang mit uns selbst" (1829) und außer mehreren andern von ernstem Denken und gehaltvollem Wissen zeugenden Werken, später insbesondere auch seine „Briefe über Goethes Faust" (1834) und die trefflichen „Studien über Lope de Vega Carpio" (Wien 1839) veröffentlicht. Mit dem Wiener Schriftsteller- und Dichterkreise jener Zeit stand Enk in fortwährender auch persönlicher Verbindung, die er ja von dem nahen Melk aus leicht pflegen konnte, und galt als ein Mann von reifstem gediegenem Urteile und als scharfer Beobachtungsgeist. Vortreffliche Aufsätze aus seiner Feder finden sich auch in den bestbekannten Wiener Jahrbüchern. Dieser Mann war es, welcher dem jungen Dichter zuerst wieder näher treten und ihn auf die Bahnen lenken sollte, welche den Namen Halm zum rühmlichen gestalteten.

An einem Maitage des Jahres 1833 begab sich Münch von Schallaburg, wo er seinen Schwager Baron Tinti besucht hatte, in das unfern davon gelegene Melk. Dort suchte er zumeist die gute treue Stenzler, bei der er einst als Studentlein gewohnt, auf, diese war aber zur Greisin geworden, erkannte ihn nicht und nun begab

sich der junge 27jährige Dichter in die einfache Zelle des einstigen Lehrers, des Benediktiners Enk im Stiftsgebäude. Auch dieser erkannte den früheren Schüler nicht gleich. Münch gab sich zu erkennen und Vertrauen fassend, entrollte er „mit seltener Mitteilsamkeit, aber in gewohnter Treuherzigkeit das Bild seines ganzen Lebens aus den letzten 15 Jahren, eine mehr innerliche Geschichte, der Enk mit der vollen Teilnahme unverhohlener Sympathie folgte." Erst als Münch sich schließlich als niederösterreichischer Regierungssekretär vorstellte, gewann bei dem Geistlichen die stets in ihm schlummernde Manie, sich von aller Welt verfolgt zu sehen, beinahe die Oberhand, da er in dem Regierungsbeamten einen Diener der Geheimpolizei zu sehen fürchtete, doch wurde Enk bald beruhigt, nachdem sich ihm Münch nun auch als Dichter enthüllte. — Enk forderte den Poeten auf, ihn mit den Schöpfungen seiner Muse bekannt zu machen und von den ersten Gedichten, Dramen, Novellen und Übersetzungen Halms kamen in der Folge alle in die Hände Enks, der dieselben seiner scharfen Beurteilung unterzog. Als damals Münch den einstigen Lehrer besucht hatte, erzählte ersterer auch von der Frau Stenzler, die er kurz zuvor halb taub und blind getroffen und auf Enks Veranlassung entstand daraus ein Gedicht „Das taube Mütterlein", welches von diesem als das erste Zeichen wahrhafter poetischer Begabung anerkannt wurde.

Aber von besonderer Bedeutung wurde die Wiederbegegnung mit Enk für den Dramatiker Halm. Dieser hatte dem älteren Berater nunmehr manchen dramatischen Entwurf mitgeteilt, so war schon 1826 und 1827 ein Trauerspiel: „Die Locke im Kristall" von Münch begonnen, jedoch nicht vollendet worden, aber erst als Halm den Plan der „Griseldis" im Jahre 1833 zur Kenntnis Enks gebracht, erkannte dieser, nachdem er auch nach und nach die Ausführung zu Gesicht bekommen, daß man es hier mit einem großen dramatischen Talente zu tun habe und „daß", wie er an Halm schrieb, „ich Sie auf der Spur finde, auf welcher der dramatische Dichter unserer Zeit gehen muß, wenn es der Mühe wert sein soll." Als die „Griseldis", welche im Juli 1833 begonnen wurde, im Juni 1834 fertig dem Beurteiler vorlag, schrieb der sonst überaus Strenge: „Stoff und Bearbeitung sind so reich an ergreifenden Momenten, daß diese Griseldis, ohne eine Wort zu ändern, auf jeder Bühne Deutschlands gegeben werden kann."

Vom September 1833 stand nun Friedrich Halm mit Enk im Briefwechsel, welcher zunächst die „Griseldis" betraf, sodann aber alles, was der Dichter an Neuem geschaffen, was er fühlte und dachte, was ihn bewegte und erfreute. Enk war der vertraute Freund, welchem sich der Poet ganz offenbarte und der es seinerseits nicht an Ermahnungen, Belehrungen, aber auch nicht an Teilnahme mit Münchs äußeren Lebensschicksalen fehlen ließ. Den gesamten Briefwechsel zwischen Enk und Münch hat 1890 Rudolf v. Schachinger in vortrefflicher Weise herausgegeben und damit die wichtigste Quelle zur Kenntnis der Beziehungen zwischen dem gelehrten Benediktiner und dem nun bald berühmt werdenden Dichter erschlossen. Diese Quelle ist um so bedeutender, als Münch wohl 1834 ein Tagebuch begonnen, dasselbe aber leider nur einige Seiten hindurch fortgeführt hat. Weitere Tagebücher, welche Münch „nur in Schlagwörtern, unverständlich für jeden" geführt, sind in Verlust geraten.

Den an der „Griseldis" beschäftigten Dichter machte schon im Dezember 1833 eine Krankheit seiner geliebten Gattin, welche sich seit dem zweiten Wochenbette eingestellt hatte, sehr besorgt. Daß diese Besorgnis keine unbegründete gewesen, zeigte der Verlauf des Leidens, welches im Jahre 1839 wieder besonders heftig auftrat, es „schritt von Jahr zu Jahr vor, bannte von der Mitte der vierziger Jahre die Baronin über zwei Dezennien lang ans Haus, ans Zimmer sogar, wo sie nur an Wand und Möbeln tappend umherschlich, meist aber auf der Chaiselongue lag — eine traurige Existenz, die sie mit Ergebung, ja rücksichtlich vieler Operationen, mit Heldenmut ertrug" (Faust Pachler). Darunter litt selbstverständlich die Häuslichkeit des verschlossenen, aber empfindungsreichen Dichters. Wie sehr dieser das Leiden seiner Gattin mitempfand und wie es ihn bewegte, davon zeuge die nachstehende Stelle aus einem Briefe Münchs an Enk vom 6. April 1843: „Das Leiden meiner Frau macht die bedenklichsten Fortschritte, die Ärzte scheinen nichts mehr zu raten zu wissen, wenigstens raten sie nichts mehr an, was heilen, kaum was lindern kann; die schlimmsten Besorgnisse erfüllen mich; mein Herz fühlt in allen Fasern, wie tief es mit dem ihrigen verschlungen und verwebt ist; die ganze lange Zeit, die wir in Leid und Freud zusammen verlebten, geht unaufhörlich mahnend und quälend an meinem Geiste vorüber, und mit einer peinlichen Klarheit tritt es vor meine Seele, daß ich nie mehr, nie mehr wieder gewinnen würde, was ich hier verlieren könnte, ein

treues, wohlwollendes, unschuldiges Herz, das mich liebt, mit Geduld, Nachsicht, Ergebung liebt, wie ich's so sehr bedurfte und wie ich's niemals mehr finden würde." Enk antwortete: „Ihre Lage empfinde ich in Ihrer Seele. Könnt' ich Ihnen helfen, gerne." Er empfiehlt, es mit der Prießnitzschen Wasserkur zu versuchen. Die arme Dulderin litt sehr lange, erst nach vielen Jahren besserte sich das Übel. Allerdings überlebte die Gattin den Dichter in der Folge noch um drei Jahre, sie starb am 5. November 1874. Enk war es auch, der den Baron Münch teils mündlich, teils schriftlich auf die Schönheit und Bedeutung des spanischen Dramas, namentlich auf Lope de Vega, aufmerksam machte und ihn zum Studium der Spanier hinführte, welchem Umstande wir ja in der Folge, wie sich zeigen wird, einige vortreffliche Bearbeitungen spanischer Stoffe und Dramen verdanken. Einen traurigen Abschluß fand das Freundschaftsverhältnis zwischen Enk und Baron Münch durch den schrecklichen Selbstmord, welchen der unglückliche Gelehrte und Geistliche am 11. Juni 1843 beging. Münch war einer der ersten, welcher durch ihm befreundete Persönlichkeiten aus Melk die furchtbare Nachricht mit Erzählung aller Einzelheiten, die sich vor dem Selbstmorde noch begeben hatten, erhielt. Die letzten Zeilen Enks selbst an Münch — bei Schachinger mit einer wichtigen Auslassung abgedruckt, hier bis auf die unwesentliche Nachschrift vollständig — lauteten:

„Lieber Herr Baron! Wenn dieses Blatt in Ihre Hände kommt, so habe ich meinem elenden Leben ein Ende gemacht. Die nächste Veranlassung dazu ist nicht Walch*), sondern die mich entehrende Behandlung meines Prälaten. Wie schwer es mir wurde, weiß Gott und ich. Leben Sie wohl. Gott segne Sie und Ihr Streben. Habe ich Sie beleidigt, so verzeihen Sie Ihrem treugesinnten Enk."

Es braucht wohl nicht bemerkt zu werden, welch tiefen Eindruck der erschütternde Tod auf den an Empfindung so reichen Münch ausgeübt. Doch sei hier noch der von den neiderfüllten Gegnern Halms verbreiteten Ansicht gedacht, wonach Enk als der eigentliche Verfasser der „Griseldis" und der ersten Dramen Halms bezeichnet wurde; hämische Charaktere entblödeten sich nicht, dieses Märchen weiter zu verbreiten und lange Zeit hindurch gab es in der Tat

*) Der Piaristenpriester J. Walch bekleidete damals die Stelle eines Inspektors der höheren Schulen und soll in bezug auf die Lesemethode dem Prof. Enk kränkende Aussstellungen gemacht haben.

noch Leute, welche diese boshafte Verleumdung glaubten, die selbstverständlich Münch selbst auf das schmerzlichste berührte, wenn er auch, bei Lebzeiten des Freundes Enk von diesem auch in dieser Beziehung getröstet wurde. Der nun vorliegende Briefwechsel zwischen Enk und Halm erweist es am besten, wie grundlos und böswillig diese Ausstreuungen waren. Selbst H. Laube, welcher mit Halm später in manchen streitbaren Handel verwickelt war, schrieb als edler Gegner in seinem 1871 veröffentlichen Nekrologe: man verbreitete „nach dem ‚Sohn der Wildnis' die Mär: jener Enk . . . sei der eigentliche Verfasser der Halmschen Stücke. Dieser arme Enk mußte aus dem Leben scheiden, damit hartnäckige Zweifler überzeugt wurden, er könne doch nicht aus dem Grabe Halmsche Stücke bieten wie der ‚Fechter von Ravenna'."

Wenn auch während seines Verkehres mit Enk außer diesem der Dichter Halm wenigen anderen Persönlichkeiten sein freundschaftliches Vertrauen schenkte, so waren es doch einige teils schon damals berühmte Männer, mit denen er in eine gewisse Verbindung getreten war und denen er durch Verkehr mit denselben seine Zuneigung offenbarte. Von diesen sind zu nennen der schon zu jener Zeit als hervorragender Romanist bekannte Ferdinand Wolf, der später zu so hohem Ansehen als Präsident der Akademie der Wissenschaften gelangte, bald durch seine historischen und literarhistorischen Arbeiten ausgezeichnete Theodor v. Karajan und — Nikolaus Lenau. Wolf, 1798 geboren, bekleidete zu Ende der dreißiger Jahre die Stelle eines Skriptors an der k. Hofbibliothek, auch Karajan war aber noch in niederer Stellung als Amanuensis an der berühmten Hofanstalt bedienstet und Lenau, der Freund des Trios, hatte sich zu Halm, wie dieser zu ihm, rasch hingezogen gefühlt. Im dritten Stockwerke eines Hauses in der Schauflergasse der Residenz, wo Wolf wohnte, trafen die Freunde mit Halm öfter zusammen. Auch machten sie wohl zusammen Ausflüge in die schöne Umgebung Wiens. Ferdinand Raab schildert die Zusammenkünfte bei Wolf in so anschaulicher Weise, daß es geboten erscheint, dieser Schilderung hier einigen Raum zu gönnen. Sie lautet:

„Es war eine merkwürdige Galerie von literarischen Charakterköpfen, die sich wie ein anderes Tabakskollegium allwöchentlich einmal um den einfachen Sofatisch bei F. Wolf gruppierten und deren verschwimmende Züge nur von Zeit zu Zeit aus den schweren Rauch-

wolken auftauchten, von denen das sonst so freundliche Gemach erfüllt war, das selbst im strengsten Winter die tropische Hitze eines Treibhauses und zu allen Zeiten die aromatischen Düfte des stärksten Mokka atmete. Da war vor allem der liebenswürdige Hausherr mit den feingeschnittenen Zügen, den freundlichen blauen Augen, dem schlichtanliegenden blonden Haare und dem zarten fast frauenhaften Etwas in der ganzen Erscheinung. Dann Nikolaus Lenau, gleich Wolf nicht über Mittelgröße und gleich ihm in einer etwas vorgebeugten Haltung, mit dem tiefsinnigen dunkeln Blick und dem ernsten, düstern Ausdruck von Weltschmerz in dem bleichen Angesicht, das so oft dem idealisierenden Stifte in Damenhand zum Opfer fiel. Dann der Dichter der „Griseldis", den sich alle Frauen so ganz anders dachten, eine wahre Hünengestalt, die hohe Stirn von steter Geistesarbeit zeugend, das braune Auge, sonst so müde blickend, in erregten Momenten von so warmer, so überzeugender Beredsamkeit und Güte leuchtend. Endlich Theodor von Karajan, dessen scharf ausgeprägte typische Züge, wachsendes Embonpoint und verräterischer Blick, dem mit so ostentativer Vorliebe gepflegten breiten Wiener Dialekte zum Trotze, immer wieder daran mahnten, daß die Wiege seiner Voreltern in den lichten Gefilden von Hellas stand. Fanden die Freunde sich nicht in den bescheidenen Räumen bei Ferdinand Wolf zusammen, so wanderten sie am Sonntage, und selbst inmitten des Winters, gemeinsam über Land: mit Vorliebe nach Hietzing zu Domeyer, wo sie in eine heimliche Ecke gedrückt, den Musen ein Trankopfer von perlendem Champagner brachten — eine damals so wie heute in Dichter- und Gelehrtenkreisen nur selten wiederkehrende Libation.

Die politische Atmosphäre jener Tage brachte der stillen Gemeinde nur wenig Förderndes, in der Abgeschlossenheit ihrer Interessen aber auch wenig Zerstreuendes. Als geborene Österreicher waren sie natürlich samt und sonders geborene Frondeurs; doch von einer so harmlosen Fronde, daß man sie wohl Sr. Majestät allezeit getreueste ergebene Opposition nennen möchte. Selbst Grillparzers fliegendes Wort von dem „Capua der Geister" lehnten sie im Namen der Stadt, in der sie selber jahrelang gelebt und gerungen und geschaffen, ganz entschieden ab."

Am 9. Juli 1838 war ein von den literarischen Kreisen der Residenz mit besonderer Freude empfangener Gast in Wien einge-

troffen: Ludwig Uhland. Er hatte die Absicht, auf den Wiener Bibliotheken zu arbeiten und wurde denn auch in der Hofbibliothek, die er natürlich zunächst besuchte, von Ferdinand Wolf auf das freundlichste aufgenommen. Uhland, der berühmte Dichter und Gelehrte, fand, wie er seiner Gattin schreibt, „manches, was ihm bisher selbst nicht zugänglich war", namentlich ältere Liederbücher, seltene fliegende Blätter mit Volksliedern, und das gewinnende Entgegenkommen Wolfs erleichterte ihm die Arbeit auf der Hofbibliothek; dieser brachte ihm auch „aus seiner eigenen Bibliothek viel Interessantes von altfranzösischer und altenglischer Poesie zu." Viel verkehrte Uhland auch mit dem Kustos der Ambraser Sammlung Joseph Bergmann, dem trefflichen Kenner des deutschen Altertums. Daß Halm, dessen spätere epische Gedichte ja das Vorbild und den Einfluß Uhlands aufweisen, vor Eifer brannte, den gefeierten Balladendichter, den auch er so hoch verehrte, persönlich kennen zu lernen, ist natürlich. Wolf machte Halm, der eben auf dem Lande in Ebergassing weilte, brieflich auf den willkommenen Besuch aufmerksam. Aber gerade zu jener Zeit hatte ein Augenleiden, welches den Dichter der „Griseldis" in der letzten Zeit zwang, sich zurückzuziehen und Ruhe zu suchen, ihm den Aufenthalt in der Stadt unmöglich gemacht. Aus jenen Tagen stammen die zwei nachfolgenden*) Briefe Halms an Wolf.

Den 16. Juli 1838.

Verehrtester Herr v. Wolf! Teuerster Freund!

Obwohl Ihre Zeilen, welche mir die Ankunft Uhlands verkünden, die besten Albricias verdienen, so kann ich doch für den Moment von dieser erfreulichen Nachricht durchaus keinen Gebrauch machen. Ich habe durch die Durchsicht eines von einem Freunde mir zugesendeten, für die Allgemeine Zeitung bestimmten Aufsatzes meine Augen, die ohnehin noch schwach sind, etwas zu stark angestrengt und ich muß nun um nicht rezidiv zu werden, mit beinahe ängstlicher Sorgfalt alle Irritationen vermeiden. Ich wage daher nicht, mich dermalen dem Straßenstaub auszusetzen; da aber Uhland dem Vernehmen nach bis Ende d. M. bleibt, so werde ich jedenfalls nächste Woche in die Stadt kommen. Bis dahin bitte ich den verehrten Dichter auf mein Erscheinen vorzubereiten und mir das Wohl-

*) bisher ungedruckten

wollen und die freundliche Teilnahme zu erhalten, die Sie immer bewiesen haben.

Ihrem treuergebenen Münch.

NB. Enk hätte eine große Freude, wenn Sie ihm ein Autograph von Uhland verschafften.

Der zweite Brief an Wolf lautet:

Den 24. Juli 1838.

Teuerster Freund!

Ich bin wahrhaft in Verzweiflung, während sich in Wien alles um Uhland drängen wird, ihm die wohlverdiente Bewunderung zu bezeugen, hier heraußen sitzen bleiben zu müssen und zwar wegen meiner noch immer schwankenden Gesundheit. Die Augen haben sich zwar gebessert, aber ich war ein paar Tage bettlägerig und kann bei der jetzigen rauhen Witterung die Fahrt nicht wagen.

Es ist wahrhaft traurig, daß ein Mensch von meinem Alter und meiner Konstitution sich das Vergnügen versagen muß, einen Mann zu sehen, dem er zuliebe sonst Tagereisen unternommen hätte und das weil er wegen Kränklichkeit nicht zwei Stunden Weges machen kann. Sagen Sie Uhland, was Sie wissen, das ich ihm gesagt haben würde; empfehlen Sie mich seinem Wohlwollen und erhalten Sie das Ihre

Ihrem treuergebenen Münch.

NB. Enk bittet um 3. und 7. Band (wenn letzterer nicht zu haben den 9.) von Lope, die ich dem Überbringer dieser Zeilen gefälligst einzuhändigen bitte; den zweiten sende ich noch vor den Ferien der Bibliothek zurück, von dem ersten kann ich mich eines Stückes wegen dermalen nicht trennen. Zugleich bitte ich um Aschbachs Geschichte des westgotischen Reiches in Spanien.

Dessenungeachtet sollte Münch die Freude zuteil werden, den verehrten Uhland sehen und begrüßen zu können. Wie dies kam, erklärt eine Stelle aus Uhlands Briefe an seine Gattin Emma vom 6. August 1838, welche Stelle um so mehr hierher gehört, als sich der berühmte Balladendichter, wenn auch nur kurz, über Halm ausspricht. Er schreibt: „Den ganzen Freitag war ich nicht hier; Wolf lud mich wiederholt zu einer Fahrt nach Ebergassing, einem Schloß, nicht weit von der ungarischen Grenze, ein, wo ein Freund von ihm, der Baron Münch-Bellinghausen, als Dichter des Trauerspiels

Griseldis, unter dem Namen Halm bekannt, sich aufhält. Derselbe wünschte meine Bekanntschaft zu machen und soll wegen Augenübels die Stadt jetzt nicht besuchen. Das Schloß ist an einem großen Park gelegen, der, von einem frischen Flüßchen durchströmt, angenehme Spaziergänge gewährt. Münch macht durch Einfachheit und Gutmütigkeit bei geistiger Bildung einen vorteilhaften Eindruck. Ich hatte hier auch Gelegenheit, das Landleben einer österreichischen Adelsfamilie einzusehen. Professor Rosenkranz von Königsberg war mit mir eingeladen. Gestern war ich, nachdem ich bei Karajan zu Mittag gegessen, mit diesem in Laxenburg." . . .

So hatte Uhland, welcher am 11. August 1838 Wien verließ, den kleinen Freundeskreis, in dem Halm so viele frohe Stunden verlebte und diesen selbst kennen gelernt. Lenau-Niembsch kannte er schon von dessen öfterem Aufenthalt in Stuttgart, überdies hatte Uhland zu jener Zeit in Wien auch einer Einladung des Hofrates Kleyle, des bekannten Freundes Lenaus in Penzing, Folge geleistet. Es sei noch angeführt, was freilich beinahe selbstverständlich ist, daß anläßlich jenes Wiener Aufenthaltes unseres großen deutschen Balladendichters auch mehrfaches Zusammentreffen zwischen ihm und Grillparzer stattfand.

Einige Jahre später sollte Münch auf einer Reise, die ihn auch nach Süddeutschland führte, mit dem Kreise der schwäbischen Dichter in Württemberg selbst zusammenkommen, worüber noch im nachfolgenden berichtet sein mag.

III. Friedrich Halm und Nikolaus Lenau.

Zunächst noch einige Mitteilungen über die zwischen Lenau und Münch gepflogenen Beziehungen, über welche bisher kaum einzelnes in die Öffentlichkeit gedrungen ist; auch dies einzelne dürfte schon ganz in Vergessenheit geraten sein. Lenau hatte wohl die Bekanntschaft Ferdinand Wolfs in dem bekannten und berühmten „silbernen Kaffeehause" Reuners in der Plankengasse gemacht, welches in den dreißiger Jahren von nahezu allen Wiener Schriftstellern und „Literatoren" aufgesucht wurde und wohin auch jeder Durchreisende kam, der auf literarischem Gebiete tätig war. Anastasius Grün (Graf Auersperg) beschreibt das Leben in jenem Kaffeehause und die Besucher desselben in seiner pietätvollen Biographie des unglücklichen Dichters und

Freundes Lenau anschaulich. Ob Baron Münch durch Wolf in jenem Kaffeehause mit Nikolaus Lenau bekannt geworden oder im Hause Wolfs, ist ungewiß, jedenfalls war es der gelehrte Romanist, welcher die so verschiedenen und doch sich gegenseitig hochschätzenden Poeten zueinander geführt. Lenau, „der den sozialen Aristokratismus," wie Raab berichtet, „die eingefleischte Borniertheit nannte und Münch, der ihn nur als eine Tatsache respektieren wollte, sie statuierten doch beide, mit Berufung auf den Aristokratismus der Geister, jenes von Laune und Stimmung eingegebene Ablehnen, das ihnen selbst so eigentümlich war und ihnen so oft als Hochmut oder falsche Vornehmheit gedeutet wurde." — Friedrich Halm schätzte in Lenau den lyrischen Dichter hoch, er stellte ihn viel höher als den Epiker, wenn er auch dessen „Faust" den gewaltigen Schöpfungen deutscher Poesie beizählte. Was die Ansichten Lenaus über den Dichter der Griseldis betrifft, so war er vor allem kein begeisterter Anhänger des modernen Dramas. Raab bemerkt: „Die gleichzeitige Poesie erschien ihm, nicht ganz unberechtigterweise, ihrem innersten Wesen nach eine lyrische," alles andere ein „Gerede von außen her." Gewisse Theatergestalten waren ihm nicht mehr als „Dragantfiguren", aufgelöst seien sie „Leim und Zuckerwasser", dem sogenannten rein idealen Drama wendete er den Rücken und folgte halb unbewußt jener nun zuerst sich fühlbar machenden Strömung, die unaufhaltsam dem Begriffe der Aktualität zutreibt." Aus diesem Grunde stammt auch sein hartes Urteil über Halms „Sohn der Wildnis": „Zwei Seelen und ein Gedanke, das würde ja schrecklich langweilig sein. Zwei Herzen und ein Schlag! Das gibt keinen Rhythmus. Es war den Leuten recht, bei dieser berühmten Stelle das Universum der Liebe ganz kurz beisammen zu haben in ein paar klingenden Versen. Sie sind nicht mehr, aber es ist gerade so recht für das Fassungsvermögen. Das Publikum in Wien hat gewiehert bei dieser Stelle, besonders die Galerie. Ich greife den Stoff an: Liebe macht empfänglich für Kultur, aber sie ist noch keine, sie ist nicht damit zu verwechseln."

Literarische Beziehungen zwischen den Dichtern stellten sich zwar nicht häufig heraus, aber schon in einem Briefe aus Ebergassing an Wolf vom 4. Juli 1838 (ungedruckt), in welchem sich Münch für eine Ausgabe von Aufsätzen Enks über Lope de Vega verwendet, die Brockhaus hätte übernehmen sollten, der sich aber scheinbar nicht recht

entschließen konnte, schreibt Münch an Wolf: „Lenau, der Ihnen persönlich verpflichtet, ist ein guter Freund Cottas, wie ich genau weiß, und durch ihn wäre vielleicht ein Anwurf an Cotta zu machen, der etwas weniger mäkelt und dessen Zusage mir für Enk noch wünschenswerter wäre als die von Brockhaus."

Bald waren Lenau und Münch in häufigerem freundschaftlichen Verkehr. So teilt Lenau der Freundin Sophie Löwenthal am 25. Juni 1839 einen Besuch bei seiner Schwester in Kirling mit. Er, der eben mit dem Abschlusse der „Albigenser" beschäftigt, bemerkt ferner in dem Schreiben: „Trotz der guten und schlimmen Störungen der letzten Tage, als da waren eine Entzündung meiner Schwester, ein Besuch von Wolf, Münch und Karajan in Kirling ist es mir doch gelungen, unterdessen ein paar hundert Verse weiter zu machen. — — Ich ging mit den drei genannten Sonntagsgästen nach Klosterneuburg zum Essen und von dort abends in die Stadt. Die Tischgespräche in Klosterneuburg waren eben nicht die heitersten, einige Späße Karajans abgerechnet, wie z. B. daß er mir eine Knödelsuppe empfahl, indem er sagte: „Diese vortreffliche Leberknödelsuppe zu verachten, das tun Sie mir nicht an, Verfasser des Savonarola!" Ich verachtete sie dennoch.

Münch teilte mir auf die unbefangenste und zutraulichste Weise mit, daß er einen von mir in einem früheren Gespräche hingeworfenen Gedanken zu einem Sonette verarbeiten wolle. Ich hatte nämlich geäußert: „Der Teufel ist doch eigentlich kein reales Wesen; der Kampf Gottes mit ihm ist nur ein scheinbarer, und die Weltgeschichte gleichsam eine Schachpartie, die Gott mit sich selber spielt, die Züge seines einzigen Gegners so stellend, daß derselbe, aller seiner fingierten Vorteile ungeachtet, am Ende matt werden muß und die Partie von Gott gewonnen ist. Münch beichtete mir seine kleine Dieberei so liebenswürdig offenherzig, daß ich mich vielmehr darüber freute, als daß ich den zufälligen Einfall reklamieren mochte, dessen ich mich sonst vielleicht nie wieder erinnert hätte. Münch ist ein recht lieber, treuherziger Mensch. — — Unser Hereingang an dem kühlen Ufer der Donau war recht angenehm und ich benutzte ihn dazu, Münch zu bereden, daß er Philosophie studiere. Es gelang mir, ihn zu überzeugen von der mißlichen und gedrückten Stellung eines Dichters, der, in seiner Zeit gar nicht philosophisch orientiert, ihren höchsten Fragen, um sich nicht zu kompromittieren, aus dem Wege gehen

muß, nur dort eine Stimme hat, wo das Vergängliche verhandelt wird; im hohen Rate aber, wo der Menschheit Ewiges beraten wird, staunen muß. Er bat mich angelegentlich um einige philosophische Bücher."

Was das in diesem Schreiben erwähnte Gespräch betrifft, so hat allerdings Münch in seiner ersten Sammlung der „Gedichte"*) zwei Gedichte unter dem Titel: „Dämonologisches" aufgenommen, welche das Gespräch über den Teufel behandeln; es sind aber keine Sonette. Dagegen bin ich in der Lage, aus der Dichters Nachlaß hier das noch ungedruckte Sonett, welches gemeint ist, zum Abdrucke bringen zu können, denen noch drei andere Sonette beigefügt seien, die sich ebenfalls auf Gespräche beziehen, die Münch um jene Zeit mit Lenau geführt und von denen nur das letzte Stück unter dem Titel: „An —" in etwas veränderter Form in demselben Bande der Gedichte aufgenommen wurde, während die zwei anderen ebenfalls hier zum ersten Male gedruckt werden.

An Nikolaus Lenau.

1.

Gedenkst du noch wie einst beim goldnen Weine
Wir stritten, ob der Teufel mehr als Sage,
Du aber lösest so die krause Frage:
„Der Teufel sei, doch sei er nur zum Scheine."

Bloß Schach spiel' Gott der Herr, der ewig Eine
Zu Zeiten mit sich selbst, und sinn' und zage,
Als wär's daran, daß ihn der Gegner schlage,
Doch wie sein Wesen scheinbar er vereine.

Für sich nur tu er stets die besten Züge
Und so verspiel', verstrickt im Netz der Lüge,
Der Teufel stets, wie fein er Ränke schmiede!

So floß der Tau des Wortes dir vom Munde,
Und nicht versank er in des Meeres Grunde,
Die Muschel Liebe reift' ihn dir zum Liede!

*) Friedrich Halms Werke. Wien 1856 ff. (H. W.) Bd. 1, S. 88.

2.

Und wieder sprachst du einst — und Blitzesröte
Sah flammend ich dir übers Antlitz gleiten,
Uns kündend, wer der Meister unsrer Zeiten
In deinem Sinn den andern überböte.

„Das reichre Saitenspiel ertön' in Goethe,
Doch schall' sein mächt'ger Klang auch aller Weiten,
Stets Menschengeist nur weh' aus seinen Saiten:
Wo Schiller sei, die schlichte Hirtenflöte

Erfüllt gewesen von dem Hauch der Engel.
Wann immer, sprachst du, sein Gesang erklungen,
Ein höh'rer Geist hab' ewig mitgesungen,

Und übertönt der Erdenstimme Mängel!"
Wir aber, weißt du noch? — wir nickten alle,
Und Schiller rief's bei frohem Becherschalle.

3.

„Stets weck' dir eines Briefes Anblick Grauen,
Gleich einem Tropfen Blutes schein' das Siegel,
Gleich einem Vorhang überm Zauberspiegel
Gespenstisch dich der Umschlag anzuschauen.

Du zagtest," sprachst du, „welchen Trunk dir brauen
Das Schicksal mög' in zugedecktem Tiegel;
Du zagtest ob, klirr' auf der Pforte Riegel,
Vor dir die Wüste lieg', ob Edens Auen?"

So sprachst du, und ich dabei im stillen
Erwog, wenn schon um jedes Briefes willen
Dich Wunsch und Bangen in der Schwebe halten,

Ob schrecklicher die großen, dicken, schweren,
Ob leichte goldberänderte dir wären,
Wie weiße Hände sie zusammenfalten?

4.

Und wieder sprachst du einst, was mir mißfallen,
Und rügt' ich es auch nicht in jener Stunde —
Denn Ort und Zeit war gegen mich im Bunde —
Nie wird im Geiste mir sein Klang verhallen;

Und wie auch mächtig deine Lieder ſchallen,
Und weithin tragen deines Namens Kunde,
Sie ſühnen's nicht, daß deinem Sängermunde,
Dem Gott geweihten jenes Wort entfallen;

Sie ſühnens nicht, daß ſcheidend in die Quelle,
Die labend dich getränkt mit ihrer Welle,
Du Steine warfeſt, ſtatt ihr Dank zu zollen,

Sie ſühnens nicht! — du mochteſt ſie verlaſſen,
Du mochteſt, was du liebteſt, glühend haſſen,
Doch ihrer ſpotten hätteſt du nicht ſollen!

Der Verkehr zwiſchen Lenau und Münch iſt überhaupt in jenem Jahre ein reger geweſen, im Juli 1839 will der erſtere nach Iſchl kommen und ſchreibt hierüber an Sophie Löwenthal: „Wäre nicht Baron Münch den ganzen Morgen bei mir geweſen, ſo erhielten Sie einen ausführlicheren Brief. So aber muß ich eilen.“ Etwa ein Jahr ſpäter, am 2. Auguſt 1840, berichtet er an dieſelbe Adreſſatin über das Fortſchreiten ſeines „Fauſt“ und fügt bei: „So ſehr auch Münch mir jedes Andern an meinem „Fauſt“ mißraten hat, indem ich, nach Jahren notwendig ein anderer geworden, die alte Stimmung mit dem alten Ton nicht mehr würde finden können, und ſomit Gefahr liefe, nur Fremdartiges und Einheitswidriges in mein Gedicht hineinzuarbeiten; ich habe mich dennoch daran gemacht und, wie ich glaube, mit gutem Glück.“

Im Sommer des Jahres 1842 hatte Münch eine Reiſe nach Süddeutſchland unternommen, er beſuchte München, Karlsruhe, Heidelberg, Frankfurt am Main und andere Städte; auf dieſer Reiſe berührte er auch Stuttgart, wo er den Kreis der ſchwäbiſchen Dichter perſönlich kennen lernte. Lenau war damals gerade wieder bei Reinbecks, welche den Poeten ſtets ſo freundlich aufnahmen, in der ihm ſo lieben Hauptſtadt Württembergs. Über den Eindruck, welchen der Dramatiker Halm auf die ſchwäbiſchen Freunde gemacht, ſchreibt er am 11. Juli 1842 an Ferdinand Wolf nach Wien: „Münch iſt hier geweſen und hat um ſo günſtigere Eindrücke zurückgelaſſen, als alle die irrigen Vorſtellungen von diplomatiſcher Gemeſſenheit und ariſtokratiſcher Vornehmheit, mit welcher man ſeiner perſönlichen Bekanntſchaft entgegengeſehen hatte, in ſeinem offenen und biederen Weſen eine angenehme Widerlegung fanden.“ Der liebenswürdige Schwabenpoet Karl Mayer, welcher 1853 „Lenaus Briefe an einen

Freund" herausgegeben, aber berichtet in dem genannten Buche von seinem Zusammentreffen mit Münch aus jenen Tagen: wie ihm dasselbe bei Lenau „sehr willkommen" gewesen. Er schildert Halm: „der in frischem jugendkräftigen Aussehen auch mich freundlich begrüßte und sich sehr befriedigt über unser Landvolk aussprach, dessen energische und gescheite Gesichter ihm auf der Durchreise sehr gefallen hatten."

An seine Freundin Emilie v. Reinbeck hat Lenau anfangs September 1843 auch jenen ausführlichen Brief gesendet, in welchem er ihr von dem Tode Enks, des unglücklichen Freundes und getreuen Beraters Halms, Mitteilung machte und die Einzelheiten über den Selbstmord des armen mit sich und der Welt zerfallenen geistvollen Mannes erzählte.

Es wurde schon früher anläßlich der Erwähnung des Besuches Uhlands in Wien 1838 jenes Augenleidens gedacht, welches damals den Dichter Halm verhinderte, den von ihm verehrten Uhland aufzusuchen. Dieses Leiden nahm aber in den nächsten Jahren zu und gestaltete sich zu einer Augenkrankheit, welche Münch dem Erblinden nahe brachte. Da waren es nun zwei Frauen: seine Gattin und deren Schwester Albertine, die ihm sorgsamste Pflege angedeihen ließen und in der Tat wahrhaft aufopferungsvoll in derselben das Übel zum Weichen brachten. Halm hat im Jahre 1840, da er genesen war, ein von ihm verfaßtes einaktiges Stück „Die Pflegetochter", welches am 29. November desselben Jahres zum Vorteile des Instituts der barmherzigen Schwestern über die Bretter des Burgtheaters ging, im Drucke diesen „zwei edlen Frauen, der liebevollsten Gattin, der nachsichtigsten Freundin Sophien und Albertinen in Liebe und Dankbarkeit gewidmet" und eine Zueignung vorangestellt, welche, da das Stückchen in dieser Ausgabe keine Aufnahme finden kann, hier ihre Stelle finden möge:

Bewahrt ihr das Gedächtnis noch der Stunden,
Die dunkle Binden mir ums Auge schlangen,
Die lähmend mich aufs Siechbett niederzwangen?
Entschwand es euch, mir ist es nicht entschwunden.

Und als ich jenen jetzt den Kranz gewunden,
Die losgesagt sich von des Lebens Prangen,
Und Elend mit der Liebe Arm umfangen,
Noch tiefer fühl' ich, was ich stets empfunden.

So nehmt denn, die an meinem Pfühl geſeſſen,
Die treu den Leidenskelch mir zugemeſſen,
Mit mir geleert bis auf die letzten Neigen,

Nehmt dieſe Blätter hin; dann atmet Milde,
Geduld und frommer Sinn aus ihrem Bilde,
So kam's von euch und ſo ſei's euer eigen.

IV. Julie Rettich.

Am 30. Oktober 1835 fand im Wiener Burgtheater die erſte Aufführung von Friedrich Halms „Griſeldis" ſtatt. Die Titelrolle war der Schauſpielerin Thereſe Peche anvertraut, welche Rolle dieſe begabte Künſtlerin mit anerkennenswerter Tüchtigkeit durchführte. Aber erſt als in den folgenden Wiederholungen Julie Rettich, die vor kurzem neuerlich engagiert worden war, dieſe Rolle übernahm, und zu einer der „glänzendſten Bühnenpartien der neueren Zeit geſtaltete", ward der Erfolg des Stückes ein ſo außerordentlicher, wie er ſelten einem neuen Schauſpiele auf der Hofbühne in Wien zuteil geworden. Halm ſchrieb am 1. Januar 1836 an Enk: „Was bei der erſten Vorſtellung zweifelhafter Erfolg blieb, was in Tränen hinſtarb und nicht verſtanden und noch weniger begriffen wurde, ſtellte ſich diesmal auf das glänzendſte und würdigſte heraus. — — Mögen nun auch einzelne lediglich zum Verdienſt der Schauſpielerin rechnen, was doch meine Frucht und meine Saat war, was liegt daran, den poetiſchen Wert der Griſeldis werden ſie mir doch nicht abſtreiten. Ich bin voll Freude! Dank Ihnen, nächſt Gott, lieber Enk, daß mir das Werk ſo gelungen iſt und nun mit Gott vorwärts . . ."

Friedrich Halm hat von der Stunde an die Künſtlerin Julie Rettich bis zu ihrem Tode als die berufenſte und bedeutendſte Trägerin der wirkſamen Hauptrollen ſeiner Stücke betrachtet, eine wahrhaft ideale Freundſchaft hat ihn mit ihr, die ſeine Muſe geworden, verbunden, eine Freundſchaft, die fern von jeder ſinnlichen Bedeutung nur den höchſten und edelſten dichteriſchen Beſtrebungen galt, in welchen der Dichter und die Künſtlerin ſich gegenſeitig einigten und förderten. Es iſt zum Verſtändnis des folgenden nötig, mit einigen knappen Angaben zunächſt der früheren Entwicklung der Schauſpielerin Julie Rettich zu gedenken.

Julie Rettich ward 1809 zu Hamburg als das Kind des Schauspielerpaares Gley geboren, 1825 betrat sie die Bühne des Dresdener Hoftheaters, wo ihr vortreffliches Spiel selbst die Aufmerksamkeit Ludwig Tiecks erweckte. 1828 fand ihr erstes Gastspiel am Wiener Burgtheater statt, welche Bühne — wenn auch nicht dem Namen nach — damals Schreyvogel leitete. Nach einem zweiten späteren Gastspiele daselbst hatte Schreyvogel die Bedeutung der Julie Gley ganz erkannt, sie wurde 1830 am Burgtheater engagiert und rasch der Liebling des Publikums. Bei einem Gastspiele in Graz 1832 lernte sie den Hofschauspieler Karl Rettich kennen und vermählte sich 1833 mit ihm. Bald darauf aber erfolgte ihr Abgang von Wien infolge verschiedener zwischen Schreyvogel und dem Oberstkämmerer ausgebrochenen Mißhelligkeiten. Julie wurde an der Dresdener Bühne mit offenen Armen wieder aufgenommen. Als jedoch 1835 Landgraf Fürstenberg zum Hoftheater-Intendanten in Wien ernannt worden war und Julie wieder bei neuerlichem Gastspiele in Wien hohe Triumphe feierte, wurde das Ehepaar Rettich lebenslänglich durch kaiserliches Dekret für die Hofbühne engagiert. Julie Rettich gehörte seitdem ununterbrochen bis zu ihrem 1866 erfolgten Tode dem Verbande des Burgtheaters an, in dessen Geschichte sie eine der glänzendsten und charakteristischsten Bühnengestalten bildet.

Das war die Künstlerin, welche auf das Schaffen des Dichters Friedrich Halm von dem tiefgehendsten Einflusse geworden, der bei der Schöpfung jedes neuen Stückes an sie dachte und an die Bedeutung, welche die ihr darin zugedachte Rolle erlangen sollte. Das war jene Künstlerin, von welcher ihre Freundin und spätere Biographin Betty Paoli in dem unmittelbar nach der Rettich Tode verfaßten Lebens- und Charakterbilde: „Julie Rettich (Wien 1866) mit Bezug auf den Dichter schrieb: Es „gestaltete sich zwischen ihnen ein Verhältnis, dessen Adel und Reinheit selbst die Verleumdung nie anzutasten gewagt hat, ein Seelenbund, wie er nur zwischen Menschen solchen Ranges möglich ist. Fortan stand Halms dichterisches Schaffen in unauflöslichem Zusammenhange mit der Frau, in der er das Ideal der Weiblichkeit, eine Verkörperung der Poesie erblickte. Jede edle Frauengestalt, die vor seinem inneren Auge auftauchte, trug ihre Züge, sprach zu ihm mit ihrer Stimme. Seine Dichtungen verkünden, was sie ihm war: die Seele des Alls. — — So haben beide unberechenbaren Einfluß aufeinander ausgeübt; ihnen wie der

Kunst hat es zum Segen gereicht, daß sie sich fanden. Und nicht der Kunst allein. Auch dem Leben ist ein glorreiches Beispiel daraus entstanden: das Beispiel einer so reinen, so erhabenen Freundschaft zwischen einem Mann und einer Frau, daß der Gatte dieser Frau mit im Bunde der Dritte sein konnte und es wirklich war." So weit Betty Paoli.

Es ist von Interesse und Bedeutung, in den Schöpfungen Friedrich Halms die Frauengestalten, welche der Dichter in seinen Dramen auftreten ließ, mit Bezug auf die Künstlerin Julie Rettich zu verfolgen. Mit den reiferen Jahren und seit jener Zeit, da die Rettich von zarteren jugendlichen Rollen mehr und mehr ausgeschlossen erschien, wurden von ihm „herbere, gewaltsamere, ältere Charaktere" für sie geschaffen, in denen sie dieselbe Meisterschaft bewährte wie in den jugendlichen Rollen und manchem weniger bedeutenden Werke des Dichters auf der Hofbühne zum Siege verhalf. Verfolgen wir diese Stücke, in denen allen Julie Rettich zum ersten Male in der ihr zugedachten Rolle auftrat, so wurden nach der Griseldis von ihr in Halmschen Dramen dargestellt: die Frauengestalten der Agnes im „Adepten", (1836), des Perez im „Camoens" (1837), der „Imelda" in Imelda Lambertazzi (1838), der Edith in „Ein mildes Urteil" (1840), der Parthenia im „Sohn der Wildnis" (1842), in demselben Jahre auch der Imogen in der Bearbeitung der Shakespeareschen „Kinder Cymbelins", der Vanina in „Sampiero" (1844), der Donna Maria in „Maria de Molina" (1847), der Stella in „Verbot und Befehl" (1848), der vielbewunderten Thusnelda im „Fechter von Ravenna" (1854), der Elektra in „Iphigenie in Delphi" (1856), der Poesie in dem Festspiel „Vor hundert Jahren" (1859), der Begum in „Begum Sumro" (1863 als Gast im Berliner Viktoria-Theater), der Elisabeth in „Ein Abend zu Litchfield" (1864). In allen diesen Stücken war Julie Rettich nicht nur die erste, sondern fast immer auch die beste Interpretin des Dramatikers, dessen Gestalten sie in einer diesen selbst oft überraschenden Weise zu verkörpern wußte. Aber sogar die lyrisch-epischen Gedichte Halms, welche sie, die Künstlerin auch des Wortes, Gelegenheit hatte, vorzutragen, brachte sie mit einer Meisterschaft zur Geltung, welche auf die Zuhörer den tiefsten Eindruck machte. Als Beispiel seien nur die Gedichte „Das Glöcklein von Inisfare" und „Das Kind der Mutter" hier angeführt.

Julie Rettich war aber nicht nur eine hochbegabte Künstlerin,

sie war auch eine feingebildete Frau, welche nach allen Richtungen sich als das wahre Ideal einer Frau bewährte, noch in späterer Zeit beschäftigte sie sich mit Studien auf dem Gebiete der modernen Sprachen, um berühmte Dichtwerke fremder Nationen im Original kennen und verstehen zu lernen, sie betrieb geschichtliche und literarische Studien und stand immer auf der Höhe lautersten Bildung.

Eine reiche Zahl von Gedichten, zumeist bei verschiedenen Gelegenheiten entstanden, hat Friedrich Halm an Julie Rettich gerichtet, er unterließ es nie, in eigener zierlicher Abschrift mit einer poetischen Widmung versehen, auch jedes neue dramatische Werk zuerst der Künstlerin zu überreichen. Als diese im Jahre 1844 in Trient durch ein Gastspiel die Kunstfreunde daselbst überraschte, widmete ihr Halm das nachstehende (bisher nicht gedruckte) Sonett:

In Südens Land verkennen sie den Norden:
Dort sei kein Sommer, keine Nachtigallen,
Die dürft'gen Blüten seiner Waldeshallen
Pfleg' früher Winter grausam hinzumorden;

Es fehle dort der Stimme an Akkorden,
Die rührend weich ins tiefste Leben schallen;
Unfähig sei das Blut dort aufzuwallen,
So schmähten sie bis es zu viel geworden.

Bis dich, geboren an der Nordsee Küste,
Der Norden sandte, Zeugnis ihm zu geben,
Daß sie auch Sonnenschein und Blut und Leben;

Bis deine Stimme, Nachtigall, uns grüßte,
Bis du, des Nordens reichste hellste Blüte,
Des Südens Glut uns zeigtest im Gemüte.

Noch vor dem „Fechter von Ravenna", welchen der Dichter auch im Drucke „Julie Rettich in dankbarer Verehrung gewidmet" und mit einem Huldigungssonette eingeleitet hatte, waren die an sie apostrophierten Gedichte entstanden mit der englischen, mit der italienischen, mit der französischen Übersetzung der Griseldis, das Gedicht „Beim Erscheinen der dritten Auflage der Griseldis" und mehrere andere an Julie gerichtete Stücke. Das Poem zum Geburtstag 1853 schließt mit den begeisterten Worten:

Es quillt in deiner tiefſten Bruſt,
Dir, unverſiegt und unbewußt,
Ein Quell der Jugend und der Kraft,
Der rings um dich her Frühling ſchafft.

Daß der Dichter die Verehrung, welche er der Künſtlerin entgegenbrachte, auch auf alle Glieder ihrer Familie übertrug, auch davon liegt mancher ſchöne poetiſche Beweis in ſeinen gedruckten und ungedruckten Dichtungen vor.

Julie Rettichs einzige Tochter Emilie genoß eine ſorgfältige Erziehung und die ganze Liebe, welcher eine ſo ausgezeichnete Frau als Mutter fähig war. Aber ſie heiratete ſpäter den italieniſchen Impreſario Eugenio Merelli und ein unſtetes Wanderleben der beiden ließ dieſelben wenig im Bannkreiſe der Mutter weilen. Dagegen waren es die zwei Kinder des Paares, Karoline und Friedrich, welche, da ſie die Eltern nicht begleiten konnten, ſchon von der früheſten Jugend an bei der Großmutter Rettich aufgezogen wurden, die reiche Sorgfalt und Liebe den Heranwachſenden zu teil werden ließ. Dort im Hauſe Rettich hat auch Halm namentlich der friſch blühenden Karoline, dem beſonderen Liebling des Hauſes, manches hübſche Lied geweiht, das auch in die Geſamtausgabe der Werke des Dichters aufgenommen erſcheint. So das zur Taufe der Enkelin „An Julie Rettich“ gerichtete Poem*), in welchem er der Großmutter gegenüber den Wunſch ausſpricht:

Sie möge dir in jedem Sinne gleichen
An Herz und Geiſt und ſchöpferiſcher Glut,
An Trieb und Drang, das Höchſte zu erreichen
An friſcher Kraft und nie erſchöpftem Mut! — —

Was du uns biſt, dazu nach manchen Jahren
Reif' kommenden Geſchlechtern ſie heran,
Daß jene auch, wie wir durch dich erfahren,
Was Kunſt vermag und was Begeiſt'rung kann.

Auch das humoriſtiſch angehauchte Gedicht: „Späte Liebe (An Lilly)“**) gedenkt des Kindes mit dem „blauen Auge“ und dem

*) H. W. Bd. 7, S. 19.
**) H. W. Bd. 7, S. 37. Hier aufgenommen S. 34.

„blonden Ringelhaar“, dem „kirſchenroten Purpurmund“, an deſſen Reiz ſich weidend der Dichter ſtill beglückt hinlebt. Freilich ruft er aus, nachdem er der Geliebten alle ihre Vorzüge im zierlichen Verſe aufgezählt:

Sie hört's mit trocknen Augen,
Und führt zum Mund ihr Händchen dann,
Recht herzhaft dran zu ſaugen!

Ihr ſtarrt mich an als wie im Traum,
Betroffen und verwundert!
Nun ja, ſie zählt zehn Monden kaum
Und ich ein halb Jahrhundert.

Eine ſchwere Krankheit hatte nicht lange Zeit danach das Kind niedergeworfen und tiefen Kummer und Sorgen der Umgebung und zumal der um das Leben ihres Lieblings zitternden Großmutter bereitet. Damals entſtanden die vier Sonette: „Am Krankenbett eines Kindes“, welche ſich im Nachlaſſe des Dichters fanden und die bisher ungedruckt geblieben ſind. Zwei derſelben mögen hier ihre Stelle finden und der Empfindung Ausdruck geben, welche Halm der Enkelin Julie Rettichs entgegenbrachte:

Du liegſt ſo fromm auf deinem weißen Pfühle,
Du trägſt ſo ſtill der Krankheit Leid und Qual,
So mild glänzt deines Blickes trüber Strahl,
Als ob kein Fieber dir im Marke wühle!

O löſ' in Klagen dieſes Schweigens Schwüle,
Brich aus in Tränen ohne Maß und Wahl,
Schilt bitter die Arznei, die Speiſe ſchal
Und ruf' nach Labung, die die Glut dir kühle!

Laß deine Sanftmut, die ins tiefſte Herz
Mich tiefer trifft als ungeſtümer Schmerz,
Nicht vorbedeutend meiner Sorge ſagen:

Schon wüchſen Schwingen an den Schultern dir,
Zu deine Heimat, Engel, dich von hier
Zu deinen Schweſtern ſcheidend fortzutragen.

Nicht immer plötzlich bricht das Glück herein,
Auch langſam liebt es wohl heranzuhinken,
Und pocht erſt, ſtatt die Tür raſch aufzuklinken,
Und drückt ſich in die Ecke, trat es ein.

Als sorgt' es, daß vor seinem Freudenwein
Wir Dürstenden uns Tod statt Labung trinken,
Nur zögernd läßt es seine Hüllen sinken,
Und zeigt sich uns in seinem Strahlenschein.

Und so auch ungeahnt mit leisen Schritten,
Genesung, kamst du ihr herangeschritten,
Als blasser Hoffnungsschimmer nahst du erst,

Bis ihre Wangen sich allmählich röten,
Ihr Auge leuchtet, bis nach herben Nöten
Dein Füllhorn endlich du aufs Haupt ihr leerst.

Schon im Sommer 1837, als das Ehepaar Rettich in Dornbach weilte, war der Dichter daselbst ein gern gesehener Gast.

Seitdem wohnte Münch gern des Sommers auf dem Lande und manche seiner poetischen Schöpfungen sind außerhalb der Mauern der Stadt entstanden. Insbesondere war dies der Fall, als sich das Ehepaar Rettich in den vierziger Jahren jenes Landhaus in Hüttelsdorf baute, in welchem Halm später so viele schöne Stunden im Kreise der lieben Familie zubrachte. Das Gedicht „An Karl und Julie Rettich. Zur Grundsteinlegung beim Bau ihres Landhauses"*) hält die Erinnerung an die Gründung dieses Hauses fest, in dessen unmittelbarer Nähe sich Baron Münch selbst eine Zeit darauf ein Häuschen erbauen ließ, das er im Sommer bewohnte und nun den Freunden ganz nahe war. In diesem Häuschen sind die meisten der späteren dramatischen Werke des Dichters abgefaßt. Dort in Hüttelsdorf führte er auch die Aufsicht über die Enkelkinder der Rettichs, wenn das Paar selbst in der Stadt beschäftigt oder zu Gastspielen verreist war. Und wie sorgsam der Dichter das Leben und Treiben und Emporblühen dieser Kinder überwachte, davon gibt eine reiche Zahl von (ungedruckten) Briefen an Karl oder Julie Rettich Kunde. Nicht selten sind diesen Briefen einige Zeilen in den ungelenken kindlichen Schriftzügen von den Kindern selbst an die „Omama" oder den „Opapa" beigefügt.

Welche Gefühle und Empfindungen Münch dem Paare Rettich und zumal Julien stets entgegenbrachte, davon mögen einige hier zum erstenmale gedruckte Briefe Zeugnis ablegen, deren erster auch

*) H. W. Bd. 1, S. 123

des so gräßlich umgekommenen Freundes Enk erwähnt. Der Brief ist vom 9. April 1845 datiert, an die eben in Prag Weilenden gerichtet und anläßlich des Geburtstages Juliens abgefaßt. Er lautet:

„Ich hätte nie geglaubt, liebe Julie, in die traurige Lage kommen zu können, Ihnen zur Feier Ihres Geburtstages meine Wünsche schriftlich darbringen zu müssen. Es ist nun doch so gekommen; was würde aus der Welt und den Menschen, wenn sie so wenig auf sich selbst rechnen dürften als auf die Umstände? Was Ihren Geburtstag betrifft, so wissen Sie, was ich Ihnen wünsche; alles Heil der Erde, Gesundheit, langes Leben, Freude an der Mile usw. Das alles wünsche ich Ihnen, aber zugleich für mich selbst, denn was könnte Sie, Rettich und Mile, berühren und spurlos an mir vorübergehen. Ich hoffe, Sie erhalten diese Zeilen noch vor dem 17. und werden an diesem Tage mit den Ihren meiner gedenken, der ich beschlossen habe, diesen Tag auf meine Weise im stillen zu feiern, das eigentliche Fest behalte ich mir auf den Tag Ihrer Heimkehr bevor, wenn er nur schon käme, dieser glückliche Tag. Sie werden auf der Reise viel Kälte ausgestanden haben, die Nächte waren sehr kühl und ich kann nicht ohne Unmut an die Art und Weise denken, wie Sie dieselben des Kindes wegen zugebracht haben werden. Heute, mögen Sie von Prag nun abreisen oder nicht, werden Sie doch jedenfalls bequem sitzen. Haben Sie schlechte Wege gehabt, der Überschwemmung wegen Umwege machen müssen, wie geht es Ihrem Kopf? Über alle diese Fragen bitte ich um kurze aber baldige Antwort. Was meine Stimmung betrifft, so war ich nie übellauniger als jetzt, nie verdrießlicher und auch nie geplagter; die Sophie ist schlechter als je, mein Sohn hat sich den Tag nach ihrer Abreise wegen Fieber zu Bette gelegt und liegt noch, und ich sitze bei der Elektra, die langsam, langsam weiterrückt. Ich muß dabei sehr viel an Enk denken. Habe ich doch das letzte Mal, da Sie mich allein hier zurückließen, während der Lemberger Reise so viel an ihn und sein trauriges Schicksal, das ihn kaum hingerafft hatte, in meiner Einsamkeit denken müssen, und nun kehrt mir mit derselben Situation auch dieselbe Gedankenreihe wieder. Für die andern ist er begraben und vergessen, nur in mir klingt die gesprungene Saite noch immer nach. Ich habe immer wenig Vertrauen zu mir selbst gehabt und mit ihm ist der größere Teil davon zu Grabe gegangen; der größere Teil sage ich, nicht alles; den Rest unterstützen und halten Sie und-

Sie sind nun auch fort! Zum Glück liegt mir an meinen Arbeiten nicht mehr so viel wie vor Jahren; ich bin zur Einsicht gekommen, daß vom Leben noch andere Dinge zu fordern, zu erwerben und zu erringen sind als literarische Erfolge, und was mich in dieser Rücksicht noch ängstet und stachelt, ist die Sorge, auf eine ehrenvolle und rühmliche Weise von einer Bahn zu scheiden, auf der für mich in meiner jetzigen Geistesstimmung wenig mehr zu holen sein dürfte. Sie sehen, daß es mit Ihrer Abreise bei mir Abend geworden ist, von allen Enden und Ecken bricht die Melancholie herein und ich werde ihrer nicht los werden bis Sie wiederkommen; dabei bin ich aber so fleißig als Sie nur wünschen können, ich feiere nie und bin täglich bis 11 Uhr an der Elektra.

Teurer Freund! Das Leben hier ist unausstehlich und ich seufze täglich zehn- und zwanzigmal so tief und unmutig, daß Sie selbst es nicht besser machen könnten. Was Ihnen dort an Lärm, Bewegung, Gedränge zu viel sein wird, wird mir hier beinahe zu wenig werden. Es ist angenehmer, allein zu sein, als bei Fremden, aber es macht sehr traurig. — —

Teuerste Julie! Auch Sophie und Albertine bitten Sie, ihre besten Wünsche zu empfangen. — — Leben Sie wohl, gedenkt meiner in Liebe, der im Gedanken immer bei euch ist und gern ein paar Jahre seines Lebens hingibt, immer und auch jetzt bei euch sein zu können.

Münch."

Ein anderes Schreiben finde hier seine Stelle, das Münch an Julie Rettich, die eben auf einer Gastspielreise begriffen war, im Jahre 1856 von Karlsbad aus richtete, wo der an einem Magenleiden Erkrankte die Kur gebrauchte. Es ist vom 5. Juli datiert und lautet:

„Liebste Julie! Sie sind die beste, treueste Seele, die hier auf Erden herumgeht! Ihr Brief, den ich eben erhalten habe, hat mir das Herz aufgehen gemacht und nur um so schmerzlicher empfinde ich jetzt Ihre Abwesenheit und die Unmöglichkeit, Ihnen für Ihre freundlichen Worte das Pfotel zu küssen. Ich bin trotz der unsäglichen Kälte glücklich in Karlsbad angekommen, mußte aber für den ersten Tag wegen Überfüllung mit einem Bedientenzimmer vorlieb nehmen, in dem ich wegen Mangel an Tisch, Schreibgeräte und Sitzort, denn alles war voll Kleider und Wäsche, buchstäblich nicht schreiben konnte. Erst (heute) habe ich ein erträgliches Zimmer erhalten und eben setze ich

mich hin, um zu schreiben als Ihr liebes Schreiben ankam, auf das ich nur wiederholen kann: Sie sind die beste, treueste Seele, die auf Erden herumgeht. Ich habe gestern, ein hübscher warmer Tag, tausendmal an Sie gedacht und hin und her spintisiert, wie es wohl Ihnen und dem Fechter gehen würde. Ich habe die besten Hoffnungen und habe sie noch, trotz Ihres Hiobsbriefes. Was den Erfolg des Gastspieles beeinträchtigen kann, ist nach meiner Ansicht nur das schöne Wetter und, Gott sei Dank, es trübt sich der Himmel soeben hinlänglich und so ansehnliche Wolken steigen rings herauf, daß keine Aussicht für uns ist, die Winterröcke abzulegen:

Nur frisches Blut, nur heitern Mut,
So steht's mit uns noch immer gut!

Sengen*) gibt mir für meine Kur die besten Hoffnungen; von Franzensbad ist nicht die Rede, dagegen muß ich im Sauerbrunn unter dem Schweizerhofe baden, was eben die Wirkung haben soll wie Franzensbad. — — Ich bin sehr verstimmt, niedergeschlagen und traurig in Karlsbad angekommen; allein ich hoffe, der guten Luft, der Macht des Brunnens und der reizenden Gegend wird diese Verstimmung weichen und ich werde erträglich zusammengeflickt nach Wien zurückkehren. Wenn ich nur von Ihnen gute Nachrichten erhalte! Laube ist schon hier und überhäuft mich mit Freundlichkeit in solcher Art, daß ich Kriegslisten ersinnen muß, um ihm zu entgehen. — — Dessauer ist hier und kommt erst im August nach Aussee zurück, was mir Rettichs wegen unangenehm ist, der jetzt in Aussee gar keine Ansprache findet als Stubenbergs. Binzer ist aber bereits von Venedig in Wien angelangt und so wird das Seehaus sich denn auch bald bevölkern. Ich habe den Rettich am Tage seiner Abreise in Hütteldorf an der Straße abgepaßt, und es war mir ganz sonderbar zu Mute, als ich ihn im Eilwagen an mir vorüberkutschieren sah. — Wenn es nur in Breslau gut geht, das übrige ist der Rede nicht wert. Laube treibt es entsetzlich mit der Elektra; ich habe sie ihm aber noch nicht geben können, da ich die Abschrift erst korrigieren muß. Er ist sehr begierig auf den Erfolg des Gastspieles und leugnet hartnäckig, an der Verweigerung der Kostüme Teil gehabt zu haben; was ich aber nicht recht glaube. Der Dichter Ebert ist hier

*) Arzt.

und da er mich zu Wien beſucht, ſo werde ich meinerſeits ihn hier aufſuchen. — Nun wiſſen Sie alles, was Ihnen allenfalls von Karlsbad zu wiſſen intereſſant ſein kann, wenn ich den Schweizerhof ausnehme, von dem ich zu berichten habe, daß er ſehr verſchönert worden und ſeitdem ſehr beſucht iſt. Von meinen Empfindungen ſpreche ich zuletzt, ſie ſind ſehr gemiſchter Natur! Vor allem wünſchte ich, bei Ihnen zu ſein; dann bin ich wieder froh, Sie durch meine Reizbarkeit und Verſtimmung nicht verletzen zu können; zugleich wünſche ich aber doch, Sie möchten recht viel Sehnſucht nach mir empfinden! Wie verlaſſen fühle ich mich noch ohne Sie, und wie wenig bin ich gleichwohl geeignet, Ihnen in irgend einer Beziehung als Troſt und Stütze dienen zu können. Dieſe Betrachtung iſt es, die mich noch am meiſten wünſchen läßt, wieder geſund zu werden und mich anſpornt, mich allen Anſtrengungen der langweiligen Kur zu unterwerfen; ich will nur ſein, wenn ich Ihnen etwas ſein kann.

Leben Sie jetzt recht wohl; gedenken Sie meiner freundlich und oft, laſſen Sie mich, wenn auch nur in ein paar Zeilen, von dem Fortgange der Gaſtſpiele hören; angenehme Rezenſionen bitte ich auszuſchneiden und beizulegen; Sie wiſſen, mich freut das. Leben Sie wohl. Gott ſegne Sie tauſendmal. Ewig der Ihre. Münch."

Der letzte hier noch wiedergegebene Brief an Julie Rettich iſt wenige Jahre vor dem Tode abgefaßt. Auch dieſes Schreiben ſucht die Künſtlerin auf einer Gaſtſpielreiſe in Hamburg auf und erweiſt dieſelbe treue liebevolle Geſinnung des gealterten Dichters. Der Brief iſt aus Wien vom 17. März 1864 datiert und lautet folgendermaßen:

„Liebſte, teuerſte Julie! Dieſer Brief findet Sie in Hamburg, wenn Sie bereits den erſten Kampf beſtanden und wie ich hoffe, ſiegreich beſtanden haben. Wo würden Sie auch nicht ſiegen? Von Ihrer Reiſe weiß ich bis jetzt nur, daß Sie plötzlich in Breslau angekommen; die Fortſetzung wird, hoffe ich, nicht wieder plötzlich ausgefallen ſein. — — Die Gedichte, die Sie verlangen, ſende ich in der Anlage, obwohl ich bei Gott nicht weiß, was Sie damit anfangen wollen; zum öffentlichen Vortrag ſind ſie durchaus nicht geeignet. Vom Fechter habe ich kein Manuſkript, übrigens dürfte das Buch wohl in jedem Buchladen zu haben ſein! Sie ſchwimmen nun im offenen Meer und haben Beſchäftigung und Emotion mehr als Sie bedürfen. Wir aber führen ein verwünſcht trauriges Leben, ich ſpiele alle Abend Tarok und ennuyiere mich den Reſt des Abends wie ein Mops. Ich

habe die Begum hervorgesucht, um die Änderung im vierten Akt vorzunehmen, ich weiß aber nicht mehr recht, was Sie eigentlich geändert haben wollten und eine Rolle, die gestrichen werden kann und die Beseitigung des zweiten Öffnens des Vorhanges ausgenommen, weiß ich nicht, was zu ändern ist. Ich muß mit Ihnen noch einmal darüber sprechen. Die Kinder sind frisch und lustig und reden nur dann und wann von der Omama; desto öfter und schmerzlicher denke ich an Sie und eine Ihrer Äußerungen vom letzten Abend liegt mir vor allem schwer auf dem Herzen, nämlich die: Sie wollten womöglich nach Strelitz, denn diesmal nähmen Sie Abschied vom Norden, Sie kämen nicht mehr dahin! — Was soll das heißen? — Warum sollten Sie nicht mehr hinkommen? — Ich denke, Sie haben noch für Jahre hinaus Kraft Ihre Gastrollen fortzusetzen! Oder was wäre es denn sonst, das Sie mit dem Gedanken erfüllt, Sie müßten vom Norden Abschied nehmen? — Liebste, teuerste Julie! Alles Glück und alles Gute sei mit Ihnen; für mich gibt es nur ein Glück und eine Freude mehr, Sie hier zu haben. Gott segne, schütze und erhalte Sie, machen Sie ihm aber auch die Mühe nicht zu schwer; strengen Sie sich (nicht) übermäßig an, denken Sie an Ihren Arm und schonen Sie sich! Denken Sie, daß Sie mir die einzige Lebensfreude, für die Kinder aber buchstäblich das Leben sind, denn was sie ohne Sie würden, weiß ich nicht und kann ich nicht denken! Gott beschütze Sie und in Ihnen uns alle! Ewig der Ihre Münch."

Man begreift, was der im April 1866 erfolgte Tod dieser Freundin für den Dichter bedeutete, ihm war durch denselben eine Sonne untergegangen, die Jahrzehnte hindurch mit ihren Strahlen ihn und sein poetisches Schaffen gewärmt und erquickt hatte. Ein Brief vom 9. August 1866 aus Hütteldorf an den zurückgebliebenen Gatten und Freund Karl Rettich zeugt noch von den Gefühlen, die Baron Münch über Julie Rettichs Grab hinaus unentwegt auch deren Lieben entgegenbringt. Derselbe möge als letztes der hier mitgeteilten Schreiben wiedergegeben sein:

„Liebster, teuerster Freund! Ich habe in der letzten Zeit wieder viel ausgestanden; der Tod meines Onkels*) überhäuft mich mit Geschäften aller Art, da die Abwicklung der Verlassenschaft auf

*) Dieser Onkel, der hervorragende Staatsmann Joachim Eduard Graf von Münch-Bellinghausen, starb am 3. August 1866 zu Wien.

meinen Schultern liegt. Dazu fangen meine Augen immer wieder von neuem an, Sprünge zu machen und ich sehe mich gleichwohl genötigt, sie jetzt mehr als sonst anzustrengen. Indessen ich hoffe, das wird vorübergehen und ein ansehnliches Erbteil gewährt mir die Aussicht, meinen letzten und einzigen Lebenswunsch, nämlich für die Lebensfreude der Hinterlassenen der teuern Hingeschiedenen sorgen und wachen und ihre Wege so glatt machen zu können, als sie es getan hätte, einigermaßen erfüllt zu sehen. Ich rechne darauf, daß Ihre Freundschaft mir hierin durch übertriebenes Zartgefühl keine Hindernisse bereiten werde und daß Liebe vertrauend empfangen wird, was Liebe sich zu geben sehnt. Die Kinder sind frisch und gesund und freuen sich auf Opapa. Die Einquartierungslast ist groß, aber nicht eben genierend. Kommen Sie nur gestärkt und gekräftigt zurück und wir wollen einen guten stillen Herbst verleben. Von der Politik rede ich nicht. Die Zeitereignisse, die mich zu jeder anderen Zeit im Innersten vernichtet hätten, sind seit Juliens Tod für mich machtlos geworden. Nach diesem Schlag ist alles zu ertragen. Gott segne Sie und stärke Sie.

Ihr unveränderlicher Münch."

In dem Nachlaßbande der Gedichte Halms aber, welchen F. Pachler herausgegeben, findet sich unter dem Sammeltitel „Schwere Jahre 1866—1867" eine Zahl tiefempfundener Gedichte, welche auf die letzte Krankheit und den Tod Juliens Bezug haben und die Stimmung des Dichters und den Schmerz über das, was er an der Freundin verloren, kennzeichnen. Eines dieser Gedichte, in dem sich der Verlassene selbst zu trösten versucht, schließt mit den die Künstlerin verherrlichenden Versen:

Du hast gestrebt und du gewannst den Kranz:
Wie viele auch mit dir um ihn gerungen,
Dein war er, dein! Du trugst ihn voll und ganz,
Und noch im Tode hielt er dich umschlungen. — —

Du gingst dahin im hellsten Strahlenlicht
Des Ruhmes, der verklärt dein Künstlerwallen,
Nicht wie der Docht erlischt, dem Öl gebricht,
Du bist ein Stern, vom Himmel uns gefallen.

V. An der Wiener Hofbibliothek. Faust Pachler.

Es erscheint notwendig, um auch den äußeren Lebenslauf des Barons Münch weiter zu verfolgen, wieder in jene Zeit zurückzugreifen, da im Jahre 1844 derselbe den Rang eines „k. k. niederösterreichischen wirklichen Regierungsrates" bekleidete. Im August desselben Jahres wurde an der kaiserlichen Hofbibliothek in Wien die Stelle des ersten Kustos, mit welcher der Rang eines wirklichen Hofrates verbunden war, erledigt. Des Dichters Halm literarischer Name war schon ein derartig gefeierter, daß infolge seiner Bewerbung darum in der Tat mit kaiserlicher Entschließung vom 21. und 25. Dezember ihm diese „erledigte Stelle eines ersten Kustos mit dem Range und Charakter eines Hofrates und mit einem Gehalte jährlicher 4000 Gulden und einem Quartiergelde jährlicher 600 Gulden" verliehen wurde.

Der nun mitten unter die herrlichen literarischen Schätze jener berühmten Bibliothek als Vorstand versetzte Dichter legte schon am 27. Dezember 1844 den vorgeschriebenen Diensteid ab. Freilich war ein anderer, heute längst als größter österreichischer Dramatiker berühmter Poet — Franz Grillparzer — durch diese Besetzung tief gekränkt worden. Denn auch Grillparzer befand sich unter den Bewerbern und hatte in seinem Majestätsgesuche an den Kaiser Ferdinand die stolzen Worte aussprechen können: „Die Vorzüge und wohl auch die Mängel des Unterzeichneten sind jedem Gebildeten bekannt, so daß er Eure Majestät zu beleidigen glaubte, wenn er erstere hier weitläufig auseinandersetzen wollte." Es scheint die bureaukratische Stellung Münchs, aber nach den damaligen Anschauungen allerdings auch sein adeliger Rang als Baron, diesem den Vorzug vor Grillparzer eingeräumt zu haben und auf die Ernennung von Einfluß gewesen zu sein. Grillparzer hat in dem Gedichte: „Weihnachten 1844. Bei einer Zurücksetzung im Dienste" seiner bitteren Stimmung darüber Ausdruck gegeben:

Man gab mir die Gewißheit,
Mein Streben sei verkannt,
Und ich ein armer Fremdling
In meinem Vaterland.

Und nie im Leben hat der Dichter der „Ahnfrau" diese Zurücksetzung verwinden können. Als Münch viele Jahre später starb,

ſchrieb der Greis unter dem Eindrucke jener Tage noch die Stachelverſe nieder:

Du biſt mir in allen Beförderungen zuvorgekommen,
Selbſt im Tod, den ich für mich in Anſpruch genommen.

Es wäre gefehlt, zu glauben, daß Baron Münch ſein neues Amt leicht genommen hätte. Er war namentlich anfangs beſtrebt, den Anforderungen, welche die berühmte Bibliothek an deren Vorſtand ſtellte, möglichſt gerecht zu werden. Dabei iſt ins Auge zu faſſen, daß die Aufgaben eines Bibliotheksches zu jener Zeit bei weitem noch nicht ſo ſchwierige waren wie heutzutage. Katalogiſierungen wurden noch nicht ſo genau und geregelt vorgenommen, wie es die Bibliothekswiſſenſchaft jetzt vorſchreibt, die Bücheranſchaffungen erſchienen bei der verhältnismäßig geringen Dotation keine ſo weitreichenden, wie ſie die Anſprüche unſerer Tage verlangen. Zunächſt entwickelte Münch ſchon 1845 als Bibliothekar ſeiner vorgeſetzten Behörde einen bibliothekariſchen Arbeitsplan, deſſen Grundſätze ſelbſt ſtrengen Anforderungen entſprachen. Dieſer Plan richtete ſein Hauptaugenmerk auf die Umarbeitung des Kataloges der Druckwerke, auf den alphabetiſchen Zettelkatalog, welcher mit den Büchern ſelbſt und dem Handkataloge in Übereinſtimmung zu bringen, ſowie auf die Bezeichnung mit dem wiſſenſchaftlichen Fache, in welches jedes Buch einzureihen ſei. Ferner ſollten Tauſende von Bänden der Adligate*) getrennt und ausgeſchieden werden. Alles dies ſollte dann die Ausarbeitung eines Materien- und Realkataloges ermöglichen, „auf dem zwar nicht der innere Wert einer Bibliothek, wohl aber ihre höhere Brauchbarkeit, ihre Gemeinnützigkeit, ihre wiſſenſchaftliche Bedeutung beruhe“ und deren „Abfaſſung ſtattfinden müſſe, wenn die Bibliothek nicht für immer hinter auswärtigen Bibliotheken zurückbleiben ſoll.“ Daneben hielt der erwähnte Bericht die genaue Durchſicht und Verbeſſerung des Inkunabelnverzeichniſſes, ſowie auch die Anlage eines Kataloges der Autographen für wünſchenswert. — Auch in bezug auf die notwendige Erhöhung der Dotation für Bücheranſchaffungen ſtellte Münch ſeine Anträge und es gelang ihm, für 1847 ſchon dieſe Erhöhung auf den Betrag von 19000 Gulden C. M. zu erlangen, ſowie einen außerordentlichen Zuſchuß von 2290 Gulden auf die Dauer von 10 Jahren für vier Hilfsarbeiter zur Verfaſſung des

*) Adligate nennt man die beigebundenen ſelbſtändigen Schriften.

neuen Kataloges. Zu Ende des Jahres 1847 wurde die Hofbibliothek auch durch die Überlassung der drei oberen Stockwerke des „Augustiner Hotels" vergrößert. Mit der Abfassung des erwähnten neuen alphabetischen Katalogs über 300000 Bände und die Neuerwerbungen, sowie über 16900 Handschriften wurde um dieselbe Zeit begonnen. Namentlich die Bearbeitung des Handschriftenkatalogs ist für die Geschichte der Hofbibliothek und der Gelehrsamkeit von höchster Bedeutung. Zunächst wurde ein vollständiges Verzeichnis sämtlicher abendländischen Handschriften im Zusammenwirken mit der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Angriff genommen, an welcher Arbeit namentlich die an der Bibliothek Wirkenden: Th. Karajan, Ferdinand und Adolf Wolf, Franz Miklosich, A. Mussafia, Joh. Haupt und A. Wahrmund beteiligt waren. Noch unter Münchs Amtsführung erschienen von diesen Handschriftenverzeichnissen (Tabulae codicum manuscriptorum . . . .) Bd. 1—5 im Druck zur Freude der ganzen gelehrten Welt. Übrigens hatte Münch auch in anderer Beziehung der ihm unterstellten Bibliothek große Aufmerksamkeit zugewendet, er überwachte die Einlieferung der Pflichtexemplare, welche in je einem Stücke aus ganz Österreich der Hofbibliothek eingesendet werden müssen und sorgte für die gleichmäßige Erwerbung der Neuerscheinungen auf allen literarischen und wissenschaftlichen Gebieten. Auch ließ er ein Verzeichnis der durch die Zensur verbotenen Bücher von 1814—1848 aus den amtlichen Papieren der Hofbibliothek anlegen. Ebenso wurde die an seltenen Blättern so reiche Kupferstichsammlung auf der Höhe gehalten, wovon schon die Tatsache Zeugnis ablegt, daß im Jahre 1851 1365 Gulden für den Ankauf kostbarer Stiche bewilligt und verausgabt wurden. Es war namentlich Münchs Sorge, unter den Beamten der Bibliothek die geeigneten Kräfte auszusuchen und sie zur Verwaltung jener Fächer zu berufen, die ihren Fähigkeiten entsprachen. Da Münch selbst stets für die spanische Literatur besonderes Interesse hatte, sind ihm auch die Abschriften der Dramen Lope de Vegas aus den Bibliotheken des Fürsten Metternich in Wien und Osuna in Madrid zu verdanken. Einige schätzbare Vermächtnisse unter Münchs Leitung begründeten auch eine wertvolle Musikaliensammlung, welche ebenfalls immer weiter vermehrt wurde. Diesen verschiedenen Tätigkeiten als Oberleiter der Hofbibliothek gegenüber erscheint es wohl von geringer Bedeutung, was ihm später zum Vorwurf gemacht wurde, daß die

Entlehnung von Büchern nur hochgestellten Persönlichkeiten leicht gemacht erschien, wobei verschiedene Unordnungen eintraten und sogar manches Buch erst nach Jahren wieder zum Vorschein kam. Wer die Einrichtungen in Bibliotheken jener Zeit kennt, weiß, daß solche Ausstellungen vielen damaligen Bibliotheksvorständen hätten gemacht werden können und daß gerade der Leiter der Hofbibliothek mit außerordentlich vielen Rücksichten zu kämpfen hatte, welche ihm die allerdings in einer so großen Anstalt nötige peinliche Ordnung überaus erschwerten.

Unter den Persönlichkeiten, mit denen Münch namentlich während der Zeit verkehrte, da er die leitende Stellung an der Hofbibliothek bekleidete und bibliothekarisch tätig war, sind zwei hervorzuheben, welche er beide durch den Umgang mit dem Ehepaar Rettich kennen lernte. Die eine derselben ist Ignaz Papsch, welcher früher auch Schauspieler und mit Rettichs befreundet war und sich später schriftstellerischen Arbeiten widmete, für die er ein nicht gewöhnliches Talent bekundete. Papsch wirkte vom Jahre 1850 an als Redakteur des „Illustrierten Familienbuchs des österreichischen Lloyd" und ihm zur Seite stand in der Redaktion der hier gleich zu erwähnende Faust Pachler. Das freundschaftliche Entgegenkommen, welches die Rettichs dem liebenswürdigen und gefälligen Papsch entgegenbrachten, ließ auch Baron Münch diesem sein volles Vertrauen schenken und leitete einen Verkehr ein, zu dem der zurückhaltende Münch sich sonst nicht so leicht entschloß. Als Papsch 1862 starb, hat Münch-Halm die Grabschrift für den auf dem Währinger Friedhofe bei Wien Ruhenden verfaßt, die mit dem Verse schloß: „Treu warst du, treu bis in den Tod."

Eigenartige Beziehungen waren es, welche dem Baron Münch Faust Pachler näher brachten. Der poetisch angelegte Pachler (geb. 1819, gest. 1891), ein Grazer, in dessen Elternhause viele literarische und künstlerische Persönlichkeiten verkehrten, hatte ebenfalls durch das Hofschauspielerpaar Rettich, welches auf einem Gastspiel in Graz den jungen Pachler kennen lernte und fortan seine poetischen Bestrebungen mit Teilnahme verfolgte, die Bekanntschaft des Dichters der Griseldis gemacht. Pachler war schon in früher Jugend auf dramatischem Gebiete überaus eifrig tätig, welche Tätigkeit er sein ganzes Leben hindurch fortsetzte, ohne aber jemals besondere Erfolge zu erringen. Nur einige kleine Lustspiele, ein patriotisches Gelegenheitsstück und

im Jahre 1848 das Trauerspiel: Jaroslav und Wassa" gelangten, letzteres in Brünn, zur Aufführung. Es war aber stets das innige Bestreben des noch in jugendlichen Jahren stehenden Pachler, über seinen Beruf zum dramatischen Dichter von sachmännischer Seite Auskunft zu erhalten und er wandte sich deshalb brieflich an Münch, dem er seine dramatischen Arbeiten mitgeteilt hatte. Das bezeichnende freundliche und herzliche Antwortschreiben Münchs an den 20jährigen Pachler möge hier, da es auch auf Halms Ansichten ein scharfes Licht wirft, vollinhaltlich seine Stelle finden. Es ist vom 15. Oktober 1840 datiert und lautet*): „Daß ich die Wärme und Herzlichkeit des Schreibens, das Sie an mich zurückließen, tief empfunden habe, und daß ich mich für Ihre freundliche Gesinnung zum lebhaften Danke verpflichtet fühle, werden Sie mir wohl aufs Wort glauben; Sie würden sonst wohl eben nicht in dieser Weise an mich geschrieben haben. Was die Verspätung der Beantwortung betrifft, so bitte ich sie mit dem Übermaße meiner Geschäfte, zum Teile aber auch mit dem Umstande zu entschuldigen, daß ich über die Art und Weise derselben lange mit mir im Zwiespalt war. Nun mit mir ins Reine gekommen, zögre ich nicht länger, Ihren lieben Brief, und zwar mit folgendem, zu erwidern.

Das Wort, lieber Faust, ist eine veränderliche Größe; und wie mündliche Überlieferung nach dem Zeugnisse der Geschichte Tatsachen durch willkürliche Zusätze und Abkürzungen entstellte und ihnen den Charakter der Mythe aufprägte, so ist auch das leicht bewegliche Gemüt des Menschen nur zu geneigt, das empfangene Wort nach seinen vorübergehenden Stimmungen umzugestalten, an seinem Sinn zu deuteln und zu mäkeln, und an seiner ursprünglichen Bedeutung so lange hin und her zu rücken, bis sie sich den geheimen Wünschen dessen gefügt, der sie verdreht, indem er ihre geheimsten Tiefen zu ergründen glaubt. Solche Manövers sind am meisten von Seite junger Gemüter zu befürchten, die bei nervöser Reizbarkeit ihr Leben in abgeschlossener Einsamkeit zubringen und da mir überdies in Ihrem Schreiben ein bedenkliches Oszillieren der Stimmung, ein Auf- und Niederwogen der Empfindung auffällt, so glaube ich es nicht freundlicher beantworten zu können, als wenn ich Ihnen hier mit wenigen Zügen ein wahres und treues Bild meiner Ansichten über

*) Bisher ungedruckt.

Ihr poetiſches Talent fixiere, ſo daß ruhiger Betrachtung jedes Mißverſtändnis unmöglich werden ſoll.

Ich weiß nicht, ob Sie poetiſches Talent haben oder nicht? Was ich von Ihnen kenne, ſpricht eben bei der Zerfahrenheit der Sprache, der Unbeſtimmtheit der Charaktere, der Unbehilflichkeit der Motive, die ſich weder gehörig unterſtützen, noch irgend eine Ihrer Ideen klar herauszuſtellen imſtande ſind, die unglückliche Wahl eines ganz unpaſſenden Stoffes mit eingerechnet, gegen poetiſches Talent überhaupt oder gegen dramatiſches insbeſondere.

Bei alle dem wage ich dennoch nicht, Ihnen mit Beſtimmtheit zu ſagen, Sie haben kein poetiſches Talent. Sie verraten Geſchick für den Versbau; Sie ſollen hübſche lyriſche Gedichte gemacht haben; und endlich iſt auch hier die Liebe und Ausdauer, mit der Sie ſich der Kunſt ergeben haben, in Anſchlag zu bringen, obwohl darin vielleicht vieles auf Rechnung des Widerſpruchsgeiſtes und der Abgeſchiedenheit Ihres Talents geſetzt werden muß. Wenn Sie nach ruhiger Erwägung des Für und Wider nun ſelbſt die Bilanz ziehen wollen, ſo wird ſich Ihnen ergeben, daß dieſelbe gegen poetiſches Talent und zwar ſchon darum ausfällt, weil echtes poetiſches, insbeſondere dramatiſches Talent als etwas Ungewöhnliches anzuſehen iſt und daher durchaus nicht ohne ſchlagende Beweiſe ſeiner Exiſtenz vermutet werden darf.

Da Sie indeſſen erſt zwanzig Jahre alt ſind, Ihnen alſo unleugbar die Möglichkeit bleibt, uns binnen kurzem eines Beſſeren über Ihr Talent zu belehren, ſo kann ich Ihnen keineswegs raten, gleich jetzt und gänzlich von Ihren literariſchen Beſtrebungen abzulaſſen; ich glaube vielmehr, Sie ſollen die treue Freundin Poeſie, die Sie frühe liebgewonnen haben, nun mit noch viel innigerer Liebe, mit der Liebe des Mannes umfaſſen und dieſe dringt vor allem auf das Verſtändnis der innerſten Seele der Geliebten. Sie ſollen daher ernſte und gründliche Studien der dramatiſchen Klaſſiker aller Nationen auf die Ihnen von mir mündlich bezeichnete Weiſe anſtellen; Sie ſollen bei der Wahl von Stoffen beſonnen, bei der Ausführung mit Umſicht vorgehen und nie um keiner Rückſicht willen Wahrheit und Schönheit irgend einem Nebenzwecke aufopfern; aber Sie müſſen alles dies nur als Erholung, als Zerſtreuung betreiben und mit ganzer Seele ſich einem Berufsſtudium zuwenden, weil Ihre literariſchen Beſtrebungen am Ende doch nur fruchtlos bleiben

könnten und weil am Ende jeder Dichter ein Mensch ist und also im Leben wurzeln und blühen muß, wenn er nicht verschwebeln und vernebeln will. Sie müssen sich, und das ist das Wichtigste vor allem, feste sittliche Lebensansichten, Charakter, eine ruhige männliche Haltung zu gewinnen suchen, denn nur eine solche gebietet Achtung im Leben, nur eine solche vermag in der Poesie Bilder kräftiger Männlichkeit, edler Weiblichkeit hervorzurufen, wo kränkelnde Reizbarkeit Sie nur auf Wege führen kann, auf denen ich Sie nie zu treffen wünsche.

Ich würde Ihnen gern noch mehr sagen, wenn ich bei der Last meiner Geschäfte nicht mit guten Augenblicken Haus halten müßte; allein ich glaube Ihnen genug gesagt zu haben, wenn anders guter Wille empfängt, was guter Wille gibt.

Mit aufrichtigster Teilname Ihr ergebenster Münch."

Der Romanist Ferdinand Wolf, über dessen freundschaftliche Beziehungen zu Münch schon früher hier Mitteilung gemacht wurde, war damals Skriptor der Hofbibliothek und auch mit Pachler befreundet; als letzterer eine Lebensstellung suchte, welche auch seinen literarischen Bestrebungen entsprach, riet ihm Wolf, sich ebenfalls um eine Anstellung an der Hofbibliothek zu bewerben. Der Erfolg dieser Bewerbung erschien um so sicherer, da Pachler, wie das früher Angeführte ergibt, sich ja der Aufmerksamkeit des Vorstandes und Kustos, Baron Münch, in besonderer Weise erfreute. Es gelang denn auch in der Tat und Pachler wurde in der berühmten kaiserlichen Bibliothek angestellt, wodurch er mit dem Chef derselben sowohl amtlich als auch außeramtlich in verschiedenen Gesellschaftskreisen häufiger verkehrte. Baron Münch — der Dichter Halm — zeigte aber auch dem Poeten Pachler das größte Entgegenkommen, er gab ihm Ratschläge bezüglich der fortbetriebenen dramatischen Arbeiten, munterte den jungen Dichter zu solchen auf und schlug ihm selbst Stoffe zur dramatischen Bearbeitung vor, kurz, er wurde auch auf literarischem Gebiete Pachlers aufmerksamer Führer und Leiter. Laube hatte im Jahre 1850 als Direktor des Burgtheaters Pachler, welcher auch mit ihm in Gesellschaften zusammentraf, den Vorschlag gemacht, die für das Theater eingereichten neuen Stücke zu lesen und so gleichsam eine Art dramaturgischer Tätigkeit für den Burgtheater-Direktor zu übernehmen. Aber Münch-Halm, den Pachler um Rat fragte und zugleich darum, welchen Weg Münch als den besten für

die Ausgestaltung seiner (Pachlers) Zukunft erachte, riet dem nun schon einige Jahre als Beamten der Hofbibliothek fest Angestellten ab. Aus einem*) Briefe Münchs Mitte Juli 1850 an Pachler gerichtet, welcher diese Frage besprach, sei die nachfolgende Stelle hervorgehoben:

„Sie wollen um jeden Preis etwas Tüchtiges sein und werden, was lieblich und gut ist; nicht minder lieblich und gut ist es, daß es Sie kränkt, nicht schon etwas Tüchtiges geworden zu sein; weder lieblich noch gut aber wäre es, die Hoffnung aufzugeben, es noch zu werden oder gar von Hirngespinsten, wie das Laubesche Projekt, die Erfüllung Ihrer Hoffnungen und Wünsche zu erwarten, die nur auf dem festen Boden der Wirklichkeit erreicht werden kann. Auf diesem liegen nun zwei Wege vor Ihnen: der dramatisch-dramaturgische und der bibliothekarische, denn Sie können doch nicht im Ernste daran denken, in Ihrem 30. Jahre sich noch für einen neuen dritten Wirkungskreis mühsam ausbilden zu wollen. Was den ersten der beiden obenerwähnten Wege betrifft, so werden Sie nicht zweifeln, daß zum Dramaturgen nur der Erfolg des dramatischen Dichters führen könne. Dieser ist noch nicht erreicht, muß also auf dem Wege, den Sie bei der Begum eingeschlagen haben, erreicht werden. Ihre jetzige Stimmung scheint mir nicht so hoffnungslos als sie Ihnen vorkommt, sondern vielmehr eine sehr günstige, sobald Sie nur den rechten Stoff finden. Darum bat ich Sie, einen solchen zu suchen: finden Sie ihn nicht, so werde ich ihn liefern und Sie werden ihn in der Weise, wie wir im April übereingekommen, ausarbeiten. Blüht Ihnen auf diesem Wege Erfolg, so werden Sie ihn wohl entsprechend fortzusetzen wissen. Im gegenteiligen Falle bleibt der bibliothekarische Weg. Sie haben in dieser Beziehung schon vieles geleistet und werden, dafür stehe ich Ihnen, wenn Sie sich mit solchem Ernste darauf werfen wie auf die Poesie, nicht lange mehr hinter Birk**) zurückstehen. Dies aber alles nur für den Fall, daß es mit dem dramatischen Dichter nicht gehe, was ich aber nicht glaube, wenn ich die Kraft und Bestimmtheit erwäge, mit der Sie in dem ersten Teile Ihres Briefes Ihren jetzigen Seelenzustand ge-

*) ungedruckten.

**) E. Birk war damals Skriptor und wurde später selbst Vorstand der Hofbibliothek.

schildert. Mut also, Mut, lieber Freund! Ein gutes Stück, dann eine gelungene Bearbeitung der Begum und Sie fassen Fuß auf der Bühne et cetera adjicientur nobis."

Es ist aus dieser Briefstelle zu ersehen, daß Halm von den dramatischen Fortschritten Pachlers jetzt schon eine bessere Meinung hatte, als sie aus dem früher hier angeführten Briefe hervorgeht. Diese Meinung war namentlich durch das Trauerspiel Pachlers „Begum Sumro" begründet, welches 1849 im Druck erschien und auch früher, freilich vergeblich, der Direktion des Burgtheaters eingereicht wurde; Pachler hat das Stück unaufgeschnitten, also auch ungelesen, zurückerhalten. Aber einige Jahre darauf wurde von ihm die Aufführung dieses Dramas überhaupt nicht mehr ins Auge gefaßt, ja auf die Bitte Münchs diesem sogar der Stoff zu einem eigenen Stücke abgetreten, das als „Begum Somru" von Halm im Jahre 1863 wirkungsvoll ausgearbeitet, dessen letzte größere Arbeit bildet, welche reich an dramatischer Kraft und Schönheit erscheint. Es sei gleich an dieser Stelle erwähnt — was das freundschaftliche Verhältnis zwischen den beiden Männern überaus bezeichnend hervorhebt — daß Pachler noch zwei Stoffe dem Dichter Friedrich Halm zur poetischen Bearbeitung mitteilte. Der eine derselben betraf die Geschichte von einem Morde, welcher sich zur Zeit der Großeltern Pachlers wirklich ereignet hatte, die mehrere in der Geschichte vorkommende Persönlichkeiten gut gekannt hatten. Der zweite Stoff rührte ebenfalls aus der persönlichen Erfahrung Pachlers her, welchem die Liebesgeschichte zwischen einer jungen verheirateten Frau und einem jungen Manne, die sich unter mancherlei eigenartigen Verhältnissen abspielte, zur Kenntnis gekommen war, in der ebenfalls die meisten Begebenheiten tatsächlich stattgefunden hatten und die Pachler zu einer Novelle verarbeiten wollte. Verschiedene Schwierigkeiten, welche sich ihm dabei ergaben, veranlaßten Pachler bei einer Besprechung darüber mit Halm diesem schließlich zu erklären: „Diese Schwierigkeit zu lösen, wäre etwas für Sie" und Halm hat tatsächlich die Behandlung des Stoffes in Angriff genommen. So entstanden die beiden ausgezeichneten Erzählungen Halms: „Die Marzipan-Lise" (vollendet im Jahre 1855) und „Das Haus an der Veronabrücke" (im Jahre 1864 vollendet). Der Erzähler legte in die Bearbeitung des ihm gebotenen Rohstoffes die ganze Kraft seiner künstlerischen Begabung, welche sich denn in diesen novellistischen

Schöpfungen auch auf dem von ihm bisher nur in der Jugend einmal versuchten und dann verlassenen Gebiete der Prosaerzählung jetzt als glänzend erwies.

Baron Münch hatte schon eine Reihe von Jahren seine leitende Stellung an der Hofbibliothek bekleidet und durch eine Zahl von dramatischen Arbeiten längst seinen rühmlichen Namen erworben, als das Jahr 1848 hereinbrach, welches von den stürmischen Märztagen an für das politische wie für das geistige Leben in Österreich eine so tief einschneidende Wirkung ausübte. Es ist bekannt, daß Dichter und Schriftsteller in jener Zeit zu Wien gar manche hervorragende politische Rolle spielten, ja sich an den Kämpfen selbst beteiligten und in die fieberhafte Bewegung oft unbesonnen genug mit verflochten erschienen. Der Dichter Halm zählte zu den ruhigen, besonnenen Elementen. Man kann nicht behaupten, daß er den geistigen Errungenschaften jener Tage und den Manifestationen, welche dieselben hervorbrachten, kühl gegenüberstand. Als eine Versammlung des Wiener Schriftsteller- und Redakteur-Vereins am 10. April 1848 im Sperlsaale stattfand, wobei M. G. Saphir zum Präsidenten gewählt wurde, fiel die Wahl eines der 6 Ausschüsse mit 34 Stimmen auf Friedrich Halm, der also jedenfalls mit den gestellten Forderungen einverstanden war. Daß er aber die Forderungen und Errungenschaften der Freiheit jener Tage etwas anders auffaßte als viele andere der Mitbeteiligten, zeigen seine damals entstandenen (ungedruckten) Gedichte „Was ist die Freiheit" mit den Schlußversen:

Nicht Schrecken, Segen laß uns rings verbreiten.
Für Recht und Ordnung laß uns freudig streiten,
Laßt, Brüder, frei von Schuld und Wahn uns sein,
Denn das ist wahre Freiheit, das allein!

und „Die Farbe der Freiheit" mit dem Schlusse:

An Liebe reich, von Schuld und Unrecht rein,
Weiß, heil'ge Freiheit, muß dein Banner sein.

Baron Münch lebte in jenen bewegten Tagen wie früher, wenn er nicht im Amte war, zumeist in seinem geliebten Hütteldorf, und es ist kein besonderes Eingreifen in die Bewegung von ihm aus jener Zeit zu verzeichnen. Von Wien aus schrieb er am 25. Mai 1848 die kurzen Zeilen an Rettichs (ungedruckt): „Wien ist voll von

Barrikaden und ich kann nicht durchdringen. Was mit der Sophie und den andern iſt, weiß ich gar nicht; fortzugehen ohne über Ihr Schickſal Gewißheit zu haben, geht durchaus nicht an. Es bleibt mir daher nichts übrig, als wahrſcheinlich die Nacht in Wien zuzubringen, womöglich in Ihrer Wohnung, wenn ich bis zu ihr vorzudringen imſtande ſein ſollte. Gott mit uns allen, auf fröhliches Wiederſehen. Dieſes Sturmgeläute iſt gräßlich.“ — Wahrſcheinlich dem Drängen der Freunde nachgebend, war er in den furchtbaren Oktobertagen doch der Stadt entflohen. Bei der Beſchießung Wiens am 31. Oktober 1848 wurde das Gebäude der Hofbibliothek und des Naturalienkabinetts in Brand geſteckt, das Dach des Gebäudes brannte lichterloh. Die in der Bibliothek Anweſenden, namentlich Birk und Pachler, gaben ſich unter Lebensgefahr alle Mühe, um unermeßlichen Schaden abzuwenden. Zum Glück hatten die Bücherſchätze nur durch das eindringende Waſſer etwas Schaden gelitten, im übrigen erſchien, da der Brand bald gelöſcht wurde, das Schlimmſte abgewehrt.

VI. Das Burgtheater. Guſtav zu Putlitz. Heinrich Laube. Leidender Zuſtand.

Ohne gerade eine amtliche Stellung in bezug auf das Theater zu bekleiden, genoß Baron Münch, der Dichter Friedrich Halm, ſchon nach der Aufführung ſeines zweiten zu durchſchlagendem Erfolge gelangten Dramas „Der Sohn der Wildnis“ (1842), in welchem Julie Rettich durch ihre Darſtellung der Parthenia das Publikum begeiſterte, einen gewiſſen Einfluß auf das Wiener Burgtheater, die erſte deutſche Bühne jener Zeit. Dieſer Einfluß ſteigerte ſich und machte ſich auch nach dem Jahre 1848 geltend. Nicht ſelten wandten ſich dramatiſche Autoren um Rat und Unterſtützung an den Baron Münch, damit ihnen die Bühne des Burgtheaters geöffnet werde. 1848 hatte Holbein, der Direktor des genannten Kunſtinſtitutes, dem Grafen Moritz Dietrichſtein, welcher als oberſter Hoftheaterleiter fungierte, vorgeſchlagen, für das Hofburgtheater einen Dramaturgen zu ernennen. Dietrichſteins Nachfolger, Karl Graf v. Lanckoronsky, erkannte den erbetenen Dramaturgen als Bedürfnis, und unter den hierfür ins Auge gefaßten Perſönlichkeiten befand ſich Baron Münch. So gern aber dieſer eine wirkungsreiche Stelle auf dem Gebiete des Theaters bekleidet hätte, ſo ſcheiterten doch die Verhandlungen mit

ihm an dem Umstande, daß Münch eine hochangesehene soziale Stellung an der berühmten Hofbibliothek als Hofrat inne hatte und nicht geneigt war, diese mit dem Posten eines einfachen Dramaturgen zu vertauschen. Es wurde für die Stelle nunmehr Heinrich Laube ins Auge gefaßt, der allerdings sich auch nicht mit dem Titel des „Dramaturgen" begnügen wollte, obwohl mit der Anstellung ein Gehalt von 4000 Gulden verbunden war; endlich wurde ihm aber doch der Titel „Direktor" zugestanden und Laube am 26. Dezember 1849 zum „artistischen Direktor des k. k. Hoftheaters nächst der Burg" ernannt. Er hat diesen Posten bis zum 30. September 1867 bekleidet und seine ausgezeichnete Direktionsführung bildet einen Merkstein in der Geschichte jener berühmten Hofbühne.

Heinrich Laube war, als er nach Wien kam, dem Baron Münch kein persönlich Fremder. Halm war schon seit 1841 zu Laube in verschiedenen Beziehungen gestanden, hatte mit diesem vielfach schriftlich und persönlich in freundschaftlicher Weise verkehrt, seitdem Laube in einem Schreiben nach dem Bekanntwerden der „Griseldis" an Halm die Worte gerichtet: „Ich bin ein lebhafter Verehrer Ihrer Griseldis und habe sie in jener mageren Zeit immer für einen genialen Wurf gehalten." Als im Jahre 1843 Julie Rettich in Leipzig Gastspiele gab, zu welchen sie auch der getreue Freund und Schöpfer ihrer hervorragenden Rollen, Baron Münch, begleitete, lernte Laube auch diese Künstlerin und Freundin Halms kennen und schrieb letzterem über sie später nach Wien: „Die Iphigenie dieser Frau gehörte zu den größten Kunsteindrücken, die ich gehabt, und ich erinnere mich deren von solcher Größe nur etwa noch zweier oder dreier." Auch Julie Rettich hoffte, aus der Hand des als Dramatiker aufstrebenden Laube so manche dankbare Aufgabe für die Kunst zu empfangen, „eine Hoffnung, die Halm zu teilen geneigt war und die dessen Beziehungen zu Laube wesentlich wärmer und intimer erscheinen ließ, als dies sonst wohl der Fall gewesen wäre". Laube übernahm um jene Zeit 1842 zum zweiten Male die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt". Dem Eingreifen Münchs war es zu verdanken, daß Laubes Drama „Monaldeschi" auf die Bühne des Hofburgtheaters gelangte, wo es am 23. März 1843 zum ersten Male aufgeführt wurde. Frau Rettich spielte darin mit gewohnter Meisterschaft die Christine. Ferdinand Raab berichtet: „Bei den dramatischen Kindern Laubes übernahm Halm eine Art von geistiger

Patenschaft. Er sanktionierte oder verwarf Kürzungen oder Umstellungen und schlug Besetzungen vor. Er übernahm bei ihnen aber auch nicht selten die weltliche Patenschaft. Er ebnete ihnen die dunkeln Wege in die Direktionskanzleien, durchbrach oder umging für sie die bösen Zensurschranken und geleitete sie bis auf jene heißen Bretter, welche die Welt bedeuten. In erster Linie tat er dies alles für den ‚Monaldeschi'." Dem schon von allen Seiten anerkannten Dramatiker Halm brachte Laube die größte Hochschätzung entgegen, von seiner ehrlichen, überzeugungstreuen Gesinnung sprechen die Worte, welche er in einem Briefe an Halm richtete, als dieser ihm seine Beurteilung von Laubes „Karlsschülern" zukommen ließ.

„Was Sie von der Überlegenheit meines Stückes sagen," schrieb Laube, „das weiß niemand so bereitwillig als ich auf seinen wahren Wert zurückzuführen. Was ist's für eine Kunst, wenn man einen so naheliegenden und dankbaren Stoff ergreift. Ihre Kunst, aus dem Talente allein die Wirkung herauf zu beschwören, ist doch wahrlich viel größer. Ich weiß das nur zu gut und wenn ich neidisch wäre, würde ich Sie um das so viel größere Talent beneiden. Glauben Sie mir, daß ich immer anstaune, wie Sie mit Ablehnung aller Krücken nur in Bewegung Ihrer eigenen Welt zum Ziele dringen."

Bei der Neubegründung der „Zeitung für die elegante Welt" war es Laube darum zu tun, daß auch die Österreicher in dem Blatte vertreten seien. „Helfen Sie," schrieb er an Halm, „daß mir Österreich nicht zurückbleibt, werben Sie mir Lenau, Grün, Grillparzer, sich selbst." Von Halm erbat Laube für die Zeitung sechswöchentliche Berichte über das Leben in der Gesellschaft und dergleichen. Daß dieselben nicht erfolgten, wird jedem begreiflich, welcher den Lebenslauf des Barons Münch bis hierher verfolgt hat. — Einen ganz besonderen Dienst hat Laube dem Dichter Halm durch seine Stellungnahme in der Angelegenheit erwiesen, welche die schon früher erwähnte geschmacklose Mär betraf, daß der unglückliche Enk der eigentliche Verfasser der Dramen Halms sei. Zunächst schrieb Laube an Halm, „ihm doch ein paar Worte oder, wenn notwendig, ein paar Seiten zu übersenden, um dem Jungen-Geschwätz ..... entgegentreten zu können." Einige Tage darauf aber brachte schon die „Zeitung für die elegante Welt" jenen Aufsatz Laubes, welcher in mächtigen Worten des Unwillens den Dichter Halm so glänzend

verteidigt, jenen Aufsatz, in dem der Verfasser die Parallele zwischen Schloßgespenstern und Autorengespenstern zieht, die Autorengespenster „vor allem in Österreich heimisch“ nennt, auf mehrere bedeutende österreichische Dichter, darunter Grillparzer, hinweist, dem solche Autorengespenster „zur Seite geschritten“ seien, Friedrich Halms Autorengespenst Michael Leopold Enk von der Burg nennt und schließlich mit den Worten des Unmutes endet: „Ein talentvoller Mann hat zehn Jahre hindurch seine ganze Kraft mit treuem Eifer und redlichem Bestreben der vernachlässigten dramatischen Kunst, dem verwaisten Theater in Deutschland zugewendet, er ist niemals jemand zu nahe getreten, er hat durch das ganze Vaterland große und schöne Erfolge seiner Stücke erlebt und viele Herzen zu den schönsten Regungen begeistert und dieser Mann muß auf die leichtsinnige Verdächtigung eines anonymen Korrespondenten hin Dokumente darüber beibringen, daß er — ein ehrlicher Mann sei.“

Wie Laubes schon damals gewichtige einflußreiche Stimme bei dieser Verteidigung von Erfolg gewesen, bewies das rasch danach eingetretene Verstummen der albernen Gerüchte und des ganzen Klatsches, der sich dabei herausgebildet hatte.

Im Oktober 1845 war Laube nach Wien gekommen, er hatte nun Gelegenheit mit Baron Münch häufiger zu verkehren, er kam zu Rettichs als gern gesehener Gast. Allerdings gelang es weder Münch noch den von ihm beeinflußten angesehenen Freunden, den weiteren Stücken Laubes auf dem Burgtheater Eingang zu verschaffen. Die Bedenken der Zensur waren nicht zu bewältigen. Weder „Struensee“, noch „Gottsched und Gellert“, am allerwenigsten aber „Die Karlsschüler“ konnten auf die Hofbühne gelangen. Um jene Zeit war es, als Halm die bekannte Petition um eine Reform der Zensurverhältnisse mit unterzeichnete, welche die Schriftsteller Österreichs an den Fürsten Metternich gerichtet hatten, die aber ebensowenig wie andere ähnliche Bestrebungen eine günstige Erledigung fand. Laube hatte damals noch kaum daran gedacht, daß in nicht allzulanger Zeit seine Person selbst zum Direktor des Burgtheaters ausersehen sei. Aber da er als Vertreter Österreichs 1848 im Frankfurter Parlamente weilte, hatte er auch die Bekanntschaft von Schmerling gemacht, welcher für den Theaterkundigen besonderes Interesse faßte, und als Schmerling selbst in Wien eine einflußreiche politische Persönlichkeit geworden war, hatten die maßgebenden Kreise, als Laube 1849

zum dritten Male Wien aufgeſucht, ihre Aufmerkſamkeit auf ihn gelenkt, man war in Unterhandlungen eingetreten und nachdem ihm noch Münch die richtigen Forderungen eingeſchärft, welche „Wahl der Stücke, Bildung des Repertoires, Beſetzung der Rollen“ betrafen, und dieſe angenommen worden waren, erhielt Laube ſeine ſchon früher erwähnte Ernennung zum Direktor der erſten deutſchen Hofbühne in der öſterreichiſchen Reſidenzſtadt.

Aus dem mehr ſtillen Leben Friedrich Halms von 1850 an bis 1866 wäre nicht viel zu berichten. Zu Anfang der fünfziger Jahre ergriff ihn ein Magenleiden, zu deſſen Behebung dem Dichter der Arzt einen Kuraufenthalt in Karlsbad angeraten hatte. Er verbrachte die freie Zeit zumeiſt in der Villa Rettich in Hütteldorf, denn wie er es oft betonte und einmal auch an Julie Rettich ſchrieb: „In Ihrem Hauſe weilen iſt mir, auch wenn Sie fort ſind, der liebſte Aufenthalt der Welt.“ Dort arbeitete Halm zurückgezogen im Kreiſe der ihm ſo lieb gewordenen Freunde. Wenn Julie Rettich in den Theaterferien auf ihren Gaſtſpielreiſen abweſend war und auch Karl Rettich ſeine Ferien in Bade- und Gebirgsorten zubrachte, führte Baron Münch wohl auch die Aufſicht über das kleine Hausweſen, in welchem ſpäter die zwei Kinder Emiliens, der Tochter des Ehepaares Rettich, bei ſolchen Gelegenheiten ſeiner Leitung ebenfalls anvertraut waren und liebevoll von ihm betreut wurden.

Im Jahre 1851 traf den äußerlich ſcheinbar oft mürriſchen, aber im Innern an tiefer Empfindung ſo reichen Dichter ein ſchwerer Schlag. Sein Sohn Franz war ſchon früher von unheilbarem Irrſinn befallen worden und in Görgens Privatirrenanſtalt zu Döbling bei Wien untergebracht worden, aus welcher er im Jahre 1850 ſogar entflohen war. Obwohl man ſeiner wieder habhaft geworden und ihn weiterer Behandlung zuführte, beſſerte ſich der Zuſtand nicht und Münch mußte den Schmerz erleben, daß, wie 1850 in derſelben Anſtalt zu Döbling ſein alter Freund Lenau nach langjährigen Leiden in der Nacht des Wahnſinns das Leben endete, auch Franz dem unerbittlichen Tode anheimfiel. In der Tat erkrankte nach ſolchen ſein Gemüt niederſchmetternden Schlägen der Dichter Halm im Frühjahre 1852 und er mußte die Arbeit an dem eben begonnenen „Fechter von Ravenna“ zurücklegen. Dieſes Schauſpiel, welches für ihn noch die Quelle einer ganzen Reihe von Unannehmlichkeiten werden ſollte, wurde im November des Jahres 1853 vollendet.

Im Sommer hatte Baron Münch wohl auch öfter die herrliche Gebirgswelt von Aussee besucht, in der Rettichs selbst gern weilten. Da sein schon erwähntes Magenleiden überhand nahm, folgte er endlich dem Rate des Arztes und begab sich zuerst im Juli 1854 zur Kur nach Karlsbad, wo auch Karl Rettich, Faust Pachler, ebenfalls leidend, und Baron Münchs Oheim, der Staatsmann Anton Freiherr von Münch, ihren Aufenthalt genommen hatten. Auch Laube begab sich im Sommer zumeist nach Karlsbad und suchte natürlich gern die Gesellschaft Friedrich Halms auf. Dieser aber verkehrte nur mit den genannten ihm so nahestehenden Freunden und Verwandten und schreibt z. B. in einem Briefe vom 10. Juli 1854 an die Freundin Julie Rettich, welche eben bei ihrer Tochter in Florenz weilte, die sich zur Sängerin ausbilden wollte: „Laube drängt sich uns auf alle Arten auf und schon zweimal haben wir den Nachmittag in seiner Gesellschaft zubringen müssen.“ In demselben Briefe berichtet Münch von diesem ersten Karlsbader Aufenthalt: „Heute geht mir's entsetzlich schlecht. Ich habe Schmerzen und bin verdrießlich oder eigentlich trostlos. Wohin ich in die Ferne blicke, Verdruß und Sorge und in der Nähe nur Langeweile. Wenn ich nur schon Karlsbad hinter mir hätte. Rettich befindet sich frisch und wohlauf, der Aufenthalt in Karlsbad schlägt ihm entschieden gut an; Faust (Pachler) dagegen, der sehr leidend ist, will auch hier keine rechten Fortschritte machen. Wie gern möchte ich Ihnen, die Sie in der heißen Stadt gehetzt, von Besuchen überlaufen, mit Geschäften überladen sind, etwas von dem Übermaß an grüner Stille, Kühle und müßigem Herumschlendern zukommen lassen, das uns so viel zu viel wird und Ihnen so wohl täte. Aber alle Wünsche sind eben nur Wünsche und bleiben es.“

Auch in den Jahren 1855, 1856 und 1857 hatte Baron Münch die Karlsbader Kur gebraucht, welche sein Leiden bedeutend besserte und zuletzt beinahe ganz behob. Über das Leben in Karlsbad gibt das auf Seite 34 mitgeteilte Schreiben an Julie Rettich weitere Auskunft, ebenso über die Stimmung, welche bei dem Dichter zu jener Zeit vorwaltete und die immer mehr eine düstere genannt werden muß. Dieselbe wurde erst gebessert, wenn er sich in der Gesellschaft der alten Freunde befand, was gewöhnlich der Fall war, sobald er das oberösterreichische Gebirgsgebiet aufsuchte, was zur Nachkur nach Karlsbad z. B. auch 1856 der Fall war. In Aussee

traf Münch auch außer mit Rettichs mit Zedlitz, dem Ehepaar Binzer, dem gräflichen Paare Stubenberg und mit anderen ihm ſympathiſchen Freunden zuſammen. Reich an liebevollen Ermahnungen ſind die Briefe, welche Münch an Emilie Rettich, die Tochter des Paares, die, wie erwähnt, in Italien weilte, ſchrieb. Sie hatte 1857 Eugenio Merelli, ihren ſpäteren Gatten, daſelbſt kennen gelernt und der wahrhaft väterlich um das Wohl Emiliens beſorgte Dichter und Freund ihrer Eltern läßt es nicht an mahnenden Worten und ausgeſprochenen Befürchtungen ſeinem Lieblinge gegenüber fehlen, nachdem ihm die Nachricht von der Bekanntſchaft zwiſchen Emilie und Merelli zugekommen iſt. Beachtenswert erſcheint eine Briefſtelle in dem Schreiben Münchs aus Karlsbad vom 2. Juli 1857 an Julie, welche meldet: „Von mir faſeln jetzt die Zeitſchriften, daß ich Intendant werde und beide Theater erhalten ſoll, wovor mich Gott gnädiglich bewahren möge, woran aber auch niemand denkt, als das Journaliſtenpack, das mich mit dieſen Nachrichten bei Lanckoronski untergraben will.“ Man erſieht aus dieſer Bemerkung, daß Münch, welcher Julie gegenüber jeden ſeiner Gedanken rückhaltslos offenbarte, zu jener Zeit noch durchaus nicht des Generalintendantenpoſtens gedachte, den er zehn Jahre ſpäter wirklich bekleiden ſollte.

Ein bemerkenswertes Zuſammentreffen fand im Sommer des Jahres 1856 zwiſchen Halm und dem bekannten Dichter Guſtav von Putlitz, dem ſpäteren Leiter des Hoftheaters in Schwerin ſtatt. Putlitz hatte damals ſchon neben ſeinem reizenden Märchen „Was ſich der Wald erzählt“ eine Reihe von Luſtſpielen abgefaßt, die auch auf dem Burgtheater zur Darſtellung gekommen waren. In jenem Sommer war der 35jährige Poet mit ſeiner jungen Gattin nach Wien gekommen, hatte Laube aufgeſucht und wollte auch bei Rettichs vorſprechen, ſowie den Baron Münch kennen lernen. Auf ſeine Anfrage hieß es: „Rettichs ſind auf dem Lande, in ihrer Villa in Hütteldorf und kommen nur, wenn ſie zu ſpielen haben, zum Theater herein. Baron Münch aber iſt auch in Hütteldorf, läßt ſich jedoch von niemand ſehen und verkehrt nur mit Rettichs.“ Das Ehepaar v. Putlitz machte nun ſeinen Beſuch bei Rettichs, der überaus freundlich aufgenommen wurde, „vom erſten Augenblick an war man heimiſch bei den prächtigen Menſchen“ bemerkt Putlitz in ſeinen 1874 herausgegebenen „Theater-Erinnerungen“ und erzählt in der Folge: „Eben waren wir in das Eß-

zimmer getreten, als die Tür sich öffnete, ein Herr sich zeigte, aber sofort, als er uns sah, mit verdrießlichem Gesicht den Fuß zurückzog und die Tür hinter sich schloß. Julie Rettich lachte: ‚Kommen Sie nur herein, Baron,‘ rief sie. ‚Es ist Putlitz mit seiner Frau, vor denen werden Sie sich doch nicht fürchten!‘“ Münch kam nun doch, er wurde nach Tisch sogar gesprächig, fühlte sich bald behaglich und zeigte sich vergnügt. In der Tat hatte Putlitz die freundlichste Zuneigung des sonst so verschlossenen, unzugänglichen Halm gewonnen und als das Paar am nächsten Tage den Besuch über Aufforderung wiederholte, kam ihnen Frau Rettich freudestrahlend mit den Worten entgegen: ‚Sie haben ein Wunder bewirkt. Münch, der verreisen mußte, der sonst allen Menschen aus dem Wege geht, hat die Reise abgeschrieben und ist geblieben, nur um Sie diesen Nachmittag noch zu haben.‘ Die Grämlichkeit des leicht verletzlichen, kränklich-reizbaren Dichters war zu jener Zeit besonders erklärlich, wie auch Frau Rettich im Gespräche Putlitz erklärte, denn gerade kurz vorher hatte die Angelegenheit mit dem von ihm eingereichten „Fechter von Ravenna“ und die sich daran knüpfende Bacherl-Affäre dem Dichter des Stückes eine Flut von Kränkungen gebracht, die nicht so leicht zu verwinden waren. Damals bei Rettichs gab Halm auch sein Urteil über die Stücke von Putlitz ab, welche er alle gelesen hatte und der etwas zaghafte Putlitz sprach auch dem berühmten Dramatiker gegenüber seine Mutlosigkeit aus. Wie das Gespräch endete, soll Putlitz selbst erzählen: ‚Sie haben noch gar nicht probiert, wie weit Ihr Talent reicht,‘ sagte Halm, ‚und dann verstehen Sie Aufbau und Ökonomie nicht!‘ — ‚Ja,‘ rief ich, ‚wie soll ich das lernen, wenn man meine Stücke nicht aufführt?‘ — ‚Von mir!‘ sagte Halm ganz ruhig. „Wären wir an einem anderen Orte, so wäre das leicht, man kann in einer Stunde des Gesprächs viel lernen. Nun wir so weit auseinander leben, ist's viel schwerer, aber gehen müßte es bei gutem Willen doch auch!“ Putlitz fährt in seinen Aufzeichnungen fort: „Ich griff mit beiden Händen zu, und in dem auch sonst unvergeßlichen, freundlichen Garten in Hütteldorf wurde der Grund für uns zu einer Freundschaft gelegt, die nur der Tod trennte, und mir gaben jene Stunden einen Wendepunkt meiner ganzen literarischen Tätigkeit; denn Halms Versprechen blieb mir im Gedächtnis, es sollte eingefordert werden, und er hat es mit aufopferndster Freundschaft gelöst.“

Ein überaus freundlicher, aber offenherziger Brief Halms, welcher bald nach der Abreiſe Putlitz' bei dieſem eintraf, machte letzteren auf ſeine Fehler als Dramatiker aufmerkſam und gab dem Freunde Auskunft, wie dieſe Fehler zu vermeiden ſeien. Hier möge nur aus dem Eingange des Schreibens angeführt ſein, was Münch über ſeine eigene Poeſie ſagt, da dieſe Worte charakteriſtiſch den Menſchen kennzeichnen: „Ihr Schreiben hat mich wahrhaft überraſcht. Der Eindruck, den meine Erſcheinung beim erſten Anblick zu machen pflegt, iſt in der Regel ein ungünſtiger, man findet mich ſchroff und hochmütig, im beſten Falle kalt und zurückhaltend, und ſucht ſich baldmöglichſt auf gute Art von mir zurückzuziehen. Bei Ihnen ſcheint nun gerade das Gegenteil eingetreten zu ſein; ſei es, daß ich mich Ihnen liebenswürdiger gezeigt als anderen, eine Koketterie, deren ich mich jedoch nicht ſchuldig weiß, oder daß Sie geringere Anſprüche an mich ſtellten oder mich vorurteilsfreier ins Auge faßten als andere, genug, Sie zeigen mir Wohlwollen und Vertrauen und ich nehme beides erwidernd, beides ohne viele Worte an."

Zunächſt war es das „Teſtament des Großen Kurfürſten", jenes Schauſpiel aus der preußiſchen Geſchichte, welches Putlitz nach dem Beſuche bei Halm in Angriff genommen und dabei ſchon mit dem Stoffe, wie Münch an Putlitz ſchrieb, „einen glücklichen Griff" getan hatte. Eine Korreſpondenz zwiſchen den beiden Dichtern entſpann ſich zunächſt über dieſes Stück, in der ſich „das Verhältnis des ſtrengen Lehrers zum vertrauenden, nicht zu beirrenden Schüler" immer feſter ſtellte. „Münch war oft abſprechender als nötig war, faſt nie anerkennend", und doch ermunterte dieſes Vorgehen Putlitz zur Weiterführung und ein Akt nach dem anderen ging zur Prüfung an Münch nach Wien und kam mit deſſen Bemerkungen zurück, um dann wieder umgearbeitet zu werden. Putlitz legte zum Schluſſe das vollendete Manuſkript zurück und dachte gar nicht an die Aufführung. Zu einer ſolchen ermunterte aber gerade Münch im Jahre 1858 den etwas Entmutigten. Julie Rettich und der Heldendarſteller Wagner hatten ein Gaſtſpiel für den Sommer in Breslau abgeſchloſſen. Beide wollten auf Münchs Empfehlung bei dieſer Gelegenheit in dem „Teſtament" auftreten. In dieſer Vorausſicht reiſte Putlitz nach Wien und im Verein mit dem theatergewandten Freunde Halm, welcher jede Szene mit Putlitz noch ſelbſt durcharbeitete, wurde die endgültige Faſſung des Stückes fertiggeſtellt. Hierauf begab ſich

Putlitz nach Breslau, wo das „Testament" mit Frau Rettich in der Rolle der Kurfürstin in der Tat einen ungeahnten Erfolg errang. Schon im September 1858 fand das Stück auf der Bühne des Burgtheaters in Wien ebenfalls eine ehrenvolle Aufnahme und wurde bis April 1859 daselbst fünfzehnmal aufgeführt. Seit jener Zeit war auch Putlitz als Gleichberechtigter in den Freundeskreis eingetreten, der mit Halm und den Rettichs verkehrte. Freilich konnte der in der Ferne Wohnende nur bei gelegentlichen Besuchen in Wien oder auf Gastspielen der Künstlerin persönlich diesen Verkehr pflegen, im übrigen fand ein reger Briefwechsel statt. Julie Rettich hatte später im Sommer 1862 in Linz wieder anläßlich eines Gastspieles in dem neueren Schauspiele von Putlitz: „Waldemar" eine der weiblichen Hauptrollen übernommen und auch diesem Stücke des Dichters auf dem, wenn auch kleinen Provinztheater zum Erfolge verholfen.

In den Folgejahren hat sich in den äußeren Verhältnissen Baron Münchs nichts geändert, er arbeitete zurückgezogen in Hütteldorf, wenn er tagsüber seine amtliche Tätigkeit in der Hofbibliothek vollendet hatte. Schon Ende der fünfziger und zu Anfang der sechziger Jahre beschäftigten ihn die beiden Dramen „Iphigenie in Delphi" und „Wildfeuer", letzteres das erste Stück, in dem Julie Rettich naturgemäß nicht mehr die Hauptrolle hätte spielen können. Aber die große Künstlerin und treue Freundin Halms hat auch die Erstaufführung von „Wildfeuer" am 18. Oktober 1866 nicht mehr erlebt.

VII. „Der Fechter von Ravenna."

Obgleich eigentlich zur Bühnengeschichte des Stückes gehörig, muß doch schon hier der merkwürdigen und in der neueren Geschichte unserer Literatur nahezu unerhörten Vorgänge gedacht werden, welche das Erscheinen des Trauerspieles: „Der Fechter von Ravenna" im Jahre 1854 und später zu Tage förderte. Dies erscheint deshalb nötig, weil die „Fechterfrage" eine so große Bedeutung für Halms Gemütsleben, ja sogar für seine ohnehin nicht feste Gesundheit erlangt hatte, daß sie nicht nur mit Bezug auf die literarische Entwicklung und Stellung des Dichters, sondern durch seine Haltung in der Frage auch für sein Tun und Denken bemerkenswert zu nennen ist. Allerdings muß dabei, wie das erwähnte Datum anzeigt, wieder um einige Jahre zurückgegriffen werden.

Schon im März 1852 hatte Halm nach Quellen, über die später noch seine eigene Erklärung Auskunft geben wird, das Trauerspiel „Der Fechter von Ravenna“ begonnen, aber durch Umstände mannigfacher Art gehindert, es erst zu Ende 1853 vollendet. Nur im allerengsten Kreise war er als Verfasser bekannt, da er die Absicht hatte, das Stück vollständig anonym dem Direktor des Burgtheaters, Laube, einzusenden. Dies geschah auch im Januar 1854. Laube erhielt das anonym eingereichte Drama über Dresden. Das Stück kam (am 18. Oktober) im Wiener Burgtheater anonym zur Darstellung und erregte nach den ersten wenig beachteten Aufführungen bald außerordentliches Aufsehen. Was den Verfasser betrifft, so mutmaßte man (mit Putlitz' Worten) „hin und her und nur der alte Grillparzer ließ sich nicht täuschen! Das Stück, hatte er gleich gesagt, konnten nur zwei Dichter gemacht haben — Halm oder ich; da ich nun weiß, daß es nicht von mir ist, muß es von Halm sein! Aber Halm leugnete hartnäckig.“ Die Autorschaft des „Fechters“ nahm nun alle literarischen Kreise in Anspruch und es wurden in allen möglichen Zeitungen und Zeitschriften die verschiedensten Vermutungen über den Verfasser aufgestellt, da das Stück mit großem Beifalle schon über viele deutsche Bühnen gegangen war. Die Tantiemen aber, welche der Verfasser zu fordern berechtigt war, wurden nirgends behoben und es fehlte somit jeder Anhaltspunkt. Plötzlich meldete sich erst im zweiten Jahre drauf ein Schulmeister, Franz Bacherl aus Oberpfaffenhofen in Bayern, und erklärte, unterstützt von einem literarischen Verteidiger, O. v. Schorn in München, er, Bacherl, habe schon im März 1854 einige Hefte von Jugendgedichten, darunter auch ein dramatisches Stück, „Die Cherusker in Rom“, an Direktor Laube mit der Bitte um Unterstützung zur Herausgabe der Dichtungen gesendet. In den übrigens ganz kurz und schülerhaft abgefaßten „Cheruskern in Rom“ fanden sich, wie sich später herausstellte, allerdings in mehreren Punkten einige Ähnlichkeiten mit kleinen Einzelheiten des „Fechters“, aber von einer eigentlichen Benutzung des Stoffes, zumal von seiten eines so hervorragenden Dramatikers wie Halm, konnte doch wohl keine Rede sein. Die Angelegenheit wurde in der Öffentlichkeit viel besprochen und namentlich die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ nahm zunächst für Bacherl im Jahre 1856 energisch Stellung und brachte eine ganze Reihe von Artikeln in der „Fechterfrage“, deren viele sich gegen Laube richteten und ihn für

den Mitwisser und Förderer des begangenen „Plagiates" erklärten. Dieser hatte seinerzeit die Stücke Bacherls, welche die erwähnte Sendung enthielt, als „zur Aufführung nicht geeignet" an Bacherl zurückgestellt. O. v. Schorn, fortwährend als Verteidiger des talentlosen Schulmeisters auftretend, erging sich in allen möglichen Angriffen und Verdächtigungen Laubes, bis dieser eine ernste und würdige Entgegnung veröffentlichte. Er erklärte darin, wie ihm damals jene Manuskripte von Bacherl eingesendet worden und seinerseits gar nicht ernst beachtet worden seien, namentlich nicht jene „Stücke", welche „auf dem Briefbogen eine sogenannte Tragödie erledigen und der komischen Wirkung viel näher stehen als der tragischen". Auch bemerkt Laube, daß der „Fechter" wohl früher als „Die Cherusker" entstanden ist und erklärte in umständlicher Weise die Begriffe von literarischem Eigentum. Er deutete schließlich auf die Entmutigung hin, welche durch ein solches Verfahren den produzierenden Kräften eingejagt wird. „Der Verfasser des Fechters z. B.", meinte er, „dessen Name hier in Wien keinem Kunstverständigen zweifelhaft, gibt uns ein so tüchtiges Stück, welches das ganze Vaterland erfrischt und bewegt, er verlangt nicht Ruhm und Lohn dafür und muß sich nach Jahren in europäischen Blättern auf den Kopf zusagen lassen: du hast offenbar dein Stück entwendet" usw.

In der Angelegenheit nahmen auch Saphir in kaustisch-polemisierender Weise und Karl Gutzkow ernst und sachlich das Wort. In diesem Gewirre von Meinungen und Gegenmeinungen konnte schon Laubes wegen Halm nicht mehr schweigen und so veröffentlichte er denn jene Erklärung, die in eine große Zahl von Zeitungen übergegangen ist, in der Wiener Österreichischen Zeitung vom 27. März 1856, deren Text lautet:

Erklärung.

Es war bisher meine Absicht, dem „Fechter von Ravenna" bei seiner Aufnahme in die demnächst erscheinende Gesamtausgabe meiner Werke eine geschichtliche Darstellung seines Ursprungs und seiner Schicksale beizufügen; die Angriffe aber, denen Dr. Laube seither aus Anlaß dieses Stückes ausgesetzt war, machen es mir zur Pflicht, mich schon jetzt als seinen Verfasser zu erklären, und hier vorauszusenden, was mit dem Stücke erscheinen sollte.

Was mich veranlaßte, anonym aufzutreten, war neben vielen anderen Gründen, die nicht hierher gehören, der Wunsch, eines meiner Stücke sich selbst überlassen, von dem Einflusse des Namens seines Verfassers weder begünstigt

noch benachteiligt, seinen Weg machen zu sehen. Daß ich die einmal angenommene Anonymität konsequent festzuhalten strebte, liegt in der Natur der Sache; daß ich sie nicht früher aufgegeben, findet seine Erklärung in den Umständen, die bisher das Erscheinen der Gesamtausgabe meiner Werke verzögerten.

Die Anregung zur Verfassung meines Stückes verdanke ich zunächst Göttlings „gesammelten Abhandlungen aus dem klassischen Altertume“. Dieses Buch, das im Jahre 1851 zu Halle erschien, und im Dezember desselben Jahres zufällig in meine Hände geriet, enthält einen Aufsatz, der den Titel führt: „Thusnelda, Arminius' Gemahlin und ihr Sohn Thumelicus“ und der auf 24 Seiten alle die letztgenannten Personen betreffenden Momente so genau und vollständig zusammenstellt, und daraus so schlagende Folgerungen ableitet, daß mir nach dem ersten Durchsehen derselben der Entwurf meines Trauerspieles in allen Hauptmotiven frisch und lebendig vor der Seele stand.

Ich führe die Stellen an, aus deren Verbindung und Vergleichung sich in mir, wie von selbst, der Grundgedanke meines Stückes, der Kern der Handlung entwickelte:

Seite 395. Tacitus erzählt im ersten Buch der Annalen (58): Arminius' Gemahlin gab einem Sohne das Leben; der Knabe ward in Ravenna erzogen, und zu welchem Hohne des Schicksals er bald nachher aufgespart worden, werde ich zu seiner Zeit berichten. — Aus diesen Worten ergibt sich zuerst, daß Thumelicus, Arminius' Sohn, entfernt von seiner Mutter erzogen wurde, welche wahrscheinlich in Rom zurückblieb, während der Knabe nach Ravenna gebracht ward.

Seite 396. Thusneldas Seele war feurig und patriotisch wie die ihres Gemahls; sie hätte den Sohn, wenn er bei ihr geblieben wäre, sicher im Haß gegen die Römer erzogen; darum ward er von ihr getrennt.

Seite 400 wird auseinandergesetzt und durch die Berichte Senecas nachgewiesen, wie ehrenrührig es freien Germanen erschien, an einem öffentlichen Kampfe teilzunehmen und wie sie lieber sich selbst auf eine gräßliche Weise den Tod gaben, als sich der Schmach aussetzten, den Römern ein solches Beispiel ihrer Tapferkeit um einen ehrlosen Zweck und zum Hohne ihres Volkes zu gewähren.

Wird mit diesen drei Stellen nun noch die vierte verbunden:

Seite 399. Der Hohn aber, den Tiberius nach Tacitus' Angabe über den unglücklichen Jüngling (Thumelicus) verhängt haben wird, kann schwerlich in etwas anderem bestanden haben, als daß der Sohn des Arminius, des Befreiers der Deutschen, der Besieger der Römer, zum Gladiator auferzogen, später gezwungen ward, zur Feier eines Sieges, welchen die Römer über sein Vaterland davongetragen, öffentlich im Amphitheater oder Zirkus, vielleicht in Rom selbst zu kämpfen;

und erinnert man sich noch, daß nach Seite 398 Thusnelda in Rom blieb, so liegt die Annahme, daß sie von diesem Vorhaben der Römer erfuhr, und

bei ihrem Charakter das Äußerste aufbieten mußte, die hier besprochene, ihrem Sohne und in ihm ihrem Vaterland bereitete Schmach abzuwenden, ganz nahe, und wer von künstlerischer Komposition einen Begriff hat, muß einsehen, daß mir damit die Verwicklung eines Stückes und die Katastrophe, auf die es hinausläuft, in ihren Hauptzügen gegeben war. Nur in einem bin ich von Göttling abgewichen, darin nämlich, daß ich Thumelicus in den letzten Tagen des Caligula fallen lasse, während Göttling seinen Tod unter der Regierung Tibers annimmt. Ich glaubte mich dazu berechtigt, weil Tacitus in seinem Berichte über die Herrschaft Tibers des Todes des Thumelicus nicht erwähnt, weil es also doch immer im Bereich der Möglichkeit bleibt, daß er noch die Regierung Caligulas erlebt habe, weil der Versetzung der Handlung von den letzten Tagen Tibers (gest. 37 n. Chr.) in die letzten Caligulas (gest. 41 n. Chr.) das Alter des Thumelicus (gest. 16 n. Chr.) nicht im Wege steht, vor allem aber weil der halbwahnsinnige Caligula sich als ein bei weitem besserer und bühnenwirksamerer Repräsentant des entnervt und entsittlicht zusammenstürzenden Römertums darstellt, als der finstere, die letzten Jahre seines Lebens einsam auf Capri verschwelgende Tiber.

Was die Sendung des Merovig betrifft, so habe ich sie ebenfalls nach Göttlings Andeutungen aus Tacitus, Annalen XI, 16, geschöpft, wo berichtet wird, daß die Cherusker sich von Kaiser Claudius (nach dem Tode des Thumelicus), dem letzten Sprossen ihres alten Fürstenstammes, den Sohn des Flavius Armin zum Könige erbaten und erhielten. Ich fand mich dadurch zu der Fiktion veranlaßt, daß einige Jahre früher in den deutschen Fürsten und Völkern die große Idee Armins, durch Vereinigung aller deutschen Stämme Roms Übermacht zu brechen, noch einmal aufflammte, und daß sie in diesem Sinne Merovig nach Rom gesandt hätten, den Sohn Armins aus der Knechtschaft zu lösen, und an die Spitze ihres Unternehmens zu stellen.

Glabrio und Lycisca sind rein erfunden, römische Entsittlichung und Versumpfung in anderen Teilen darzustellen. Wenn ich dagegen den Sohn Armins von der Mutter Sigmar, von den Römern Thumelicus nennen lasse, so geschieht das nach Göttlings Andeutung S. 398 u. 390; der Fechterschule zu Ravenna wird Seite 397, der Ramis, der Gefährtin Thusneldas Seite 389 und 404 gedacht usw.

Für den Einsichtsvollen also zeigt sich, daß ich nirgend weiter zu suchen, nur wenig zu erfinden, und bloß das in dem Göttlingschen Aufsatze fleißig und verständig zusammengetragene Material zweckmäßig zu ordnen und zu verbinden hatte, um sofort den Bau beginnen zu können.

Dies geschah am 6. März 1852 und zwar mit jener Partie des Stückes, die jetzt die zweite Hälfte des zweiten Aktes ausmacht; aber ehe ich noch zum Schluß des Aktes gekommen, nötigte mich ein schmerzliches, ebenso erschöpfendes als hartnäckiges Nervenleiden, meine Arbeit auf Wochen und Monate beiseite zu legen; erst am 2. November 1852 konnte ich daran denken, sie wieder anzunehmen und mit Nachdruck durchzuführen.

Am 5. Januar 1853 war der erste, am 29. Januar 1853 der zweite, am 28. April 1853 der dritte Akt vollendet. Von Geschäften abgehalten, den vierten Akt unmittelbar nach Vollendung des dritten Aktes in Angriff zu nehmen, hinderten mich später wiederholte Krankheitsfälle, den endlich begonnenen fortzusetzen und nötigten mich zuletzt, im Juli 1853, alle Arbeiten beiseite zu legen und zur Wiederherstellung meiner Gesundheit eine Badereise anzutreten. Nach meiner Rückkehr von Karlsbad vollendete ich am 15. Oktober 1853 den vierten, am 17. November 1853 den fünften Akt.

Ich unterzog nun mein Stück einer letzten prüfenden Durchsicht, nahm die nötigen Kürzungen vor, besorgte mit aller Vorsicht einige Abschriften und sandte es sodann, nachdem es am 20. Dezember 1853 in einem kleinen Kreise vorgelesen worden, am 17. Januar 1854 nach Dresden, von dort ging es am 19. Januar an den artistischen Direktor des Hofburgtheaters Dr. Laube ab, begleitet von einem undatierten Schreiben, worin um Antwort unter der Adresse J. Wilhelm, Dresden poste restante ersucht wurde. — Die beiden unter dieser Adresse an mich gelangten Schreiben des Dr. Laube vom 3. April 1854 und Sr. Exz. des Herrn Oberstkämmerers Grafen von Lanckoronski vom 14. Mai 1854, die beide entschuldigen, daß die Briefe des Verfassers des „Fechter von Ravenna“ bis dahin nicht beantwortet worden, beweisen das wirkliche Eintreffen der Sendung.

Das letzterwähnte Schreiben vom 3. April 1854 ist das einzige, das ich von Dr. Laube in Beziehung auf den „Fechter von Ravenna“ von 1854 angefangen bis zur Aufführung dieses Stückes am 18. Oktober 1854 empfing.

Der „Fechter von Ravenna“ ist am 18. Oktober 1854 unverändert, wie ich ihn im Januar der Direktion des Burgtheaters eingesendet, gegeben worden; wer das Gegenteil behaupten wollte, hätte es zu beweisen.

Hier endet meine geschichtliche Darstellung! — Daß mir und allen Beteiligten daran gelegen sein muß, die volle Richtigkeit derselben außer Zweifel gestellt zu sehen, liegt am Tage. Gleichwohl entfällt für mich ja der Grund, durch die fernere Verhandlung dieser Angelegenheit in den öffentlichen Blättern das Publikum noch weiter zu ermüden. Ich habe mich als Verfasser des „Fechter von Ravenna“ erklärt und dadurch jedermann Gelegenheit geboten, seine vermeintlichen Ansprüche auf gerichtlichem Wege gegen mich zur Sprache zu bringen; in den öffentlichen Blättern werde ich nicht mehr Rede stehen.

Friedrich Halm.

Mit dieser vornehm und wahr gehaltenen Erklärung Friedrich Halms schien die Angelegenheit in den Kreisen der billig und verständig Denkenden abgeschlossen. Aber es fehlte noch immer nicht an Zeitungsartikeln und Hinweisen auf mögliche andere Quellen, denen der „Fechter“ seinen Stoff entnommen haben könnte. Auch Bacherl selbst hatte manche von ihm gefertigte Veröffentlichung in den Zeitungen

gebracht, wohl hauptsächlich auf Veranlassung O. v. Schorns und der bayerischen Anhänger der Ansicht vom Plagiat. Zu diesen gehörte nun allerdings Franz Dingelstedt, welcher damals die Hoftheaterintendantenstelle in München bekleidete, nicht. Derselbe war durch mehr als 10 Jahre mit Münch bestens befreundet und in herzlichem Briefwechsel gestanden. Als die „Erklärung" Halms erschienen war, ließ Dingelstedt den „Fechter" im Münchener Hoftheater am 15. April 1856 zuerst nicht anonym mit der Bezeichnung „von Friedrich Halm" aufführen. Es gab dies Veranlassung zu einem unerhörten Theaterskandale nach Schluß des Stückes und zu Insulten des Intendanten Dingelstedt von seiten der zahlreichen Anhänger Bacherls. Den ganzen Verlauf dieses Fechterskandales im Münchener Theater und außerhalb desselben hat Dingelstedt später in seinen „Münchener Bilderbogen" (1879) genau und lebendig dargestellt, auch wie es der Partei gelang, den Intendanten um die Gunst des Königs Max zu bringen, so daß Dingelstedt in der Folge dieses seines Postens enthoben wurde. Was den „Fechter-Unsinn" betraf, so hatte allerdings Dingelstedt schon in einem Briefe von 1856 an Baron Münch geschrieben: „Die ganze Sache ist in ein Stadium getreten, worin sie dem Kladderadatsch und den Fliegenden Blättern verfällt." Und dieser Standpunkt erscheint wohl auch als der richtige. Die Ansicht der Einsichtsvollen war: Bacherl habe, nachdem er die Aufführung des Fechters gesehen, die Ähnlichkeiten in sein Stück hineingearbeitet und in dieser Form seine „Cherusker" auch zum Drucke gebracht, in dem das sogenannte Drama in der Tat erschienen ist. Bacherl, welcher sich immer als „Teutone" gebärdete, zog übrigens nachher von Stadt zu Stadt und las gegen Eintrittsgeld sein „Stück" und andere unsinnige Dichtungen vor, wobei er allerdings ein großes Publikum hatte, das aber doch eigentlich mehr um den halb Verrückten zu verhöhnen gekommen war. Die Polizei selbst stellte diese „Vorträge" ein. Als „halb komische, halb verdächtige" Figur verschwand der Verfasser der „Cherusker in Rom" aus der Öffentlichkeit, um nie wieder aufzutauchen. Sein Name wäre überhaupt nie genannt worden, wenn ihn nicht seine Verquickung mit dem berühmten Dichternamen Friedrich Halms vor das literarische Publikum gebracht hätte. Man kann sich die Summe von Kränkungen und Ärger denken, welche dem namentlich im Ehrenpunkte empfindlichen Dichter Halm durch den ganzen großen Fechterskandal bereitet wurde.

Er zog sich seitdem noch mehr zurück und wurde noch mißmutiger. Am 16. Juli 1856 schreibt Münch aus Karlsbad an Julie Rettich: „Zu meinem Ärger ist in der gestrigen Allgemeinen Zeitung ein neuer Fechter von Ravenna als erschienen angekündigt, ein Stück, das der Ankündigung nach die Bacherlsche Geschichte dramatisch verarbeitet und wahrscheinlich sich über ihn wie über mich lustig macht. Wird denn die Geschichte gar kein Ende nehmen?“*) Dem auch damals mit ihm gleichzeitig in Karlsbad weilenden Direktor Laube wich Münch mehr als je aus, da er dem Verdrusse über die Fechter-Angelegenheit durch Gespräche mit Laube entgehen wollte.

Aber Münchs Vertrauter, Faust Pachler, hat einen parodistischen Einakter verfaßt, welcher unter dem Titel „Der falsche Bacherl“ den Fechterrummel zum Gegenstande einer dramatischen Farce gestaltete. Dieselbe spielt in Krähwinkel und führt einen Dichter vor, der sich für Bacherl ausgibt, aber durch das Erscheinen des angeblich wirklichen Bacherl, welchen ein Redakteur in die Gesellschaft bringt, entlarvt wird. Allerdings stellt sich heraus, daß auch dieser Bacherl nicht der echte ist, da nur der Bediente des erwähnten Redakteurs die Rolle Bacherls übernommen hat. Zum Schluß weist der Arrangeur des Scherzes eine Liste aller dramatischen Stoffe des „Urfechters“ auf, welche Bacherl noch zu bearbeiten gedenkt, „wegen der Priorität, damit keiner zufällig in andere Hände kommt“. Es ist dies ein Register zur — Weltgeschichte.

Das witzig geschriebene Stückchen ist allerdings nie zum Drucke gelangt, verdient aber hier als Manifestierung der Schlußansichten über die ganze Frage eine gewisse Beachtung.

VIII. Ehrungen. Baron Münch-Halm Generalintendant der Wiener Hoftheater. Lebensende.

Trotz der verschiedenen Anfeindungen, welche sich am heftigsten in der Fechterfrage zeigten, aber wie wir gesehen, schon früher in hämischer Weise den Verfasser der „Griseldis“ verfolgten, wurden dem Dichter Friedrich Halm von vielen Seiten gerechte und hohe Anerkennungen zuteil. Dies beweisen die Auszeichnungen, durch

*) Es ist das in der Augsburger Allgemeinen Zeitung Nr. 196 von 1856 (Beilage) vom Verleger Theodor Blässing in Erlangen angekündigte: „Der Fechter von Ravenna. Großes historisches Trauerspiel in fünf Akten. Freie Übersetzung aus dem Deutschen eines unbekannten Verfassers.“

welche er schon lange vorher sowohl von wissenschaftlichen Korporationen und Instituten als auch von seiten kunstliebender Fürsten geehrt wurde.

Als im Jahre 1847 die kaiserliche Akademie der Wissenschaften gegründet wurde, war Halm einer der ersten, die zu wirklichen Mitgliedern der philosophisch-historischen Klasse der Akademie ernannt wurden. Die Regenten von Bayern, Frankreich, Griechenland, Sachsen-Weimar, Dänemark, obenan der Kaiser von Österreich, verliehen ihm hohe Ordensauszeichnungen. Nach der Aufführung seines zur Jahrhundertfeier von Schillers Geburt 1859 in Weimar aufgeführten Festspieles „Vor hundert Jahren" wurde Friedrich Halm auch zum Ehrendoktor der Philosophie von der Universität Jena ernannt. Im Jahre 1861 war Baron Münch mit unter jenen Männern, welche der Monarch ihrer hervorragenden Verdienste wegen als lebenslängliche Mitglieder in das österreichische Herrenhaus berief. Es sei gleich hier bemerkt, daß, als zur Zeit des Schleswig-Holsteinischen Krieges im November 1864 das Wiener Herrenhaus beschlossen hatte, die kaiserliche Thronrede mit einer Adresse zu beantworten, Baron Münch mit der Abfassung derselben betraut wurde. Anläßlich der sich daran knüpfenden Adreßdebatte bot die Stelle des Münchschen Entwurfes, welche die Erfolge der österreichischen Waffen über jene auf legislatorischem Gebiete im Reiche stellte, Gelegenheit zur Entgegnung des Herrenhausmitgliedes Graf Auersperg — Anastasius Grün — welcher die legislatorische Tätigkeit als wichtige Quelle des Wohlstandes, der Vaterlandsliebe, der Geisteskultur und der Rechtssicherheit für nicht minder bedeutend und verheißungsvoll erklärte und die Hoffnung aussprach, daß auch auf diesem Gebiete gleiche Erfolge, wie auf dem Gebiete der Waffen in Aussicht stehen. Die Gegenantwort Baron Münchs gipfelte in dem Schlußsatze: „Die Erfolge mit dem Blute ihrer Söhne erkauft, werden auf die Völker immer größeren Eindruck machen, als alle Bestrebungen in geistiger Richtung."

Eine Ehrung besonderer Art war es auch, als im Jahre 1860, anläßlich der 25jährigen Feier der ersten Aufführung der Griseldis, eine Denkmünze geprägt wurde, welche das Bild des Dichters, sowie die bis dahin geschaffenen Stücke angeführt enthielt. Im Jahre 1865 wurde Friedrich Halm Vorsitzender des Verwaltungsrates der deutschen Schillerstiftung — Vorort Wien — und hatte als solcher öfter Ge-

legenheit, seinen Einfluß zu Gunsten bedürftiger Schriftsteller geltend zu machen. Leider gelang es ihm in einem Falle nicht, der Bitte eines Dichters Gehör zu verschaffen, dessen Name in der Folge zu den glänzendsten der deutsch-österreichischen Poeten gezählt wurde. Es war dies Robert Hamerling, der schon 1858 einen anonymen, aber außerordentlich eingehenden und die hohe Begabung Halms rückhaltslos anerkennenden Aufsatz: „Über Friedrich Halms dramatische Werke" in der „Triester Zeitung" veröffentlicht hatte. Auch späterhin bezeugte Hamerling seine Verehrung für den Dichter des „Fechters von Ravenna" durch Übersendung der eigenen Werke sofort nach deren Erscheinen an den „verehrten Meister". Als aber Hamerling im Jahre 1866 jene Bitte an Baron Münch richtete, welche die Unterstützung seiner armen Eltern durch die Schillerstiftung betraf, und in einem weiteren Schreiben die von einer edlen Verehrerin Hamerlings dargebotene Gabe von 6000 Gulden der Schillerstiftung gegen eine Leibrente für seine Eltern auf Lebenszeit zu übergeben vorschlug, erhielt er zwar von Münch selbst die Versicherung, daß dieser seine Bitten gern unterstützen wolle, aber Hamerlings Ansuchen wurde in der Sitzung, weil statutenwidrig, abgelehnt. Beide Dichter haben im Laufe der Jahre eine Reihe von Briefen gewechselt, die auch veröffentlicht worden sind, und die von der Wertschätzung zeugen, welche Hamerling und Friedrich Halm sich gegenseitig entgegenbrachten. Hamerling aber hat in seinem 1872, leider erst nach Halms Tode erschienenen Scherzspiel „Teut" noch in Erinnerung an die Kränkung, welche seinerzeit dem Verfasser des „Fechters von Ravenna" angetan wurde, als Person den „Schulmeister und Barden Bacherl" eingeführt, der als „Teutschester der Teutschen" in dem Stücke eine ebenso lächerliche Figur spielt, wie dies in der Wirklichkeit der Fall war.

In der Mitte der sechziger Jahre war Baron Münch häufig leidend, namentlich wurde er durch sein nie ganz behobenes und damals wieder heftiger auftretendes Augenleiden vielfach am Arbeiten gehindert. Wie schon erwähnt und begreiflich, hat ihn durch den Tod Julie Rettichs im Jahre 1866 ein Schlag getroffen, den er nie ganz verwinden konnte und der auch für seine ohnehin angegriffene Gesundheit doppelt nachteilig erschien. Aber bald darauf sollte noch in dem Leben Friedrich Halms ein Ereignis eintreten, welches einen von ihm schon lange gehegten Wunsch erfüllte und wodurch Baron Münch zugleich eine der höchsten sozialen Stellungen erlangte. Es

war nämlich Jahre hindurch schon sein Streben darauf gerichtet, an dem Theater, für welches er bisher in so hervorragender Weise als dramatischer Dichter gewirkt, auch tatsächlich eine einflußreiche, natürlich auch dem Range nach bedeutende Stelle einzunehmen. Nicht allzuviele der fernerstehenden Persönlichkeiten erschienen mit diesem Streben des Dichters vertraut, aber aus manchem seiner Briefe und namentlich aus den letzten Briefen Dingelstedts an Münch ist dasselbe zwischen den Zeilen herauszulesen. Leider sind die Gegenbriefe Münchs an Dingelstedt nicht zu Tage gefördert worden, welche hierüber wohl ganz deutlich Aufklärung geben könnten. Schon eine Bemerkung Dingelstedts über Laube in einem Schreiben aus dem Jahre 1856 („Was Sie von Laubes Fall schreiben, weckt keinerlei Hoffnung mehr in mir . . ."), dürfte darauf hindeuten, daß Münch an eine Veränderung in der Leitung des Burgtheaters dachte, die vielleicht mit seiner Person in Beziehung zu bringen gewesen wäre. Freilich leugnete er dies selbst in einer Briefstelle an die getreue Freundin Nettich.

Im Juli des Jahres 1867 übernahm nach dem Tode des Oberstkämmerers und damit obersten Hoftheaterleiters, Fürsten Vinzenz Auersperg, Fürst Konstantin zu Hohenlohe das Oberhofmeisteramt. Schon dem Fürsten Auersperg war Baron Münch beratend in Theaterangelegenheiten zur Seite gestanden und das besondere Wohlwollen des neuen Oberstkämmerers war es auch, welches bewirkte, daß zwischen diesem obersten Hofamte und der Direktion der Hoftheater eine Zwischeninstanz, die Generalintendanz geschaffen und Baron Münch für dieselbe in Aussicht genommen wurde. Noch mehr. Auch die seit längerer Zeit nicht mehr besetzte Stelle eines Hofbibliotheks-Präfekten sollte neu aufleben und ihr die vier naturwissenschaftlichen Kabinette unterstehen. Münch selbst wurde vom Fürsten Hohenlohe in dieser Angelegenheit um Rat befragt und es liegt ein charakteristisches Schreiben Münchs an den Fürsten vor, in welchem sich Münch schon mit Bezug auf seine eigene Person über die vorzunehmenden Umgestaltungen äußert. Die wichtigsten Stellen aus diesem Schreiben müssen ihres bezeichnenden Inhaltes wegen hier hervorgehoben werden. Sie lauten: „Der seltsame Zufall, der mich in die Lage versetzt, den mir abgeforderten Aufsatz über die etwaige Umgestaltung der dermalen dem Oberstkämmereramt unterstehenden wissenschaftlichen und Kunstanstalten des A. H. Hofes Ew.

Durchlaucht nunmehr zum zweitenmale zu überreichen, hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Ich glaubte darin einen Fingerzeig der Vorsehung zu erkennen, die Aussicht, die mir die Huld Ew. Durchlaucht für den Fall des Eintrittes jener Umgestaltung eröffnet, und meine persönliche Befähigung für die Übernahme der mir dadurch erwachsenden Obliegenheiten nochmals eingehend zu prüfen. — — Wenn es sich bloß darum handelte, die Oberleitung der eigentlichen wissenschaftlichen und Kunstanstalten des A. H. Hofes zu übernehmen, so bin ich überzeugt, vollständig das Vertrauen Ew. Durchlaucht rechtfertigen zu können. — — Anders verhält es sich, wenn mit der Oberleitung dieser Anstalten auch jene der beiden Hoftheater verbunden werden soll. Meine Bescheidenheit würde zu weit gehen, wenn ich ableugnen wollte, daß ich etwas vom Theaterwesen verstehe, und daß ich nicht selbst die Oberleitung des Hofoperntheaters mit Erfolg durchzuführen mich getraute, wenn mir bei meiner äußerst mangelhaften musikalischen Bildung taugliche Ratgeber und Hilfsarbeiter zur Seite ständen. Allein zur Lösung dieser Aufgabe bedarf es der Energie und Rührigkeit, der Kraft und Ausdauer eines jungen Mannes, während ich mein sechzigstes Jahr zurückgelegt habe, und nun nach Vollendung meines vierzigsten Dienstjahres früher oder später die Zeit an mich herantreten wird, in der der Geist der Ruhe, der erschöpfte Körper der Pflege erheischt. Ich halte mich in meinem Gewissen verpflichtet, Ew. Durchlaucht nochmals auf diesen Umstand aufmerksam zu machen und den Vorwurf von mir fern zu halten, als ob ich mich irgendwie um eine Stellung beworben hätte, deren Übernahme mich im Gegenteil mit so vielen Sorgen und Bedenken erfüllt, daß nur der ausdrückliche Befehl Sr. Majestät mich bestimmen könnte, mich über meine Zweifel hinwegzusetzen. Sollte dieser Allerhöchste Befehl an mich ergehen, so würde ich allerdings als ein getreuer Diener alle meine Kräfte aufbieten, um das Vertrauen meines Allergnädigsten Herrn und die Erwartungen Ew. Durchlaucht zu rechtfertigen, vorausgesetzt, daß mir durch die Besorgung der Theaterzensur von seiten des Ministeriums die Last einer Verantwortlichkeit abgenommen würde, da ich entweder dem Hofe oder der Journalistik gegenüber unterliegen müßte, vorausgesetzt, daß mir ein so selbständiger Wirkungskreis verbunden mit solchen Geldmitteln gesichert würde, daß meine Bemühungen auf einigen Erfolg zählen könnten, vorausgesetzt endlich, daß ich darauf rechnen könnte, in dem rückhalts-

losen Vertrauen Ew. Durchlaucht sowohl bei der Wahl meiner Untergebenen hinreichende Unterstützung als auch gegen Widersetzlichkeiten, Anfeindungen und Verdächtigungen, an denen es mir gewiß nicht fehlen würde, kräftigen und ausdauernden Schutz zu finden."

So weit die bemerkenswertesten Stellen aus Baron Münchs Briefen an den Fürsten. Daß ihm die Gnade des Monarchen in hohem Grade in der Tat zu teil geworden, erweist die bald darauf erfolgte Ernennung, welche in dem amtlichen Teile der k. k. Wiener Zeitung vom 12. Juli 1867 enthalten war und wörtlich lautete: „Seine k. k. apostol. Majestät haben mit Allerhöchstem Kabinettsschreiben vom 11. Juli d. J. den erledigten Hofdienst eines k. k. Hofbibliothek-Präfekten dem ersten Kustos dieser Hofanstalt, Hofrat Eligius Freiherrn von Münch-Bellinghausen zu verleihen und demselben zugleich die Überwachung der naturwissenschaftlichen Sammlung und der Kabinette des Allerhöchsten Hofes zu übertragen befunden. Ferner haben Se. Majestät mit demselben Allerhöchsten Kabinettsschreiben zu bestimmen geruht, daß Freiherr von Münch die Oberleitung der beiden Hoftheater unter dem Titel eines Generalintendanten zu übernehmen und in allen diesen Beziehungen dem k. k. ersten Obersthofmeister zu unterstehen habe." Mit den neuen Ämtern war die Geheimratswürde verbunden, welche zu dem Titel Exzellenz berechtigte, und der Dichter Halm hatte dadurch eine Stellung erlangt, wie sie wohl noch keiner von den Poeten Österreichs im ganzen Jahrhundert auch nur annähernd erreicht hatte, am wenigsten natürlich der greise, damals schon ganz zurückgezogen lebende Grillparzer.

Die nächste Folge des Antrittes seiner Generalintendantenstelle war für Münch leider der offene Bruch mit dem Burgtheaterdirektor Heinrich Laube. Zunächst beanspruchte Münch als Generalintendant selbst jene Rechte, welche dem artistischen Direktor Laube gebührten, falls derselbe so ersprießlich wie bisher weiter wirken sollte. Laube sprach, als er sich bei dem neuen Vorgesetzten meldete, seine Freude darüber aus, daß er nun unmittelbar mit einem dramatischen Poeten zu verhandeln haben würde, aber ein Schreiben Baron Münchs besagte bald, wie er dem artistischen Direktor alle früher gehabten Vollmachten entziehen müsse, nämlich die Wahl der Stücke, die Bildung des Repertoires, die Besetzung der Rollen und die Befugnis zu einjährigen Engagements. Alle diese Befugnisse müsse er, der Intendant, in Anspruch nehmen. Damit war natürlich, wie Laube

selbst sagt: „die artistische Direktion inhaltslos geworden", da ihr jegliche Gelegenheit, „schöpferisch zu wirken", entzogen wurde. Anfangs schien es zu einem Kompromiß zu kommen, Laube legte den Entwurf einer Dienstinstruktion vor, nach welchem dem artistischen Direktor einige der wichtigsten Befugnisse unbedingt zu erhalten gewesen wären. Dagegen hatte auch Münch eine Instruktion ausgearbeitet, welche der Generalintendanz allein diese und andere Befugnisse zusprach und am 17. August 1867 genehmigte der Kaiser diese letztere Instruktion, welche an Laube zugestellt wurde. Dieselbe veranlaßte ihn zu einem ausführlichen Memoire in Briefform an den Oberstkämmerer, das vom 9. September 1867 datiert war und die Gründe für die nötige Selbständigkeit des artistischen Direktors klar auseinandersetzte. Für den Fall, daß darauf nicht eingegangen würde, erbat sich Laube die ehrenvolle Entlassung aus seinem Amte. Baron Münch selbst war es nun, der allerdings mit dem Ausdrucke des Bedauerns die Versetzung Laubes in den Ruhestand befürwortete, welche denn auch mit Zuspruch eines Ruhegehaltes von 2000 Gulden am 26. September 1867 erfolgte. Damit hatte Heinrich Laubes so reiche und ersprießliche Tätigkeit als Hofburgtheaterdirektor durch fast 18 Jahre geendet und Baron Münch, der neue Generalintendant, nahm neben seinen übrigen Obliegenheiten auch dieses schwierige Amt ganz allein in seine Hände. Allerdings stand ihm der von ihm persönlich bezeichnete frühere Mannheimer Oberregisseur August Wolff zur Seite. Es liegt mir eine Zahl von Briefen Münchs an Wolff vor, deren ersten vom 10. November 1867 schon der Generalintendant mit den Worten schließt: „Entnehmen Sie aus diesen Zeilen, wie sehr es mir daran liegt, Sie für das Burgtheater zu gewinnen, welche Erwartungen ich von Ihnen hege und wie sehr ich wünsche, daß Sie eine Stellung einnehmen, für die ich Sie ganz besonders für geeignet halte." Dieser Ton dringt in allen Briefen Münchs an Wolff durch, der am 10. Januar 1868 in der Tat die artistische Direktion übernahm. Dieselbe leistete aber nicht Genüge, dies beweist die kurze Direktionsführung Wolffs, welche schon im Jahre 1870 ihr Ende erreichte. Durch die Vermittlung des Generalintendanten Münch gelang es auch dem schon lange nach der österreichischen Residenz strebenden Freunde Franz Dingelstedt zunächst, die Stelle eines artistischen Direktors der Hofoper zu erhalten, welche Dingelstedt am 1. Oktober 1867 antrat, nicht ohne die Hoffnung zu hegen und auszusprechen, daß

er in nicht allzu ferner Zeit die Direktion des ihm als dramatischem Dichter näher liegenden Hofburgtheaters selbst erreiche. — Zunächst begann der Generalintendant seine Amtsführung mit der Preisausschreibung für ein Lustspiel am 30. Oktober 1867, welche in der Folge die Komödie Hippolit Schauferts: „Schach dem König" als mit dem ersten Preise ausgezeichnet hervorgehen ließ. Wie in dieser Beziehung, so folgte man aber auch in anderen Dingen bei der neuen Direktionsführung dennoch den bewährten Grundsätzen, die Laube eingehalten hatte. Dieser selbst freilich ließ es an scharfen Beurteilungen über die Leistungen, welche nun auf der Hofbühne geboten wurden, nicht fehlen. Ja, der persönliche Einfluß Laubes durch Mittelspersonen, die am Burgtheater wirkten, machte sich sogar trotz seiner schroffen Stellung dem herrschenden Regime gegenüber bemerklich. Im Februar 1868 aber kam es zwischen Münch und Laube zum offenen Bruch. Letzterer hatte sein Stück: „Böse Zungen" dem Burgtheater eingereicht, die Zensurbehörde wenige geringe Anstände erhoben, aber Baron Münch stellte das Manuskript mit einem Schreiben an Laube zurück, in dem er unter anderem erklärte: „Ich finde es der Achtung und Würde des k. k. Hofburgtheaters nicht angemessen, seine Bretter einem offenkundigen und übelwollenden Gegner als Feld für seine Wirksamkeit, vielleicht gar als Arena für Parteiumtriebe einzuräumen." Diese Zurückweisung erregte damals einen Sturm in der Öffentlichkeit und namentlich in den Wiener Blättern, und als im April die „Bösen Zungen" im Theater an der Wien zuerst aufgeführt wurden, zeigte auch das Publikum durch begeisterten Beifall, wie sehr es gegen diese Handlungsweise und für die einstige Direktion Laube eingenommen war.

Es gab unter Münchs Leitung Klagen von seiten des Publikums und der Presse, das Repertoire bot keine Abwechslung. Novitäten fanden keinen Anklang. Freilich lautete ein später erschienener Nachruf über Halm: „Einen Vorzug darf ihm der Unbefangene nicht streitig machen: er leitete die österreichische Bühne mit einem österreichischen Herzen. Er freute sich, den österreichischen Dichtern vor allem etwas gelingen zu sehen. — — Wohlwollender, teilnehmender, herzlicher sind österreichische Dichter und ihre Werke niemals empfangen und kultiviert worden als unter Friedrich Halm."

Allerdings zeigte Münch auch bei diesen oft seine Ängstlichkeit und die ihm stets anhaftende bureaukratische Pedanterie. Hiervon

ein Beiſpiel. Der Dichter Ludwig Goldhann hatte ein zweiaktiges Luſtſpiel: „Ein Tanz mit der Königin“ eingereicht; als er ſich perſönlich bei Münch um das Schickſal ſeines Stückes erkundigte, gab es ihm dieſer gutmütig lächelnd mit den Worten zurück: „Sehen Sie, in dem Stücke kommt ein König vor, der offenbar betrügt — und das — Sie ſehen es doch ein — das kann ich doch nicht aufs Burgtheater bringen.“ Goldhann ſah den Intendanten einen Augenblick

Friedrich Halm (etwa 40 Jahre alt).
Nach einer Zeichnung von Geilhofer, geſtochen von C. Rotterba.

ſtarr an und erwiderte hierauf: „Und wie halten Sie's mit ‚König Johann‘ und ‚Richard dem Dritten‘?“ — Halm rieb ſich verlegen die Hände und meinte nach einer Pauſe: „Mit Ihrem Stück kann ich's doch nicht wagen. Sie weiſen auf Shakeſpeare hin. Ja, ſehen Sie, Shakeſpeare iſt ein Alter, bei dem geht ſo etwas hin, da nimmt man es nicht ſo genau, aber Sie — Sie ſind ein Moderner.“ — Richtig iſt, was Münch in einem Briefe an einen unbekannten Adreſſaten im März 1870 geſchrieben: „Seit dem Jahre 1867 iſt Beſuch wie Einnahme des Burgtheaters jährlich bedeutend geſtiegen

und auch in diesem Jahre kein Platz darin zu bekommen. Das Publikum hat also bei meiner Leitung, scheint es, seine Rechnung gefunden; wenn ich in artistischer Beziehung weniger geleistet, als ich zu leisten gewünscht hatte, so wird jeder billig Denkende die Umstände in Erwägung ziehen, daß Josef Wagner jahrelang krank war, daß alle Versuche, sein Fach und andere Lücken zu besetzen, wegen Mangel an schauspielerischen Talenten fruchtlos geblieben, daß meine Lustspielausschreibung bewiesen, daß die dramatische Produktion in Deutschland nahezu auf Null herabgesunken ist und daß ich unmöglich bringen konnte, was ich nicht hatte. Das Mögliche habe ich getan."

Münch selbst sah es schließlich ein, daß das Burgtheater künstlerisch zurückzugehen im Begriffe stehe und er dachte nun ernstlich daran, Laube in seine frühere Stellung wieder zurückzuversetzen, mit dem er sich ausgesöhnt hatte. Bei einem Besuche Laubes, den ihm dieser nun doch machte, rief er ihm zu: „Nun Laube, Sie haben Recht gehabt, es geht nicht ohne einen mächtigen Direktor! Ich hätte Sie nicht gehen lassen sollen und Sie hätten nicht gehen sollen." Freilich entschied diesmal Fürst Hohenlohe gegen die Rückberufung Laubes.

Baron Münch aber, der sich schon lange mit Rücktrittsgedanken getragen und auch seiner immer zunehmenden Kränklichkeit wegen das ihm zur Last gewordene Amt ablegen wollte, erbat in der Tat bald darauf die Enthebung, welche im November 1870 erfolgte. Seitdem lebte Friedrich Halm still und zurückgezogen im Kreise seiner kleinen Familie. Daß ihn in den letzten Jahren immer trübere Gedanken verfolgten, erweist das von ihm 1869 verfaßte bezeichnende (ungedruckte) Sonett, welches hier einen Platz finden möge:

Grabschrift.

Hier lieg ich, von des Todes Sensenhiebe
Hinweggemäht, daß Staub zum Staube kehre,
Ob tauber Halm, ob eine volle Ähre,
Die Zeit wird's richten ohne Haß und Liebe.

Mir gilt es gleich! Entrafft dem Weltgetriebe,
Was fragt' ich noch nach diesem Traumbild Ehre,
Und sorgte, ob mich Nachruhm nicht verkläre,
Ob meines Namens Klang im Wind zerstiebe!

Ausſtrömt' ich, was Natur in mich gegoſſen,
Und drei Gedanken fühlt' ich mich umweben,
Als Todesſchatten mir den Blick umfloſſen:

Ein großes Herz war liebend mir ergeben,
Dem Schönen neidlos war mein Blick erſchloſſen
Und was ich ſchuf, das atmet eignes Leben!

Schon im Frühjahre 1871 machte ſich des Dichters Leiden in ſtärkerem Grade bemerkbar und bald war jede Hoffnung am Aufkommen des ſchwer Kranken geſchwunden. Friedrich Halm verſchied am 22. Mai 1871 um $^1/_2$5 Uhr in ſeiner Stadtwohnung, Wollzeile Nr. 29, im 65. Lebensjahre. Seinem Wunſche nach wurde er in dem von dem Dichter ſtets ſo geliebten Hüttelborf begraben, wo ſein Grabmal aus Granit, von einem goldenen Kreuze überragt, das Familien-Wappen der Freiherrn von Münch-Bellinghauſen in Bronze aufweiſt und die Inſchrift trägt:

Eligius
Reichsfreiherr von
Münch-Bellinghauſen
genannt
Friedrich Halm,
Präfekt der Hofbibliothek
k. k. Geheimer Rat und Kämmerer
geboren am 2. April 1806
geſtorben am 22. Mai 1871.
Gleich groß und edel
Als Menſch und als Dichter
wird er ſeiner Familie
Und ſeinem Vaterlande
unvergeßlich bleiben.
Die trauernde Witwe.

Mit Friedrich Halm iſt der letzte Vertreter echter Romantik auf dem Gebiete des Dramas aus dem Leben geſchieden, eine feine und künſtleriſch angelegte Dichternatur dem öſterreichiſchen Poetenkreiſe entriſſen worden, zu deſſen glänzendſten Vertretern er viele Jahre hindurch gezählt hat. Erſt in der jüngſten Zeit iſt unverdienterweiſe die Erinnerung an dieſen feinſinnigen Poeten zurückgedrängt worden, deſſen Hauptwerke einſt von allen gebildeten Nationen bewundert worden ſind.

IX. Halms poetisches Schaffen.

Die ersten poetischen Schöpfungen Münchs waren eine Zahl lyrischer Gedichte, welche in seinem Nachlasse gefunden wurden und die er etwa von 1823 bis 1828, also noch als Jüngling, zum großen Teile unter dem Einflusse seiner jungen Liebe dichtete. Er hat sie unter dem Namen S. Fidelis aufgezeichnet, aber weniges davon und auch dies erst später veröffentlicht, als dem Dramatiker Halm schon reiche Anerkennung zu teil geworden. In diesen Jugendliedern macht sich der Einfluß des gerade damals als glänzender Stern am Dichterhimmel erschienenen Heine bemerkbar, wie bei so vielen noch lange nach Halm neu auftauchenden Poeten, Stücke epischen Charakters gemahnen an Uhland, den er ja, wie wir schon in dem bezüglichen Teile der vorliegenden Biographie gesehen, so hoch verehrte. Die Reime in diesen ersten Gedichten sind rein, die Sprache ist eine mitunter blumenreiche, manche Gedanken überraschen darin den Leser. Aber im ganzen machen diese Verse keinen tiefen Eindruck. Auch an einem umfassenden Trauerspiele: „Schwert, Hammer, Buch" hat der Dichter von 1829 bis 1833 gearbeitet. Dasselbe ist ebenfalls bis auf einige wenig beachtenswerte Fragmente (erschienen in dem Wiener Taschenbuch „Gedenke Mein" für 1839) nicht zum Drucke gelangt. Aber dieses umfangreiche Drama zeugt schon von der Entfaltung eines merkwürdigen Talentes. Es „rührt", wie Pachler bemerkt, „mit seinem blühenden Unsinn, seinem oft gesuchten Zynismus, seiner phantastischen Verwirrung der Handlung, mit seiner absichtlichen Ignorierung der Zeit — durch seinen Enthusiasmus für alles Hohe und Edle aufs tiefste; es enthält neben Stellen, die kaum ein Knabe von vierzehn Jahren mehr schreiben dürfte, Prachtstellen, die des größten Dichters würdig sind und deren innere Wärme er nie mehr erreicht, geschweige denn übertroffen hat.

Die auf romantischer Grundlage ruhende Handlung führt aus, wie drei Söhne eines verstorbenen Kaisers von Trapezunt, denen die Wahl aus dessen heimlich aufbewahrter Hinterlassenschaft zum Erringen des Thrones freisteht: das Schwert — die Heldenlaufbahn — das Buch — die Laufbahn des gelehrten Dichters — und den Hammer — den Erwerbsbetrieb des gewöhnlichen Spießbürgers — erwählen und schließlich von Claudia, der Tochter des Grafen Tiridat, nach mannigfaltigen Schicksalen den Thron, der ihnen gebührte, be-

ſteigen ſehen müſſen. Eine große Menge Beiwerk zerſplittert die ganze Handlung und Enk, welcher um jene Zeit des Dichters freundſchaftlicher, aber ſtrenger literariſcher Berater geworden, unterdrückte des Dichters Gedanken an eine etwaige Aufführung."

Aber ſchon hatte ſich der Poet des Griſeldisſtoffes bemächtigt und von 1833 an, fortwährend unter Enks Leitung, dieſes dramatiſche Gedicht geſchaffen, welches unter dem Pſeudonym Friedrich Halm am 30. Dezember 1835 über die Bretter des Burgtheaters ging und dem Verfaſſer zu einem geradezu beiſpielloſen Erfolge verhalf. Die „Griſeldis" bildete für das Burgtheater, raſch darauf auch für alle größeren deutſchen Theater ein Ereignis und Halms Name wurde nach deren Aufführung nicht nur auf deutſchem, ſondern auch auf fremdländiſchem Boden ein gefeierter. Der erſte Eindruck des gewandt geſchriebenen, alle dramatiſchen Effekte ausnutzenden und in edler poetiſcher Sprache und mit allem romantiſchen Zauber umwobenen Dramas ließ die Mängel des Stückes, die im Leben faſt unmöglichen Charaktere, deren Zeichnung aber feſt umriſſen erſchien, überſehen. Die dramatiſch ſo wirkſame, von der urſprünglich italieniſchen Erzählung ganz abweichende Wendung des Schluſſes ergriff die Zuhörer immer wieder und tatſächlich hatte Halm in dieſem Schauſpiele ein Stück geſchaffen, das gänzlich von der gewöhnlichen Schablone abwich und die Schöpferkraft eines hohen poetiſchen Genius aufwies. Erſt viel ſpäter iſt man auf die erwähnten Mängel dieſes „dramatiſchen Gedichtes" aufmerkſam geworden, das aber als ſolches heute noch Beachtung verdient. Es ſoll in den einführenden Worten zur „Griſeldis" noch manches darüber mitgeteilt werden.

Hier aber iſt nun der raſch darauf gefolgten zweiten dramatiſchen Dichtung Halms zu gedenken. Dieſelbe, ein Trauerſpiel, „Der Adept", führt uns in dem Kölner Chemiker Werner Holm einen Mann vor, dem es nach vielen Verſuchen und Aufwand ſeines ganzen Vermögens ſowie desjenigen ſeines Gehilfen Hartneid in der Tat gelingt, Gold zu machen. Ohne Hartneid, welcher mit an der Errungenſchaft teil haben möchte, verläßt Holm Weib und Kind, er tritt als ruſſiſcher Fürſt Boriſoff in Benevent in Italien auf, ſich mit den errungenen Schätzen allen Genüſſen hingebend. Hier entdeckt ihn Hartneid und ſucht vergebens das Geheimnis des Adepten zu ergründen. Hartneid macht nun kund, was es mit Holms Reichtum für ein Bewenden habe und dieſer ſelbſt, von ſeiner Geliebten

Lucretia verraten und verlassen, soll gefangen werden, entflieht aber, Hartneid erdolchend, durch die Reihe der Häscher, welche ihn schon umstellt haben, noch Gold unter sie streuend. Wir finden ihn als Flüchtling wieder auf einer Alpenmatte der Schweiz bei dem armen Hirten Ruodi, welcher den Verfolgten verbirgt. Aber hier trifft Holm auch mit seiner in Armut geflohenen Hausfrau Agnes zusammen, welche ihm vom Tode der zwei dem Mangel preisgegebenen Kinder berichtet, dem Manne seine Flucht und Untreue verzeiht, sodann aber in jener Höhe erschöpft den Geist aufgibt. Der Hirte selbst verfällt nun dem Fluch des Goldes, da die Verfolger nahen und er von der Kunst seines Schützlings, das edle Metall machen zu können, erfährt. Obgleich Ruodis Schwester Aenneli den nun auch von ihrem Bruder Verratenen zu schützen versucht, wird er doch umstellt und ein Entrinnen ist bald unmöglich. Holm gibt sich mit dem Dolche selbst den Tod, nachdem er noch das Rezept zur Bereitung des Goldes vernichtet hat. — Trotz der nicht minder schönen und edlen Sprache, der Fülle von Gedanken und der fesselnden Anlage dieses 1836 zuerst aufgeführten Trauerspieles fand dasselbe doch nicht so allgemeinen Anklang und solche Verbreitung wie die „Griseldis". Es liegt keine Klarheit in dem Grundgedanken, welcher die Schädlichkeit des Goldes nachweisen will und die Unglück bringende Bedeutung des Reichtums; man vermißt eine ausgeprägte Schärfe der dargestellten Charaktere und auch der Charakter Holms zeigt sich als schwankender, als unschöner, namentlich seiner Familie gegenüber, die er ohne Grund ins Verderben stürzt.

Der Stoff zu dem im Dezember 1838 zuerst aufgeführten Trauerspiele „Imelda Lambertazzi" hat manche Ähnlichkeit mit jenem der Tragödie von „Romeo und Julie". Auch hier stehen sich zwei Familien, die Geremei und Lambertazzi feindlich gegenüber, auch hier ist es ein Liebespaar Fazio und Imelda, welches diesen beiden Familien angehört. Fazio sucht durch den Vorschlag einer Verbindung mit Imelda die beiden Parteien zu versöhnen, aber die Lambertazzis verwerfen mit Hohn diesen Vorschlag. Imelda, hart bedrängt, entsagt ihrer Neigung und wird Azzos, des Freundes der Lambertazzi, Braut. Dennoch sollen die Liebenden wieder zusammentreffen, aber Fazio, von Azzo überfallen, tötet diesen. Beim Gange zur Waldkapelle, wo Imelda den Geliebten erwartet, wird dieser von Imeldas Brüdern angegriffen, mit vergiftetem Dolche

an der Hand verwundet und Imelda findet ihn sterbend. Sie saugt das Gift aus seiner Wunde, erliegt aber demselben. Über den Leichen beider versöhnen sich die feindlichen Familien. Trotz mancher Anerkennung, welche namentlich der naturgetreuen Entwicklung der Leidenschaft und der Seelenzustände galt, sowie der Losreißung des Dichters von einer bestimmten Tendenz, die ja in anderen seiner Stücke hervortritt, ist doch auch dieses Trauerspiel nicht des allgemeinen weitreichenden Beifalls teilhaftig geworden. Es hatte namentlich an der unwillkürlich nahegelegten Vergleichung mit Shakespeares Meisterdrama zu leiden und daran, daß nicht die Macht des Schicksals das unglückliche Geschick der Liebenden besiegelt, sondern der blinde Haß der Menschen, welche nur danach streben, durch Mord diesem Hasse Ausdruck zu geben.

Anfangs April 1840 ging das Trauerspiel „Ein mildes Urteil" über die Bretter des Burgtheaters. Es spielt in altersgrauer Zeit auf britischem Boden. Die Heldin ist Edith, die jugendliche Gattin des bejahrten Godwin, welche von der Liebe zu dem Grafen Aelmar ergriffen, diesem eine Zusammenkunft gewährt, vom Gatten aber dabei überrascht wird. Dieser straft sie milde nur durch Verbannung aus seinem Angesichte. Die Reuige, welche erfährt, daß Godwin als Verräter beim Könige angeklagt wurde, tritt selbst vor König Edmund, bekennt ihre eigene Schuld und reinigt Godwin von dem Verdachte. Der König gebietet Godwin, die Gattin wieder aufzunehmen und verbannt den dagegen Widerstrebenden auf seine Burg Wedmor. Aber Aelmar trachtet nach der Krone seines Vetters, des Königs, und empört sich gegen diesen. Er will mit England auch Edith erringen und glaubt mit deren Hilfe Godwin aus dem Wege räumen zu können. Edith führt Aelmar auf unterirdischem Wege ins Schloß Wedmor, scheinbar um ihm Godwin in die Hände zu liefern, sperrt den Grafen aber daselbst in ein Zimmer und bringt die Besatzung der Burg in Bewegung. Godwin erscheint, sprengt die Tür und tötet Aelmar, Edith aber, von einem Pfeile getroffen, stirbt in den Armen des versöhnten Gatten. Auch dieses Drama fand trotz seiner schönen Diktion — es ist in vierfüßigen Trochäen abgefaßt — manchen Widerspruch und nicht die begeisterte Aufnahme wie andere Schöpfungen Halms. Wenn auch im allgemeinen der poetischen Gerechtigkeit Genüge geschieht, so wirft doch die verräterische Handlungsweise Ediths gegen den allerdings verächtlichen Aelmar auf die bis dahin

in Betätigung ihrer Reue hoch zu achtende Frau ein schlechtes Licht. Das schon zu Anfang des Stückes von Godwin gefällte milde Urteil und damit das Vorausgehen der Haupthandlung macht das weitere Interesse schwinden und so zeigen sich Mängel in der weiteren Komposition, die auch dem vollen Erfolge im Wege stehen.

Ein dramatisches Gedicht, am 4. März 1841 zuerst im Burgtheater unter dem Titel „König und Bauer" aufgeführt, bildet eine Bearbeitung von Lope de Vegas „El villano en su rincon" durch Friedrich Halm. Letzterer hatte sich, wie wir gesehen, schon auf Anraten Enks vielfach mit dem spanischen Drama beschäftigt und manche gute Lehre aus den besten Werken der berühmtesten spanischen Dramatiker gezogen. Mit „König und Bauer" ging er daran, eines der anmutigsten Stücke Lopes dem deutschen Publikum nahe zu bringen. Allerdings war es bei den vorgeführten Charakteren notwendig, daß er sie, wie Grillparzer bemerkt, „den Bedürfnissen der Zeit und des heutigen Theaters nach notwendig modifizieren und zum Teil abschwächen mußte".*) Selbstverständlich hat aber Halm den Gang der Handlung beibehalten, welche den Gegensatz zwischen dem König und dem reichen Bauer Gomard, der sich auf einer selbstverfaßten Grabschrift rühmt, den König nie gesehen zu haben, zum Gegenstande nimmt. Der verkleidete König besucht den Sonderling, übernachtet bei ihm, läßt ihn später mit Sohn und Tochter an den Hof bringen, wo er die genossene Gastfreundschaft erwidert, die Familie zu hohem Stande erhebt und mit reichen Geschenken bedeckt. Gomard aber weist seine eigene Erhebung zum Seneschall dankend zurück und bittet, ihn zurückgezogen in seinen Bergen zu lassen und „König sein auf meiner Hufe!" Die ganze romantische Färbung des Stückes hat der Bearbeiter des Stückes beibehalten und noch durch den Schluß zu erhöhen versucht, denn in Lopes Drama nimmt der Bauer die Anstellung beim Hofe an. In der Form sind durch Halm wieder die fünffüßigen Jamben angewendet worden, welche der Dichter so trefflich zu beherrschen versteht. Das Stück ist in dieser Form stets des Beifalles, den es auch nach der ersten Aufführung gefunden, sicher und steht heute noch auf dem Repertoire vornehmer Bühnen.

---

*) Vgl. Grillparzers sämtliche Werke, hrsg. v. M. Necker, Leipzig. 1903. Bd. 13 S. 99 f.

Julie Rettich.

Nach einer Lithographie von Kriehuber.

Kaum ein Jahr darauf ist jenes dramatische Gedicht Halms zur ersten Aufführung gelangt, das schnell den Namen des Dichters neuerlich bis in die weitesten Kreise dringen ließ: „Der Sohn der Wildnis", welchem zumal die zart besaitete Frauenwelt zujubelte und das, in der Folge unzählige Male auf allen deutschen Bühnen aufgeführt, zwei Rollen für die Hauptpersonen bot, welche von stets packender Wirkung erschienen. Auch bezüglich dieses Dramas wird auf die einführenden Worte zu dem von mir besorgten Abdruck verwiesen.

Die nächste Schöpfung Halms, das Trauerspiel „Sampiero", im Januar 1844 zuerst aufgeführt, zeigte keinen Fortschritt des Dichters. Schon die Gestalt des gewissermaßen als Freiheitshelden hingestellten Korsen Sampiero kehrt den rechten Heldencharakter nicht hervor. Allerdings steht Korsika unter der bedrückenden Herrschaft der Genuesen und wurde derselben durch Frankreich ausgeliefert, wogegen Sampiero mit seiner vollen Vaterlandsliebe eintritt und kämpft. Aber die verschiedenen Vorkommnisse lassen des Korsen Handlungsweise nicht in so edlem verklärten Lichte erscheinen, wie dies bei anderen Kämpfern für Freiheit und Recht der Fall ist. Sampieros Gattin Vanina, eine edel gezeichnete Frauengestalt, selbst Genueserin, hat keinen Anteil an der Begeisterung des Gatten, dessen verräterischer Geheimschreiber Ombrone, noch von früherer Zeit der Blutrache an Sampiero gedenkend, diesen zu verderben sucht und eben Vanina zum Werkzeuge hiefür sich erlesen. Ombrone veranlaßt die Frau, aus Marseille, wohin sie Sampiero gesendet, nach Genua zu segeln, um sich selbst als Unterpfand für den am Leben bedrohten Gatten anzubieten und schmiedet alle möglichen Ränke. Vanina wird von Sampieros Anhänger Antonio eingeholt, nach Marseille zurückgebracht, aber von ihren Brüdern aufgefangen und unter den Schutz des Parlaments von Aix gestellt. Dort entdeckt sie Sampiero und um zu erweisen, daß er seinem Vaterlande treu geblieben, tötet er die Gattin nach einer längeren peinlichen Szene, in welcher Vanina dem ihr angesagten Tode nicht widerstrebt. Sampiero selbst will nun mit den Seinen die Befreiung Korsikas vollenden. — Dieses einzige vollständig in Prosa abgefaßte Stück Halms bietet manche dramatisch wirksame Szene, läßt aber für keine der auftretenden Gestalten volle Sympathie aufkommen. Die Ermordung der Vanina ist eine unnütze Grausamkeit und vor dem Hasse gegen Genua, der

Sampiero erfüllt, schwindet der Anteil an der Begeisterung desselben für sein Vaterland.

Lebendigkeit und Kraft der Darstellung läßt sich dem historischen Drama „Maria de Molina", welchem der Dichter später den Titel "Eine Königin" gegeben, nicht absprechen, obwohl auch dieses zu den weniger bedeutenden Stücken Halms gehört. Im März 1847 zuerst in Wien aufgeführt, hat es später nicht viele Wiederholungen erfahren, zumal außerhalb der österreichischen Residenzstadt. Eigentlich ist auch dieses Drama die allerdings freie Bearbeitung eines spanischen Stückes von Gabriel Tellez (Tirso de Molina). Im Mittelpunkt der Handlung finden wir die Königin Maria, welche für ihren unmündigen Sohn Fernando IV. das Reich verwaltet und von dessen beiden Oheimen, den Kronprätendenten, bekriegt wird. Doch steht ihr der von ihr geliebte Diego, Herzog von Biskaya ritterlich zur Seite, dem sie aber nicht die Hand reichen will, um die Zukunft ihres Sohnes, des künftigen Herrschers, sicher zu gestalten. Der Oheim Don Juan will sogar durch den jüdischen Leibarzt Aben Esra den jungen König vergiften lassen. Die große Szene zwischen dem Arzt und der Königin, worin diese den ersteren zwingt, selbst den Giftbecher zu leeren, gehört zu den gewaltigsten Teilen des Stückes. Mehrfach verzeiht die Königin den verbrecherischen Ränken Don Juans, bis sie ihn bei einem dritten Male in den Kerker abführen läßt. In einem Nachspiele acht Jahre später regiert der König Fernando und glaubt, durch treulose Ratgeber, namentlich auch durch den aus dem Kerker entflohenen Don Juan verblendet, daß seine Mutter ihn entthronen, ja ihm selbst das Leben rauben wolle. Aber Maria entkräftet jeden Verdacht, entlarvt Don Juan, der wieder seinen Verrat im Kerker büßt, verzeiht dem Könige, der sie um Verzeihung anfleht und begibt sich in ein Kloster. Die edle Gestalt der Königin tritt in diesem Stücke würdig und glänzend hervor, auch der Charakter Don Diegos und der Kampf in den Seelen beider zwischen Liebe und Pflicht erscheinen ausdrucksvoll gezeichnet. Das dramatische Gefüge aber zeigt sich schon äußerlich durch das acht Jahre später handelnde Nachspiel gelockert, auch die Szenen zwischen Aben Esra und Maria sind trotz ihrer ausgezeichneten Anlage episodenhaft. Übrigens findet sich noch eine Zahl glänzender Szenen, welche die gewaltige Dichterkraft ihres Schöpfers ebensowenig verleugnen, wie die Zeichnung der übrigen Charaktergestalten.

In eine schlimme Zeit fiel die am 29. März 1848 stattgefundene Erstaufführung von Halms einzigem Lustspiele „Verbot und Befehl". Wenn auch hier der Humor nur in einer einzigen Person, in dem eß- und trinklustigen Sekretär Antonio Tentori hervortritt, so erscheint doch die Verwicklung gut angebahnt. Der Beschluß des Staatstribunals in Venedig, welches den Befehl an den Edlen Pisoni enthält: er möge sich eifriger um die Witwe Stella Vendramin bewerben, damit dieser für den schlecht dotierten Gesandtschaftsposten so vortrefflich passende Mann die reiche Witwe heirate, und das Verbot desselben Tribunals für den Hafenkommissär Beccari, an öffentlichen Orten seiner Frau allzugroße, die Würde des Beamten verletzende Zärtlichkeit zu bezeugen, sowie die Verwechslung beider Aufträge durch den erwähnten Sekretär führen zu einer ganzen Reihe heiterer Szenen. Die Vereinigung Stellas und Pisonis findet schließlich statt und der vor seiner Bestrafung zitternde Sekretär erhält einen — dreimonatlichen Urlaub. Die venetianische Szenerie des Ganzen bietet einen farbenreichen Hintergrund für das unbedingt treffliche Lustspiel, welches, wie erwähnt, den Dichter auf einem sonst nie betretenen Gebiete zeigt. Manche Anspielungen und Stellen darin weisen auf die stürmische Zeit, in der es entstanden ist.

Am 18. Oktober 1854 wurde Halms berühmtes Trauerspiel „Der Fechter von Ravenna" zur ersten Darstellung gebracht. Von den Schicksalen dieses Stückes und den Kränkungen, welche es seinem zuerst anonym auftretenden Verfasser eintrug, war schon früher die Rede und möge noch auf die einleitenden Worte zu dem Abdrucke des Textes verwiesen sein. Jedenfalls zählt der Fechter zu einer der hervorragendsten Schöpfungen unserer neueren dramatischen Literatur.

Weniger glücklich war der Dichter mit der 1856 auf der Bühne erschienenen „Iphigenie in Delphi". Unwillkürlich wird man durch den Titel an Goethes Meisterwerk erinnert. Schon dieser Umstand gereicht der ebenfalls jambisch abgefaßten Dichtung Halms nicht zum Vorteile. Die Fabel knüpft an die Ankunft Orests und Iphigeniens in der Heimat an, wo ein Oheim der Geschwister den Thron bestiegen hat und Orest von diesem für tot ausgegeben wird. Um nicht gefährdet zu sein, erzwingt Orest von Iphigenie das Versprechen, ihren Namen hier ja nicht zu verraten. So erfährt denn auch die Schwester Elektra, welche den Tod des Bruders beklagt, da sie im

Haine der Pythia mit Iphigenie zusammentrifft, nicht deren Namen, vermutet aber aus manchen Äußerungen, die Fremde habe Orest gemordet. Elektra ist zum Furchtbarsten entschlossen, sie will mit dem stets aufbewahrten Beile die ihr unbekannte Schwester erschlagen. Schon schwingt Elektra das Beil, da erscheint im schrecklichsten Momente Orest selbst, der Totgeglaubte, die Aufklärung erfolgt und die Priesterin Pythia verkündet den Geschwistern das Wort des Heils. Starke ungezügelte Leidenschaft hat der Dichter Elektren verliehen, milde versöhnende Duldsamkeit Iphigenien. Aber die eigentliche dramatische Handlung schreitet langsam vorwärts und ist überhaupt keine reiche. Trotzdem weist dieses Drama zahlreiche Schönheiten auf, die allerdings mehr der lyrischen Seite angehören. Edle Gedanken in vollendeter Form sind in den Reden Elektras und Iphigeniens zahlreich enthalten und heben das Stück hoch empor über die verschiedenen andern lyrischen Dramen, welche diesen Stoff und andere klassische Stoffe behandeln.

Erst sieben Jahre später ist Halm wieder mit einem „dramatischen Gedichte" hervorgetreten. Es war dies das graziöse „Wildfeuer", das so mannigfaltigem Widerspruche begegnete, aber wieder durch die Eigenart der Handlung, durch Schönheit der Sprache und Zartheit der Empfindung fesselte. Da diese Dichtung in der von mir besorgten Ausgabe enthalten ist, verweise ich auf die dem Text vorangestellten einleitenden Worte.

Das letzte Stück Halms, welches erst in einem Nachlaßbande der Werke des Dichters zum Drucke gelangte, ist eigentlich vor „Wildfeuer" anläßlich eines Gastspiels Julie Rettichs im Berliner Viktoria-Theater am 20. Juli 1863 zuerst aufgeführt worden. „Begum Somru", in der letzten gedruckten Fassung als Trauerspiel bezeichnet, fällt seiner Anlage und Fabel nach ganz außerhalb des Rahmens, der sonst Halms dramatische Arbeiten umschließt und fußt auf einem historischen Stoffe, welcher sich in der Revue des deux mondes 1845 fand und von Faust Pachler dem Dichter Halm ausdrücklich abgetreten wurde. Denn Pachler selbst hatte ein Trauerspiel „Begum Sumro" verfaßt, das 1849 sogar im Druck erschien, vom Verfasser aber später zurückgelegt wurde. Halm hat seine dramatische Kraft und Lebendigkeit diesem Stoffe und dem 1782 in Ostindien spielenden Stücke die Pracht des indischen Kolorits verliehen, auch in der indischen Fürstin Begum Somru, in deren Sklavin Schirin, in dem

Residenten der ostindischen Kompanie Dyce, in dem selbstbewußten stolzen Generalgouverneur Warren Hastings kräftig hervortretende Charaktere geschaffen. Der feige und verräterische Dyce, welcher scheinbar der indischen Witwe und Fürstin seine Liebe weiht, doch nur, um ihre Hand und die Gewalt zu erlangen, in Wirklichkeit aber ein Liebesverhältnis mit der Sklavin eingeht, sowie Begum Somru selbst stehen im Mittelpunkte der Handlung, die schließlich in der Entlarvung des Dyce, dessen Verrat die Fürstin mit Abscheu erfüllt, ihr Ende findet. Wie der Fürstin ist Dyce durch sein verräterisches Gebaren auch dem Generalgouverneur verächtlich geworden, dessen Bestrafung er nach dem selbstgewählten Tode der Begum überliefert erscheint. Das Gefüge dieses Stückes ist fest und geschlossen, das Drama hat Stellen von großer Schönheit und weist fast gar nicht jene lyrischen Stellen auf, die Halm so gern seinen früheren in Jamben abgefaßten ernsten Stücken verliehen hat. Leider fand das wirkungsvoll und feinsinnig abgefaßte Stück zuerst nicht die Aufnahme, welche es verdient hätte. Es ist erst am 18. Oktober 1867 auf dem Wiener Burgtheater zur Darstellung gekommen und dort allerdings innerhalb eines Jahres zehnmal vorgeführt worden.

Von den kleineren dramatischen Stücken Halms verdient der poesiereiche Einakter: „Camoens“ (1837) hervorgehoben zu werden, welcher uns den Kampf zwischen dem inneren poetischen und dem äußeren praktischen Leben schildert und die edle Gestalt des sterbenden portugiesischen Dichters in glänzendem Lichte hervortreten läßt. Der Vollständigkeit wegen seien noch das Gelegenheitsstück: „Die Pflegetochter“ (1840), welches sich auf die Gründung des Ordens der grauen Schwestern bezieht, das Festspiel zur Schillerfeier „Vor hundert Jahren“ (1859) und das 1864 dargestellte Shakespeare-Festspiel „Ein Abend zu Titchfield“ angeführt. Aus demselben Grunde sei erwähnt, daß der Dichter im Jahre 1842 unter dem Titel: „Die Kinder Cymbelins“ eine von ihm gekürzte und zurecht gelegte Bearbeitung von Shakespeares „Cymbeline“ zur Aufführung brachte. Auch hat er nach Lope de Vega frei bearbeitet das Bruchstück eines Dramas „König Wamba“, im dritten Bande der Werke veröffentlicht, von dem sich im Nachlasse die Ausführung des zweiten Aktes vorfand und von Pachler ebenso wie das Bruchstück eines Trauerspieles: „John Brown“ veröffentlicht wurde.

Es ist schon angeführt worden, daß Halm auch lyrische und epische Gedichte verfaßt hat. Dieselben liegen in zwei Bänden, welche er selbst noch redigierte, und in einem Nachlaßbande, den Pachler zusammengestellt, vor. Wenn sich unter den lyrischen Gedichten auch manche selbständige und eigenartige finden, so ist doch in den Liebesliedern, die aus älterer Zeit stammen, die Einwirkung Heines unverkennbar. Manches hübsche Bild tritt uns in den Naturbetrachtungen und stimmungsvollen Zeichnungen, wie z. B. in dem Gedichte „Am Brunnen", entgegen. Gern pflegt Halm die Form des Sonettes, in dessen knappe Zeilen er sinnige Gedanken zu bannen weiß, auch andere fremde Formen, wie Ghasele, Triolette, Ritornelle, versteht er künstlerisch zu handhaben. Sentenzenreich erscheint seine Spruchpoesie, welche er in den meist nur vierzeiligen Stücken unter dem Titel „Meinungen und Stimmungen" zusammengestellt hat und nicht gering ist die Zahl der Gelegenheitsgedichte, die bei einem Poeten wie Halm selbstverständlich mehr bedeuten als bloße Reime für festliche und andere Gelegenheiten. Nicht ohne Rührung wird man die aus den Jahren 1864 bis 1867 stammenden, im Nachlaßbande unter dem Titel „Schwere Jahre" enthaltenen Lieder und Gedichte lesen, von denen die meisten, an Julie Rettich gerichtet, uns die Verehrung darlegen, welche er der Künstlerin und Freundin entgegengebracht, eine Verehrung, die weit über das Grab hinausreicht.

Von den epischen Stücken, Balladen und Romanzen, in denen sich Halm vielfach Uhland zum Muster genommen hat, ist ihm mancher kräftige Sang geglückt, wenn auch die Länge dieser Dichtungen mitunter ermüdend wirkt. Er liebt es, nordische Stoffe in dieser Form zu behandeln, wendet sich aber auch anderen historischen Stoffen aus der deutschen Vorzeit zu. Das deklamatorische Element tritt allerdings in vielen der erzählenden Dichtungen zu Tage, von denen beispielsweise „Leogair" oder „Die Glocke von Innisfare" stets von fesselnder Wirkung erscheinen. Unter den übrigen Stücken finden sich auch Legenden, Sagen und dergleichen in ansprechender Bearbeitung. Ein gewisses Düster ruht allerdings auf vielen dieser poetischen Erzählungen, überaus schauerlich sind die Einzelheiten in dem längeren, übrigens vortrefflichen Gedichte „Die Brautnacht" ausgeführt, während das umfangreiche epische Gedicht „Charfreitag" die düstere Geschichte eines Manneslebens schildert, welches unter dem Eindrucke des am Freunde allerdings im Zweikampfe begangenen

Totschlages erliegt. Die in versöhnlichem Schluß ausklingende Dichtung enthält Schilderungen von mächtiger Gewalt und weiß die Stimmung trefflich zu zeichnen.

Überraschend erschien es, als Faust Pachler und Emil Kuh, die von Halm selbst in dessen Testament als Herausgeber seines Nachlasses bestimmt wurden, daraus eine Zahl von Novellen vorlegten, von denen nur eine, „Die Marzipanliese", in Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herd" bisher an die Öffentlichkeit getreten war. Diese Novellen reihen Halm ohne Frage den besten unserer Novellisten an. „Die Marzipanliese" ist eine Geschichte, welche uns die Liebe eines Mörders zu einem Mädchen vorführt, durch dessen Handlungsweise infolge eigentümlicher Schicksalswendung der Geliebte selbst einen grauenhaften Tod findet. Eine fesselnde Darstellung aus dem Jahre 1644 bietet die Erzählung „Die Freundinnen", welche, auf irischem Boden spielend, von der Schuld der Lady Rich berichtet, von einer Schuld, die ein verwechseltes Schreiben des Gatten ihrer Freundin, Gräfin Elisabeth, enthüllt; das Vergehen der Lady weist aber eine Verkettung so seltsamer Umstände auf, daß die Gräfin bewegten Herzens der Freundin verzeiht. Ausgezeichnet in der Anlage und Durchführung ist das „Haus an der Veronabrücke", eine venetianische Novelle, in welcher die Gestalten plastisch hervortreten, die Begebenheiten gleichsam naturgemäß sich entwickeln und selbst der Schauplatz meisterhaft geschildert wird. Leider unvollendet ist „Die Marquise von Querey", eine Art Künstlernovelle aus der Zeit Ludwigs XV. geblieben, worin sich wieder treffliche Anlage und Durchführung in dem ziemlich umfassenden Bruchstück zeigt. Daß Halm schon in seiner Jugend vor der „Griseldis" bedeutendes Talent und Kraft zur novellistischen Darstellung besaß, erweist die von Pachler ebenfalls nur als Bruchstück vorgelegte Erzählung: „Das Auge Gottes", welche der zwanzigjährige Poet verfaßt hat und die in vielen Beziehungen eine überraschende Reife in der Erzählung und Personencharakteristik bietet.

Wir sehen also Halm in drei Richtungen poetisch tätig, von denen allerdings die wichtigste die dramatische Richtung ist. Ein geistvoller Literarhistoriker und Gelehrter, Anton Schönbach, bemerkt, daß der Dichter in seinen Dramen „nie von einem Charakter ausgegangen ist, sondern stets von einem Problem, einer Aufgabe," die er sich gestellt hat. In der Tat hatte er in seinen Hauptdramen nur

ſich die Aufgabe geſtellt, einem Gedanken Ausdruck und Form zu verleihen, welcher ſodann Szene für Szene der vollen Ausgeſtaltung zugeführt wird: ſo in der „Griſeldis“ dem ſich ſchließlich aufbäumenden Gefühle des nur einer Laune wegen maßlos gequälten Weibes, im „Sohn der Wildnis“ der Darlegung über die ſelbſt auf den wildeſten rohen Krieger milde und bezähmend einwirkende Gewalt der Liebe, in „Sampiero“ der ſogar den Tod der Gattin nicht verſchmähenden Vaterlandsbegeiſterung, in „Wildfeuer“ der Darſtellung des Durchbruchs weiblichen Gefühls in der als Mann erzogenen „Wildfeuer“ dem Geliebten gegenüber uſw. Nur in ſeinem letzten Stücke „Begum Somru“ ſcheint der Dichter von den Charakteren ausgegangen zu ſein, die ihm zuerſt vorgeſchwebt und die er dann der Handlung angepaßt hat. Man mag den Dichter als Darſteller mancher ſentimentalen und weiblichen Charaktere auch im männlichen Gewand anſehen, man mag ihm den Vorwurf mancher für das große Publikum berechneten Effektſzenen machen, immer aber muß man ſein großes Geſtaltungstalent, ſeine dramatiſche Kraft, ſeine glänzend wirkende Sprache und ſeine gewandte dramatiſche Technik anerkennen, die in ihm einen unſerer hervorragendſten neueren Dramatiker erſehen läßt, welcher es verdient, auch heute noch mehr gewürdigt zu werden als dies der Fall iſt. Daß Halm, der Vertreter einer liebenswürdigen Romantik, ſeine Stoffe, die, nach ſeiner eigenen Angabe, „er ſuchte oder die ihn fanden“, nur jenen Gebieten entnahm, welche ein ſeiner angelegtes Publikum, wie es namentlich das des Burgtheaters war, verlangte und daher für die realiſtiſche Geſtaltung von Figuren aus dem Volke und von Vorkommniſſen des täglichen Lebens keine Anlage hatte, wird dem Dichter wohl niemand zum Vorwurf machen. Sein Ausſpruch: „Ich ſuche die ſittliche Weltordnung darzuſtellen, wie ein Individuum dagegen ankämpft und weil es ſich vermeſſen darüber ſtellt, tragiſch notwendig untergehen muß“, zeigt den Ernſt ſeines Strebens und heute auch hoch anzuerkennenden künſtleriſchen Schaffens.

X. Die Literatur über Halm. Bibliographiſches.

Eine Ausgabe unter dem Titel „Friedrich Halms Werke“ erſchien im Verlage von Carl Gerold's Sohn in Wien von 1856 bis 1872 in 12 Bänden, deren 8 erſte bis 1864 noch der Dichter ſelbſt

besorgte. Die Bände 9 bis 12 haben Faust Pachler und Emil Kuh aus dem Nachlasse des Dichters nach sorgfältiger Durchsicht herausgegeben und in der bezüglichen Einleitung über diesen Nachlaß, auch soweit derselbe noch ungedruckt geblieben, genaue Rechenschaft abgelegt. Nur wenig dessen, was Halm früher in Almanachen veröffentlichte, erscheint nicht in diese Gesamtausgabe aufgenommen. Die gesamte Halm-Literatur verzeichnet C. v. Wurzbach in seinem „Biographischen Lexikon des Kaisertums Österreich" Bd. 19 (Wien, 1868), woselbst sich S. 421—441 überhaupt die bisher eingehendste biographische Darstellung unter dem Schlagwort: „Münch-Bellinghausen, Eligius Franz Joseph, Freiherr von" findet. Daselbst etwa Übersehenes und das Wichtigste des später Erschienenen über den Dichter und seine Tätigkeit, seine Bedeutung, die Briefe von ihm und an ihn sei nachfolgend verzeichnet:

J. G. Seidl, Friedrich Halm, im „Album österreichischer Dichter". Wien 1850. S. 139—149.

Mor. Benedikt, Friedrich Halm, in: Österr. Blätter für Literatur und Kunst. Wien 1857. Nr. 26, 27, 29.

A. Stifft, Friedrich Halm. Ebendaselbst. Nr. 38.

Briefe an Ludwig Tieck. Herausgegeben von C. v. Holtei. Breslau 1864. Bd. 3, S. 49—55.

H. Laube, Das Burgtheater. Leipzig 1868.

Hans Hopfen, Friedrich Halm. Berliner Nationalzeitung vom 7. u. 8. Juni 1871. Feuilleton.

Rudolf Gottschall, Friedrich Halm in: Unsere Zeit. Leipzig. N. F. VII. 1871. II. S. 369—391.

Em[il] K[uh], Friedrich Halm. K. k. Wiener Zeitung vom 24., 25. u. 30. Juni 1871.

Heinrich Laube, Friedrich Halm. Neue freie Presse vom 28. Mai 1871. Nr. 2426. Feuilleton.

Jürg Simani, Gedenkblätter an Friedrich Halm. Wien 1871.

Carl Tomaschek, Biographie des Eligius Freih. v. Münch-Bellinghausen im: Almanach der kais. Akademie d. Wissensch. Wien, 22. Jahrg. 1872. S. 194 ff.

Gustav zu Putlitz, Theater-Erinnerungen. Berlin 1874. Bd. I, S. 138 ff.

Heinr. Laube, Das Wiener Stadttheater. Leipzig 1873. S. 147 f.

Ferd. Raab, Aus Friedrich Halms jungen Tagen. Neue freie Presse vom 6. Aug. 1876. Nr. 4291. Feuilleton.

Faust Pachler, Jugend und Lehrjahre des Dichters Friedrich Halm, im: Österr. Jahrbuch, red. von F. Stamm I. Wien 1877. S. 182ff.

Joh. Meißner, Der Tod Enks von der Burg. Deutsche Zeitung (Wien) vom 11. Dezbr. 1881. Nr. 3571. Feuilleton.

Joh. Meißner, Enk und Halm, Deutsche Zeitung (Wien) vom 14. u. 17. Dezbr. 1881. Nr. 3574 u. 3577. Feuilleton.

Ant. Schönbach, Münch-Bellinghausen, Eligius Fr. Jos., Reichsfreih. in der: Allgem. Deutsch. Biographie. Bd. 22. Leipzig 1885. S. 718ff.

Karl L. Leimbach, Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Kassel, 1884ff. Bd. 3 (1886), S. 151ff.

Rich. Fellner, Geschichte einer deutschen Musterbühne. K. Immermanns Leitung des Stadttheaters in Düsseldorf. Stuttgart 1888. S. 506f.

C. L. Costenoble, Aus dem Burgtheater, 1818—1837. Tagebuchblätter, Wien 1889. Bd. 2, S. 257ff. u. 289ff.

Briefwechsel zwischen Michael Enk von der Burg und Eligius Freiherr von Münch-Bellinghausen (Friedrich Halm), herausgegeben von Dr. R. Schachinger. Wien 1890.

Elisabeth zu Putlitz, Gustav zu Putlitz. Ein Lebensbild. Berlin 1894. Bd. 1, S. 214ff.

Zur Charakteristik Friedrich Halms, in: Deutsche Dichtung, herausgegeben v. K. E. Franzos. Berlin. 17. Bd. 1894. S. 297ff.

R. M. Werner, Ibsen und Halm. Wiener Montags-Revue 1895. Nr. 12.

Ludwig Goldhann, Leben und Gedichte. Brünn. 1896. S. 96.

Aus dem Nachlasse F. Halms. Ungedruckte Briefe von Ottilie v. Goethe und R. Hamerling. Neues Wiener Journal vom 18. April 1897. Nr. 1253. Feuilleton.

Rud. Beer, Die k. k. Hofbibliothek 1848—1898, in: Franz Josef I. und seine Zeit. Herausgegeben von J. Schnitzer. Wien 1898. Bd. 2.

Franz Dingelstedt, Briefe an Friedrich Halm, mitget. von A. Weilen im Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. 8. Jahrg. 1898. S. 132ff.

R. Lothar, Das Wiener Burgtheater. Leipzig 1899. S. 127 ff.

Mich. R. Rabenlechner, Hamerling zu Friedrich Halm, in: Roseggers Heimgarten. Graz, 23. Bd., 1899. S. 765 ff. u. 817 ff.

Herm. Rollett, Begegnungen. Wien 1903. S. 184 ff.: Friedrich Halm.

A. v. Weilen, Der junge Halm und seine ersten lyrischen Versuche. Neue freie Presse vom 1. Nov. 1903. Nr. 14074. Lit.-Blatt, Feuilleton.

Sig. Friedmann, Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts in seinen Hauptvertretern. Leipzig 1903. 2. Bd. S. 4—21.

Über Friedrich Halms Beziehungen zu Julie Rettich wären insbesondere zu vergleichen:

Betty Paoli, Julie Rettich. Ein Lebens- und Charakterbild. Wien 1866.

Friedr. Steinebach, Julie Rettich, ein Künstlerleben, in dem Wiener Taschenbuch Thalia für 1868. S. 189 ff.

Wurzbach, Biographisches Lexikon. 25. T. Wien 1873. S. 324 ff.

Aus der Reihe der Literaturgeschichten, in denen Friedrich Halm mehr oder weniger ausführlich behandelt erscheint, seien namentlich hervorgehoben: C. Barthel, Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit. 2. Aufl. Braunschweig 1851. — Heinr. Kurz, Geschichte der deutschen Literatur. 4. Bd. Leipzig 1872. — Rud. Gottschall, Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. 6. Aufl. Breslau 1891. 4 Bde. und Rich. M. Meyer, Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts. Berlin 1900.

Über die einzelnen Stücke Halms hat Witthauers „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode" stets unmittelbar nach der jeweiligen Erst-Aufführung im Burgtheater vortreffliche, eingehende und gediegene Besprechungen gebracht. Nach dem Eingehen von Witthauers Zeitschrift finden sich ähnliche, ausführliche Besprechungen in Bäuerles Theater-Zeitung ebenfalls je nach der Erst-Aufführung in Wien. Aus der letzten Zeit von Halms Schaffen wären die ausgezeichneten Feuilleton-Aufsätze von Ludwig Speidel in der Neuen freien Presse vom 21. Oktober 1866 (Wildfeuer), 11. März 1888 (Fechter von Ravenna) und H. Laubes kritische Besprechung der ersten Wiener Aufführung von „Begum Somru" in demselben Blatte vom 20. Oktober 1867, Nr. 1127 anzuführen.

Anton Schlossar.

Gedichte.

BAYER. STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Inhalt.

Seite

Einleitung des Herausgebers . . 5

Vermischte Gedichte.

Ermutigung 7
Das taube Mütterlein 7
Müdigkeit 8
Fünf Treppen hoch 9
Glück 11
Am Meer 12
Zu spät 13
Ratschläge 14
Am Brunnen 15
Ein Feenmärchen 17
An den Kaiser 19
An die Natur 21
Prometheus 22
Späte Liebe (An Lilly) 24
Aus der Wirklichkeit 25
Gedicht und Dichter 26
Einem jungen Freunde 27
Stimme der Kunst 29
Zum Abschied (An H. H.) . . . 29
Was Gebet ist? 30
Selbstschau 31
Steig auf, geliebter Schatten . . 32
Es war bei Nacht 32
Dem Augenblick sein Recht . . . 33
Ein Tag in Reichenau 33
Am Krankenbett 34
Du leidest 35
Wir weilen 35
Die Wälder grünen noch 36
Singst du sonst 37
Ich lebe noch 37
Eins tröstet mich 38
Was bleibt 39
Auf dem Spaziergang 40
Die lieben Gäste 40
Dem Kaiser 41
Willensfreiheit 41
An — 42

Lieder der Liebe.

Stern und Wolke 42
Dein Herz ist ein See 42

Seite

Du liebst mich nicht 43
Mein Herz, ich will dich fragen . 44
Ein seliger Augenblick 44
Schneegestöber 45
Beim Abschied 46
Gewitterabend 46
In trüben Stunden 47
Dank. — Nach Jahren 48
Sonne und See 49
Traumengel 49
Mein Stolz 50
Letzter Wille 51
An Mathilde 51

Erzählende Gedichte.

König Dagobert und seine Hunde . 52
Wittekind 55
Adrian von Utrecht 57
Leogair 59
Die Glocke von Innisfare . . . 61
Die Brautnacht 67
Falkland 74

Meinungen und Stimmungen . 78

Ungedruckte Gedichte aus Friedrich Halms Nachlaß.

Vergeblicher Wunsch 83
Unendlich 84
Am Jahrestag 85
Abwehr 86
Nein, nicht! 86
An — 87
Auf einen Wurf 87
Vergänglichkeit 88
Efeu und Ulme 88
An die Freiheit 89
Was ist Freiheit? 1848 90
Die Farbe der Freiheit. 1848 . . 91
An Schmerling 92
An Johann Gutenberg 94
An Julie Rettich (bei Gelegenheit ihres Gastspiels in Triest 1844) . 95
An Julie Rettich (als sie aufgefordert wurde, einen Gesang des Dante zu deklamieren) 96

Einleitung des Herausgebers.

Erst im Jahre 1850 erfuhren es weitere Kreise, daß der damals so hoch gefeierte Dramatiker Friedrich Halm auch Gedichte lyrischen und epischen Charakters verfaßt habe, als im Cottaschen Verlage zu Stuttgart die Sammlung: „Gedichte" erschien. Diese Ausgabe wurde zu Grunde gelegt der vermehrten und verbesserten Auflage der „Gedichte" im 1. Band der Gesamtausgabe „Friedrich Halms Werke" (Wien, Gerold 1856); im 7. Bande derselben Ausgabe bot Halm 1864 „Neue Gedichte". Aus dem Nachlasse des Poeten, mit dessen Herausgabe derselbe testamentarisch Faust Pachler und Emil Kuh betraut hatte, veröffentlichte Pachler im 9. Bande der Gesamtausgabe 1872 „Neueste Gedichte" und damit eine Auslese alles dessen, was Halm an lyrischen Schöpfungen hinterlassen hat. Pachler war in der Auswahl sehr streng und gewissenhaft und mögen ihn allerdings auch persönliche Rücksichtnahmen, besonders solche auf noch Lebende bewogen haben, vieles zu unterdrücken. Um die bibliographischen Angaben zu vervollständigen, sei noch angeführt, daß unter dem Titel „Ausgewählte Gedichte" eine Sammlung in Wien 1865 erschien und eine zweite Auflage 1886 veranstaltet wurde.

Man hat beim ersten Erscheinen von Halms Gedichten mit Überraschung ersehen, daß Halm auch auf diesem Gebiete Anerkennenswertes geleistet hat; lyrische Herzensergüsse und Liebeslieder, Naturbilder, Strophen ernster Lebensbetrachtung, längere epische Stücke und namentlich unter dem Titel „Meinungen und Stimmungen" höchst bemerkenswerte kurze Sprüche und Sentenzen in Versen liegen vor und weisen nicht nur den Gedankenreichtum und die Gewandtheit der Anlage, sondern auch die gefällige Beherrschung von Vers und Reim, so daß man Halm auch unter den österreichischen Lyrikern einen ehrenvollen Platz einräumen muß.

Es ist nach der Aufführung der „Griseldis" 1835, welche den Glanz des Namens Friedrich Halm plötzlich erstrahlen ließ, den Zeitgenossen wohl kaum mehr bewußt geworden, daß schon im Jahrgang 1834 des damals besten österreichischen literarischen Journals „Wiener Zeitschrift" unter demselben Namen zuerst Gedichte („Unter dem Tannenbaum" und „Reiselieder") veröffentlicht worden waren, worauf Pachler in seiner gehaltreichen Studie „Jugend- und Lehrjahre des Dichters Friedrich Halm" (Wien, 1877) aufmerksam macht. Später

hat Halm auch im „Österreichischen Musenalmanach, herausgegeben von Ritter Braun von Braunthal" (Wien, 1837) die längere patriotische Dichtung „Beim Tode Franz I., Kaisers von Österreich" zum Abdrucke gebracht. Auch die Fragmente des dramatischen Märchens „Schwert, Hammer, Buch", welche im Jahrgange 1839 des Wiener Taschenbuches „Gedenke Mein" enthalten sind, weisen lyrischen Charakter auf. Vereinzelt findet sich Halms Name noch in späteren Jahrgängen österreichischer Taschenbücher und Zeitschriften. Doch nicht allzuhäufig.

An dieser Stelle sei noch aus dem Berichte Pachlers in der Einleitung zu den „Neuesten Gedichten" und dem Nachlasse Halms bemerkt, daß „Poetische Versuche von S. Fidelis" von 1823 bis 1826 handschriftlich vorliegen und in zwei Quartbänden schon lyrische Stücke enthalten, solche finden sich auch in handschriftlichen Heften von 1829, 1830 und 1835, sowie in eigenhändigen Reinschriften bis zum Jahr 1866 vor.

Was die vorliegende Auswahl der lyrischen Gedichte Halms betrifft, so mußte dieselbe, schon um der wichtigeren dramatischen Produktion Raum zu gewähren, so knapp als möglich gehalten sein, doch wurde aus den früheren und späteren Perioden des Dichters das am meisten Bezeichnende aufgenommen, insbesondere auch von epischen Gedichten die besten und am meisten abgerundeten Stücke. Leider entfällt die große, mächtig wirkende Dichtung „Charfreitag" eben auch nur ihres außerordentlichen Umfanges wegen. Dafür sind bisher ungedruckt gebliebene Gedichte aus dem Nachlasse Halms hier zum ersten Abdrucke gebracht und zwar sowohl aus der Frühzeit als auch aus den späteren Tagen, in welchen der Poet sogar politische Töne anschlug. Für die Verehrer des Dichters werden diese Stücke von besonderem Wert sein, denn wenn auch der Name Halms heute nicht mehr den Klang besitzt wie noch vor einigen Jahrzehnten, so zählt der Träger desselben doch zu den hervorragendsten deutschen und namentlich deutsch-österreichischen Poeten. Daß dies mit Recht der Fall ist, dürfte die vorliegende Ausgabe des Besten, was er geschaffen, der jetzigen Generation deutlich vor Augen führen.

A. Sch.

Vermischte Gedichte.

Ermutigung.

Sei stark, mein Herz! — Ertrage still
Der Seele tiefes Leid;
Denk, daß der Herr es also will,
Der fesselt und befreit!

Und traf dich seine Hand auch schwer,
In Demut nimm es an;
Er legt auf keine Schulter mehr,
Als sie ertragen kann.

Er weiß es, was das Beste ist,
Er weiß es, er allein!
Er weiß, daß du bekümmert bist,
Drum gib dich mutig drein.

Was nützt dein Jammern! Fasse Mut!
Still' deiner Tränen Lauf,
Sie stacheln nur des Schmerzes Glut
Zu hellern Flammen auf.

Und wenn du Trän' auf Träne häufst,
Und weinest Jahr um Jahr,
Es kommt die Zeit, wo du begreifst,
Daß alles Segnung war.

Das taube Mütterlein.

Wer öffnet leise Schloß und Tür?
Wer schleicht ins Haus herein?
Es ist der Sohn, der wiederkehrt
Zum tauben Mütterlein.

Er tritt herein! Sie hört ihn nicht,
Sie ſaß am Herd und ſpann;
Da tritt er grüßend vor ſie hin,
Und ſpricht ſie: Mutter, an.

Und wie er ſpricht, ſo blickt ſie auf,
Und — wundervoll Geſchick —
Sie iſt nicht taub dem milden Wort,
Sie hört ihn mit dem Blick!

Sie tut die Arme weit ihm auf,
Und er drückt ſich hinein,
Da hörte ſeines Herzens Schlag
Das taube Mütterlein.

Und wie ſie nun beim Sohne ſitzt
So ſelig, ſo verklärt —
Ich wette, daß taub Mütterlein
Die Englein ſingen hört.

Müdigkeit.

Ich hab' geruht an allen Quellen,
Ich fuhr dahin auf allen Wellen,
Und keine Straße iſt, kein Pfad,
Den irrend nicht mein Fuß betrat.

Ich hab' verjubelt manche Tage,
Und manche hingebracht in Klage,
Bei Büchern manche lange Nacht,
Und andere beim Wein durchwacht.

Viel mißt' ich, viel hab' ich errungen;
Auch Lieder hab' ich viel geſungen,
Und ausgeſchöpft hat dieſes Herz
Des Lebens Luſt, des Lebens Schmerz.

Nun iſt der Becher leer getrunken,
Das Haupt mir auf die Bruſt geſunken,
Nun legt' ich gern mich hin und ſchlief
Unweckbar, traumlos, ſtill und tief!

Mir iſt, mir iſt, als hört' ich locken
Von fernher ſchon die Abendglocken,
Und ſüße weiche Traurigkeit
Umweht mich: Komm, 's iſt Schlafenszeit!

Fünf Treppen hoch.

Student, Student, du junges Blut,
Du wohnſt hoch unterm Dache,
Fünf Treppen hoch, fünf Treppen hoch
In winkligem Gemache.

Die Dielen holprig, kahl die Wand,
Die Decke drückend nieder,
Ein Bett, ein Tiſch, ſonſt kein Gerät
Als Bücher hin und wieder.

Empfängſt du gleich aus erſter Hand
Wind, Sonnenbrand und Regen,
Du lebſt hoch oben unter'm Dach
Doch herrlich allerwegen.

Früh morgens auf, zum Tiſche hin,
Da nehmen dich die Muſen
Und drücken dich und herzen dich
An ihren weißen Buſen.

Hell draußen tönt der Vöglein Lied,
Du dichteſt drinnen Lieder,
So hallt es auf und unterm Dach
Von Liedern luſtig wieder.

Da pocht es! Horch, kömmt einer wohl
Und mahnt an alte Schulden,
Ach lieber Gott, der poche nur,
Und lerne ſich gedulden.

Doch draußen tönt es: „Tu' nur auf!
„Ich bin's, der Gott der Becher,
„Ich bin es, Dionyſios,
„Und bring' dir Sorgenbrecher!"

Da fliegt der Riegel raſch zurück;
Der Gott tritt in die Stube,
Doch ohne Thyrſus, ohne Kranz,
Er kommt als Kellnerbube.

Das grüne Müßlein auf dem Haupt,
Die Schürze vorgebunden,
Kredenzt er dir, ob's Kräzer ſei,
Dir ſcheint es doch zu munden.

Der Gott entſchwand! Da pocht es, horch,
Von neuem leiſe, leiſe,
Und diesmal bebſt du nicht zurück,
Du kennſt des Pochens Weiſe.

Du öffneſt und es ſchwebt verſchämt
Cythere dir entgegen,
Doch nicht als Göttin, nein ganz ſchlicht
Wie Nähermädchen pflegen.

Dicht wallend unterm Strohhut fließt
Der Locken Fülle nieder,
Ein Kleidchen von Kattun verhüllt
Die jungen, friſchen Glieder.

„Ach, wie die Sonne drückt und ſticht!“
Spricht ſie mit zücht'gen Mienen,
Und blickt umher, und ſucht und ſucht
Vergebens nach Gardinen.

Da hat vors Fenſter ſie alsbald
Ihr rotes Tuch gehangen,
Da ſitzt ihr nun und herzt und koſt
Von Purpurſchein umfangen.

Ja, Purpur gießt ganz königlich
Um dich her ſeine Lichter,
Und König wahrlich biſt du auch,
Mein junger, blonder Dichter.

Du ahnſt es nicht, du weißt es nicht,
Doch kannſt du's heut nicht finden,
Fiel erſt die Krone dir vom Haupt,
Dann wirſt du es empfinden!

Du wirſt vielleicht, du junges Blut,
Dereinſt Miniſter werden,
Und herrſcheſt über Stadt und Land,
Regierſt Beamtenherden.

Dann ſchlummerſt du im Himmelbett,
Dinierſt mit Exzellenzen,
Und läſſeſt dir zu Wild und Fiſch
Chateau Lafitte kredenzen.

Doch, ob die Götter noch wie heut
Dir nahen zum Besuche,
Ob's unterm Himmel dir behagt,
Wie unterm roten Tuche,

Wer weiß das! Ja, wer weiß, ob nicht
In vornehm stolzem Kreise
Der sterngeschmückten Brust entschwebt
Der Seufzer leise, leise:

„Wenn ich Student, Student noch wär'
„Und wohnte unterm Dache,
„Fünf Treppen hoch, fünf Treppen hoch,
„In winkligem Gemache!"

Glück.

Was jeder sucht und was so wen'ge kennen,
Wonach wir alle jagen stets und rennen,
Wofür selbst Greise glühen noch und brennen,
Glück, was ist Glück? Wer weiß es mir zu nennen?

Befriedigung? — Das Herz kennt keinen Frieden!
Und Ruhe? Wem war jemals sie beschieden?
Freiheit vielleicht? — Doch wer ist frei hienieden?
Glück, was ist Glück? Wer hat es je entschieden?

Dem ist es Reichtum, jener nennt es Macht;
Dort grünt es einem in des Lorbeers Pracht,
Der findet es in wüst durchschwelgter Nacht,
Und dieser, wenn er sie beim Buch durchwacht!
Glück ist, was jeder sich als Glück gedacht!

Und träte einer nun zu mir heran,
Und spräche flehend: Zeige mir die Bahn
Zum Glück, zum Glück, nach dem wir alle jagen,
Die Worte müßt' ich ihm zur Antwort sagen:

Erst liebe, was auch deine Neigung wähle,
Ein Weib, ein Kind, Kunst, Wissenschaft, Natur,
Doch lieb' es ganz aus voller trunkner Seele,
Und leb' und web' in diesem einen nur!
Laß ganz aus dir des Ich's Bewußtsein schwinden,
Tauch' unter wie ins Meer in dein Empfinden,

Beglückend nur fühl' ſelber dich beglückt,
Gib ganz dich auf, und lerne froh entzückt,
Je mehr du gabſt, nur reicher ſtets dich finden.

Dann ſchaffe, was es ſei, nach deinen Gaben,
Ein Lied, ein Bild; treib Handel, führ' den Pflug:
Doch mußt du hoch das Ziel geſteckt dir haben,
Und was du leiſteſt ſei dir nie genug!
Laß nie die Kraft, den Willen dir erſchlaffen,
Vom beſſern dich zum beſten aufzuraffen;
Nur wenn dein Geiſt nach Fortſchritt ewig geizt,
Wenn ewig ihn Vollendung lockt und reizt,
Dann lebſt du erſt; es leben nur, die ſchaffen!

Und dann — dann ſtirb, denn beſſer nie erfahren
Der Liebe Glück, des Schaffens Drang und Luſt,
Als ſie verglimmen fühlen in der Bruſt,
Und traurig überleben, was wir waren.

Am Meer.

Wie die Brandung grollt!
Wie die Woge rollt,
Wild jetzt über die Ufer ſchwillt,
Matt jetzt wieder zurücke quillt,
Wieder ſich hinan zu bäumen,
Wieder dann zurückzuſchäumen!
Wie die Woge rollt,
Wie die Brandung grollt!

Wie der Möve Schrei
Schrillt am Strand vorbei!
Bleiern grau das Meer,
Grau der Himmel drüber her,
Und des Windes mächt'ge Töne,
Bald Geheul, bald Schmerzgeſtöhne!
Wie das mahnt an ein vergebnes Streben,
Wie das mahnt an ein verlornes Leben,
Wie das mahnt an einer Seele Trauern,
Die Bilder geweſenen Glückes durchſchauern,
Wenn über das graue Meer
Graue Wolken ziehen her,
Wenn der Möve Schrei
Einſam ſchrillt am Strand vorbei!

Zu spät.

Im Frühling war's und ihren Reigen gingen
Die Sterne bei der Nachtigallen Chor,
Im Westen nur zog schwarz Gewölk empor,
Schwarz wie die Träume, die mein Herz umfingen.

Und düstrer ballt das Wetter sich zusammen,
Und Windsbraut heulte durch der Berge Schlucht;
Die Blüten stoben hin in wilder Flucht,
Und schwarze Nacht verschlang der Sterne Flammen.

Mir aber war in meinem tiefsten Herzen,
Als wär die Welt ein festgeschmückter Saal,
Doch schon vorüber wären Tanz und Mahl,
Und allgemach verlöschten seine Kerzen!

Zur Ruhe wären schon die edlen Gäste,
Die hier gezecht, geschmauset frank und frei,
Wir andern kämen, da das Fest vorbei,
Und müßten uns begnügen mit dem Reste.

„Verklungen," sprach ich, „sind die frischen Lieder,
Und mit den Liedern starb der frische Sinn;
Des Lebens echte Freudigkeit ist hin,
Die Welt war jung, doch Jugend kehrt nicht wieder!

Zu spät, zu spät sind alle wir gekommen,
Die hell des Gottes Flamme noch durchglüht,
Wie Blumen, zögernd erst im Herbst erblüht,
Vergehen wir vom Frost hinweggenommen!

Zu spät, zu spät! Der Vorhang ist gefallen,
Und auf die Bühne treten wir hinaus;
Wir sprechen; aber staunend fragt das Haus:
Wo kommt ihr her, was wollt ihr mit dem allen?

Zu spät, zu spät, ein Arzt am Bett des Kranken,
Des Seele schon des Todes Frost umwand,
Zu spät erschienen wir; Begeistrung schwand,
Wem frommen noch begeisternde Gedanken!

Zu spät erschienen wir, das letzte Flimmern
Des Sternes, eh' ihn Wolkennacht begräbt,
Die letzte Woge, die das Schiff erhebt,
Die nächste aber spielt mit seinen Trümmern!"

Ratſchläge.

1.

Geſpenſter, die bei Nacht dich ſchrecken,
Du rufſt ſie an um ihr Begehr,
Und will dich finſtrer Mißmut necken,
Ei frag doch auch, wo kommſt du her?

Und was dich drängt mit tauſend Plagen,
Und was dich drückt und quält zumeiſt,
Du wirſt es, glaub mir, auch ertragen,
Wenn ſeinen Namen erſt du weißt!

2.

Nimm, ſoweit die Kraft dir reicht,
Wär dein Herz auch am Verbluten,
Nimm die böſen Tage leicht,
Aber ernſt und ſchwer die guten.

Soll dich fliehen bald der Schmerz,
Lange dir die Freude bleiben,
Mußt du dieſe dir in Erz,
Und in Sand den andern ſchreiben.

3.

Du kannſt nicht ſchweigend, Herz, die Wonne tragen,
Du möchteſt jauchzen, doch das Wort gebricht! —
Ich weiß dir Rat! — Was keine Worte ſagen,
Das eben ſagt ganz herrlich ein Gedicht.

4.

Laſſe dir des Lebens Tage,
Menſch, wie liebe Freunde ſein;
Welche Bürden er auch trage,
Jeder tret' willkommen ein!

Jeden grüße fromm ergeben,
Wie der Freund dem Freunde tut,
Und wie Freundeslaunen eben
Trag geduldig ſeine Glut;

Jeder, der dir will entrinnen,
Nehm' von dir ein freundlich Wort,
Nehm' ein löbliches Beginnen
Zur Erinnrung mit ſich fort!

Jeden, Menſch, entlaß mit Segen;
Denn, wenn einſt dein Stündlein kam,
Tritt dir jeder ſo entgegen,
Wie er von dir Abſchied nahm;

Was du jedem mitgegeben,
Bringt dann jeder dir zurück,
Sieht dich an, wie im Entſchweben
Ihn berührte einſt dein Blick.

Laſſe, Menſch, des Lebens Tage
Dir wie liebe Freunde ſein,
Denn es holt nicht Wunſch noch Klage
Die verlornen wieder ein!

5.

Der Wahrheit diene treu zu jeder Friſt,
Und Lüge dünke immer dir gefährlich;
Wenn du mit Falſchen falſch erſt biſt,
Wie lange bleibſt du mit dir ſelbſt noch ehrlich?

Am Brunnen.

Stumm iſt die Stadt, und die Straßen leer;
Um des Marktes totes Schweigen
Schläfrig ſtehen die Häuſer her,
Scheinen müd das Haupt zu neigen;
Schlummer drückt und tiefe Ruh'
Ringsum jedes Auge zu,
Nur eines, weit offen, hell und rein,
Schaut leuchtend der Mond in die Nacht hinein.

Rings ſelige Stille! — Kein Flüſtern ſtört
Das Herz, das den eignen Pulsſchlag hört;
Nur eine Stimme, klar und hell,
Tönt dorther vom Brunnen der plätſchernde Quell;
Laut in des Beckens mächtige Schale
Sprudelt er nieder in funkelndem Strahle,
Und mich zwingt es zu weilen, mich zwingt es zu lauſchen
Dem Koſen und Flüſtern, dem Wogen und Rauſchen,
Zu horchen der Wellen tönendem Reigen
In der Mondnacht ſeligem Schweigen!

Wie ſie tönen, wie ſie klingen,
Rauſchend ins Becken niederſpringen,

Wie ſich in der Mondnacht Helle
Plaudernd Welle drängt an Welle,
Sich zu erzählen in ſprudelndem Klang
Von grünen Matten und Bergeshang,
Vom Walde, wo ſie zuerſt entſprungen,
Aus Felſengeklüft ans Licht gedrungen,
Von Blätterflüſtern und Wipfelrauſchen,
Die ihre Kindheit durft belauſchen,
Eh in der dunklen Röhren Haft
Der Menſch der Heimat ſie entrafft!
Walddust und Freiheit rauſchen ſie, hauchen ſie,
Und in wehmütiges Sehnen tauchen ſie
Mir des Herzens ſchwellende Fülle
In der Mondnacht ſeligen Stille.

Seltſam! — So oft ich des Weges gekommen,
Nie hatt' ich die Stimme des Brunnens vernommen;
Erſt jetzt in der ſtillen, verſchwiegenen Nacht,
Jetzt zieht ſie und hält mich mit Macht, mit Macht! —
Tönen deine heiligen Lieder
Mir aus der ſprudelnden Quelle wieder?
Warum jetzt erſt nur
Sprichſt du mir im Drang der Quelle,
Mahnſt du mich im Klang der Welle,
Stimme der Natur?

Oder mahnteſt und rieſeſt du immerdar,
Ich aber nahm des Rufs nicht wahr?
Bin in des Tages Gewirr und Gedränge,
Im Gewühl und Getreibe der wogenden Menge
Träumend vielleicht ich vorbeigerannt
An des plätſchernden Brunnen Rand?
Rauſchte ſo ſtürmiſch um mich her
Wildflutend der Gedanken Meer,
Daß von Sinnen und Sorgen befangen
Vergebens die Wellen mir riefen und klangen,
Die jetzt in der ſtillen, verſchwiegenen Nacht
Mich ziehen und halten mit Macht, mit Macht? —
Ja, ja, das war's; darum, du Kind der grünen Flur,
Kryſtallne Quelle,
Tönt jetzt mir erſt im Flüſtern deiner Welle
Die heil'ge Stimme der Natur!

Traurig, traurig, daß uns durchs Leben
Drängt und forttreibt ein ziellos Streben,

Daß Stunde und Tag wir zu Tode hetzen
Und wiſſen nicht Stunde noch Tag zu ſchätzen,
Daß nichtiger Sorgen niemals frei
Uns ſtets umbrauſt der Selbſtſucht Schrei,
Des Tagewerks Mühlräderknarren,
Des Pöbels Gebrüll, das Gezänke der Narren,
Und daß ſo ſelten, zufällig nur
Wir dich vernehmen, du klares, helles,
Melodiſches Sprudeln des Lebensquelles,
Dich Friedensſtimme der Natur!
Daß uns des Tages Gelärm und Gedränge
Euch abwehrt, heimatwinkende Klänge,
Die den müden, verwelkenden Seelen
Erquickend von Walddufſt und Freiheit erzählen!
Traurig, traurig!

Ein Feenmärchen.

'S war einmal eine Königin,
Die fühlt', es wolle ſie der Storch beſchenken,
So daß zuletzt ihr nötig ſchien
Auf Paten für ihr Kindlein fürzudenken.

Da überlegt ſie hin und her,
Und keiner ſcheint ihr würdig ſolcher Ehren,
Der ihrem Kind nicht etwas mehr
Als ſchnödes Gold vermöchte zu beſcheren.

Drei Feen wählt zuletzt ſie aus,
Wohl ihrer Macht und Zaubergaben wegen,
Und wohlgeneigt dem Könighaus
Erklären ſich auch jene nicht dagegen!

Bald fand der Storch denn auch es Zeit,
Mit ſeiner Gabe wirklich anzulangen;
Ein Knäblein in der Wiege ſchreit,
Die Mutter harrt die Paten zu empfangen.

Auch naht ſchon dort ein Wolkenkahn,
Aus dem die Himmliſchen zur Erde ſteigen;
Zur Kön'gin treten ſie heran
Und grüßen ſie mit würdevollem Schweigen.

Zum Knäblein dann die eine trat
Und ſprach: „Sei klug! Kein Wahn ſoll je dich blenden,
Taub ſei dein Ohr für jeden Rat,
Den Vorurteil und Aberglaube ſpenden!“

Und eine andre naht dem Kind:
„Sei frei und liebe Freiheit,“ ſpricht die zweite,
„Und wo noch Menſchen Knechte ſind,
Da ruhe nicht, bis ſie dein Arm befreite!“

Die dritte haucht das Knäblein an
Und ſpricht: „Ich geb' dir Kraft als Patengabe,
Sei jeder Zoll ein Fels, ein Mann,
Und bleibe ſtark und mutig bis zum Grabe!“

Sie ſpricht's! — Die Kön'gin weint und lacht,
Und findet Worte nicht ſich zu bedanken:
Da zuckt ein Blitz und Donner kracht,
Und zitternd ſcheint der Erde Grund zu wanken.

Und aus der Tiefe grinſend ſteigt
Das grauenvolle Schreckbild einer Alten,
Die tückiſch erſt ſich tief verneigt,
Doch bald verſchmäht, den Grimm zurückzuhalten.

„Schön,“ ruft ſie, „ſchön Frau Königin!
Ihr wählt zu Paten Euch die nächſten beſten,
Und mir, der alten Helferin,
Mir, ſeh' ich, gönnt Ihr nichts von Euren Feſten!

Und ſeht, ich bin nun dennoch da
Und bringe auch mein Scherflein Eurem Knaben,
Und ſorgt nur nicht, ich möcht' etwa
Ihm ſchmälern ſeiner Paten hohe Gaben!

Ich darf nach unſres Meiſters Spruch,
Ich darf nicht andrer Feen Zauber mindern! —
Doch eines darf ich — dir zum Fluch —
Eins darf ich dennoch, meine Wut zu lindern!

Vermehren kann ich — merkſt du was? —
Ich kann ſie ſteigern jene Zaubergaben,
Sie ſteigern bis zum Übermaß,
Und mög' dein Knäblein Segen davon haben!

Mit Klugheit ward dies Kind beſchenkt!
Es habe ſie; nur ſoll ſie allen Glauben
Und was den Sinn zum Himmel lenkt,
Unſterblichkeit und Kunſt und Gott ihm rauben!

Zur Freiheit ward dies Kind geweiht?
Sie werd' ihm; was da feſſelt, tret' es nieder,
Auch Recht, Geſetz und Menſchlichkeit
Und rohe Willkür bring' der Welt es wieder!

Ihr gabt ihm Kraft? — Gut, Knäblein, gut!
Nur laß mich mit Parteihaß ſie durchdringen,
Und dann raſ' hin in blinder Wut,
Des Bürgerkrieges Blutpanier zu ſchwingen!"

Sie ſpricht's! —
Doch wie, ihr lächelt fein
Und flüſtert zueinander halb verwundert,
„Die Kön'gin ſoll die Zeit wohl ſein,
Ihr Knäblein iſt dies neunzehnte Jahrhundert!"

„Die Feen —"
Kennt ihr ſie? Genug!
Und lieh ich alter Märchen Traumgeſtalten
Auf unſre wirre Zeit Bezug,
Vergebt es mir! — Ihr laßt's ja doch beim alten!

An den Kaiſer.

Nacht ruhte dämmernd auf dem Erdenrunde,
Verhallend war des Tages Laut verweht,
Da ſtieg, o Herr, aus tiefſtem Herzensgrunde
Für dich empor zum Himmel mein Gebet!

Nicht daß du lebeſt, fleht' ich; du wirſt leben;
Ein Pfand des Friedens hat des Ew'gen Macht
In dir ſo vielen Tauſenden gegeben;
Die Hoffnung Öſtreichs welkt nicht über Nacht!

Auch Ruhm und Macht nicht wollt' ich dir erflehen,
Denn wenn des Volkes Liebe nur ſie gibt,
Wie könnten ſie, mein Kaiſer, dir entgehen,
An dem es ſchon den Klang des Namens liebt.

Auch nicht den Scharfblick, den kein Wahn verblendet,
Nicht Mut und Willenskraft, des Mannes Zier,
Das eine ſelbſt, das ſeinen Wert vollendet,
Selbſt Milde nicht, o Herr, erfleht' ich dir.

Der Gott, der jetzt zum Herrſcheramt dich wählte,
Da Umſturz rings und Haß und Zwietracht droht,
Er gab dir, was du brauchſt, und was noch fehlte,
Erfahrung reift es und der Drang der Not.

Dem Kaiſer nicht, dem Menſchen galt mein Beten,
Nicht, Herr, für deine Krone, für dein Herz,
Das rauhe Stürme allzu früh umwehten,
Für deine Jugend fleht' ich himmelwärts.

Es möchte, fleht' ich, nicht dein Herz verbittert
Zurückedenken jener trüben Zeit,
Die mit dem Unrecht auch das Recht erſchüttert,
Die mit der Wahrheit auch den Wahn befreit!

Nicht grollen möcht' es jenen finſtern Tagen,
Die rings des Lebens Tiefen aufgewühlt
Und ſo viel ekles Schlamm emporgetragen,
So wenig Perlen nur ans Land geſpült!

Es möchte nicht, da deines Thrones Stufen
Jetzt huldigend derſelbe Troß umdrängt,
Der Willkür kaum als Freiheit ausgerufen,
Und jedes Band der Ordnung frech zerſprengt,

Es möchte nicht, da jenes Fiebertoben
So kläglich jetzt dem Froſt des Bangens weicht,
Und wo Empörung kaum ihr Haupt erhoben,
Angeberei nun feig im Dunkeln ſchleicht,

Nicht Ekel, fleht' ich, möchte dich erfaſſen
Und Haß und Abſcheu vor der Menſchen Wahn,
Die gierig erſt am Mahl der Sünde praſſen
Und zittern, wenn der letzte Trunk getan!

Du möchteſt, wenn du Treubruch hier erfahren,
Der Treue denken, die du dort erlebt,
Wo todverachtend deine tapfern Scharen,
Dein greiſer Feldherr dir den Sieg erſtrebt!

Du möchteſt, ob auch zu den Trugpanieren
Des Wahnes trunken ſich die Menge kehrt,
Du möchteſt, fleht' ich, nie die Kraft verlieren,
Zu glauben, Herr, an echten Menſchenwert!

Und Liebe möchte ſich zum Glauben finden,
Die heil'ge Liebe, deren Strahlenlicht,
Wie dicht der Trug auch webe ſeine Binden,
Zuletzt doch ſiegend in die Herzen bricht!

Die Liebe, die bedauert ſtatt zu rächen,
Die mild den Ölzweig ſchlingt ums Richterſchwert,
Die zürnend in den Staub tritt das Verbrechen,
Doch im Verbrecher noch den Menſchen ehrt!

Die Liebe, fleht' ich, laß in ihm erwachen!
Mit ihr im Bund beſieg' er Haß und Streit,
Und ſchließ' der Zwietracht offnen Höllenrachen,
Der neue Kaiſer einer neuen Zeit!

So ſtieg, o Herr, aus tiefſtem Herzensgrunde
Für dich empor zum Himmel mein Gebet,
Und dämmernd wich die Nacht vom Erdenrunde,
Vom Morgenhauch wie Nebel fortgeweht;

Und Tag ward's, Tag; Rings flammten Purpurgluten,
Und leuchtend ſtieg die junge Sonne auf!
„Sie ſtrahlt dem Böſen," dacht' ich, „wie dem Guten,
Und Segen wie der ihre ſei ſein Lauf!"

An die Natur.

Wie achtlos ging ich einſt vorbei,
Natur, an deiner Reize Prangen,
Als in den Adern friſch und frei
Des Blutes Wellen mir noch ſprangen!

Da horchte trunken nicht mein Ohr
Des Waſſerfalles wildem Rauſchen;
Es hatte auf den mächt'gen Chor
Der Geiſter in mir ſelbſt zu lauſchen!

Vergebens wehte Hag und Strauch
Mir Blütenſchnee und Duft entgegen;
Berauſchend fühlt' ich Gottes Hauch
In meiner Bruſt die Flügel regen!

Stumpf ging an Berg und Tal ich hin
Und stand nicht still am Seegestade;
Denn in den Wolken schwamm mein Sinn
Und stählte sich im Atherbade!

Aufschäumend hob ein brandend Meer
In mir die dunklen mächt'gen Wogen,
Und Sterne glänzten drüber her
Und goldner Hoffnung Regenbogen! —

Wie anders jetzt! — Wie zieht's mein Herz
Nun mächtig hin nach grünen Matten!
Wie blick' ich sehnend alpenwärts
Und lechze heiß nach Waldesschatten!

Wie winken nun so süß vertraut
Mich Berg und Tal in ihre Mitte;
Wie kos' ich nun mit Blatt und Kraut,
Zertreten sonst mit raschem Schritte.

Natur, wie lieb' ich nun so heiß
Dein üppig Grün, dein Blütenprangen,
Daß nimmer ich zu ruhen weiß,
Hält nicht dein Arm mich traut umfangen.

Ist's Weisheit, die so spät mir reift?
Ist's Unvermögen zu genießen,
Das nach dem letzten Zweige greift,
Wo rote Beeren noch ihm sprießen?

Wie, oder zieht mich unbewußt
Ein Ahnen zu dir, grüne Erde,
Daß bald an deiner Mutterbrust
Ich still und friedlich schlummern werde?

Prometheus.

Eine Gestalt seh' ich
Auf des Kaukasus Gipfel,
Eine Titanengestalt,
Mit ehernen Klammern
Festgeschmiedet am Fels,
Ewigen Schmerz und ewigen
Trotz in den Zügen,
Vergeblich den Geier
Zu verscheuchen bemüht,
Der rastlos umkreisend

Mit unſtillbarer Gier
An der Leber, der ewig
Sich wieder erneuenden
Leber ihm zehrt!

Du biſt es, Prometheus,
Der den ewigen Göttern
Uns gleichzuſtellen, dereinſt
Vom Himmel herab
Frevelnd das Feuer
Uns holte, der Geſittung damit
Und Ordnung, Recht und Beſitz
Den Sterblichen brachte:
Aber Bedürfniſſe auch,
Fremd geblieben den Vätern,
Mangel, Sorgen und Not,
Haarſträubendes Elend
Und verzehrenden Gram!

Dafür büßeſt du nun,
Und wie du mit ehernen Klammern
An die Steinwand der Not
Die Menſchheit geſchmiedet
Und den Geier Entbehrung
Am Mark ihr, am ewig
Erneuten Marke des Lebens
Ihr ewig zu zehren verhängt,
So büßeſt du, Gleiches erduldend,
Nun die vermeſſene Tat!

Und ſo harreſt du nun,
Harrſt Jahrtauſende lang,
Ob nicht die Erde einmal
Aufächzend und ſpaltend
Des Steines granitene Wand
Aus den ehernen Klammern
Die Menſchheit löſe und dich,
Ob nicht mit Bogen und Speer
Ein Heros der Liebe dereinſt
Rettend vom Himmel hernieder
Dir ſchwebe und mit ſicherem Wurf
Den Geier euch beiden erlege,
Der raſtlos umkreiſend
Mit unſtillbarer Gier
Ewig am Leben euch zehrt!

Wird er je kommen, der glühend
Erſehnte, geſegnete Tag,
Wär's in Jahrtauſenden auch,
Wird er je kommen, der allen leuchtet
Mit gleich erwärmendem Strahl,
Der Licht bringt ohne Schatten,
Wiſſen ohne Zweifel, Bildung
Ohne Entnervung? Wird er je kommen?

Späte Liebe.

(An Lilly.)

Nein, Alter ſchützt vor Torheit nicht;
Selbſt muſſt' ich es erfahren!
Jung bleibt die Seele, Reiz beſticht
Die Herzen trotz den Jahren!

Gepanzert wähnt' ich meine Bruſt
Fortan vor Eros' Tücke,
Doch er, dem Unheil ſchaffet Luſt,
Erſah ſich eine Lücke.

Er hat mein arglos Herz verſtrickt
In blonder Locken Schlingen,
Er ließ ein Aug', das Unſchuld blickt,
Mit Gluten mich durchdringen!

O blaues Auge, licht und klar,
Du haſt mich überwunden,
Du hältſt mich, blondes Ringelhaar,
Gefeſſelt und gebunden!

O kirſchenroter Purpurmund,
Wie lauſch' ich deinen Tönen,
Wie jubl' ich, will zur guten Stund'
Ein Lächeln dich verſchönen!

So leb' ich hin, mich ſtill beglückt
An ihrem Reize weidend,
Die Blum', die ſie im Spiel zerpflückt,
Um ihren Tod beneidend!

So leb' ich hin und wünſche nichts
Als nur ihr Glück zu mehren,
Als nur mit Fluten Sonnenlichts
Ihr Leben zu verklären!

Erwidrung fordr' ich, hoff' ich nicht;
Denn meine Sterne dunkeln,
Wenn ihre hell und demantlicht
Ihr überm Haupte funkeln!

Nur eines hoff' ich ſtill und fromm:
Daß ſie im Flug der Jahre
Mein Angedenken, was auch komm',
Im Herzen ſich bewahre!

O ſpäter Liebe herbes Los,
Ich weiß, du heißt: Entſagen,
Du heißt der Blume warten bloß,
Nicht ſie am Herzen tragen! —

So ſprach ich jüngſt gerührt ſie an;
Sie hört's mit trocknen Augen
Und führt zum Mund ihr Händchen dann,
Recht herzhaft dran zu ſaugen!

Ihr ſtarrt mich an, als wie im Traum,
Betroffen und verwundert!
Nun ja, ſie zählt zehn Monden kaum
Und ich ein halb Jahrhundert!

Aus der Wirklichkeit.

Folget, bitt' ich, meinen Blicken!
Seht am niedern Fenſter dort
Jenen Alten Schuhe flicken,
Still und emſig, fort und fort.

Stiefel hat er aufgehangen
An des Fenſters obrem Rand,
Doch am untern Blumen prangen,
Die er pflegt mit treuer Hand.

Zwiſchen ſeines Handwerks Zeichen
Und des Frühlings flücht'ger Zier
Sieht ſein Leben er verſtreichen,
Stiefel dort und Blumen hier!

Stiefel oben, Blumen unten! —
Ihr beneidet nicht ſein Los?
Doch gehört's noch zu den bunten;
Andre gibt's, die blumenlos,

Die nur Stiefel unten, oben,
Die nur ew'ges Ahlgestech,
Die aus Schusterdraht gewoben,
Leder, Leder nur und Pech!

Andre gibt's, die ihn beneiden,
Der ein Tröpflein Glückes fand,
Und wir fordern unbescheiden
Voll den Becher bis zum Rand!

Gedicht und Dichter.

Es ist vollbracht! — da steht es hingeschrieben! —
Ob ich's gewollt, ob Laune mich getrieben
Und Wort an Wort gefügt, ich weiß es nicht!
Fremd liegt vor mir, was erst in mir noch glühte,
Und zweifelnd frag' ich selbst mich im Gemüte:
Dein sind die Züge; ist es das Gedicht? —

Nicht mein? — Wes sonst? — War ich's nicht, der es dachte,
War's nicht mein Herz, in dem sein Klang erwachte,
Und ist mein Herz und ist sein Schlag nicht mein?
War's nicht in mir, wie kam's durch mich zum Leben,
Besaß ich's nicht, wie konnte dann ich's geben,
Und was ich schuf, kann's nicht mein eigen sein?

Und doch — wenn mein, was grüßen oft den Meister
Aus seinen Klängen unbekannte Geister,
Gesichte, die sein Auge nie geschaut?
Was tönt es Glauben, wo ich Zweifel trage,
Und atmet Mut, wenn hoffnungslos ich zage,
Und schwelgt in Wonne, wenn mir's bangt und graut?

Wenn mein, so müßt' es meinem Wesen gleichen,
Und gleicht es mir denn? — Meine Haare bleichen
Und noch tönt Jugend frisch aus seinem Klang?
Mich hält die Erde fest, aus der ich stamme,
Und hell doch schlägt aus meinem Lied die Flamme
Des Geistes, der das Ird'sche niederrang?

Wie, wär' ein Saitenspiel ich bloß, und klänge
Nur eines andern Kunst aus mir der Menge?
Ein Sprachrohr nur? Wer aber spricht hinein?
Wer dichtet in mir, wenn ich selbst nicht dichte,
Und warum zieht die Welt mich vor Gerichte
Für meine Lieder, wenn mein Lied nicht mein?

Geduld, mein Geist! — Vielleicht auf all die Fragen
Mag dir die Rose dort die Antwort sagen,
Die Knospe still auf Knospe blühend treibt!
Sie weiß kaum, daß sie blüht, warum sie blühe;
Warum ihr Schoß von solchen Flammen glühe,
Bleibt ihr ein Rätsel, wie's dein Lied ihr bleibt!

Du schaffst ein Lied, sie prangt im Purpurkleide,
Sie duftet und du sinnst; ihr müßt es beide,
Weil Rose sie, und du ein Dichter bist;
Fragt je der Strauch in seinen Blütentagen,
Ob sein die Rosen all', die er getragen,
Was fragst du viel, ob dein Gedicht es ist!

Der Strauch ist nicht die Rose; deine Lieder
Sind nicht du selbst, doch ohne euch hinwieder
Wär' nicht dein Lied, und wär' die Rose nicht,
Warum jedoch vom Strauche Rosen kommen,
Warum dein Lied aus deinem Geist entklommen,
Frag' die Natur, die mahnend also spricht:

„Verteilt an alles Sein sind eigne Gaben,
Und mehr, als er empfing, wird keiner haben,
Und keiner werden, was er nicht schon ist,
Die Frucht, die in ihm keimt, muß jeder bringen:
Dir gab ich, daß vom Mund dir Lieder klingen,
Dem Strauch dort, daß die Rose ihm entsprießt!

Prahlt mit Verdienst nicht, rühmt nicht eure Werke,
In mir ist alle Kraft und alle Stärke,
Und was ihr seid, daß müßt ihr eben sein;
Aus meiner Willkür rollen euch die Lose,
Ich dicht' in dir, ich glühe in der Rose,
Und dein Gedicht und ihre Glut ist mein! —"

Einem jungen Freunde.

Wenn ich vor mir dich sehe,
Mit freiem stolzem Blick,
Wie hoch die Flut auch gehe,
Trotz bietend dem Geschick,

Ein dreister Freund den Frauen,
Vor keinem Gegner bang,
Die Brust voll Selbstvertrauen,
Die Seele voll Gesang;

Wenn ich vor mir dich ſehe,
So friſch und ſelbſtbewußt,
Wohl zuckt ein leiſes Wehe
Mir durch die müde Bruſt!

So manche verträumte Stunden,
So manches verſcherzte Glück,
Sie kehren längſt entſchwunden
Nun mahnend mir zurück!

Du hätteſt dich raſch entſchloſſen,
Wo ich geſchwankt, gezagt,
Du hätteſt keck genoſſen,
Wo zweifelnd ich entſagt!

Die Stunde, da ich ſäumte,
Dich hätte ſie beglückt,
Der Kranz, von dem ich träumte,
Du hätteſt ihn gepflückt!

Und doch, wie hell dir glänze
Der Zukunft Morgenſchein,
Ich tauſch' nicht deine Lenze
Für meinen Herbſttag ein.

Was immer an Genuſſe
Dir Welt und Leben beut,
Es glüht von einem Kuſſe
Die Lippe mir noch heut!

Wie hell dich Ruhm verkläre,
Stolz trag' ich lebenslang
Den Dornenkranz, den Ehre
Und Pflicht ums Haupt mir ſchlang!

Wie reich dich Glück begabe,
Feſt ewig hält mein Herz
An ſeiner reichern Habe,
An ſeinem heil'gen Schmerz!

Hinaus in Wirbelſchnelle
Der Fluten ſchiffe du,
Mich ſchaukle leiſ' die Welle
Dem ſtillen Hafen zu!

Stimme der Kunſt.

Was kein Gelehrter je beweiſt,
Kein Forſcher ringend je ergründet,
Unſterblichkeit, o Menſchengeiſt,
In mir erkenn' ſie dir verkündet!

Vernichten mag des Grabes Graus,
Die wirkungslos zum Schein nur handeln,
Die praſſend an des Lebens Schmaus
Nur Formen wechſeln, Stoff verwandeln!

In mir jedoch weht Gotteskraft,
Und die mein Weihekuß erwählte,
Sie ſchaffen wie der Schöpfer ſchafft,
Des ew'ger Hauch den Ton beſeelte!

Es ſtirbt nicht, wer das Leben gibt;
Fort lebt er ewig im Geſchaffnen,
Und fruchtlos, bis das All zerſtiebt,
Wird gegen ihn der Tod ſich waffnen.

Die Form zerbricht der Jahre Neid,
Doch wie den Abgrund Efeuranken,
So überbrückt die Kunſt der Zeit
Die Triebkraft ewiger Gedanken.

Zum Abſchied.

An H. H.

Der Lenz erwacht! Du regſt die Schwinge,
Hinaus zu flattern in die Welt,
Wien-Capua hat keine Schlinge,
Die feſt dich hält!

Wohin du fährſt? Was frommt die Frage,
Biſt du doch wandelbarer Art,
Ein neues Ziel mit jedem Tage
Winkt deiner Fahrt!

So flattre hin! Folg deinem Sterne!
Nur ſage nicht, du kehrſt zurück!
Was wüßteſt du noch in der Ferne
Von altem Glück?

Und ich? — Je nun! Es treffen Blitze,
Und brauſend ſchüttelte der Sturm
Vom Fundament oft bis zur Spitze
Mich alten Turm!

So wird er's, mein' ich, überdauern,
Ob mehr ein Vöglein flugverirrt
Ob wen'ger um die alten Mauern
Im Kreiſe ſchwirrt!

Ob auch ein muntrer Gaſt entfliege,
Er ſtürzt in Schutt nicht vor der Zeit,
Nur wenn des Vögleins Zwitſchern ſchwiege,
Das tät' ihm leid!

Denn Lieder ſchallen ohne Seele
Von Pol zu Pol die Welt entlang,
Doch was dir quillt aus Bruſt und Kehle,
Iſt Waldgeſang!

Iſt Widerhall von deinem Weſen,
Iſt deiner Seele Drang und Schrei!
So ſei, wozu dich Gott erleſen,
Und bleib dabei!

Genieße! Doch wo wüſte Zecher
Die Kanne leeren und den Krug,
Da ſchlürfe du den Schaum vom Becher,
Und ſprich: Genug!

Durchmiß die Welt, daß Wechſel labe
Des unſtet flücht'gen Sinnes Gier;
Nur eins halt' heilig bis zum Grabe —
Den Gott in dir!

Was Gebet iſt?

Was Gebet iſt, laß dir ſagen,
Und bewahr's im Herzen ſtill.
Beten iſt ein ſchüchtern Fragen,
Ob, was du willſt, Gott auch will.

Nicht des kranken Kindes Weinen,
Das den Heiltrank von ſich weiſt,
Nein, ein freudiges Vereinen
Deiner Kraft mit Gottes Geiſt;

Nicht ein ungestümes Dringen
Auf versagten Erdenstand,
Nein, ein selig Los-sich-ringen
Von der Fessel, die dich band;

Nicht ein zweifelndes Bedenken,
Ob auch sühnbar deine Schuld,
Nein, ein gläubig Sich-versenken
In des Herren Vaterhuld.

Beten heißt — ob Jahre schwinden
Eh' du's fassest — Beten heißt,
Dich zurück zur Quelle finden,
Der entsprungen einst dein Geist.

Selbstschau.

Wär' ich nur einmal nicht ich selbst
Und könnt' ich mich selber sehen,
Wie andre, die auf meinem Weg
An mir vorübergehen!

Was ich wohl dächte da von mir?
Ob mir der Mann gefiele?
Ob ich nicht dort ging', ging' er hier,
Wenn auch zum selben Ziele?

Ob mich erwärmte seine Glut,
Ob mich sein Lied entzückte?
Ob kalt vor ihm ich zög' den Hut,
Ob ich ans Herz ihn drückte?

Ob gleichgestimmt sich unser Sinn
In Lieb' und Haß vereinte?
Ob ich nicht spräche: Fahr du hin,
Du bist nicht, wie ich meinte!

Vergebner Wunsch! denn festgebannt
Im eignen Sein lebt jeder
Und treibt, sich selbst nur unbekannt,
Des Weltgewühles Räder.

Steig auf, geliebter Schatten.

Steig auf, geliebter Schatten,
Vor mir in toter Nacht
Und lab mich Todesmatten
Mit deiner Nähe Macht!

Du haſt's gekonnt im Leben,
Du kannſt es noch im Tod.
Sich nicht dem Schmerz ergeben,
War immer dein Gebot.

So komm! Still meine Tränen,
Gib meiner Seele Schwung
Und Kraft den welken Sehnen,
Und mach mich wieder jung.

Es war bei Nacht . . .

Es war bei Nacht: ich ſaß allein und ſann.
Da war es mir, als fühlt' ich ihre Nähe,
Als ob ihr Hauch an meine Schläfe wehe,
Als ſpräche ihrer Stimme Klang mich an.

Und alſo ſprach ſie: „Weine nicht, faſſ' Mut!
Blick nicht nach einem Grabe ſchmerzestrunken,
Als wär' die Liebe dir hinabgeſunken,
Wo Aſche nur bei Aſche friedlich ruht.

Die Seele, die du liebteſt, wiſſe, lebt,
Sie lebt in dir, ſie hat dein tiefſtes Weſen
Zur zweiten Heimat liebend ſich erleſen,
Und denkt und fühlt und ſchafft in dir und ſtrebt.

Ihr Anhauch läßt in ſchmelzendem Geſang
Der Seele Saiten rauſchend dir erklingen,
Und will dein Geiſt ſich zu den Sternen ſchwingen,
Ihr Flügel trägt die Wolken dich entlang.

Ihr Flüſtern iſt's, das dir im Herzen ſpricht,
Will Mißmut Willen dir und Tatkraft lähmen,
Ihr Mahnen heißt dich wilden Schmerz bezähmen
Und dich von ihm befreien im Gedicht."

Dem Augenblick sein Recht.

Wer fragte je den Flieder, wer die Linde,
Woher der Duft wohl ihrer Blüten sprießt?
O frag dein Herz nicht, wenn du glücklich bist,
Warum so selig froh es sich empfinde?

Was ist dein Glück? Vielleicht nur Traumesschatten!
Was ist dein Glück? Vielleicht nur Nebelduft!
Greif täppisch zu, und es zerrinnt in Luft,
Und kann es herbe Wahrheit dir erstatten?

Nein, laß dich spielend die Minute wiegen,
Genießen, was dir ihre Gunst verleiht,
Und hinter dir für eine Spanne Zeit
Laß finstern Ernst und trübe Vorsicht liegen!

Sie kommen früh genug, um dich zu quälen,
Gedanken und Bedenken mancherlei,
Der Mißgunst Spott, der Menge roher Schrei,
Der fromme Tadel heuchlerischer Seelen!

Sie kommen früh genug! — So laß sie kommen,
Benütz den Tag, denn nur der Tag ist dein,
Und eh' du's ahnest, ist der Sonnenschein
Des Tages wie des Glückes dir verglommen!

Was widerstrebst du? — Liebe du und lebe!
Greif mutig in das Glücksrad: Welt, hinein:
Ob deine Hand für Tage holden Schein,
Ob echtes Gold für lange Jahre hebe!

Ein Tag in Reichenau.

In hoher Tannen würz'ger Nacht
Hab' ich den Morgen hingebracht,
Und unterm Schattendach der Linde
Verging der Mittag mir gelinde;
Auf offner Flur, umhaucht vom West,
Beschließ' ich nun des Tages Rest! —

So war mein Leben! — Nie empfand
Zu herb ich heißen Sonnenbrand;
Es trafen mich in Schattenkühle
Des Morgens Glut, des Mittags Schwüle,
Und nun am Abend, hell und rein,
Umfließt mich goldner Abendschein!

Und doch, was war es? — Qual und Not,
Zwar Sorge nicht um Dach und Brot,
Doch eitle Müh', siegloser Drang,
Wunsch, der Erfüllung nie errang,
Arbeit, mit der doch nichts getan,
Ein Taumeln wirr von Wahn und Wahn!

Das beste, was mein Los mir bot,
Das birgt die Erde, nahm der Tod!
Was war mein Leben? — Eine Frucht,
Wie an des toten Meeres Bucht
Sie golden reift in hellem Laub,
Doch immer Asche, Moder, Staub!

Am Krankenbett.

Ich saß an deinem Lager,
Du lagst erschöpft von Qual
In halbem Schlaf versunken,
Die Wangen blaß und fahl.

Um deine Lippen spielte
Ein Zug von herbem Leid,
Ich aber saß und dachte
Vergangner, ferner Zeit!

Wie da dein Auge blitzte,
Wie deine Stimme klang,
Wie stolz dein Haupt sich wiegte,
Wie schwebend leicht dein Gang!

Wenn einer nun mich fragte,
Gedacht' ich still bei mir,
Ob jene mehr ich liebte,
Ob jetzt die Kranke hier? —

„Tor! würd' ich ihm erwidern,
Zeit, die sonst Schönheit raubt,
Häuft neuen Liebreiz täglich
Mir auf dies blasse Haupt;

Durch Jahre still verbunden,
Zwei Herzen nur ein Herz,
Glück, jubelnd mit empfunden,
Und treu geteilter Schmerz;

Ein Streben nach einem Ziele,
Ein Wandeln Hand in Hand,
Vertrauen, Dank und Treue
Und der Gewohnheit Band;

Das webt Verklärungsschimmer
Mir um dies Antlitz her,
Und liebt' ich jene glühend,
Lieb' diese ich noch mehr!

Und könnt' ich mehr noch lieben —"
Da regen — war es Wahn? —
Im Schlaf sich deine Lippen
Und lächeln mild mich an,

Als sprächen sie: „Ich weiß es,
Du liebst mich treu und heiß!" —
O sprich, ob deine Seele
Auch wachend noch es weiß!

Du leidest.

Du leidest sanft und still und stumm
Und trägst dein Kreuz, wie Er's getragen,
Du blickst nur auf und scheinst zu fragen,
Warum das Leid mir, Herr, warum?

Du klagst nicht; nur dein Blick verrät,
Der müde Gang, die blassen Wangen,
Des Schmerzes Qual, das tiefe Bangen,
Das schneidend dir durchs Leben geht!

Ja, forscht des Freundes Blick einmal
Mit scheuer Furcht in deinen Zügen,
So willst du seine Angst betrügen
Und birgst in Lächeln deine Qual!

O lächle nicht — zu heimkehrfroh,
Zu erdenmüd', zu weltverdrossen
Hält dieses Lächeln dich umschlossen —
O lächle, lächle uns nicht so!

Wir weiden ....

Wir weiden, eine hirtenlose Schar,
Seit du uns fehlst auf dieses Lebens Heide,
Wir wiederkäuen dumpf und träg' was war,
Und mästen uns verzagt an unsrem Leide!

Du, hätte je ein Schlag in deiner Kraft
Erſchütternd dich, wie dieſer uns, getroffen,
Du hätteſt trotzig dich emporgerafft
Und noch gewagt, zu leben und zu hoffen!

Du hätteſt mähnenſchüttelnd dich gereckt
Und Laſten, die uns wuchtend niederdrücken,
Ruckweiſ' verſuchend dir zurechtgelegt,
Und fortgetragen ſtolz auf deinem Rücken.

Doch du warſt eben auch, was wir nicht ſind,
Ein Geiſt, dem Marke der Natur entnommen,
Der Schöpferlaune Gottes liebſtes Kind,
Wie einmal in Jahrhunderten ſie kommen!

Du warſt du ſelbſt! — O früh erloſchnes Licht,
Wenn müßig auch und maßlos feig wir zagen,
In einem doch irrt unſre Trauer nicht,
Daß ewig wir dich miſſen und beklagen!

Die Wälder grünen noch ....

Die Wälder grünen noch wie vor,
Die Quellen rauſchen noch immer,
Es glänzt der Wieſen Blumenſchmelz
Wie ſonſt im Abendſchimmer!

Du gingſt dahin, und rings umher
Kein Roſenblatt verblichen,
Kein Stern am blauen Himmelszelt
Aus ſeiner Bahn gewichen!

Die Menſchen treiben ihr Tagewerk,
Wie jeder ſich's erkoren,
Als hätten ſie nicht all' in dir
So reichen Schatz verloren!

Die Welt weiß nichts, daß du dahin,
Noch achtet's die dumpfe Erde,
Daß ſo viel Reiz und Lieblichkeit
In ihr zum Staube werde!

Und du auch, Herz, mein eiſern Herz,
Du fährſt noch fort zu pochen;
So hart der Schlag, ſo ſchwer die Wucht,
Und biſt doch nicht gebrochen.

Gingſt du ſonſt ....

Gingſt du ſonſt aus unſrer Mitte,
Grüßteſt laut du allerwärts,
Legteſt dem noch eine Bitte,
Eine Mahnung dem ans Herz!

Spracheſt: „Möge Gott euch ſegnen!
Bleibt geſund und freut euch fein,
Wenn wir wieder uns begegnen!“
Sprachſt: „Lebt wohl und denket mein!“

Da du jetzt von uns gegangen,
Gingſt du ohne Abſchiedswort,
Zwar mit Tränen auf den Wangen,
Aber ſchweigend gingſt du fort!

Schwellte, als dein Aug' gebrochen,
Dir kein Wunſch die Seele mehr,
Oder ſah unausgeſprochen
Schon erfüllt ſie ihn vorher?

Wußteſt du, auch ohne Mahnen
Würde immerdar dein Bild
Leuchtend auf des Lebens Bahnen
Uns begleiten treu und mild?

Voteſt du ſo viel im Leben
Allen uns an Liebe dar,
Daß im Tod dir nichts zu geben,
Nichts zu ſagen übrig war?

Ach umſonſt! Vergebnes Klagen!
Deine Lippen bleiben ſtumm,
Und es tönt, ſoviel wir fragen,
Keine Antwort dem Warum.

Ich lebe noch ....

Ich lebe noch! — Du wollteſt ſo es haben,
Du wollteſt, reine Seele, wohlbewahrt
An einem warmen Herzen deiner Art
Dein ſanftes Mädchen, deinen wilden Knaben
Geborgen wiſſen, auch wenn du begraben! —
Ich lebe denn, doch dein Gebot iſt hart!

Ich lebe, ja! In ſchmerzlichem Entbehren
Aus meines Glückes Paradies verbannt,
Das Auge wie den Sinn zurückgewandt,
Nach ſchönern Tagen, die nicht wiederkehren,
So leb' ich! — Ach, wie konnteſt du begehren,
Was meine Seele auf die Folter ſpannt!

Ich lebe, doch ich leb' nur ſtarren Pflichten,
Der Freude ſchnitt dein Tod die Wurzeln ab,
Und was ſonſt Antrieb meinem Geiſte gab,
In Haus und Welt, im Leben und im Dichten
Nach würd'gen Zielen ſeinen Flug zu richten,
Das ſtarb mit dir, das liegt bei dir im Grab!

Ich lebe und nur eins ſchafft mir Genügen,
Zu wiſſen: Ja, ich geh' auf ihrer Bahn,
Das hätte ſie gemieden, das getan,
Und lebte ſie, Verklärung in den Zügen,
Mild lächelnd ſpräch' und ſtrahlend von Vergnügen:
„Ja, du biſt treu!“ zum Lohne ſie mich an!

So leb' ich und ſo häufen ſich die Tage.
Die Kraft verwelkt und es erlahmt der Geiſt;
Es naht die Stunde, die mich gehen heißt,
Und ſo wird täglich leichter, was ich trage:
Denn näher tritt mit jedem Herzensſchlage
Der Engel, der zu dir den Weg mir weiſt!

Eins tröſtet mich . . .

Eins tröſtet mich bei deinem Tod allein:
Du haſt gelebt ein reiches ſchönes Leben;
Was trunken nur das Herz begehrt, war dein,
Der Himmel hatte nichts mehr dir zu geben!

Du haſt beglückt! Mit immer offner Hand,
Aus immer voller Seele goſſeſt Segen
Und Troſt du aus, wo Not ein Herz empfand,
Und trugſt den Balſam Mitleid ihm entgegen!

Du haſt geliebt und wurdeſt heiß geliebt;
Voll hat der Puls des Lebens dir geſchlagen,
Und was an Luſt und Leid die Stunde gibt,
Das hat ein treues Herz mit dir getragen!

Du haſt geſtrebt und du gewannſt den Kranz:
Wie viele auch mit dir um ihn gerungen,
Dein war er, dein! Du trugſt ihn voll und ganz,
Und noch im Tode hielt er dich umſchlungen!

Das tröſtet mich bei deinem Tod allein,
Du fühlteſt nicht, wie in der Jahre Schwinden
Das Herz verknöchert, und zu leerem Schein
Uns Glauben hinſchmilzt, Hoffen und Empfinden!

Du gingſt dahin im hellſten Strahlenlicht
Des Ruhmes, der verklärt dein Künſtlerwallen,
Nicht wie der Docht erliſcht, dem Öl gebricht,
Du biſt ein Stern vom Himmel uns gefallen.

Was bleibt.

Ob Furcht und Angſt dich quäle,
Ob Trübſal dich umwebt,
Laß Eins dich tröſten, Seele,
Dir bleibt, was du erlebt!

Nicht bloß was wir genoſſen
An Freuden da und dort,
Auch was wir unverdroſſen
Gewirkt in Tat und Wort;

Die Siege, die uns glückten
Trotz Mißgunſt, Groll und Neid,
Die Lorbeern, die wir pflückten
Und trugen unentweiht;

Uns bleibt, ob alles ſchwände,
Was Zeit uns flüchtig gibt,
Es bleibt uns bis ans Ende,
Was wahrhaft wir geliebt!

Mag auch die Form zerſtieben,
Wie Glas im Anſtoß bricht,
Die Seele, die wir lieben,
Stirbt unſrer Liebe nicht!

An dieſen Troſt lern' halten,
O Herz, in deiner Pein!
Es wechſeln die Geſtalten,
Was du erlebt, bleibt dein!

Auf dem Spaziergang.

Ein Trupp von Kindern zog an mir vorbei,
Voran ein Mädchen, das, ob Schelmerei,
Ob andre Gründe ſie beſtimmen,
Raſch vorwärts eilt, den Hügel zu erklimmen.
Ein Knäblein, das indes im Feld gemach
Zeitloſen pflückend ſich umhergetrieben,
Sieht plötzlich ſich allein zurückgeblieben,
Und haſtet zagend den Gefährten nach.
„Bleib, Annchen, bleib und laß mit dir mich gehen!
Lieb Annchen, warte!“ ruft es angſtvoll bang;
Doch längſt ſchon überm grünen Wieſenhang
War die hinunter und nicht mehr zu ſehen!
Nach eilt das Kind und ruht und raſtet nicht,
Und ſieht und jammert, bis erſchöpft am Ende
Am Rand des Hügels es zuſammenbricht
Und weinend birgt das Antlitz in die Hände! —
Du armes Kind! Wie mahnt dein naſſer Blick,
Dein Angſtgeſchrei, das ungehört verwehte,
Mich qualvoll an mein eigenes Geſchick,
Der auch verlaſſen, auch vergebens flehte!
Auch ich, als meinem Leben ſie entſchwand,
Rief laut ihr nach: „Bleib, laß mit dir mich gehen!“
Sie aber ging und ward nicht mehr geſehen,
Und weinend lag ich an des Hügels Rand!
Du, wenn den grünen Abhang du erſtiegen,
Siehſt Annchen wieder, klimm nur mutig fort;
Ich aber ſeh' den kleinen Hügel dort
Unüberſteigbar ewig vor mir liegen!

Die lieben Gäſte.

Habt ihr von meinen Gäſten ſchon vernommen,
Die zwar mich nur beſuchen, wenn ſie müſſen,
Doch mild verſöhnend immer mich begrüßen;
Die Troſt mir bringen, hält mich Gram beklommen;

Die, jauchz' ich auf in Freude wild entglommen,
Mir fromme Demut in die Seele küſſen!
Kennt ihr ſie nicht, die Lieb' und Leid verſüßen,
Und wären ſie nicht auch zu euch gekommen? —

Ihr kennt sie wohl, die stumm sind und doch sprechen,
Die mild wie Tau, doch gleichen Flammenbächen,
Die herb sind, und doch Honig bittrem Sehnen;

Ihr kennt sie wohl, der Menschheit Kronjuwelen,
Die echten Herzensfesten niemals fehlen,
Ihr kennt sie wohl, die lieben Gäste — Tränen!

Dem Kaiser.

(Bei Übergabe des Universitätsgebäudes an die Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.)

Es wächst kein Moos am Stein, der unstet rollt,
Im warmen Nest nur will der Vogel brüten;
Nur wer vor Frost bewahrt die zarten Blüten,
Dem dankt der Baum mit seiner Früchte Gold!

Und solcher Dank sei dir, o Herr, gezollt,
Der schützend vor der Stürme rauhem Wüten
Dies Dach du läßt die Wissenschaft behüten,
Wie huldvoll schon Theresia gewollt!

Du gabst der Pilgerin der Heimat Frieden,
Und eingebürgert nun im alten Wien
Kein Wunsch mehr zieht sie in die Ferne hin;

Du hast ihr, Herr, den Bienenkorb beschieden,
Und reich mit Honigseim füllt dir zum Preis
Ihn froh vereinter Kräfte Bienenfleiß.

Willensfreiheit.

Frei wähnst du, Mensch, frei gingst du hin durchs Leben?
Erwäg' nur erst, wer dich erzeugt, gebar,
Wieviel Natur als Vorzug, als Gefahr,
An Neigung, Kraft, Talent dir mitgegeben,

Und welche Bahn sich auftat deinem Streben,
Wer Lehrer dir und wer dir Vorbild war,
Der Freunde Rat und der Genossen Schar,
Dein gärend Blut und deiner Nerven Beben,

Erwäg' all dies, und sieh, dein Leben ist
Ein Fazit nur, das eine Rechnung schließt;
Wie stolz selbsttätig wir uns auch gebärden,

Es fördert keiner mehr aus sich zu Tag
Als gleich vom Anfang her schon in ihm lag,
Und unser Wollen all ist nur ein — Werden!

An —

Als Gott dich ſchuf, nahm er vom reinſten Tone
Und wog ihn ab und knetete ihn ſacht
Und nahm der Stoffe Miſchung wohl in acht,
Daß Ebenmaß in ihrer Fülle wohne;

Gedrückt dann in der Menſchenform Schablone
Anblies er ihn mit ſeines Odems Macht,
Und lächelnd ſah der Herr ſein Werk vollbracht
Und ſprach: „Geh hin und ſei der Frauen Krone!

Im Kleinſten groß, im Großen unerreicht
Üb' jede Pflicht, und jede ſei dir leicht;
Dir ſelbſt zum Ruhm und Tauſenden zum Glücke,

Die reinſte Blüte hoher Weiblichkeit,
Dien' fromm der Kunſt, zu der mein Hauch dich weiht!" —
Er ſchuf dich, ſprach's und ſchlug die Form in Stücke.

Lieder der Liebe.

Stern und Wolke.

Aus ſchwerer Wolken dunklem Flor
Bricht hell der Abendſtern hervor;
Und ſinnend nach den beiden muß ich ſchauen,
Jetzt nach dem Stern, jetzt nach der Wolke Grauen!
Scheint mein Gemüt und deines wunderbar
In Stern und Wolke doch mir dort zu leſen;
Denn biſt du Abendſtern nicht ganz und gar,
Und iſt nicht Wolke nur mein ganzes Weſen?

Dein Herz iſt ein See.

Dein Herz iſt ein See, und wie Forellen
In den blanken, hellen,
Klar kriſtallnen Wellen
Fluten deines Weſens Triebe,
Wogt dein Haß, wogt deine Liebe
Wechſelnd auf und nieder,
Unſtet hin und wieder.

Ach, ich möchte ſie wohl gewinnen,
Deine Gedanken, die ſtillſten, eigenſten,
Deine Gefühle, die zarteſten, ſchweigendſten;
Was nur erdichten, was nur erſinnen,
Was nur verſuchen, was nur beginnen?

Dein Herz iſt ein See, und ich am Rand
Mit ſchüchternem Blick, mit zitternder Hand
Habe die Angel hineingehangen,
Hab' ein Liedchen dran gebunden!
Wird ihnen wohl der Köder munden?
Werd' ich ſie haſchen, werd' ich ſie fangen?
Werd' ich, See, aus deinen Wellchen
Fiſchen, fiſchen meine Forellchen?

Du liebſt mich nicht.

Du liebſt mich nicht! — Ich fühlt' es tief,
Als deine Stimme jetzt mir rief;
Kein Beben war in ihrem Klang;
Nur ſchüchtern tönt das Wort und bang,
Das junge Liebe ſtammelnd ſpricht! —
Du liebſt mich nicht, du liebſt mich nicht!

Mir ſagt's dein Blick, der hell und rein
Mir ſchaut ins tiefſte Herz hinein,
So unverwandt, ſo unverhohlen;
Der Strahl flammt ſcheu nur und verſtohlen,
Der aus dem Aug' der Liebe bricht! —
Du liebſt mich nicht, du liebſt mich nicht!

Mir ſagt's die Hand, die unbewegt
Sich kalt und ſtarr in meine legt;
Da war kein Zucken, war kein Zittern,
Wie ſonſt die Herzen will erſchüttern,
Wenn Lieb' in eins die Hände flicht;
Du liebſt mich — nein, du liebſt mich nicht!

Du zeigſt mir deiner Seele Grund,
Du gibſt dein ganzes Herz mir kund,
Mir willſt du nichts verborgen halten:
Doch Liebe birgt in Schleierfalten
Dem Tag ihr ſchamrot Angeſicht;
Du liebſt mich, nein, du liebſt mich nicht!

Dein Sinn iſt kalt, dein Herz iſt leer:
Mir iſt, als liebt' ich dich nicht mehr,
Mir iſt, als flöhen meine Blicke,
Mein Herz, mein Blut vor dir zurücke,
Als könnt' ich, wenn dein Auge brach,
Aufjauchzen — ja — doch meins bräch' nach!

Mein Herz, ich will dich fragen.

Mein Herz, ich will dich fragen,
Was iſt denn Liebe, ſag? —
„Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag!"

Und ſprich, woher kommt Liebe? —
„Sie kömmt und ſie iſt da!"
Und ſprich, wie ſchwindet Liebe? —
„Die war's nicht, der's geſchah!"

Und was iſt reine Liebe? —
„Die ihrer ſelbſt vergißt!"
Und wann iſt Lieb' am tiefſten? —
„Wenn ſie am ſtillſten iſt!"

Und wann iſt Lieb' am reichſten? —
„Das iſt ſie, wenn ſie gibt!"
Und ſprich, wie redet Liebe? —
„Sie redet nicht, ſie liebt!"

Ein ſeliger Augenblick.

Laßt mich, Sterne, Mondenſchein,
Laßt bei euch allein mich ſein,
Daß ich ruhend vom Entzücken
In der Zukunft Paradies,
Das ihr Auge mir verhieß,
Mög' gefaßt hinüber blicken.

Laß mich, wo kein Lauſcher wacht,
Mondbeglänzte Maiennacht,
Laß mich danken, laß mich beten.
Denn ich fühl's in tiefſter Bruſt,
In der Fülle meiner Luſt
Iſt der Herr zu mir getreten!

Morgen mit dem neuen Tag,
Morgen komme, was da mag,
Morgen, Herz, magſt du dich grämen
In des alten Zweifels Pein,
War ſie heut doch, heute dein,
Laß dir heut dein Glück nicht nehmen!

Laßt mich, Sterne, Mondenſchein,
Laßt bei euch mich ſelig ſein!
Fern dem rauſchenden Gewimmel,
Laßt mich einſam und allein,
Im Bewußtſein, daß ſie mein,
Mich verſenken wie im Himmel!

Schneegeſtöber.

Schneegeſtöber wirbelt hin
Um die eisbelegten Scheiben,
Und behaglich vom Kamin
Schauen wir der Flocken Treiben.

Freuen uns, daß weich und lind
Wärme rings uns hält umwoben,
Während draußen Schnee und Wind
Kämpfend durcheinander toben.

Laß denn auch, wenn draußen wild
Alte Zeit und neue ringen,
Laß dieſelbe Ruhe mild
Uns der Seele Mark durchdringen!

Laß uns froh der innern Glut,
Will uns Winterſturm umnachten,
Flüchten in der Liebe Hut
Und des Lebens Froſt verachten.

Mag dann wirr wie Flockenſchwarm
Tag für Tag vorübertreiben,
Bleiben uns die Herzen warm,
Wird die Zeit auch hell uns bleiben.

Mag dann fliehen Jahr für Jahr,
Wenn wir wie vor Jahren lieben,
Dann ergraut uns wohl das Haar,
Doch wir ſelbſt ſind jung geblieben.

Beim Abſchied.

1.

Ich müh' mich ab, und kann's nicht verſchmerzen
Und kann's nicht verwinden in meinem Herzen,
Daß ich den und jenen ſoll ſehen,
Im Kreis um mich herum ſich drehen,
Der mich nicht machte froh noch trübe,
Ob er nun ginge oder bliebe,
Und nur die eine ſoll von mir wandern,
Für die ich ertragen all die andern.

2.

Es müßte nicht geſchieden ſein,
Wärſt du nur klein, recht klein:
Dann ſperrt' ich dich in einen Schrein,
Gefügt aus Gold und Edelſtein,
Und hing' dich an ein Kettelein
Und trüge dich am Herzen mein,
So müßt' es nicht geſchieden ſein;
Wärſt du nur klein, recht klein!

3.

Leben, Leben! — Wie fang' ich's an,
Wenn mir kein Tag mehr ſagen kann,
Ich bring' dir dies, ich bring' dir das,
Wenn nur die Zeit bleibt, ohne Maß,
Wenn die Sonne dem Tag gebricht
Und den Nächten ihr Sternenlicht,
Der Flur das Grün, den Lüften ihr Hauch,
Wenn alles trüber Nebelrauch!
Leben, Leben! — Wie wird das ſein,
Wenn du mir fern biſt, und ich allein!

Gewitterabend.

Ich weiß den Tag, ich weiß die Stunde noch,
Da meine Seele ſich zuerſt geſtanden,
Sie trage deines Zaubers Joch,
Sie liege willenlos in deinen Banden.

Du ruhteſt ſtill im Mooſe, weißt du noch?
Am Waldſaum war's, ſchwül ſank der Abend nieder,
Du ſchlieſeſt, oder ſchloſſeſt doch
Im wachen Traum die müden Augenlider!

Ich aber, zitternd über dich gebückt,
Ich ſah dich an in ſelig ſcheuem Zagen,
Von Schmerz zugleich und Luſt durchzückt,
Bis plötzlich du die Augen aufgeſchlagen!

Dein Blick berührt mich, ſo berührt ein Blitz;
Und klar war alles! Was in dunklem Triebe
Mein Herz erſehnt, war dein Beſitz,
Und was zu mir dich zog, war deine Liebe!

Ich weiß den Abend, weiß die Stunde noch!
Heiß war der Tag. Gewitter in den Lüften,
Und nachtendes Gewölke kroch
Empor ſchon feindlich aus der Berge Klüften!

Wir kehrten heim, denn finſtrer ſtets ringsum
Begann der Himmel drohend ſich zu ſchwärzen,
Wir aber trugen ſelig ſtumm
Des Glückes vollen Sonnenſchein im Herzen!

In trüben Stunden.

O komm in trüben Stunden,
Komm an mein treues Herz,
Und zeig mir deine Wunden
Und klag mir deinen Schmerz!

Wer kann dich am Buſen hegen
So weich, du krankes Kind;
Wer kann ſo treu dich pflegen
Als meine Hände ſind?

Wer blickt ſo mild dir nieder
Als meiner Augen Schein;
Wer weiß ſo ſchöne Lieder
Und ſingt in Schlaf dich ein?

Die Freuden, die dir ſprießen,
Teil' froh mit aller Welt;
Dein Glück mag mitgenießen,
Wen Glück dir nahgeſtellt!

Mich laß die Träne teilen,
Die deine Wange netzt;
Mitbluten von den Pfeilen,
Die deine Bruſt verletzt.

Dank.

Wenn viele Dank von mir erworben
Für Gaben, deren flücht'ger Wert
Oft im Berühren mir erſtorben,
Ja ſich in Galle mir verkehrt,

Wie dank' ich dir, die mir gegeben,
Was, immer reicher aufgeblüht,
Vorhaltend für ein halbes Leben
Noch heut mir hell im Herzen glüht?

Wie dank' ich dir, daß du dich lieben
So gründlich mein Gemüt gelehrt,
Daß grün und friſch in allen Trieben
Im Herbſt noch Frühling es verklärt?

Doch was zum Dank kann Liebe geben
Für das, was Liebe gab und gibt,
Als daß ſie unerſchöpflich eben,
Unſterblich liebt und wieder liebt!

Nach Jahren.

Der Menſch, tritt erſt ins Leben er hinaus,
Stürmt vorwärts, jedem Eindruck hingegeben;
Kopfüber ſtürzt er ſich ins Weltgebraus
Und aller Freuden Schätze will er heben.

Nach jeder Blume ſtreckt er ſeine Hand,
Begehrlich blickt er auf nach jedem Sterne;
Nicht Meere ſchrecken ihn noch Wüſtenſand,
Und ſeinem Streben ſcheint kein Ziel zu ferne.

Erfahrung aber weiß den wilden Trieb
Allmählich ſichern Bahnen zuzulenken,
Und mancher Wunſch, der unerfüllbar blieb,
Lehrt Mut und Kraft auf Wen'ges ihn beſchränken;

Und immer eng're Kreiſe zieht er ſich,
Und wenn im Kampf des Lebens aufgerieben
Die Jugend ſchwand und Alter ihn beſchlich,
Wie wenig iſt des Wen'gen noch geblieben!

Wohl dem, der früh in Einem Alles fand,
Der, wie von einem Zauberkreis umwoben,
Mitleidig lächelt, wenn um ſeinen Rand
Ohnmächtig zürnende Dämone toben.

Wohl dem, der liebt, und was ihn jung durchglüht,
Wie eine Rose in ein Buch geschlossen,
Gleich uns bewahrt und noch im Herzen blüht,
Wenn auch der Lenz der Jugend ihm verflossen!

Sonne und See.

Blau glänzt der See im goldnen Sonnenschein,
Als ob der Flut der Himmel sich vermähle,
Und wie der See strahlt klar und hell und rein
Im Glanze deines Blickes meine Seele!

Doch birgt die Sonne trüber Wolken Nacht,
So färbt der See sich grau, grau meine Seele;
Drum strahl' mir liebes Aug' in alter Pracht,
Daß nicht der Seele Himmelblau mir fehle.

Traumengel.

Ich lag heut nacht, müd' wie ich war,
Dem Schlummer hingegeben,
Da sah ich Engel licht und klar
Im Traum mir niederschweben!

Der lächelt rosig wie ein Kind:
Ein andrer, glanzumwoben,
Umsäuselt mich wie Frühlingswind
Und winkt empor nach oben.

Betrübt, die Augen tränenvoll,
Blickt dieser mir entgegen,
Und jene jauchzend, wild und toll,
Umschwärmen mich verwegen;

Und andre schwingen sich empor
Mit Flöten und mit Geigen
Und stimmen an so süßen Chor,
Daß alle Lüfte schweigen!

So schwirrten sie um mich im Traum
Herum wie wilde Tauben,
Und nun erwachend faß' ich's kaum
Und will mir selbst nicht glauben! —

Wie, schwebtet ihr vielleicht um mich,
Ihr Geister guter Stunden,
Ernst mahnend: „Mensch, erinnre dich
Der Tage, die entschwunden!"

Umkreiſten mich im Traumgeſicht
Die Seelen künft'ger Lieder,
Mich aufzurütteln: „Säume nicht
Und ſchreib uns endlich nieder!“

Traumengel, ſinn' ich hin und her,
Woher wohl mögt ihr kommen?
Aus welches Himmels Strahlenmeer
Habt ihr den Flug genommen?

Wie, oder wär', mein Lieb, wohl gar
Dein Herz der Himmel eben,
Der jene lichte Engelſchar
Im Traum mich ließ umſchweben?

Und wären's deine Gedanken, Kind,
Die reinen, unbefleckten,
Die kindlich ruhlos, wie ſie ſind,
Wie Kinder toll mich neckten?

Sie taten ſo vertraut wie du,
Doch naht' ich voll Verlangen,
Gleich dir entflohen ſie im Nu
Und ließen ſich nicht fangen!

Mein Stolz.

Das iſt mein Stolz! Es wird in fernen Tagen,
Starb nicht verhallend längſt ſchon mein Geſang,
Wie herb er tadle, doch der Kenner ſagen,
Er liebte heiß, der dieſe Lieder ſang!

Es werden meines Geiſtes Traumgeſtalten
Dem Enkel einſt, verſchlang ſie nicht die Zeit,
Verblaßte Züge nur entgegenhalten,
Doch Züge hoher, reiner Weiblichkeit!

Die Züge, die der herrlichſten der Frauen
Nachbildend einſt die Liebe abgelauſcht,
Die werden ſie in meinen Liedern ſchauen,
Solang' ihr Klang noch durch die Seelen rauſcht!

Das iſt mein Stolz! — Es trägt auf einer Welle
Der Zeitenſtrom uns hin, und eine Nacht
Des Schweigens, oder eine Ruhmeshelle
Unſterblich leuchtend iſt uns zugedacht.

Letzter Wille.

Wenn einſt der Tod an mein Lager tritt,
Drei Stücke gib in den Sarg mir mit:

Geraniumblüte brennend rot,
Wie meine Lieb' war bis zum Tod;

Ein duftend Röslein auch leg' hin,
Wild wachſend wie mein freier Sinn:

Ein Lorbeerzweig lieg' auch dabei,
Ein Zweig nur, daß kein Kranz es ſei!

Dann ſetz' an meinen Sarg dich hin,
Und weine, daß ich geſtorben bin;

Und ſprichſt du dann: Wie der, wie der,
So liebt mich niemand auf Erden mehr!

Dann iſt mein Tagewerk getan,
Dann ſchwingt mein Geiſt ſich himmelan!

An Mathilde.

1.

Ich weiß, du haſt mich verraten,
Wie Judas, um ſchnöden Preis,
Wenn nicht um Silberlinge,
Doch um ein Myrtenreis.

Ich weiß, du haſt mich verleugnet
Wie Petrus aus Furcht und Scham;
Du konnteſt mir Zeugnis geben
Und ſchwiegſt, da die Stunde kam.

Du ließeſt meiner Stirne
Aufdrücken das Mal der Schmach.
Du warſt mir die letzte Stütze,
Und dieſe Stütze brach.

Du haſt an mir geſündigt,
Gefrevelt mit Hand und Mund;
Du ließeſt den Leidensbecher
Mich leeren bis zum Grund.

Nur eines blieb noch übrig,
Nur eines! Mathilde, ſprich,
Haſt du dein Werk vollendet,
Mathilde, vergaßeſt du mich?

2.

Mathilde, nicht frohlocke,
Noch immer biſt du mein;
Mein Bild weckt dich am Morgen
Und ſchlummert mit dir ein.

Du kannſt mich nicht vergeſſen,
Und weckſt du auch Reu' und Leid,
Und gehſt du in Sack und Aſche
Und härenem Büßerkleid!

Vergeſſen kann Ergebung,
Vergeſſen kann Geduld,
Die Reue kann nur weinen,
Doch nie vergißt die Schuld!

Erzählende Gedichte.

König Dagobert und ſeine Hunde.

Todſiech ſaß König Dagobert,
Er ſaß auf goldnem Thron;
Zu Füßen lag ihm Stab und Schwert,
Sein Haupt umfing die Kron'.

Und auf des Thrones Stufen ruht
Sein treues Rüdenpaar,
Und Kronenglanz und Abendglut
Umſtrahlt ihm das greiſe Haar.

Es ſtehen ſeine Mannen all'
Der Halle Raum entlang;
Vom Münſter dröhnet Glockenſchall,
Und dumpfer Orgelklang.

Und zitternd hebt der Greis den Blick
Empor zum Abendrot,
Und ſchließt das Aug' und ſinkt zurück —
Da meinten ſie ihn tot!

Sein Erbe tritt hinan zum Thron,
Und greift nach Schwert und Stab
Und langt empor und nimmt die Kron'
Dem bleichen Vater ab.

Und aus der Halle ſchreitet er
Mit ſeiner goldnen Laſt,
Der Menge Schwall, ein wogend Meer,
Drängt nach in ſtummer Haſt.

Nicht einer weilte; nebelgleich
Brach Dämmerung herein;
Der greiſe König ſtill und bleich
Saß einſam und allein.

Nur ſeine Hunde treu und klug,
Die halten bei ihm ſtand,
Und lauſchen auf ſeinen Atemzug
Und lecken ihm Mund und Hand.

Da flammt noch einmal in lichtem Strahl
Hell auf ſein trüber Blick,
Da flutet ins Herz zum letztenmal
Sein ſtockend Blut zurück.

Sein Auge ſpäht nach ſeinem Sohn,
Und ſieh der Saal iſt leer,
Er ſucht, er greift nach ſeiner Kron',
Und findet ſie nicht mehr.

Kein Laut rings; nur ſein Rüdenpaar,
Das ſchnuppert ihn freundlich an;
Da faßt er's erſt, da wird's ihm klar,
Er ſei ein toter Mann.

Da wogt in des welken Buſens Raum
Empor ein Meer von Schmerz;
Da träumt ſeines ganzen Lebens Traum
Zurück ſein zuckend Herz.

Wie oft, was glühend er erfaßt
In Nebelduft zerrann,
Wie er geliebt, wie er gehaßt
Und alles war nur Wahn.

Wie selten Freude ihn entzückt
Und schwand dahin so schnell,
Wie hart die Kron' ihn oft gedrückt
Und glänzte doch so hell.

Das alles, wie dunkler Gnomen Schar,
Zog wirr an ihm vorbei,
Da sah sein brechend Auge klar,
Daß alles eitel sei! —

Zu seinen Hunden treu und gut
Hat sich sein Blick gewandt;
Liebkosend auf ihren Scheiteln ruht
Des Greises welke Hand.

Nach ihren treuen Augen späht
Sein Blick von Nacht umflort,
Und von den bleichen Lippen weht
Hinsterbend dieses Wort:

„Es strahlt kein Tag so hell, so licht,
Er geht zu End' einmal;
Es grünt kein Buchenwald so dicht,
Der Herbstwind macht ihn kahl!

Kein Becher schwillt von so süßem Schaum,
Er wird doch einmal leer,
Es hegt kein Herz so lieben Traum,
Am Ende träumt's nicht mehr!

Es strahlt keine Krone hell genug,
Am End' verlischt ihr Schein,
Es ist kein Freund so treu, so klug,
Es muß geschieden sein."

Er sprach's, liebkost sein Rüdenpaar
Noch einmal, und sinkt zurück,
Und diesmal war sein Sterben wahr,
Und diesmal brach sein Blick.

So tut ein altes Buch uns kund;
Sinnt, Fürsten, drüber nach,
Was sterbend eines Königs Mund
Zu seinen Rüden sprach.

Wittekind.

Im Frankenreich scholl Kriegsruf; er flog von Meer zu Meer:
Zum Heerbann soll sich stellen, was Waffen trägt und Wehr!
So will es Kaiser Karol, der Große zubenannt,
Der wollt' mit Macht gewinnen der Sachsen treulos Land.

Er wollt ihr Land gewinnen, nicht geizend nach eitlem Ruhm,
Nein, Land und Volk zu lösen aus wüstem Heidentum;
In Aachens Dom auf Ostern bescheidet er sein Heer,
Daß Priestersegen weihe der Gottesstreiter Wehr.

Wittkind, der Sachsen Herzog, als des ihm Kunde ward,
Der saß in tiefem Sinnen, und strich den schwarzen Bart:
„Er hat mich aufs Haupt geschlagen in manchem blut'gen Strauß,
Er warf den Brand der Fakel in meiner Väter Haus;

Er stürzte die Irmensäule und fällte Odins Hain,
Und bräch' er wie Meeresbrandung auch über uns herein,
Nein, nimmer soll er brechen der Sachsen freie Macht,
Eh' sei versucht das Letzte, das Äußerste vollbracht.

Denn Freiheit nur ist Leben, und Knechtschaft, sie ist Tod,
Eh' ich dem Joch mich beuge, eh' fließ mein Herzblut rot!
Auf, auf! Bewehr' mich Freiheit, zu hemmen des Drängers Lauf,
Wo nicht, nehmt freie Väter, frei euern Sohn hinauf."

Er spricht es und verhüllet in Bettlergewand den Leib,
Und birgt im Kleid das Kampfbeil, und herzet Kind und Weib;
Einsam durch Berg und Wälder erschallt des Wandrers Schritt;
Nicht einen seiner Treuen, nur Freiheit nimmt er mit.

Sie geht an seiner Seite, sie würzt ihm das karge Mahl,
Sie schöpft dem Müden Labung aus kühler Quellen Strahl;
Und wenn der Abend dämmert, sie bettet ihn in Moos
Und weich ruht, wie auf Seide, sein Haupt in ihrem Schoß.

So zog er durch Wald und Täler, und schwamm durch manchen Strom,
Und Ostern war gekommen, da stand er vor Aachens Dom;
Und alle Glocken läuten, und aus weit offnem Haus
Schallt jubelnd Halleluja und Orgelklang heraus.

Es dröhnt des Domes Halle von Waffen und von Wehr;
Versammelt um den Kaiser, wogt seiner Treuen Meer.
Wie spielten ihre Banner in hellem Farbenschein,
Wie weht durch die hohen Fenster mild Frühlingsduft herein!

Der Kaiſer im Feſtornate kniet betend am Altar,
Umringt in dichtem Kreiſe von armer Leute Schar;
Die drängten, ſeiner Spenden gewärtig, ſich heran,
Und vorwärts in ihre Reihen macht Wittekind ſich Bahn.

Der Kaiſer greift zum Schwerte, und als die Orgel ſchwieg,
Da reicht er es dem Prieſter: „Nimm hin und weih's zum Sieg!“
Der Segen war geſprochen, der Kaiſer nimmt ſein Schwert,
Und blickt empor zum Himmel von Frühlingsſchein verklärt.

„Herr,“ ſpricht er, „als deinen Boten haſt du den Lenz geſandt,
Er bricht des Winters Dunkel und hoffend grünt das Land;
Herr, laß dies Schwert auch leuchten mit Frühlingskraft und Macht
Und ſchwinden vor ſeinem Strahle des Irrtums Winternacht!“

Er ſpricht's und hebt zum Himmel die Klinge rein und blank
Und dreimal in den Lüften ſchwingt er ſie frei und frank,
Er ſchwingt ſie, daß im Frühlicht ihr Schimmer blinkt und glitzt!
Da ſchlägt im Schwall der Menge ein Schrei empor: „Es blitzt!“

Und hinſtürzt, der's gerufen, wie hingeſtreckt vom Strahl,
Und aus des Kleides Falten klirrt nieder der blanke Stahl:
Verrat! erſcholl's, und plötzlich, wie rauſchend durchs Laub der Wind,
Von Mund zu Munde flüſtert's: „Er iſt es, der Wittekind!“

Der aber zum Leben kehrend, rollt wild das Aug' umher,
Dann tritt er hin zum Kaiſer, aufatmend tief und ſchwer:
„Ich bin es, Herr,“ beginnt er, „ich bin dein grimmer Feind,
Und kam mit ſcharfem Stahle zu töten dich gemeint.

Ich kam für Sachſens Freiheit zum Mord bewehrt die Hand,
Dir aber ward ein Engel zum Schutz herabgeſandt;
Ich ſah ihn an deiner Seite, und als du ſchwangſt dein Schwert,
Da ſah ich ſeine Blicke glutflammend nach mir gekehrt.

Er drohte mit dem Finger, nein, nein, er drohte nicht,
Er winkte mir nach oben, zu Gott, zum Heil, zum Licht! —
Dem Schwert verfiel mein Leben, doch eh' es trifft mein Haupt,
Laß, Herr, nach dem mich heißen, den meine Seele glaubt!“

Da wiegt der Kaiſer lächelnd das greiſe Haupt und ſpricht:
„Die Taufe ſollſt du haben, dein Blut begehr' ich nicht!
Verlangteſt du nach Freiheit, wohlan jetzt iſt ſie dein,
Doch ſuch ſie nicht auf Erden, ſie wohnt in Gott allein.

Was lebt, iſt untertänig, und wer, wer diente nicht,
Die Mannen ihrem König und alle ihrer Pflicht;

Gott ſchuf den blöd', den weiſe, den arm und jenen reich,
In Gottes Wort, im Glauben nur ſind wir frei und gleich!

Es gibt nur eine Knechtſchaft, mein Sohn, es iſt die Schuld;
Von ihrem Joch befreite dich gnädig Gottes Huld!
Und weil es ſo gekommen, kehr heim denn in dein Land;
Frei leg' ich es, dem Freien, zurück in deine Hand.

Und laß die Völker alle, vertrauet deinem Hort,
Gelöſt vom Joch des Wahnes frei ſein in Gottes Wort;
Ich hab' dich lind gehalten, ſo halt auch du ſie lind!" —
So lebt im Buch der Sage die Mär' von Wittekind.

Adrian von Utrecht.

Was frommt dir's, Menſch, bekümmert ſein?
Des Schickſals Rad iſt nicht zu halten;
Laß Gottes Huld vertrauend walten,
Iſt deine Kraft zu ſchwach, zu klein;
Wie Zeit und Welt ſich bunt verwirren,
Laß tröſtend dich das Wort umſchwirren:
„Nur friſches Blut, nur frohen Mut,
So ſteht's mit uns noch immer gut!"

Da war der Schüler Adrian
Zu Utrecht einſt in Niederlanden;
Dem kam der Frohſinn nie abhanden,
Den fochten niemals Sorgen an!
Theologie war ſeine Liebe,
Denn früh ſchon lockten mächt'ge Triebe
Zum Prieſterſtand den jungen Sinn;
Doch war der Weg noch weit dahin!

Denn bitterarm war Adrian;
Die Eltern hatten kaum zu leben,
Was konnten ſie dem Sohne geben;
Ihn aber focht das wenig an,
Und hatt' er mittags nichts zu nagen,
So hat ſein Buch er aufgeſchlagen,
Und ſteckt' die Naſe drein und las,
Bis er aufs Mittagsbrot vergaß.

Ein Röcklein trug der Adrian,
An allen Nähten gar verſchliſſen,
Das Höslein auch war arg zerriſſen,
Doch keiner merkt ihm Kummer an;

Und hatt' die Schuh er abgelaufen,
Und konnte neue ſich nicht kaufen,
Verlor er drum nicht einen Laut
Und lief auf ſeiner eignen Haut!

Nach Wiſſenſchaft nur ſtand ſein Sinn,
Und daß im Winter Licht er finde,
Nicht ungenützt die Zeit ihm ſchwinde,
Zum nächſten Laden ſchlich er hin,
Und bei des Lichtes matten Strahlen,
Die dämmernd ſich durchs Fenſter ſtahlen,
Genoß ſein Geiſt die ſüße Koſt,
Erſtarrte auch der Leib vor Froſt.

Drang Schnee und Regen auf ihn ein,
So floh zum Münſter er behende,
Daß Helle ihm zum Lernen ſpende
Des ew'gen Lichtes Dämmerſchein;
So wußt' er immer ſich zu raten,
Und wenn der Prüfung Tage nahten,
Vor allen ſtets den Preis gewann
Der friſche, muntre Adrian!

Studieren aber währt gar lang',
Und ſtets von neuem mußt' am Morgen
Er für des Tages Notdurft ſorgen:
Ihm wurde aber niemals bang:
Und ging's recht ſchlecht, ſo hüpft' und ſprang er,
Und ſchallend durch die Straßen ſang er:
„Nur friſches Blut, nur frohen Mut,
So ſteht's mit uns noch immer gut!"

Und warf ſein Mützlein hoch empor
Und rief: „Heiſa, mir kann's nicht fehlen!
Und wenn ſie einſt zum Papſt mich wählen,
So bau' ich, nehm' ich feſt mir vor,
Für Schüler, die wie ich verlaſſen,
Ein ſtattlich Haus in Utrechts Straßen,
Ein ſtattlich Haus, ſo hoch, fürwahr,
Als in der Luft mein Mützlein war!"

Der Knabe rief es und genau
Erfüllte ſich, was er verkündet!
Noch heut zu Utrecht feſtgegründet
Steht Adrians verheißner Bau;

Nur daß, der dort die Mütz' geſchwungen
Und keck ſein Liedlein hingeſungen,
Als er ſein Wort erfüllen ließ,
Papſt Adrian der Sechſte hieß.

Ihr aber ſingt ſein Lied ihm nach!
Des Schickſals Rad iſt nicht zu halten,
Laßt Gottes Huld vertrauend walten,
Iſt eure Kraft zu klein, zu ſchwach;
Wie bunt ſich Zeit und Welt verwirren:
Laßt tröſtend euch das Wort umſchwirren;
„Nur friſches Blut, nur frohen Mut,
So ſteht's mit uns noch immer gut!“

Leogair.

Die Erlen rauſchen am Uferrand,
Der Mond blickt über die Felſenwand;

Und ferneher tönt es wie Roſſes Huf,
Wie Waffenklang und Hörnerruf,

Und Banner wallen im Mondenſchein
Und Helme blitzen! — Wer mag das ſein?

Das iſt der König Leogair
Mit ſeiner Mannen reiſ'gem Heer;

Gewinnen will er Leinſters Land,
Drum nahm er Speer und Schwert zur Hand,

Drum flattert ſein Banner im Mondenſtrahl,
Drum brauſt er wie Sturmwind durch das Tal!

Und als er zum Fluſſe gekommen war,
Da tauchte empor der Nixen Schar;

Und horchten und lauſchten dem Waffenſchall,
Und ſangen aus der Fluten Schwall:

„Was flattert dein Banner, was greifſt du zur Wehr,
Und ziehſt gegen Leinſter, Leogair?

Beim Eichenbühel vor manchem Jahr,
Als fliehend zerſtreut dein Heerbann war,

Als Leinſters Volk — o Schmach und Gram —
Dich Leogair, gefangen nahm,

Gelobteſt du nicht, wenn Wiederkehr
Dir in dein Reich verſtattet wär',

Gelobteſt du nicht mit Mund und Hand,
Nie mehr zu brechen in Leinſters Land?

Du haſt es beſchworen bei Sonn und Wind,
Denk deiner Schwüre, Menſchenkind! —"

Da lacht der König Leogair:
„Und hab' ich's geſchworen, ei was mehr!

Und hab' ich's geſchworen bei Sonn' und Wind,
Wo ſind ſie, die mir Zeugen ſind?

Die Sonne ging unter, bei der ich ſchwor,
Und ſtieg aus der See nicht mehr empor!

Der Wind, dem Frieden ich gelobt,
Hat längſt in den Wolken ſich tot getobt!

Dahin fuhr die Sonne, dahin der Wind,
Mein Schwur iſt, wo die Zeugen ſind!" —

Und lacht und gibt dem Roß den Sporn,
Und fährt dahin über Stock und Dorn;

Und hinter ihm in wildem Drang
Sprengt ſeine Schar das Tal entlang;

Dumpf dröhnte die Erde von Roſſeslauf.
Trüb dämmernd wachte der Morgen auf!

Da ſtellt zum Kampf ſich Leinſters Schar
Im Engpaß drohend ihnen dar;

Und rings erſchallt's vom Kampfgetos
Und Waffenklang und Lanzenſtoß;

Und als empor die Sonne ſtieg,
Zu Leogair neigt ſich der Sieg;

Und als der Morgenwind erwacht,
Da war gebrochen Leinſters Macht.

Da ſprach die Sonne: „Das duld' ich nicht,
Daß ſiege, der mir brach die Pflicht!"

Und zürnend brauſt des Windes Hauch:
„Er war mir falſch, ich bin ihm's auch!"

Da hat die Sonne zornentbrannt
Sich gegen Leogairs Schar gewandt:

Wirft ihre Strahlen, hell und licht,
Gleich Pfeilen ihnen ins Angeſicht;

Und blendet feindlich Roß und Mann,
Daß wüſtes Wirrſal rings begann;

Da kam der Wind, nicht minder toll,
Nimmt rächend ſeine Backen voll,

Nacht wirbelt er um Leogair
Und ſeine Scharen brauſend her;

Der Führer Ruf, der Hörner Ton
Trägt unvernommen er davon,

Die Banner reißt er in den Staub,
Macht blind, was ſieht, die Blinden taub;

Da rafft ſich Leinſters Schar empor,
Denn Wind und Sonne ſicht ihr vor,

Dringt los auf ſie, die ſchreckerfaßt
Treibt durcheinander dumpfe Haſt;

Noch wehrt dem Wirrſal Leogair;
Da ziſcht ein Pfeil vom Bogen her,

Er blutet, ſinkt, und über ihn
Wälzt blind des Kampfes Drang ſich hin.

Die fliehen, die verfolgen wild,
Leer wird das blutige Gefild';

Das Kampfgewirr erſtirbt, verhallt,
Stumm liegt die Heide, ruht der Wald;

Und ferneher vom Fluſſe drang
Der Erlen Rauſchen, der Nixen Sang,

Und flüſternd weht es im Abendwind:
„Denk' deiner Schwüre, Menſchenkind!"

Die Glocke von Innisfare.

Weihnachtabend, Feſt der Kleinen,
Wie ſie harren auf dein Erſcheinen,
Wie mit freuderoten Wangen

Jubelnd laut ſie dich empfangen!
Weihnachtabend, bei Arm und Reich,
Überall grünt dein Tannenzweig;
Überall brennen deine Kerzen,
Überall ſchlagen kleine Herzen,
Strecken haſtig kleine Hände
Sich entgegen deiner Spende;
Überall grüßt dich, wo es ſei,
Weihnachtabend, ein Freudenſchrei!

Weihnachtabend, Feſt der Kleinen,
Dorther grüßt dich leiſes Weinen!
Dort, wo Schottlands klarer Tweed
Rauſcht durch Cheviots Waldgebiet,
Wo ſich zwiſchen Felſenengen
Coldſtream's Hütten zuſammendrängen,
Dort im Stübchen, arm und kahl,
In der Dämm'rung mattem Strahl,
Wacht ein Kind am Schmerzenlager,
Drauf die Mutter blaß und hager
Ächzt und ſtöhnt in Fieberqual.
Arme Mary, zehnmal kaum
Sah ſie blühen den Apfelbaum,
Und ſchon gelben Sturm und Wetter
Ihr des Lebensbaumes Blätter;
Sorgend ſitzt ſie, horcht und lauſcht,
Wie der Mutter Pulsſchlag rauſcht,
Blickt im Dunkeln ſcheu umher,
Und das Herz vom Kummer ſchwer,
Grüßt ſie ſtill mit leiſem Weinen,
Weihnachtabend, dein Erſcheinen!

Durch die rauchgeſchwärzten Scheiben
Irrt ihr Blick und ſtarrt hinaus
In des Nachtgewölkes Treiben;
Sieh, da geht im Nachbarhaus
Licht an Licht auf, hell wie Sterne,
Weihnachtsjubel ſchallt von ferne,
Froher Spiele Saus und Braus,
Und vor Kummer und vor Sehnen,
Heißer fließen Marys Tränen,
Und ihr Herz wird trüb und trüber;
Horch, da ſchallt das Lied herüber,

Das zur Weihnachtsfeierstunde
Dorten geht von Mund zu Munde;
Also weht's von ferne her:

„Im Kloster von Innisfare
Da tönt nicht Chor, noch Orgel mehr;
Die schlimmen Sachsen warfen's nieder,
Seitdem erhob es sich nicht wieder;
In Trümmern liegt's, mich dauert's sehr,
Das Kloster von Innisfare!

Vom Kloster von Innisfare
Nur eine Kapell' ist übrig mehr;
Drin hängt ein Glöcklein von gutem Klange,
Zieht einer zur rechten Zeit am Strange,
Wirkt Wunder rings im Land umher
Das Glöcklein von Innisfare!

Das Glöcklein von Innisfare!
Liegt ein Kranker darnieder schwer,
Daß er wieder euch gesunde,
In der Christnacht zwölften Stunde
Zieht das Glöcklein, ich rat' euch's sehr,
Das Glöcklein von Innisfare!"

Leise war das Lied verklungen,
Und ein Seufzer, dumpf und schwer,
Tief vom Herzen losgerungen,
Tönt vom Schmerzenslager her,
Und der Worte mächtig kaum,
Stammelt die Kranke im Fiebertraum:
„Ja, die Glocke von Innisfare!
Wenn noch dein Vater am Leben wär',
Daß er das Glöcklein mir läuten ginge,
So entkäm' ich des Todes Schlinge;
Müßte nicht hier in Not verderben,
Mary, mein Kind, da müßt' ich nicht sterben!
Wenn noch dein Vater am Leben wär'!" —
Spricht's und sinkt zurücke wieder,
Und Erschöpfung, bleiern schwer,
Lähmt die Zunge, lähmt die Glieder!
Schweigend senkt die Nacht sich nieder;
Rings ersterben Sang und Tanz.

Festgejubel und Lichterglanz;
Stille wird's in allen Hütten,
Christnacht kommt herangeschritten.

Durch Coldstream's Schlucht weht Sturmgebraus,
Und löscht am Himmel die Sterne aus;
Schnee wirbelt nieder dicht und schwer,
Elf Schläge dröhnen vom Turme her,
Der Riegel klirrt, es knarrt die Tür;
Wer wagt ins Freie sich herfür?
Wer wagt in die wilde Nacht sich hinaus,
In Schneegestöber und Sturmgebraus?
Ein Mädchen ist's, zart, schmächtig, klein;
Wohl hüllt es in sein Plaid sich ein,
Doch gibt's die Füße nackt dem Eis,
Die blonden Locken dem Sturme preis;
Ein Stab bewehrt die eine Hand,
Die andre hält der Leuchte Brand,
So eilt sie hin, rasch wie der Wind,
Und riet' ihr einer: „Steh still, mein Kind!
Der Sturm verweht dich in seiner Flucht,
Der Schnee begräbt dich mit seiner Wucht;
Kehr heim ins schützende Gemach,
Das Wetter will nicht — gib ihm nach!"
Drauf spräch' sie nur: „Habt schönen Dank!
Die Mutter liegt daheim schwer krank;
Muß läuten das Glöcklein von Innisfare,
Mein Vater ist nicht am Leben mehr!"
Das spräche sie und eilte fort;
Nehm' Gott sie denn in seinen Hort! —

Bergan, bergunter, hinab, hinauf,
So stürmt sie hin in raschem Lauf;
Schnee birgt die Kluft und deckt den Stein,
Hab' acht; glatt ist der Felsenrain!
Sie strauchelt, sie gleitet — Weh, sie fällt! —
Die Leuchte liegt am Stein zerschellt,
Sie aber rafft sich frisch empor,
Und eilt dahin rasch wie zuvor!
Was aber, horch, trabt hinterdrein?
Sollt' es ihr treuer Haushund sein?
Doch dünkt mich fast das grause Tier —
Ein Wolf — Nun ist's vorbei mit ihr! —

Schon naht er knurrend, fletscht den Zahn,
Und faßt ihr Plaid und springt sie an —
Da weicht ihm unterm Fuß der Grund,
Er sinkt in der Wolfsgrub' offnen Schlund;
Die Decke, die unter dem Kind nicht brach,
Gab bei dem Sprung des Tieres nach;
Ihr Plaid nur zerrt's mit sich hinab.
Sie aber sich kreuzend in raschem Trab,
Eilt mutig weiter hinab, hinauf,
Bergan, bergunter in flücht'gem Lauf!
Wohl trieft ihr Röcklein, wohl trieft ihr Haar,
Wohl steht auf der Stirne der Schweiß ihr klar,
Wohl wirbelt der Schnee rings schwer und dicht,
Sie achtet's nicht, sie weiß es nicht;
Nach Innisfare nur steht ihr Sinn,
Doch halt, wo trug ihr Fuß sie hin?
Weil ihr die Leuchte dort zerbrach,
Ging irrend falschem Pfad sie nach;
Das Kloster liegt drüben auf der Höh',
Und sie steht unten tief am See;
Wenn Eis auch die Flut in Fesseln legt,
Wer weiß, ob's hält, wer weiß, ob's trägt?
Und soll sie zurücke? — Nimmermehr! —
Da dröhnen drei Schläge vom Dorfe her:
„Drei Viertel auf zwölf! — So helf' mir Gott;
Ich muß hinüber, und wär's mein Tod!"
Da ist sie schon am Uferrand —
Halt ein, mein Kind, und bleib am Land! —
Das Eis ist dünn — noch ist es Zeit —
Schon kracht's und prasselt's weit und breit —
Da bricht's — ein Schrei — Nehm' deine Huld
Sie gnädig auf, die rein von Schuld! —
Doch nein — noch flimmert ihr weiß Gewand,
Von Scholl' zu Scholle springt sie ans Land —
Nun ist sie drüben, und nun im Lauf
Stürmt sie den Klosterberg hinauf —
Nun ist sie oben, nun ist's erreicht,
Nun schlägt das Herz ihr frei und leicht,
Nun atmet sie auf tief, frei und lang;
Er ist vollbracht, der schwere Gang!
Und vorwärts dringt in frommer Lust
Sie durch der Trümmer Schutt und Wust;
Nur eine Kapelle ist übrig mehr,

Dort ragt ihr ſpitzes Türmlein her,
Und aus dem Türmlein glänzt von fern
Die Glocke her, ein Rettungsſtern;
Die Tür ſteht offen, ſie tritt hinein:
Nun laſſ' das Werk vollendet ſein,
Zieh an das Glöcklein, daß es klingt
Und deiner Mutter Geneſung bringt!
Was ſäumſt du, Kind? Was ſuchſt du lang?
Greif zu — Herr Gott, es fehlt der Strang!
Zu ihren Füßen liegt im Staub
Sein karger Reſt, des Moders Raub;
Die Treppe ſtürzte ein im Brand,
Die ſonſt empor zum Turm ſich wand;
Kein Weg, kein Steg, der aufwärts führt,
Kein Hebel, der die Glocke rührt!
Du armes Kind! — Des Sturms Gebraus
Pfeift durch die Mauern und höhnt dich aus
Vergebens kamſt du durch Wind und Schnee,
Vergebens drangſt du über den See,
Vergebens ſtreckſt du die Arme dein
Zur Glock' empor! — Es ſoll nicht ſein!
Im Dorfe ſchlägt es Mitternacht,
Der Himmel will's nicht, ſein iſt die Macht!

Starr ſtand das Kind, doch wie's vernahm
Den Stundenſchlag, zu ſich es kam,
Und wirft ſich nieder auf den Stein,
Und faltet fromm die Hände klein,
Und betet:

„Liebes Chriſtkind du!
Hör gnädig der armen Mary zu;
Die Mutter ſagt, ſo iſt's auch wahr,
Du kämſt zu uns Kindern Jahr für Jahr;
Du gingſt vorbei an der ſchlimmen Haus,
Den frommen teilteſt du Gaben aus;
So bitt' ich denn, vergiß nicht mein,
Chriſtkind in deinem Strahlenſchein,
Und weil dies Jahr ich nichts bekommen,
Und war doch eines von den frommen,
So bitt' ich dich, gewähre mir
Nur ein paar Schläge der Glocke hier,
Daß mir die Mutter am Leben bleib',

Und neu sich stärk' ihr siecher Leib;
Gewähr der armen Mary dies,
Ich heiß ja, wie deine Mutter hieß!"

Und spricht's und heiß vom Antlitz rinnt
Ein Tränenstrom dem armen Kind;
Und eh' im Dorf noch der zwölfte Schlag
Verkündet einen neuen Tag,
Da plötzlich regt sich's,
Da, horch, bewegt sich's,
Da schwingt sich's im Kreise,
Da schallet leise
Ein Schlag, noch einer, und noch mehr;
Da läutet die Glocke von Innisfare!
Das tat der Sturm nicht, des rohe Macht
Dahintobt brausend durch die Nacht,
Das ist der Herr, der Gewährung nickt
Dem Kind, das gläubig aufwärts blickt;
Und wie hinaus über Berg und Wald
Mit mächt'gem Ruf die Glocke schallt,
Da mischt sich dem Kind wie Engelsang
Der Mutter Stimme in ihren Klang:
Gerettet! weht ihm's von ferne her
Ins Geläute der Glocke von Innisfare!

Die Brautnacht.

Nach einer wahren Begebenheit.

Glück, Glück, du Goldfrucht hinterm Gitter!
Die Schranke sinkt, und du verlockst nicht mehr.
Glück, Glück, du goldnes Ährenheer!
Schon rüstet sich zum Kampf mit dir der Schnitter.
Da zuckt aus Nachtgewölk der Blitze Speer,
Und Ernte hält vernichtend das Gewitter.
Was bist du Glück? Ein Stern und Nacht umher!
Du bist ein Tropfen Süß im Meere Bitter;
Du bist dem Lebenskleide, schwarz und schwer,
Am Saume eingewebt ein goldner Flitter:
Leid ist des Lebens Stamm und du ein Splitter,
Was bist du, Glück? Ein Schatten und nicht mehr!

Zu Genua war's in einer Frühlingsnacht,
So voll von Duft, so reich an Sternenpracht,
Als grüßten sehnsuchtsvoll aus ihrer Ferne
Mit Duft und Strahlen Blumen sich und Sterne,

In einer Nacht, wo durch Jasmin und Rosen
Rings säuselte so lauer Lüfte Kosen,
Daß träumend selbst das Meer, statt wild zu tosen,
Nur leise plätschernd spielte an der Küste,
Als ob es sie mit Serenaden grüßte,
In einer Nacht, so weich und wollustwarm,
Als lägen Erd' und Himmel sich im Arm,
Und das verlorne Eden senkte wieder
Einmal nach Jahren sich zur Erde nieder;
In solcher Nacht einst gärt' wie Flutgetose
Des Volkes wirrer Drang in Genuas Schoße,
Und dort wo der Palast am Meeresstrand
In seiner Kerzen, seiner Fakeln Brand
Wetteifert mit der Sterne lichten Flammen,
Da rottet sich's zum Knäuel dicht zusammen,
Und donnerlaut schlägt Jubelruf empor,
„Das Brautpaar lebe!" tönt es rings im Chor;
Hier ruft's: „Dem Kind Orsinis Heil und Glück!"
Und dorten schallt's: „Heil Dorias Sohn!" zurück;
Und da und dorthin wogt die bunte Menge,
Und Zitherschall erwacht und Liedesklänge;
Hier Spiel und Tanz; dort um des Weines Fülle
Gezänke, Messerzücken, Wutgebrülle,
Und Weiberkreischen, Röcheln dumpf und schwer,
Drein Paukenwirbel vom Palaste her,
Und wie verwundert schaut der Mond von oben
Kalt, blaß und ruhig in das wilde Toben.

Sie aber, sie, wo weilen die Beglückten,
Für die so reich sich Erd' und Himmel schmückten,
Für die aufflammen all' die hellen Kerzen,
Für die aufjubeln all' die wilden Herzen?
O sucht sie nicht im glanzerhellten Saal,
Im Tanzgewirr, beim fröhlich lauten Mahl;
Dort, seht, wo die Terrasse weit und frei
Hinausblickt auf des Gartens Schattengänge,
Dort, wo verhallt der Ruf der Flötenklänge,
Dort, wo erstirbt der Menge greller Schrei,
Dort sucht die beiden, die vor wenig Stunden
Zum Gang durchs Leben Priesterhand verbunden.
Er jung wie sie; Gold ihrer Locken Flut,
Er sonngebräunt, und sonnenheiß sein Blut;
Sie sechzehn kaum, und noch ein Kind im Herzen,

Wo reif sein Sinn den Jahren vorgeeilt,
Sie schelmenhaft, geneigt zu muntern Scherzen,
Die er nicht liebt, und doch aus Liebe teilt,
Verwandt und Spielgenossen und vermählt,
Kein Band, sie innig zu verknüpfen, fehlt.

Dort lehnen sie, mit Strahlen hell umflossen
Vom Mondlicht, wie von ihrer Liebe Glück,
Und selig still, fest Hand in Hand geschlossen,
Scheint ihnen, stumm versenkend Blick in Blick,
Der Strom der Zeit versiegend abgeflossen,
Und grau in Nebel sinkt der Raum zurück.
„Francesco", ruft's, „Ginevra", hallt es wider,
„Mein Leben," spricht er, Fieberbrand im Blick,
„Du meine Seele!" haucht es ihm zurück;
Und wonnetrunken sinkt er vor ihr nieder,
Springt wieder auf, umschlingt sie, hält sie fest
Und fester an sein pochend Herz gepreßt,
Und Küsse raubt er ihr von Mund und Wangen:
„Sei mein, Geliebte!" fleht sein Glutverlangen
„Du bist ja mein, vor Gott mir angetraut!
Des Festes Glanz verlischt; der Morgen graut;
Versage dich nicht länger meinem Glück."
Sie aber, sei's, daß mädchenhafte Scham,
Sei's, daß sie kind'scher Mutwill' überkam,
Sie schelmisch lächelnd wirft das Haupt zurück.
„Glück," spricht sie, „Glück! Sie sagen, oft sei Glück
Nur süß von außen und von innen bitter.
Glück, heißt es, sei die Goldfrucht hinterm Gitter;
Die Schranke sinkt und sie verlockt nicht mehr!
Nein, rüttle, rüttle, mein Gemahl und Herr,
Nur noch ein Veilchen an des Gitters Stäben!"
Und spricht es, und wie Elfen rasch entschweben,
Und flüchtig wie der Pfeil vom Bogen schnellt,
Entwindet sie dem Arm sich, der sie hält,
Entschlüpft sie des Verfolgers hast'gen Händen,
Weiß listig da und dorthin sich zu wenden,
Bis des Altanes Pforte sie gewinnt.
Und: „Nein, du fängst mich nicht so leichten Kaufes,
Gut' Nacht, Francesco!" ruft sie vollen Laufes
Mutwillig ihm zurücke und entrinnt!

Er will ihr folgen: doch er hemmt den Schritt:
Es ist sein Glück, die Fülle seiner Wonne,

Die plötzlich blendend wie das Bild der Sonne
Ihm überwält'gend vor die Seele tritt.
Er läßt sie fliehen, gönnt ihr, sich zu letzen,
Der Kindlichen, an kindischem Ergötzen:
Denn vor ihm liegt, ein Talgrund grün und traut,
Das Bild der Zukunft lächelnd ausgebreitet,
Und Blumen sprießen rings, wohin er schreitet,
Und Früchte reifen rings, wohin er schaut;
Schon tritt ihm blühend Tag für Tag entgegen
Und Jahr für Jahr, und jedes bringt nur Segen,
Und fromm zum Himmel hebt er seinen Blick,
Als wollt' er seine heil'gen Sterne fragen,
Wie er verdient so überreiches Glück,
Und wie sein Herz es fassen soll und tragen! —
Tor, wacht kein Engel, warnend dir zu sagen:
„Trau nicht dem Glück! Wohl reift sein Ährenmeer,
Und rüstig schon zur Sichel greift der Schnitter,
Da zuckt aus Nachtgewölk der Blitze Speer,
Und Ernte hält vernichtend das Gewitter!"

Verhallt war draußen längst der Menge Toben,
Erlöschend gehen in Orsinis Haus
Der Kerzen Glanz, des Festes Jubel aus,
In Dämm'rung rings war schon die Nacht zerstoben,
Da lenkt Francesco traumerwacht den Sinn
Vom Kommenden zum Gegenwärt'gen hin;
Ihm winkt Ginevras dunkler Strahlenblick,
Ihm blüht der Brautnacht still verschwiegnes Glück,
Und er enteilt, zur Strafe sie zu ziehen,
Die ihm zu trotzen wagte, ihn zu fliehen.
Schon steht er an des Brautgemaches Schwelle,
Er pocht und pocht, doch niemand spricht: Herein;
Und eingetreten sieht er sich allein
In seines Rosenlichtes Dämmerhelle. —
Wie, sollte im Kloset wohl, ihn zu necken,
Orsinis holdes Kind sich ihm verstecken?
Doch es steht leer; nur vom Balkon her wehte
Berauschend süß, als wär's Ginevras Hauch,
Der Duft herein von einem Rosenstrauch. —
„In der Kapelle weilt sie im Gebete!"
Vertröstet er sein ungeduldig Herz,
Und steigt die Stufen hastig niederwärts,
Und rasch betritt er die geweihten Hallen;

Doch schwarze Nacht umfängt ihn; feucht und kalt
Von Moderdüften fühlt er sich umwallt,
Als wär' er lebend schon der Gruft verfallen;
Und plötzlich durch die hohen Fenster bricht
Mondlicht herein, als spräch's: Hier ist sie nicht!
Da stürzt er fort, stürzt Treppen auf und nieder,
Sucht da und dort durch Hallen und Gemach,
Orsinis Alter schreit vom Schlaf er wach,
Fragt, forscht, erzählt, und fort — fort treibt's ihn wieder,
Und angstgestachelt folgt ihm jener nach,
Und forscht wie er auf längst durchforschten Wegen.
Hier flüstert's — nein — doch horch! Von dorther schallt
Geräusch von Schritten! — „Halt, wer geht da? Halt!"
Doch sie — die zwei nur stürzen sich entgegen!
„Ginevra? Rede!" — „Weißt du nicht zu sagen?" —
So kreuzen wie zwei Schwerter sie die Fragen,
Die Antwort wechseln sie in einem Blick,
Und wenden ruhlos beide sich zurück,
Zu forschen wieder in des Hauses Runde,
Und wieder sich zu treffen ohne Kunde.
„Ginevra" schallt es hier, „Ginevra" dort,
Und höhnend widerhallt die Wand das Wort,
Doch ihrer Stimme Klang wird nicht vernommen! —
Entfloh sie, lösend ein verhaßtes Band?
War bessrer Rat ihr über Nacht gekommen?
Entführte sie bei Nacht dem Heimatstrand
Ein Kaperschiff nach Algiers fernen Buchten?
Wer mocht' es sagen! Rings zur See, zu Land,
Vergebens suchten alle, die sie suchten;
Ein Sonnenstrahl, der glänzte und entschwand,
Ein Liedesklang, der tönte und verwehte,
Ein grünes Blatt, das heut im Wind sich drehte,
Und morgen führt der Sturm es übers Land,
Ward ihrer jemals eine Spur gefunden? —
Und so war sie, und so war sie verschwunden!
Und einsam sitzen Vater und Gemahl
Erloschnen Blickes, eingefallner Wangen,
Und starren vor sich hin im weiten Saal,
Vom Fest her reich mit Kränzen noch behangen;
Rings Becher umgestürzt beim frohen Mahl,
Zerrissne Larven, ausgebrannte Kerzen;
Sie aber sitzen mit gebrochnen Herzen,
Und Wahnsinn wirbelnd kreist um ihre Scheitel,

Und ihnen iſt, als ſchriebe an die Wand
Mit Flammenzügen eine Geiſterhand:
„Traut nicht dem Glück, denn alles Glück iſt eitel!“

Ein halb Jahrhundert war ſeitdem verſtrichen;
Der alte Mann, der lange Tag für Tag,
Ob Froſt, ob Sonnenhitze draußen lag,
Durch Genuas Straßen mühvoll kam geſchlichen,
Und lauernd ſtets das Auge, ſtumpf und ſtarr,
Mit blödem Lächeln da und dorthin ſandte,
Und niemals fand und ſuchte immerdar
Und ſeufzend dann nach Haus ſich wieder wandte:
Er lag gebettet längſt in tiefem Frieden,
Und ſuchte nicht vergebens mehr hienieden. —
Francesco auch fand längſt, was er begehrt,
Den Schlachtentod durch ein Osmanenſchwert.
Sie ſchliefen alle feſt in ihren Grüften,
Die einſt geſchwelgt in jener Nacht voll Düften,
Die einſt geflüchtet vor des Morgens Jammer;
Und wieder ſchmückt zu Feſten froh und laut,
Zur Hochzeitsfeier einer holden Braut
Sich im Palaſt Orſini Saal und Kammer.
Und froh begleitet von der Diener Schar,
Durchmißt das Brautpaar muſternd ſeine Hallen,
Verteilet die Gemächer nach Gefallen,
Und nimmt des künft'gen Haushalts ordnend wahr.
Durchwandert war das Haus auf allen Wegen;
Der Prunkſaal war, das Schlafgemach erwählt,
Nur ein Kloſett noch für die Herrin fehlt,
Ein heimlich Lauſchverſteck der Ruh' zu pflegen.
Und jetzt betreten ſie ein Kämmerlein,
Beſtellt, unnützes Hausgerät zu wahren,
Und uneröffet, ſcheint's, ſeit vielen Jahren;
Nur matt und dämmernd dringt der Sonne Schein
Durchs ſpinngewebumflorte Fenſter ein;
Doch draußen um die Scheiben ſpielen Ranken
Von friſchem Efeu und von wildem Wein
Und grüßen nickend ins Gemach hinein,
Wie hoffnungsgrüne, freundliche Gedanken!
„Gefunden!“ ruft das Brautpaar jubelnd aus,
„Kein Ort ſo traut, ſo ſtill im weiten Haus;
Als ob er zum Kloſett geſchaffen wäre!“
„Nur ſchade,“ ſetzt die Braut hinzu, „zu klein,

Nimmt dort am Pfeiler doch der alte Schrein
Wurmstichig, morsch, in unbeholfner Schwere
Ein Dritteil fast des ganzen Raumes ein." —
„Mißfällt er dir, so soll er ohne Säumen,"
Versetzt der Bräutigam, „die Stelle räumen."
Und winkt den Dienern: „Weg dort mit dem Schrein!"
Doch als geschäftig jene nun ihn fassen,
Will seine Last von ihrem Platz nicht lassen,
Kreischt unter ihren Händen, ächzt und stöhnt,
Und plötzlich löst sich, laut wie Donner dröhnt,
Der Deckel aus den Fugen, birst entzwei,
Hoch auf wallt Staubgewölk, und jetzt — ein Schrei
Zuckt gellend laut ringsum von jeder Lippe —
Jetzt zeigt sich ihren Blicken ein Gerippe!
Hohläugig grinst sie all der Schädel an,
Als lächelt er und zeigt den weißen Zahn;
Und auf dem Scheitel ruht im blonden Haar
Ein Myrtenkranz, zerstäubend im Berühren;
Geschmeide, die Orsinis Wappen führen,
Nehmt funkelnd um den Knochenarm ihr wahr;
Was glänzt am Finger? Ist's des Traurings Schimmer?
Er ist's — und hier in ihres Sarges Trümmern
Der Rest von allem, was Ginevra war.
Ja sie, sie ist es, und dies ist ihr Sarg;
Sie dachte nicht solang' darin zu liegen,
Als schelmisch lächelnd sie hineingestiegen
Und neckend drin sich vor dem Gatten barg;
Wie strebte sie, sich recht hineinzuschmiegen,
Zu schließen über sich des Deckels Rand;
Der aber, bleiern schwer, entschlüpft der Hand,
Die Feder fällt ins Schloß; ein Schlag, ein Schrei,
Vergebnes Rufen, ängstliches Bestreben,
Die Wucht des Deckels wieder aufzuheben;
Gewimmer und Gestöhn — dann ist's vorbei,
Der Atem aufgezehrt, die Sinne schwinden!
Ein blühend Leben frisch und fromm und rein,
Ein liebetrunken Herz empfing der Schrein,
Und ließ ein Häufchen Asche wiederfinden!

Glück, was ist Glück? — Ein Schatten und nicht mehr —

Falkland.

„Den ſamtnen Mantel mit Gold geſtickt,
Die Krauſe von Brüſſler Spitzen,
Den Hut, von dem der Reiher nickt
Und leuchtend Juwelen blitzen,
Auch meines Halsſchmucks Goldgeflecht,
Ererbt aus der Väter Tagen,
Die Stücke legſt du mir zurecht,
Die trag' ich morgen im Gefecht,
Wenn wir mit Eſſex ſchlagen!" —

Lord Falkland ſpricht's und aus dem Zelt
Tritt er hinaus ins Freie,
Und rings den Heidegrund erhellt
Der Lagerfeuer Reihe!
Dort drüben hält Lord Eſſex' Macht
Und Cromwells Eiſenreiter,
Und hier verlärmen vor der Schlacht
Die Kavaliere wild die Nacht,
Des Königtumes Streiter!

Dort ernſtes Schweigen, ab und zu
Nur dumpfes Pſalmenſingen;
Hier Jauchzen ohne Raſt und Ruh',
Spottlieder, Becherklingen!
„Rundköpfe und Rebellen!" drang
Es hier aus trunknen Kehlen,
Und „Belials Söhne!" drüben klang
Es zwiſchen näſelndem Geſang,
„Verdammnis ihren Seelen!"

Lord Falkland blickt ins Feld hinaus
Und horcht den dumpfen Klängen,
Die wirr wie flutend Sturmgebraus
Die Seele ihm bedrängen;
„Altenglands Söhne hier wie dort,"
Spricht er, das Herz voll Wunden,
„Und zwiſchen beiden nachtumflort
Treibt wild der Tage Strömung fort,
Und trennt, was Gott verbunden!"

„Das Königtum verfechten wir,
Denn heilig iſt die Krone;
Wir dulden nicht, daß Ehrgeiz,
Je rüttle frech am Trone! —

Die drüben wagen wohlgemut
Den Kampf für Recht und Glauben;
Es läßt der Freiheit köstlich Gut,
Erworben durch der Väter Blut,
Altengland sich nicht rauben!

Sie haben recht und so auch wir;
Eins aber fehlt uns beiden,
Der klare Blick, wo dort und hier
Sich Recht und Unrecht scheiden!
Zum Trotz wird drüben Festigkeit,
Zum Übermut hier Treue;
Dort überhasten sie die Zeit,
Hier gilt das Alte für geweiht,
Und Haß verfolgt das Neue!

Nicht Einsicht hier, noch Rücksicht dort,
Gelöst der Ehrfurcht Bande;
Parteigetriebe Tat und Wort,
Rings Leidenschaft im Brande;
Die Zeit, ein wildempörtes Meer,
Und ich umhergetrieben,
Die Brust von bangen Zweifeln schwer,
Unfähig, blind zu hassen mehr,
Unfähig, blind zu lieben!

Hier ficht mein Herz, dort mein Verstand!
Soll ich, im Auge Tränen,
Mit brudermörderischer Hand
Im Kampf begegnen jenen?
Und kann ich mich entschlagen hier
Ererbter heil'ger Pflichten,
Daß laut es schalle hinter mir:
Treubrüchig falscher Kavalier,
Mög' Gottes Zorn dich richten! —

Kein Ausweg rings und keine Wahl,
Als ehrlos leben, oder
Auf Brüder zücken meinen Stahl
Im wilden Kampfgelober! —
Es graut der Tag, es drängt die Not,
Was wählen und was meiden? —
Von Schmach hier, dort von Schuld bedroht,
Gespötte hier, dort Seelentod!
Nun so — so troß' ich beiden!

Nie wich ich all mein Leben lang,
Von meines Königs Bahnen,
Ich folg' ihm in des Kampfes Drang,
Entrollt er seine Fahnen,
Doch nicht zu schlagen unbewehrt,
Im festlichen Geschmeide,
Die Brust zu bieten jedem Schwert,
Bis eines, wie's mein Herz begehrt,
Ein Ziel setzt meinem Leide! —"

Er spricht's und tritt zurück ins Zelt,
Und es beginnt zu tagen,
Und als im Licht rings glänzt das Feld
Ward Newbury's Schlacht geschlagen;
Als aber in des Mittags Glut
Rückzug die Hörner blasen,
Und still und stumm das Schlachtfeld ruht,
Liegt hingestreckt in seinem Blut
Lord Falkland auf dem Rasen!

Ihn schmückt der Mantel mit Gold gestickt,
Die Krause von Brüssler Spitzen,
Der Hut, von dem der Reiher nickt,
Und leuchtend Juwelen blitzen;
Doch reicher noch mit Glanz umflicht
Verklärung seine Züge,
Und heitre Ruhe, die da spricht:
„Ich wählte und bereu' es nicht;
„Viel besser Tod als Lüge!"

Meinungen und Stimmungen.

Es weht ein Atem Gottes in uns allen,
Ein Hauch des Lebens, den der Tod nicht raubt,
Und nicht geweihter sind Sankt Peters Hallen,
Nicht heiliger, als jedes Menschenhaupt!

Philosophie wird jetzo viel getrieben
Und Politik von aller Art noch mehr;
Ob's nicht vielleicht am kürzesten doch wär',
Uns alle nur recht brüderlich zu lieben?

Umſonſt im Unglück blickſt du himmelan,
Kein Troſteswort tönt wider deinen Klagen;
Den Himmel, Armer, der dir helfen kann,
Du mußt ihn fromm im eignen Buſen tragen!

Sei taub und ſtumm, ſo lebſt du ruhig fort,
Sei ſchlecht, doch klug, du findeſt deine Wege,
Doch wage wahr zu ſein in Tat und Wort,
Und ſuch umſonſt, wohin dein Haupt ſich lege!

Die Hälfte deines Lebens iſt Erwerben;
Verluſt, Enttäuſchung, Trübſal Schlag auf Schlag,
Verzichten und Entſagen Tag für Tag
Erfüllt den andern Teil; der Reſt iſt Sterben!

Liebe blendet, Haß verwirrt;
Wenn Parteienkampf entzündet,
Hat nur der ſich nie geirrt,
Der mit keiner ſich verbündet!

Beten ſoll der Menſch und leben,
Aber wer es recht verſteht,
Macht ſein Leben zum Gebet,
Nicht Gebet zu ſeinem Leben!

Die Welt will nicht das Weſen, nur den Schein;
Und läßt ſie auch den Demant ſich gefallen,
So ſpielt ſie doch, geſteht ſie's gleich nicht ein,
Im Grund viel lieber doch mit Glaskorallen!

Bemüh dich, ſchreibſt du, dunkel ſtets zu bleiben;
Die Menge fühlt gar wohl, ſie ſei beſchränkt,
Und ſagſt du klar, was ſie verworren denkt,
Meint jeder gleich: Das konnt' ich ſelber ſchreiben!

Hart klingt das Wort: Du ſollſt! uns erſt auf Erden,
Doch fügt ein zweites nur: Ich will! daran,
So wird zuletzt: Ich muß! aus beiden werden
Und dann, gewiß, dann fühlt ihr bald: Ich kann!

Ein Irrtum iſt, ein Mißgriff kein Verbrechen,
Nur heiſch nicht Beifall, wo Verdienſt gebricht;
Ich will dich lieben, Freund, trotz deiner Schwächen,
Doch deine Schwächen eben lieb' ich nicht!

Das Höchſte, was der Künſtler
Und was Natur erſchafft,
Iſt unbewußte Anmut
Und ſelbſtbewußte Kraft.

Mit klugen Schurken läßt ſich's leben,
Geh plumper Güte aus dem Weg:
Sie baut dir hilfreich hier den Steg
Und ſtößt dich in den Sumpf daneben!

Weltſchmerz modern? — Was fällt euch Toren ein?
Wollt' jede Zeit nicht aus der Haut noch fahren?
Schrieb Sophokles nicht vor zweitauſend Jahren:
„Das beſte Los iſt nicht geboren ſein?"

Kunſt ſei ganz Wahrheit, aber nur zum Scheine,
Sei ganz Natur, nur mit Geſchmack und Wahl,
Ganz Wirklichkeit, nur nicht die platt gemeine,
Kunſt ſei mit einem Wort denn — ideal!

Im Unglück werden viele mit dir klagen;
Wenn Glück mit ſeinen Strahlen dich umgibt,
Wird mancher ohne Mißgunſt es ertragen,
Sich freuen drob, nur einer, der dich liebt!

Voll Dornen iſt des Lebens Pfad,
Wer könnt' es anders ſagen,
Nur läßt zum Glück ſie Gottes Rat
Mitunter Roſen tragen!

Das Ende gleicht dem Anfang oft auf Erden,
Doch nicht in Wahrheit, nur zum Schein;
Wie ſelig iſt's, ein Kind zu ſein,
Wie traurig aber wieder Kind zu werden!

Es meint der Mann: Erlaubt ſei, was gefalle!
Die Frau: Erlaubt ſei, was ſich zieme nur!
Nur daß der dritte Spruch euch nicht entfalle,
Erlaubt iſt, was ſein muß, ſpricht die Natur!

Seit Goethe ſprach: „Nur Lumpe ſind beſcheiden!"
Ward zum Genie jedweder dritte Mann,
Und ſeitdem quält die Welt ein ſeltſam Leiden,
Sie ſäh' gern wieder Lumpe dann und wann.

Faß zart und mild die Menschheit an,
Nur murrend wird dein Joch sie tragen;
Du mußt ihr recht ins Antlitz schlagen,
Dann bist du ihr ein großer Mann.

Wer früh nicht alle Halbheit haßt,
Und will was Ganzes sein auf Erden,
Der mach' sich nur darauf gefaßt,
Er werde ganz und gar nichts werden!

Almosen spenden und mildtätig sein
Weil dort dafür des Himmels Freuden winken,
Vergebt mir, Freunde, das Verdienst ist klein;
Wer würfe mit der Wurst nicht nach dem Schinken?

Behandle Zartes nicht zu zart,
Denn was Berührung scheut, ist Spinngewebe:
Doch mild faß an, was rauh und hart,
Daß Stein und Stahl nicht etwa Funken gebe!

Ach wie prahlt ihr alte Herrn,
Mit der Fülle eurer Tugend,
Und vertauschtet sie so gern
Mit den Sünden eurer Jugend!

Nach dem Besten strebe, ringe!
Aber besser, junges Blut,
Es gelingt dir, was nur gut,
Als daß gar nichts dir gelinge!

Vornehme Leute und kleine Kinder
In einem stimmen sie überein,
Sie meinen beide, mehr oder minder,
Die Welt wär' da für sie allein!

Es lieben Frauen oft nur, um zu lieben,
Weil er geliebt wird nur, liebt oft der Mann;
Sie folgen der Natur allmächt'gen Trieben,
Bei uns fängt alles bei der Selbstsucht an!

Es hassen starken Eindruck matte Seelen,
Die unentweihte, frische, schwelgt darin;
Maß halten nennen sie's in ihrem Sinn,
Wenn Mark der Zeichnung, Glut der Farbe fehlen.

Wenn du geſtorben biſt, wer denkt noch deiner? —
Im erſten Jahr vielleicht ein Heer,
In zehen Jahren wohl noch einer,
In zwanzig Jahren keiner mehr!

Du willſt nicht auf des Meiſters Worte ſchwören,
Du biſt du ſelbſt und brichſt dir ſelber Bahn! —
Recht ſchön! Nur laß nicht Dünkel dich betören,
Und ſchwör verblendet auf den eignen Wahn!

Ein Mann iſt zu berechnen ganz genau;
Wozu jedoch im Guten wie im Böſen
Sich aufzuſchwingen fähig eine Frau,
Die Frage wird ihr beſter Freund nicht löſen!

Talent wird ſtets mit Neid und Mißgunſt kämpfen;
Der friſche Erzguß reizt das Aug' zu ſehr,
Erſt wenn den Glanz des Werkes Jahre dämpfen,
Dann gilt es, was es wert iſt, und noch mehr!

Weh dem, der nie ſich um ein Nichts gehärmt,
Der Dichterwort begeiſtert nie geleſen,
Der nie geliebt, geſchmachtet und geſchwärmt,
Weh dem, der altert und nie jung geweſen!

Vollkommen wird kein großer Menſch erſetzt,
Des Menſchen Eigenſtes iſt einzig eben;
Und doch weiß irgendwie Natur zuletzt,
Erſatz auch für dies Einzige zu geben!

Erziehungskünſtler, dein Triumph iſt der,
Was in uns liegt, zur Blüte zu entfalten;
Doch nie gibt deine Müh' dem Menſchen mehr,
Als ſchon im Werden er von Gott erhalten.

Es gibt ein Glück wohl, aber ach!
Wir ſchätzen's nur, wenn wir es miſſen,
Wie von Geſundheit wir erſt wiſſen,
Wenn Krankheit unſre Stärke brach!

Ihr wollt nach Dutzenden die Freunde zählen?
Zählt doch erſt jene, denen ihr es ſeid;
Dem Felſen wird's an Widerhall nicht fehlen,
Wenn euer Ruf nur Stimme erſt ihm leiht!

So ganz nur Widerſpruch iſt mancher Geiſt,
Daß keinem Rat er pflegt Gehör zu ſchenken,
Und nur, wer klug nach links ihn gehen heißt,
Vermag nach rechts hin ſeinen Schritt zu lenken.

Wenn nicht Vernunft und Recht die Welt regieren,
So gilt mir's gleich, ob drängend ein Deſpot,
Ob eine Mehrheit mich mit Zwang bedroht;
Ich hab' nur eine Freiheit zu verlieren.

Wer ſich der Welt entzieht,
Tut recht; nur lern' er tragen,
Daß jene, die er flieht,
Auch nicht nach ihm mehr fragen.

Das Beſte, was wir ſind, wir ſind's aus dunklem Triebe
Erkenntnis geht mit Abſicht Hand in Hand,
Doch ſichrer führt als klügelnder Verſtand:
Einfältig wie ein Kind, und blind ſein wie die Liebe.

Es iſt das Leben nur verkappter Tod,
Ein Schattenſpiel nur unſer Erdentreiben,
Traum unſre Luſt, und Traum nur Schmerz und Not;
Nichts ſind wir, nichts, und nichts kann von uns bleiben.

Ihr lächelt über Fraunkoketterie?
Sie aber, dürften ſie den Hof uns machen,
Wie ihnen wir, ſie würden tot ſich lachen,
Wir wären ja koketter noch als ſie.

Du haſt die Wendung hier nicht überdacht,
Dies hätteſt du noch beſſer machen können!
Laß gut ſein, iſt die Arbeit doch vollbracht,
Man muß auch noch den andern etwas gönnen.

Du ſchaffſt ſo vieles und ſo vielerlei,
Und daraus folgt, du wirſt nichts Großes ſchaffen;
Wie ſtark du biſt, im Grund iſt's einerlei,
Lern deine Kräfte nur zuſammenraffen.

Es zeigen tauſend Ehen,
Zur Ehe braucht's nicht Leidenſchaft,
Nur pflegt's oft zu geſchehen,
Daß dann die Ehe Leiden ſchafft.

Du liebſt nicht mehr und wüßt gleichwohl nicht brechen
Mit deinem Lieb? — Ei, faß nur Mut,
Und kannſt du's nicht, ſo kehr nur um den Rechen
Und wirk dahin, daß ſie es tut.

Du lächelſt, Kind, ſo friſch und freudenrot,
Und tiefe Wehmut will mein Herz erfaſſen.
Wird, wie uns alle, doch des Lebens Not
Auch dich einſt herbe Tränen weinen laſſen.

Sie reichte täglich ſcheidend mir die Hand
Und täglich drückt' ich ſie ihr feſt und feſter;
Nur wechſelte, was ich dabei empfand:
Wie einer Braut bald, bald wie einer Schweſter.

Du magſt nun je nach deiner Art
Darüber weinen oder lachen,
Wir tragen alle am Leben hart
Und büßen, was wir nicht verbrachen.

Kinder weinen und Kinder lachen,
Warum achten wir's gering?
Wenn wir Erwachſnen dasſelbe machen,
Iſt's nicht auch dasſelbe Ding?

Weißt du, Freund, was krank ſein heißt?
Stündlich der Ketten Druck empfinden,
Die feſſelnd unſern freien Geiſt
An Staub und Schlamm und Moder binden.

Wähn nicht ſo leichthin ohne Schuld zu büßen,
Beſieh, was du dein Unglück nennſt, beim Licht,
Und nur zu oft, war's etwas Schlimmres nicht,
Wirſt du es deine Dummheit nennen müſſen.

Du ſtrebſt nach Glück und ringeſt ſpät und frühe,
Doch ob du es erreicheſt, ſteht dahin;
Und wenn du dir's erkämpft mit vieler Mühe,
Zerfließt dir's in der Hand und geht dahin!

Ungedruckte Gedichte

aus Friedrich Halms Nachlaß.

Vergeblicher Wunsch.

Könnt' ich dir Freiheit geben
Von jedem Seelenzwang,
Dich jeder Last entheben
Und jeder Sorge Drang!

Könnt' ich dir Stille schaffen
Wie sie dein Herz begehrt,
Dem Wirrsal dich entraffen,
Das deine Kraft verzehrt!

Könnt' ich ins Zukunftsdunkel
Dir weben Stern an Stern,
Daß rings nur Lichtgefunkel
Dir strahlte nah und fern!

Könnt' ew'gen Lenz ich schlingen,
Um deine Pfade her,
Daß alles Duft und Klingen
Um dich und in dir wär'!

Könnt' ich dein Leben schmücken
Wie einen Weihnachtsbaum,
Mit Gaben zum Erdrücken,
Mit Kränzen, zählbar kaum!

Könnt' ich's — doch kann ich eben —
An Macht und Ernst gebricht's —
Nur Worte kann ich geben
Und eitles buntes Nichts!

Doch wenn der Wert geringe,
Du kennst des Wunsches Glut,
Das Tröpflein, das ich bringe,
Wie gern wär's Meeresflut!

Unendlich.

Mußte einſt vor manchem Jahr,
Als ich noch Studentlein war,
Algebra mußt' ich ſtudieren,
A mit B multiplizieren,
Mußte Wurzeln extrahieren,
Krauſe Zeichen ſonder Zahl —
Ach es war nicht meine Wahl! —
Mußt' ich lernen und behalten,
Ohne nur die Stirn zu falten!

Einſt jedoch ward aufs Papier —
Mir vergingen die Sinne ſchier —
Eine liegende Acht ∞
Ward mir bedeutſam hingemacht!
„Seht euch hier das Zeichen an,"
Sprach dozierend der Lehrer dann,
„Merkt euch das" — mir iſt's wie heute —
„Daß es Unendlichkeit bedeute!
Trefft ihr hier nun oder dort
Dieſes Zeichen," fuhr er fort,
„Wendet mir in tollem Wahn
Nicht die vier Spezies darauf an;
Denn hiemit ſei euch gelehret
Ob ihr mindert oder mehret,
Addiert oder ſubtrahiert,
Multipliziert und dividiert,
Immer bleibt des Fazit gleich
Immer — Burſche, merkt es euch —
Bleibt unendlich, was unendlich!"
Allen ſchien dies wohl verſtändlich;
Mir allein, mir ging's nicht ein,
Wie es könne möglich ſein,
Nicht durch Nehmen und Gewähren
Dort zu mindern, hier zu mehren!

Heut, ſo voll von deinem Bild,
Daß die Bruſt mir überquillt,
Heut, mein Lieb, erkenn' ich klar,
Was mir damals dunkel war,
Meine Liebe, die ohne Maß
Wachſend ohne Unterlaß,

Ewig doch zu jeder Frist
In ſich ſelbſt dieſelbe iſt,
Meine Liebe, der die Zeit
Weder Gluten nimmt noch leiht,
Meine Lieb' hat mich gelehrt
Was kein Lehrer mir erklärt,
Meine Lieb' macht mir's verſtändlich:
Was unendlich, bleibt unendlich!

Am Jahrestag.

An dieſem Tag — gedenkſt du noch? —
Wir wollten den Berg hinunter —
Da brachſt du des Schweigens Joch!
Die Peitſche knallte — denkſt du's noch?
Das Poſthorn klang ſo munter!
Für dieſen Tag, was kommen mag,
Gott ſegne dich für dieſen Tag!

Vor Jahren war's — mir iſt's wie heut —
Da ſprachſt du nach langem Schweigen,
Sprachſt ungebeten, ungeſcheut,
Was ewig mir das Herz erfreut,
Und gabſt dich mir zu eigen!
Für dieſen Tag, was kommen mag,
Gott ſegne dich für dieſen Tag!

Die Sonne ſank und Abendrot
Ergoß rings ſeine Roſen,
Als deine Hand aus Nacht und Tod,
Sich rettend mild zum Führer bot
Mir einſam Freudeloſen!
Für dieſen Tag, was kommen mag,
Gott ſegne dich für dieſen Tag!

Und ſollt' auch wandelbar dein Sinn
Mit andrem Maß einſt meſſen,
Was ich dir ſonſt zu gelten ſchien,
Und was ich wahrhaft war und bin,
Mißachten und vergeſſen.
Für dieſen Tag, was kommen mag,
Gott ſegne dich für dieſen Tag!

Und blutete ſich auch mein Herz
Zu Tod' an ſolcher Wunde,
Im tiefſten Leid, im herbſten Schmerz,
Noch ſcheidend rief ich himmelwärts
Für dieſe ſel'ge Stunde:
Für dieſen Tag, was kommen mag,
Gott ſegne dich für dieſen Tag!

Abwehr.

Dein Auge blitzt und lächelt hold mich an! —
Wie, willſt du, daß im Herbſt noch meiner Jahre
Den Taumel ich der Leidenſchaft erfahre,
Und alternd diene tollem Liebeswahn?

Und wenn du ſiegteſt, wär' dir's zum Gewinn? —
Gefühle, abgenützt und im Verlodern,
Verwelkte Sinne, nahe dem Vermodern,
Krankhaftes Schmachten ohne Ziel und Sinn,

Ein halbes Leben und ein halbes Herz,
Denn ihre beſſre Hälfte liegt begraben,
Das brächt' ich dir — O wünſch' es nicht zu haben
Und ſpar dir ſpäter Neue herben Schmerz!

Laß einſam ſterben, was dem Tod geweiht,
Berühr nicht, was den Abgeſchiednen eigen,
Und ſpräch' mein Herz auch, laß die Lippe ſchweigen
Und heilig halten die Vergangenheit!

Nein, nicht!

Ein einfach Nein, ſpricht's ruhig feſt dein Mund,
Klingt jedem klar und deutlich als Verweigern;
Verdoppelnd meinſt den Eindruck du zu ſteigern,
Und gibſt damit etwas wie Zweifel kund.

Verneint das Nein dir erſt zu wenig ſcharf,
Und braucht's ein Nicht, ihm Nachdruck noch zu geben,
So liegt es nah', die Frage zu erheben,
Ob nicht auch dies des Nachdrucks noch bedarf.

Drum nicht: „Nein, nicht!“ ſprich lieber einfach: Nein!
Zwei Worte ſind zu viel für ein Verneinen!
Du ſelbſt biſt klein, dein Mund zählt zu den kleinen,
So laß die häßlich großen Worte ſein!

So, wenn ein Spiel dir etwa nicht behagt,
Ein einfach Nein bezeige dein Mißfallen,
Und herzhaft laß ein ernſtes „Nein!“ erſchallen,
Wenn unverdient dich Argwohn angeklagt.

Wenn einſt jedoch Verläumdung zu dir ſpricht,
Wenn die Verſuchung naht, dich zu beſtricken,
Dann richt' dich auf mit Blitzen in den Blicken
Und wirf das Haupt zurück und ſprich: „Nein, nicht!“

An —

mit einem Gemälde.

Du ſiehſt beim erſten Blicke, was ich meine! —
Der Sturm bricht los, den Mond deckt Wolkennacht;
Am Ufer bricht die Brandung ſich mit Macht,
Der Leuchtturm aber ſtrahlt mit hellem Scheine!

Das Meer, das ſchaumbedeckt am Felsgeſteine
Unruhig aufwogt, kaum zur Ruh' gebracht,
Vor jedem Hauch zu neuem Groll erwacht.
Es iſt mein Bild! — O wär' es nicht das meine!

Der Mond, der dämmernd dort aus Wolken blinkt,
Iſt Poeſie! — Du ſiehſt wohl, er verſinkt;
Wer weiß, glänzt je ſein milder Strahl mir wieder?

Du aber biſt des Leuchtturms Flamme dort,
Der Mond verliſcht, ſie aber funkelt fort
Und ſendet Licht den dunkeln Fluten nieder.

Auf einen Wurf.

Es iſt ein mühvoll trauriges Verlieren,
Wenn unſre Triebe Stück für Stück,
Wenn unſre Freuden Glück für Glück
Verlodern und erſtarren und erfrieren!

O ſetzt mit mir auf einen Wurf das Leben,
Auf eine Seele ſetzt es ein,
An eines Sternes lichten Schein
Knüpft euer Hoffen, bindet euer Streben!

Verglimmt er, so sei alles mitverglommen!
Mit einem Schlag, auf einen Streich,
Seid Bettler oder überreich,
Und was dann kommen will, das möge kommen!

Vergänglichkeit.

Vergänglichkeit! Was trotzet deinem Walten?
Wie vor dem Herbststreif Laub und Blüten sterben,
So seh' ich deinen Hauch die Welt entfärben:
In Schatten wandeln blühende Gestalten!

Du lässest, was geboren kaum, veralten
Du wirfst, was kaum gebaut, in Schutt und Scherben,
Zerstreust, was mühsam sammelnd wir erwerben;
Und gegen dich, wer hat je recht behalten?

Nur ein Asyl vor deines Grimmes Wüten,
Ein schützend Heiligtum ist uns geblieben,
Wohin wir retten unsres Glückes Blüten,

All unsre Sehnsucht, unser treues Lieben;
Das Paradies, Erinnerung, will sie hüten,
Aus dem der Herr die Schuld'gen nur vertrieben.

Efeu und Ulme.

Du liebst mich, um zu lieben,
Weil einsam dein Gemüt
Von Sehnsucht und Verlangen
Nach Reiz und Wechsel glüht!

Du liebst mich, wie den Efeu
Der Gattung Antrieb zwingt,
Daß um den Stamm der Ulme
Er seine Ranken schlingt!

Er fragt nicht, ob er wuchernd
Erschöpft des Bodens Kraft,
Und ob der Baum gedeihe
In seiner Schlingen Haft,

Ob Tod nicht sein Umarmen
Ihm bringe allgemach,
Er fragt nicht nach dem allen:
Und du — fragst du darnach?

An die Freiheit.

Freiheit, komm! Steig nieder in heitrer Anmut,
Morgenrothell, Flügel umstrahlt und Antlitz,
Senk dich, Lenzhauch atmend und frischen Walddust,
Senk dich herab uns!

Lange schon, lang' kündete deine Ankunft
Donnerlaut rings berstendes Eis, und lang' schon
Deines Aufgangs Bote bekämpft der Sturmnacht
Dunkel das Zwielicht.

Komm du selbst nun, Zögernde! Sieh, das Saatkorn
Harrt, es harrt längst schwellend in Saft der Fruchtbaum
Deines Anhauchs, tausend und tausend Leichen
Harren der Urständ! —

Recht und Wahrheit, männlicher Mut, Geradsinn
Treue selbst, denn Sklaven gebeut Gewalt nur,
Was vom Tier je Menschen zu Gott emporhob,
Harrt der Belebung.

Aus der Grabschlucht dumpfer Verließe ruft dir's,
Unterm Bahrtuch frömmelnden Zwanges regt sich's,
Bleich im Treibhaus schmachtend; dir kehrt dem Licht sich
Wissen und Kunst zu.

Komm, o komm! Dein würdig, belehrt vom Blutmeer,
Wie es Frankreich einst in Verblendung ausgoß,
Froh, doch wachsam zähmend der Freude Gärung,
Harret die Welt dein!

Nicht der Wahn mehr trüg'rischer Gleichheit täuscht uns;
Bürgertum strahlt leuchtend der Zeit als Ziel vor,
Maß und Ordnung tritt dir entgegen; Duldung
Grüßt mit dem Ölzweig.

Hör denn, Freiheit, unsres Gebetes Aufschrei;
Komm, doch nicht als rächender Blitz Jehovas,
Als ein Lichtstrahl aus des Erlösers Augen
Schweb uns hernieder!

Wie der Heiland einſtens, verſchmäh Gewaltiat,
Sieg' durch Eintracht! Sieh, es bedarf ja eins nur,
Eines Wunders! Laß uns nur alle frei ſein
Wollen, ſo ſind wir's!

Oder wär' dies, wär' es zuviel der Wunder!
Weh dann, weh uns! Einzelner Wellen Andrang
Trotzt wie vor, dann ſtarrend der Fels und Freiheit
Blüht uns im Grab erſt.

Wehe! Machtlos ſchwindet, ein Traum zerſtäubt uns
Zeit und Kraft dann! Späte Geſchlechter trägt erſt,
Trägt ein Blutmeer, dampfend zu dir hinüber,
Grünendes Eiland!

Was iſt die Freiheit?

1848.

Was iſt die Freiheit, und was iſt ſie nicht?
Ein Sonnenſtrahl, der durch die Wolke bricht,
Die lang' umnachtend ſeinen Glanz verſchlungen,
Der Leben zeugt, wohin ſein Licht gedrungen,
Der Blüten weckt und goldne Früchte reift:
Das iſt die Freiheit, die das Herz begreift.

Doch wenn der Donner rollt, und grimmbewehrt
Der Strahl des Blitzes flammend niederfährt,
Der Hütte Dach in grauſem Brand entzündet,
In Trümmer wirft, was ſtiller Fleiß begründet,
Was Ordnung baute, wild in Stücke bricht,
Das iſt Zerſtörung, das iſt Freiheit nicht.

Ein Hauch des Frühlings, der mit milder Kraft,
Die Herzen löſt nach langer Winterhaft,
Daß feſſellos in ungetrübter Welle
Des Wortes Strom uns von den Lippen quelle,
Ein Lenzhauch, der Licht, Duft und Lieder bringt,
Das iſt die Freiheit, die das Herz beſingt.

Doch weh, wenn rauher Sturm in blinder Haſt,
Das Schifflein unſrer Zukunft zürnend faßt,
Und dreht es wirbelnd im Gewirr der Wogen,
Und ſchleudert's ſauſend wie den Pfeil vom Bogen
Der Klippe zu, an der es ſcheiternd bricht —
Das iſt Verderben, das iſt Freiheit nicht.

Denn Freiheit geht versöhnend durch die Welt
Sie trennt nicht, sie verbindet, was zerfällt,
Sie hebt empor, die Wahn in Staub getreten,
Sie fragt nicht, wie zu unserm Gott wir beten,
Und nur zwei Brüder sind ihr Jud' und Christ,
Die Freiheit mein' ich, die es wahrhaft ist!

Doch wo in blindem Taumel grimmbewehrt,
Der Brüder Hand sich gegen Brüder kehrt,
Wo Glaubenshaß empörte Bürgerhorden
Entfesselt, frech zu rauben und zu morden,
Wo Willkür rasend Recht und Frieden bricht,
Da herrscht Gewalt, da wohnt die Freiheit nicht.

Freiheit ist Liebe, Freiheit ist das Recht,
Zum Menschen weiht und adelt sie den Knecht,
Bewaffnet steht sie an des Thrones Stufen,
Und Achtung dem Gesetz hört man sie rufen,
Achtung uns selbst, und unsrer Menschenpflicht,
Wer die verletzt, verdient die Freiheit nicht!

O Freiheit, Himmelstochter, mild und rein,
Du kehrtest kräftigend in unsre Herzen ein,
Nicht Schrecken, Segen laß uns rings verbreiten,
Für Recht und Ordnung laß uns freudig streiten,
Laßt Brüder frei von Schuld und Wahn uns sein,
Denn das ist wahre Freiheit, das allein!

Die Farbe der Freiheit.

1848.

Zu welcher Farben Glanz und Zier
Weht, Freiheit, leuchtend dein Panier?
Ist rot wohl seine Farbe? — Nein!
Rot flammt der Brand, rot färbt der Schlag der Knute,
Rot glüht am Himmel des Kometen Rute,
Rot strömt's aus Todeswunden — Nein,
Es kann nicht rot der Freiheit Farbe sein!

In welcher Farben Glanz und Zier
Weht alſo, Freiheit, dein Panier?
Rot, weiß und blau, wie dorten überm Rhein?
Die Farben, die die Väter einſt betrogen,
Die Farben, die durch rauchend Blut gezogen,
Dantons und Marats Fäuſte ſchwangen? — Nein,
Die können nicht der Freiheit Farbe ſein!

In welcher Farben Glanz und Zier
Weht alſo, Freiheit, dein Panier?
Grün, weiß und rot, wie am Ticino? — Nein,
Die Farben, die Zweizüngigkeit getragen,
Für die das Schwert Italiens ſich geſchlagen,
Die Farben ſchleichenden Verrates? — Nein,
Nichts habe Freiheit mit Verrat gemein!

In welcher Farben Glanz und Zier
Weht alſo, Freiheit, dein Panier?
Schwarz, rot und gold, wie Deutſchland neugeboren
Treu eingedenk der Väter ſie erkoren?
Es ſind nur eines Volkes Farben! — Nein,
Deutſchland iſt viel, doch mehr muß Freiheit ſein!

Nur einer Farbe Glanz und Zier
Schmückt Freiheit würdig dein Panier!
Weiß, wie des Seraphs lichte Schwingen
Weiß, wie die Blüten, die den Frühling bringen,
Weiß, wie der Sterne Silberſchein,
Weiß, Freiheit muß dein Banner ſein.

In weißer Farbe Glanz und Zier
Verkünde weithin dein Panier
Ein Friedensengel ſteigeſt du uns nieder,
Und bringeſt Duft und Blüten mit und Lieder!
An Liebe reich, von Schuld und Unrecht rein,
Weiß, heil'ge Freiheit, muß dein Banner ſein!

An Schmerling.

Es tönt ein Lied aus alter Zeit
Noch hell und friſch uns her,
Wie einſt ein Held mit ſeiner Schar
Hinſchiffte übers Meer.

Schwarz war die Nacht, und Sturmgebraus
Empörte wild die Flut;
Da faßte Furcht die Ritter an,
Den beſten ſank der Mut.

Erſt flüſtern ſie, und dann ringsum
Erhebt ſich wüſt Geſchrei;
„Sandbänke hier und Klippen dort!
Hilf Himmel! Steh uns bei!“

„Wir müſſen ſcheitern! jammert's hier,
Wenn nicht der Wind ſich dreht!“
Dort ſchreit es: „Werft die Ruder weg,
Hier hilft nur fromm Gebet!“

Der dort, er brummt: „Ich dacht es wohl,
Das Schiff iſt morſch und leck!“
Hier kreiſcht's: „Herr Gott! es kracht der Maſt
Schon nieder aufs Verdeck!“

Der Held indes am Steuer ſitzt
Und achtet nicht darauf,
Und lenkt beherzt mit ſichrer Hand
Des ſchwanken Schiffes Lauf! —

Und ſo in Öſterreichs ſchwankem Schiff
Am Steuer ſitzeſt du
Und lenkſt es nach dem Hafen hin,
In mannhaft ernſter Ruh'!

Um dich tobt Unruh' her und Sturm
Und tauſendſtimm'ger Zank,
Dir aber machte Zweifel nie
Das tapfere Herz noch krank.

Du willſt das Rechte, willſt es recht
Und fragſt nicht nach dem Reſt,
Und wie das Schiff im Wirbel tanzt,
Du hältſt das Steuer feſt!

Und ſchwillt zu laut der wüſte Lärm,
„Was wollt ihr?“ rufe frei,
„Nicht vorlaut drängt' ich mich hieher,
Ihr wünſchtet mich herbei.

Die Riffe ſind mir wohlbekannt,
Die warnend ihr mir zeigt,
Und kenne manche Sandbank auch
Die ſchlau ihr mir verſchweigt!

Schein' dem ich feig und dem zu kühn,
Und traut mir jener nicht,
Mir gleich! Ich üb' mir ſelbſt getreu,
Was recht mir ſcheint und Pflicht!"

Ich weiß nicht, ob ich retten kann,
Ich weiß nur, daß ich's will!
Iſt einer, der es beſſer weiß,
Der ſitze trüg nicht ſtill!

Er zeige ſich, der große Mann,
Er komm', er trete her!
Hier iſt das Schiff, das Steuer hier
Und drüben brauſt das Meer!"

So ruf in der Parteien Streit
Und Hader keck hinaus,
Und deiner Gegner Schar verſtummt,
Und Jubel tönt durchs Haus!

Und wenn ihn Mitwelt dir verſagt,
Die Nachwelt ſtimmt ihn an,
Und ruft ins Grab noch laut dir nach:
„Das war ein ganzer Mann!"

An Johann Gutenberg.

Verſchloſſen hielt in düſterer Zellen Gruft
Des Lichtes Hort ſelbſtſüchtiger Stolz, und Neid
Bewachte ſeinen Strahl, ein Lindwurm
Hütend die Früchte der Heſperiden.

Beglückten nur erſchloß ſich das Heiligtum
Und draußen ſtand, des Joches gewohnt und froh,
Leibeignes Volk in blöder Demut,
Harrend beklommen des Götterausſpruchs.

Da kamſt du Mann des Volkes und trateſt hin,
Und ſchlugſt der Pforte Hüter, die Drachenbrut,
Und pochteſt an. Da ſprang das Tor weit
Auf, wie vor Moſes Gebot die Felswand.

Und blendend brach die Quelle des Lichts hervor,
Und strömte hin und stillte den Durst der Welt,
Nicht Vorrecht mehr des Glücks, Gemeingut
Aller und ewigen Fortschritts Bürgschaft.

Du aber Zeit des eigenen Lobes voll,
In Weihrauchwolken wiegend das stolze Haupt,
Gedenk des Manns, der einst dem Schößling
Keimender Bildung den Sand gelockert;

Nun hoch zum Baum erwachsen, beschnei' er fromm
Mit grünem Laub und Blüten des Pflegers Grab,
Und jedes Vöglein seines Laubdachs
Weih' ihm begeisterter Rührung Danklied.

Aus allen Zweigen tön' es: „Er lieh dem Wort
Des Blitzes raschen Flügel, des Donners Schall,
Und fand die neue Welt Columbus
Besseres gab er der alten: Freiheit!"

An Julie Rettich

bei Gelegenheit ihres Gastspiels in Triest 1844.

In Südens Land verkennen sie den Norden;
Dort sei kein Sommer, keine Nachtigallen;
Die dürft'gen Blüten seiner Waldeshallen
Pfleg' früher Winter grausam hinzumorden;

Es fehle dort der Stimme an Akkorden,
Die rührend weich ins tiefste Leben schallen;
Unfähig sei das Blut dort aufzuwallen;
So schmähten sie, bis es zu viel geworden.

Bis dich, geboren an der Nordseeküste,
Der Norden sandte, Zeugnis ihm zu geben,
Dort sei auch Sonnenschein und Blut und Leben;

Bis deine Stimme, Nachtigall, uns grüßte,
Bis du des Nordens reichste, hellste Blüte,
Des Südens Glut uns zeigtest — im Gemüte.

An Julie Rettich

als ſie aufgefordert wurde, einen Geſang des Dante zu deklamieren.

Die Nachtigall flötet, wo es ſei,
Ihr Lied zum Himmel frank und frei,
Und überall wird ſie verſtanden,
In deutſchen und in welſchen Landen
Und ſpricht doch beide Sprachen nicht,
Nur daß ſie eben zum Herzen ſpricht.

So reiß auch du mit Dantes Wort
In Dantes Sprache die Herzen fort,
Und ſprächſt du gegen welſche Art,
Auch dies zu weich und das zu hart.
Sprich nur zum Herzen, was liegt am Schall,
Herz faßt das Herz doch überall!

Und flöte nur recht hell und rein
Ins Blaue, Nachtigall, hinein:
Des Geiſtes Knecht nur iſt der Klang:
Wenn er, der Herr, dich erſt durchdrang,
Der alle Sprachen und keine ſpricht,
So fehlt dir auch der Diener nicht.

Druck von Heſſe & Becker in Leipzig.

Friedrich Halms
ausgewählte Werke

in vier Bänden.

Herausgegeben und mit Einleitungen versehen

von

Anton Schlossar.

Mit drei Bildnissen, einem Briefe und einem Gedichte als Handschriftenproben.

Zweiter Band.

Inhalt: Griseldis. — König und Bauer. — Der Sohn der Wildnis.

Leipzig.
Max Hesse's Verlag.

Griſeldis.

Dramatiſches Gedicht in fünf Akten.

— Cil est vers amour trechière.
Qui n'aime fors pour son voloir.
Roman de la Violette.

Die Liebe iſt der Liebe Preis.
Schiller.

Einleitung.

Den Stoff zum dramatiſchen Gedichte „Griſeldis“ entnahm Friedrich Halm einer Sage, welche in dem alten Volksbuche „Markgraf Walter“ niedergelegt erſcheint, aber auch von Boccaccio in ſeinem „Decamerone“ und ſpäter von Petrarca mit geringen Abweichungen bearbeitet worden iſt. Halm verlegte jedoch die Zeit der Handlung in die Tage des Königs Artus und ſeiner berühmten Tafelrunde. Überhaupt war der Dichter beſtrebt, dem Ganzen den Charakter ritterlicher Romantik zu verleihen und in dieſer Richtung wurde auch in den Namen und im Schauplatze des Stückes, die ſich von Boccaccios Darſtellung weſentlich unterſcheidende Änderung vorgenommen. Am allerwichtigſten aber erſcheint der von dem verſöhnlichen Abſchluſſe in den Vorlagen gänzlich abweichende, jedoch dem Gefühle des Hörers Rechnung tragende Schluß des Dramas.

Ein kurzer Inhalt des Stückes möge hier folgen. Ritter Percival, der Sohn des rauhen Wales, ſchildert bei einem Feſte des Königs Artus, der Königin Ginevra und den Gäſten ſeine zu Hauſe gebliebene Gemahlin Griſeldis als Muſter der Frauen und berichtet wie er ſie, die ein armes Köhlerkind geweſen, kennen gelernt. Da Ginevra über Griſeldis Abſtammung ſpottet, entgegnet Percival beleidigend der Königin und erklärt, daß nach Verdienſt und Recht die Königin vor Griſeldis knien ſollte. Percival will nicht widerrufen, als dies verlangt wird. Nun ſchlägt Ginevra vor, Griſeldis möge Proben ablegen, ob ſie wirklich ſo edel ſei und den Gemahl ſo heiß liebe. Dieſe Proben beſtehen darin, daß Griſeldis ihren geliebten Knaben auf

Wunsch Percivals ausliefert, vom Gatten außerdem scheinbar, damit er die Ehe mit einer andern eingehe, verstoßen wird und trotzdem noch bei der Nachricht von der Lebensgefahr Percivals ihre Liebe zu ihm zeigt. Gelingen diese Proben, so will die Königin vor Griseldis knien. In den vier Folgeakten des Stückes spielt Griseldis die Hauptrolle, sie wird in der Tat der Prüfung ausgesetzt, hält alles Vorgespiegelte für wahr und besteht glänzend die Proben, welche ihre Liebe zum Gatten erweisen, obgleich ihr beinahe das Herz dabei bricht. Im fünften Akt soll Griseldis wieder in ihre alte Stellung festlich und glänzend eingesetzt werden, die Königin erklärt sich für besiegt und kniet in der Tat vor ihr. Aber — und hier weicht der Dichter von dem gewöhnlichen Schlusse der Sage ab — da Griseldis erfährt, daß alles nur Lug und Trug gewesen und Percival davon gewußt, daß mit ihrem Herzeleid nur Spiel getrieben worden sei, wendet sie sich vom Gatten ab und verläßt ihn mit ihrem Kinde für immer. Artus selbst schützt die tief Gekränkte vor der Einsprache des allein zurückbleibenden Percival, den Selbstsucht und lieblose Eitelkeit um sein Glück gebracht haben.

Halm hat dieses Stück im November 1833 begonnen und im Juli 1834 zu Ende geführt. Als es am 30. Dezember 1835 zur ersten Aufführung im Wiener Burgtheater kam, fand es eine überaus freundliche Aufnahme, die sich aber zu einer glänzenden gestaltete, als Julie Rettich bei den nächsten Aufführungen die Rolle der Griseldis übernommen. Dieses erste Drama Halms machte den Namen des Dichters berühmt. Während der Abfassung der Griseldis stand Halm mit seinem feinsinnigen Freunde Enk im fortwährenden auch brieflichen Verkehr und folgte Akt für Akt den Ratschlägen desselben, welcher die hohe poetische Begabung seines Schülers zuerst erkannt hatte. Nach der Vollendung schrieb Enk an Halm: „Stoff und Bearbeitung sind so reich an ergreifenden Momenten, daß diese Griseldis, ohne ein Wort zu ändern, auf jeder Bühne Deutschlands gegeben werden kann“ und in einem späteren Briefe: „Sie haben, indem Sie sich der tragischen Poesie widmeten, keinem zweideutigen Gelüste nachgegeben, sondern sind einem inneren unabweislichen Drange gefolgt, also wahrem Beruf.“

Griseldis wurde rasch Repertoirstück aller deutschen Bühnen und bald in fremde Sprachen, so ins Französische, Italienische, Englische, Schwedische und Polnische, sogar ins Kroatische und Ungarische übersetzt. Bei allen Aufführungen wurde dem Dichter die reichste Anerkennung zuteil. Allerdings fehlte es auch nicht an Widersprüchen, welche namentlich der unmenschlich harten Behandlung der Gattin durch Percival sich zuwendeten. — Gedruckt erschien das Drama von 1837 bis 1896 in 11 Auflagen, in der letzten Zeit ist es auch in

verschiedene Sammlungen berühmter Werke aller Völker und Zeiten aufgenommen worden. — Es hat sich eine umfangreiche Literatur über Halms „Griseldis“ entwickelt, aus welcher hier besonders Karoline Pichlers Aufsatz: „Griseldis. Über Liebe und Selbstsucht“, in deren: „Zerstreute Blätter. N. F. II.“ (Wien 1845) und die besonders ausführliche, den Stoff selbst auch nach allen Richtungen beleuchtende Arbeit: „Die Griseldissage in der Literaturgeschichte“ von Dr. Fr. v. Westenholz (Heidelberg 1888) hervorgehoben sein mögen.

Personen:

König Artus.
Kenneth von Schottland, Lancelot vom See, Gawin, Tristan der Weise, } Ritter der Tafelrunde.
Percival von Wales,
Des Königs Seneschall.
Ronald, ein Diener Percivals.
Cedric, ein Köhler.
Ein Knabe.
Ginevra, Artus' Königin.
Oriane, Mercia, } ihre Hoffräulein.
Ellinor, Kenneths Gemahlin.
Griseldis, Cedrics Tochter, Percivals Hausfrau.
Ritter und Damen.
Percivals Vasallen.
Griseldis' Frauen. Diener.

Ihrer kaiſerlichen Hoheit, der durchlauchtigſten Frau

Sophie Friederika Dorothea,

königlichen Prinzeſſin von Ungarn und Böhmen,
Erzherzogin von Öſterreich ꝛc. ꝛc.
geborenen königlichen Prinzeſſin von Bayern ꝛc.

in tiefſter Ehrfurcht gewidmet vom

Verfaſſer.

Zueignung.

Im Traume war ein Bild mir aufgegangen,
Und mich erfaßt der Geiſt, und ohne Säumen
Begann ich abzulauſchen meinen Träumen
Der Züge Reiz, eh' Dunkel ſie umfangen,

Und freudig ſah ich meines Bildes Prangen;
Ich ſah's umſtrahlt von goldnen Wolkenſäumen,
Aus Nacht aufſtreben zu des Lichtes Räumen,
Dann plötzlich faßt mich Zagen an, und Bangen.

„Iſt dies auch Wahrheit," ſprach ich, „iſt es Leben? —
„Wie Nebeldüfte ſcheint es zu verſchweben,
Ein Kind des Wahnes will's in Wahn zerfließen!"

Und zürnend grollt' ich meinem Traumgeſchicke;
Da hob vom Bild zu D i r ich meine Blicke,
Und ſieh, erkennend leg' ich D i r 's zu Füßen.

Wien, den 12. Februar 1837.

F. O.

Erſter Akt.

König Artus' Burg zu Karduel.

(Reich geſchmückter, glänzend erleuchteter Saal. — Im Hintergrunde Muſik und das prunkende Gewimmel eines königlichen Feſtes; im Vordergrunde ein Thronſitz unter einem Baldachin.)

1. Auftritt.

(Prächtig gekleidete Diener und Edelknaben eilen mit goldenen Gefäßen und Trinkgeſchirren über die Bühne; Ritter und Damen wogen in prunkvollen Gewändern hin und her; unter ihnen König Artus, der Seneſchall, Triſtan der Weiſe, Percival von Wales.)

(König Artus tritt mit dem Seneſchall in den Vordergrund der Bühne.)

König Artus. Ich bin zufrieden, wackrer Seneſchall!
Du ſtahlſt der Nacht den Schimmer ihrer Sterne.
Dem feuchten Meer der Perlen Silberſchein,
Dem Schoß der Erde des Karfunkels Strahlen,
Um dieſes Feſt mit Licht und Glanz zu ſchmücken;
Mir bleibt kein Wunſch zurück, ich bin zufrieden.

Seneſchall. Ich dachte, Herr, nicht zieme mindrer Prunk
Dem königlichen Wirt, den edlen Gäſten,
Dem Kern, der Blüte dieſes Königreichs;
Denn ſieh, nicht einer fehlt von deinen Rittern;
Selbſt Percival, der Sohn des rauhen Waldes,
Verließ auf deinen Ruf den Schoß der Wälder,
Und brüſtet ſich im Hauſe ſeines Königs,
Das zott'ge Fell des Bären auf der Schulter,
Mit ſeines Büffelwamſes rohem Schmuck.

König Artus. Was liegt am Kleid! Ihn ſchmücken ſeine Narben,
Und hell wie Sterne ſtrahlt ſein Schlachtenruhm.
Drei Jahre blieb er fern von meinem Hofe:
Er iſt willkommen auch im Bärenfell.
Doch nun hinweg, die Gäſte harren unſer!
Beſchwing der Diener Schritt, laß nimmermehr
Hinſterben der Muſik melod'ſche Seufzer,

Noch Durſtige des Bechers Goldgrund ſchauen.
Und dieſes Feſtes frohen Taumel ende
Erſt Morgendämmerung.

Seneſchall. Sei des gewiß!
Erſt mit dem Tag veröden dieſe Säle.

(König Artus und der Seneſchall gehen nach dem Hintergrund der Bühne, wo ſie ſich unter den Gäſten verlieren. Percival und Triſtan ſind indes in den Vordergrund der Bühne getreten.)

Percival. Kennt Ihr die Dame dort an Kenneths Arm,
Die mit des Sammtkleids Saum den Eſtrich fegt
Und mit dem ſtolzen Reiherſchmuck des Hauptes
Bis an des Saales Goldgetäfel reicht?

Triſtan. Frau Ellinor, des Kenneths Hausfrau iſt's,
Aus Fingals altem Königsſtamm entſproſſen.
Und unumſchränkt, wie Fingal über Erin,
Soll ſie in Kenneths Haus das Zepter führen.

Percival. Und er, der arme Tropf, läßt ſich's gefallen?
Trüg' er ein Schleppkleid doch ſtatt ſeines Wamſes! —
Und jene dort mit Zauberſtab und Gürtel,
Die ſchweigend, fremd dem wogenden Gewimmel,
In dumpfem Sinnen brütet? Sprecht, wer iſt's?

Triſtan. Es iſt Morgane, Herr, des Königs Schweſter,
Weltwunder zubenannt, um ihre Kunde
Und tiefe Einſicht in verborgne Dinge;
Man ſpricht ſogar, ſie treibe ſchwarze Kunſt.

Percival. Es wär' ihr beſſer, wenn ſie Kochkunſt triebe!
Vom Weib verlang' ich ſchweigenden Gehorſam,
Ergebung in des Mannes Machtgebot:
Denn Weisheit, ſowie Kraft, iſt unſer Erbteil,
Und nur ein Spielzeug in des Weibes Hand.

Triſtan. Nur Spielzeug, Percival?

Percival. Ja, Triſtan, ja!
Wollt Ihr das Weib recht nach dem Leben malen,
Wie uns zum Labſal es der Herr erſchuf,
Ans Spinnrad ſetzt es, richtet ſeine Blicke
Andächtig fromm empor zum blauen Himmel.
Und legt ein Kind an ſeine volle Bruſt,
Was drüber iſt, das iſt vom Überfluß.
Was iſt es an der Zeit?

Triſtan. Bald Mitternacht.

Percival. Mich langweilt dieſes Feſt, wär's doch vorüber!

Triſtan. Wie, Percival, der Schimmer dieſer Säle,
Der frohen Gäſte rauſchendes Gewühl

Vergnügt Euch nicht? Umwehen Euch vergebens
Der Wohlgerüche Duft und der Muſik
Sirenenſang? Sonnt Ihr Euch unerfreut
Im Mittagsſtrahle königlicher Pracht?
Percival. So tu' ich, Herr! Zu Pendennys daheim
Auf meiner Burg, da ſchimmern auch Gemächer,
Und Gäſte kommen auch, wenn ich ſie lade,
Und ſtaunen gaffend meinen Reichtum an
Und machen mir den Hof! Was ſoll ich hier?
Die Kniee beugen und den Rücken krümmen,
Wo König ich in meinem Hauſe bin?
Triſtan. Ich ſeh' wohl, Percival, Ihr ſehnt Euch heim
Zu Eurem trauten Weib, zu Eurem Kinde.
Percival. Was ſagt Ihr? Wie?
Triſtan. Ich mein', Ihr ſäßet lieber
Zu Pendennys bei Weib und Kind daheim!
Percival. Wie! Schlug ich Cathmor nicht, und Swen den Dänen?
Bin ich nicht Percival? Schallt weithin nicht
Mein Name ruhmvoll durch dies grüne Eiland,
Das preiſend mich den Rieſentöter nennt?
Triſtan. Fürwahr, ſo nennt es Euch.
Percival. Und Ihr, Herr Triſtan,
Ihr meint, ich ſei ein Weiberknecht geworden,
Der an der Wiege ſitzt und Fliegen abwehrt,
Und ſeinem Kind den Pickelhering macht?
Sankt David, Herr! Ich hab' ein Weib genommen,
Nicht mich ein Weib! —
Triſtan. Was alſo fehlt Euch nur,
Daß Ihr die Stirn in krauſe Falten legt,
Und Eure Brauen wie Gewitterwolken
Zuſammenzieht?
Percival. Weiß ich's doch ſelber nicht! —
Mich widert's an, daß ich zufrieden bin;
Die immer gleiche Süßigkeit der Tage
Macht mich nach Galle lüſtern; mein Gemüt,
Wie nach Gewürzen der verwöhnte Gaumen,
Begehrt nach Reiz, die Stumpfheit abzuſchütteln! —
Triſtan. Ei, Percival, Ihr wißt nicht, was Ihr wünſcht!
Percival. Mag ſein; ich wünſch' es doch! — In unſerm Wales
Gibt's einen Strom, wir nennen ihn den Trent;
Hoch im Gebirg' entſpringen ſeine Fluten,
Und rauſchen weithin flimmernd durch das Land.
Nun ſeht, ſo lang' ſein ſchäumendes Gewäſſer

Sich mühſam windet durch der Täler Kluft,
Und über Felſen ſtürzt, durch Berge bricht,
Und toſend rüttelt an der Wucht der Dämme;
So lang' iſt's klar wie flüſſiger Kriſtall,
Von junger Kraft und ungebrochner Stärke;
Goldkörner trägt es hin, und die Forelle
Spielt wohlgemut in ſeinem kühlen Grund.
Doch tritt es aus dem Mutterſchoß der Berge
Ins Saatgefild hinaus, wo ſchrankenlos
Sich ſeine Flut zum weiten Meer verbreitet,
Dann ſchleicht es trüb' und träg' im ſumpf'gen Bette
Kaum murmelnd hin, beugt ſich dem Brückenjoch,
Gehorcht dem Ruder, treibt der Mühle Rad,
Und Kröt' und Unke hauſt in ſeinem Schlamme!

Triſtan. So meint Ihr denn —

Percival. Bei meinem Eid, ich meine,
Daß ich Verwandtſchaft fühle mit dem Trent,
Und nicht geboren bin, um träg' verſumpfend
Das Räderwerk der Häuslichkeit zu treiben,
Und wär' mein Weib noch treuer, tugendreicher —
Und glaubt mir, Herr, es iſt ein treues Weib —
Doch trüg' es Engelsſchwingen an den Schultern,
Ein Weib, ein Kind füllt dieſe Bruſt nicht aus! —
Doch kommt, Herr Triſtan; noch den Abſchiedstrunk,
Dann zieh' ich heim —

Triſtan. So früh ſchon, Percival?

Percival. Wenn nicht ſogleich, doch ſicher vor dem Morgen!

(Beide ab.)

2. Auftritt.

(Rauſchende Muſik im Hintergrunde; dann tritt Königin **Ginevra**, vom Tanze erhitzt, auf; **Lancelot** begleitet ſie. Beiden folgen in einiger Entfernung **Oriane**, **Mercia**, **Gawin** und andere Ritter und Damen; im Hintergrunde **Kenneth** und **Ellinor**.

Lancelot. Ginevra, quäl' mich nicht! — Du machſt mich raſen;
Wie Sonnenbrand die grüne Flur verſengt,
Entflammt dein Blick mit Wahnſinn mein Gehirn,
Und dürr und welk vertrocknen die Gedanken.
O, wer ertrüge deinen Unbeſtand?
Dein Lächeln lügt und deine Tränen trügen;
Dein Zorn iſt Huld, und deine Gunſt iſt Haß;
Wer faßt dich je, wer hat dich je erfaßt?
O, wüßteſt du, welch einen Schatz von Liebe
Mein Buſen birgt!

Ginevra. Sprecht leiſer, Lancelot!
Gawin (im Geſpräch mit Mercia).
Bei Euren Sternenaugen, Mercia,
Sprecht, haßt Ihr mich?
Mercia. Ach nein!
Gawin. So liebt Ihr mich?
Mercia. Ach nein!
Gawin. Habt Ihr kein mildres Wort für mich?
Sprach niemals denn in Eures Buſens Tiefen
Ein ſüßes Sehnen, ein geheimer Wunſch?
Mercia. Ach ja!
Gawin. Wohlan, ſo leiht ihm Wort und Klang!
Sprecht, Mercia, enthüllt mir Eure Seele!
Mercia. Heiraten möcht' ich, Herr!
Gawin (halblaut). Du lieber Himmel!
Was doch die Mädchen offenherzig ſind!
Ginevra (die indes halbleiſe aber ſehr eifrig mit Lancelot geſprochen).
Ihr täuſcht mich nicht! Wohl holde Bilder führt
Der flücht'ge Traum an unſerm Geiſt vorüber,
Doch ſie verwehen mit dem Morgenhauch!
Im Haß iſt Wahrheit, in der Liebe nicht.
Lancelot. Du wirfſt das Bahrtuch über alles Leben,
Und nimmſt dem Herzen ſeinen Blütenmai,
Wenn fühllos du der Liebe Macht verleugneſt.

(Er fährt fort, leiſe mit Ginevra zu ſprechen, während Frau Ellinor und Kenneth in den Vordergrund der Bühne treten.)

Ellinor. Nicht hofft, Herr Kenneth! mich zu hintergehen!
Geſteht, was ſprachet Ihr mit Frau Morganen
Im Fenſterbogen, abſeits vom Gedränge?
Kenneth. Ich, Ellinor?
Ellinor. Ja, Ihr! Wollt Ihr es leugnen?
Kenneth. Ich, leugnen? Nein! Gewiß, ich will nicht leugnen!
Sie ſchwätzte mir von Zauberkünſten vor,
Von Sternenlauf und von Planetenwandel,
Bis mir Geduld und ihr der Faden riß. —
Ich wollt', ſie ſäß' auf einem ihrer Sterne.
Ellinor. Unwürdiger! Und dieſem Kindermärchen,
So tölpiſch plumper Lüge ſollt' ich glauben?
Sind wir nur erſt daheim, ſollt Ihr's entgelten!
Gawin. Was habt Ihr, Kenneth? Seid Ihr unwohl? Sprecht!
Ihr ſchüttelt Euch, als hättet Ihr das Fieber.
Kenneth. Nichts! Nichts! ein wenig Ohrenſauſen, Herr!

Ginevra (zu Lancelot).
Nicht weiter, Lancelot! Es schlummert Gift,
Es brütet Tod im Honig Eurer Worte!
Ich will nicht hören mehr! Ich bin ermüdet,
Und sehne mich, zu ruhn.

Lancelot. Gebieterin!
Hier prangt ein Thronsitz, würdig ausgeschmückt,
Die Königin der Schönheit zu empfangen.

(Lancelot führt die Königin zum Thronsitz hinan, um welchen sich allmählich die anwesenden Ritter und Damen in einer malerischen Gruppe versammeln.)

Ginevra. Nein, tretet nicht zurück, Herr Lancelot!
Ihr seid mein Ritter, sitzt zu meinen Füßen!
Nun, edle Damen, kampfberühmte Herrn,
Heran! Heran! Laßt diese Ruhezeit
Uns würzen mit erfreulichem Gespräch!
Vor allem kündet mir, wer von euch kennt
Den Ritter dort, am Schenktisch hingelagert,
Den sonngebräunten, schwarzgelockten Ritter?

Oriane (sehr gelassen). Meint Ihr den Walladmor, der seiner Liebsten
Botschaften trug an seine Nebenbuhler?
Wie, oder gar den schlanken Lionel,
Der seinen Lenz an Signes Winter knüpfte,
Und trunken huldigt ihrem weißen Reiz?

Ginevra. Nicht doch!
So meint Ihr wohl den Ethelreich,

Oriane.
Der sieben Jahre um die Mildred freite,
Bis sie im achten den Westmoreland nahm:
An seiner Seite sitzt Herr Joscelin:
Und rechnet nach, wie viele Hufen Landes
Sein Weibchen diesmal in den Locken trägt;
Gleich nach ihm kommt —

Ginevra. Ganz recht, du böse Zunge,
Gleich nach ihm kommt im Bärenfell ein Ritter,
Der schmucklos dieses Festes Schimmer höhnt!

Oriane. O, das ist Percival, Frau Königin!
Den sie im Land den Riesentöter nennen.

Gawin (zu Ginevra). Kennt Ihr ihn nicht, den kampfberühmten Mann?

Ginevra. Sein Name nicht, sein Antlitz war mir fremd.

Oriane. Und wie auch, Herrin, solltet Ihr es kennen?
Drei Jahre fern dem Hofe seines Königs,
In düsterm Waldesdunkel lebt er hin,
Seitdem er sich die Hausfrau heimgeführt.

Kenneth. Er nahm ein Weib?
Lancelot. Wie, Percival vermählt?
Der ſtolzer noch, als mächtig und berühmt,
Nicht eine Dame ſeiner würdig fand,
An König Artus' Hof?
Oriane. Ganz recht, derſelbe.
Ellinor. Dem königliches Blut zu wäſſrig dünkte,
Es mit der Flut des ſeinigen zu miſchen?
Oriane. Derſelbe, ganz derſelbe Percival!
Ginevra. Und weſſen Stammes, ſprich, iſt die Erwählte?
Oriane. Noch kein Gerücht erſcholl aus Wales Bergen
Von ſeiner Hausfrau Namen und Geſchlecht.
Ginevra. Da kommt er uns heran, ob ich ihn frage?
Oriane. Ich, Königin, gewiß, ich fragte ihn!

3. Auftritt.

Percival, Triſtan, die Vorigen.

Percival. Beim Himmel! Nie durchſtrömte meine Kehle
Mit mildrem Feuer duft'ger Firnewein!
Mein Antlitz glüht, es fliegen meine Pulſe,
Und leicht geflügelt auf den Lippen ſchwebt
Mir jegliches Geheimnis meiner Seele.
Was aber ſoll ich hier im Troß der Schranzen,
Der vornehm ſich in Prunkgewändern bläht,
Um Anſehn buhlt und ſchöne Worte dreht! —
Ich denk', wir brechen auf!
Triſtan. Ei, Percival,
Noch ſchwarzes Dunkel brütet in den Tälern,
Nicht vor dem Morgen dürft Ihr heimwärts ziehn.
Ginevra. Herr Percival!
Percival. Wer ruft?
Triſtan. Es iſt Ginevra,
Die Königin. Sie winkt Euch; tretet näher!
Ginevra. Herr Percival! Wollt Ihr uns nicht bekennen,
Wer Euch, den Unbezwinglichen, bezwang?
Percival. Was meint Ihr, Königin?
Ginevra. Ihr ſeid vermählt?
Percival. Wer ſagt das?
Ginevra. Seid Ihr's nicht?
Percival. Ich! — Allerdings!
Ihr meint, ich ſchäm' mich deſſen? Nimmermehr!
Griſeldis, mein Gemahl, ſollt' ich verleugnen?
Kein ſchönres Weib ſah je die Erde prangen,

Und doch iſt Schönheit ihr geringſter Reiz;
Denn ſie iſt fromm, demütig wie ein Veilchen,
Geduldig wie ein Lamm, voll Huld und Treue,
Einfältig, ſchlicht, und doch voll klaren Geiſtes;
Ich ſah viel Frauen, eine beſſre nicht! —
Was liegt daran, ob ſie ein Köhler zeugte,
Ob adlig Blut in ihren Adern rinnt?

Ginevra (halblaut zu ihrer Umgebung, wie alles zunächſt Folgende).
Iſt's möglich?

Oriane. Unerhört!

Gawin. Ein Köhlerkind! —

Ellinor. Mir ſchwinden die Gedanken! Welcher Greuel!
Uralten Adel alſo zu entweihen?

Ginevra. Herr Gawin, nehmt an Percival ein Beiſpiel;
So endet Weiberhaß!

Gawin. O, haßt' ich erſt,
Gebieterin, bald würd' ich lieben lernen;
Doch die Erfahrung panzert meinen Sinn,
Und eine Heirat iſt ein ernſtes Ding!
Nicht, ſchöne Mercia?

Mercia. Ach ja!

Gawin. Gewiß!
Ihr nähmet keinen ſchwarzberußten Köhler?

Mercia. Ach nein!

Percival (zu Triſtan). Was haben jene dort Geheimes?
Was lächeln ſie? Was flüſtern ſie zuſammen?
Sankt David! Gilt das mir?

Triſtan. Ei, Percival!
Ihr kennt ja Weiberart! Saht Ihr ſie nie
Geheim und wichtig leeren Tand verhandeln?
Laßt ſie gewähren! Was verſchlägt es Euch?

Ginevra (zu ihrer Umgebung).
Ihr wünſcht es? Wohl, ſo will ich es verſuchen! —
Herr Percival, ermeſſet unſre Kränkung,
Griſeldis, dieſes Muſterbild der Frauen,
Nicht hier vor unſerm Angeſicht zu ſchauen!
Warum verſagtet Ihr uns ihren Anblick?

Percival. Nicht mein Geheiß, ihr Wunſch hielt ſie zurück;
Sie blieb daheim und hütet ihren Knaben.

Ginevra. O zarter Mutterſinn, der ihrer Tugend
Die letzte Weihe der Vollendung gibt!
Doch weil wir ihre Gegenwart vermiſſen,

So kündet uns, welch freundliches Geſchick
So reichen Schatz in Eure Hand gegeben.

Percival. Frau Königin, wenn Ihr's zu wiſſen wünſcht,
Ich ſchäm' mich nicht, es treulich zu erzählen;
Was ſollt ich auch? Ich bin ein freier Mann.

Ginevra. Beginnt, Herr Percival!

Percival. Frau Königin,
Drei Jahre ſind's, daß meine Mannen alle
Mit Bitten vielfach drängend mich beſtürmt,
Mich zu vermählen, daß nicht meinem Stamme
Der Väter Erb' und Herrſchaft ſich entfremde.
Ich aber hatte hier am Hof des Königs
In Weiberherzen manchen Blick getan;
Ich ſah ſie tückiſch, falſch und hinterliſtig,
Unfügſam jeglichem Gebot, voll Trotz
Und Eitelkeit, doch ohne Kraft und Glauben,
Mißbrauchend frech des Mannes Zuverſicht
Um zügelloſer Lüſte Sättigung;
Und keine würdig findend meiner Wahl,
Verlor ich Lieb' und Luſt mich zu vermählen,
Und nicht bereu' ich, daß es alſo war.

Gilinor (zu den Damen halblaut).
Sein Büffelwams iſt zart gen ſeine Rede!

Oriane. Der Übermütige!

Ginevra. Er ſoll's entgelten!
(Zu Lancelot, der unmutig hervortritt.)
Nicht weiter, Lancelot! Herr Percival,
Fahrt fort!

Percival. Ich war an einem Sommerabend
Ins Waldesgrün zur Jagd hinausgezogen;
In finſterm Unmut hadernd mit mir ſelbſt,
Die dumpfe Bruſt voll wogender Gedanken
Schritt ich dahin, und unbewacht vom Auge,
Trägt zögernd vorwärts mich der irre Fuß;
Doch eines Baches ſilberhelle Flut,
Die jene Wälder tränkt, hemmt meine Schritte!
Ich blick' empor, und ſehe — Königin!
Ein Mädchen ſah ich, überirdiſch ſchön,
Und ihrer Schönheit doch ſo unbewußt.
Ein Mädchen, Königin! dem auf der Stirne
Geſchrieben ſtand in goldner Sternenſchrift,
Daß Gott im Himmel, als er ſie erſchaffen,
Mild lächelte und ſprach: Du biſt vollkommen!

Dies Mädchen, jetzt mein Weib, Frau Königin,
Stand heiter ſinnend an des Baches Rand.

Ginevra (halblaut zu ihrer Umgebung).
Gewiß, ſie nahm ein Bad, hinwegzuſpülen
Den garſt'gen Ruß von ihres Vaters Meiler.

Oriane. Nicht doch, Gebieterin! Wenn eine Welle
Ihr nun die Inſchrift von der Stirne löſchte,
Daß Gott ſie herrlich und vollkommen ſchuf?
Sie wagt' es nicht.

Percival (zu Triſtan). Wie ſie die Naſen rümpfen
Und grinſend ſchlau nach uns herüberſchielen!
Sankt David! Triſtan, ſie verhöhnen mich!

Triſtan. Ihr denkt auch gleich das Schlimmſte, Percival!
Laßt ſie an ſchalen Späßen ſich vergnügen;
Was kümmert's Euch?

Percival. Peſt über Weiberzungen!

Ginevra (zu ihrer Umgebung).
Zähmt euren Witz und bändigt eure Mienen,
Daß länger noch die Kurzweil uns ergötze! —
Nun, Percival, fahrt fort!

Percival. Was wollt' ich ſagen?
Ganz recht! Sie ſtand am Bach, um ihren Nacken
In Wellenringen floß das dunkle Haar,
Und eine Taube ſaß auf ihren Schultern;
Recht heimlich ſaß ſie, kaum die Flügel regend.
Jetzt plötzlich beugt ſie ſich — das Mädchen mein' ich —
Zur Quelle nieder, und die kleinen Füße
Senkt ſie hinab in den Kriſtall der Fluten,
Sorgſam, was nicht die Welle birgt, bedeckend
Mit ihres kurzen Röckchens buntem Saum;
Ich aber, von des Buſches Nacht umſchattet,
Prieß bei mir ſelber ihre Züchtigkeit.
Und wie ſie ſaß und in die Wellen ſchaute,
Die plätſchernd ſpielten um der Füße Schnee,
Da dacht' ſie nicht daran, wie ſonſt die Weiber,
Verliebt dem eignen Antlitz zuzulächeln,
Der Fluten Widerſchein als Spiegel brauchend
Für Putz und Haargeflechte: wie ein Kind
Blies ſie die Backen auf und ſchnitt Geſichter,
Und jauchzte, wenn ein Zerrbild ihrer Reize
Der Bach ihr wiedergab; da ſprach's in mir:
Auch eitel iſt ſie nicht.

Kenneth. Das liebe Kind!

Elinor. Was kümmert Euch die Köhlerin! — Beim Himmel!
Ich will nicht hoffen, Herr, daß Ihr ſie kennt.

Percival. Und fernher ſchallend aus der Berge Schoß
Vom Turm des Kirchleins tönt die Veſperglocke,
Und ſie wird ernſt und ſtill, und ſchüttelt eilig
Die wirren Haare aus dem Angeſicht,
Und aufwärts zu den abendroten Wolken
Erhebt ſie ſinnend ihren Engelsblick,
Indes die Lippen flüſternd ſich bewegen,
Wie Roſenblätter in des Windes Hauch.
O, ſie iſt fromm, durchzuckt es meine Seele;
Sie aber, ſtill bekreuzend ihre Stirne,
Erhebt das Antlitz, hell vom Abendrot,
Von Andachtsglut umſtrahlt, und heil'ge Sehnſucht
Umflort mit feuchtem Nebelduft ihr Auge;
Ihr Täubchen nimmt ſie an die volle Bruſt,
Und herzt und drückt's, und küßt ſein Schneegefieder,
Und lächelt, wenn ſein roſenroter Schnabel
Verlangend nach den friſchen Lippen pickt.
Wie würde ſie's erſt herzen, dacht' ich mir,
Wär' es ihr Kind und ihrer Liebe Frucht! —
Und eine Stimme ſcholl aus den Gebüſchen,
Und rief: Griſeldis, rief es, komm, Griſeldis!
Und ſie, der fernen Stimme Klang vernehmend,
Springt raſch empor, und trocknet kaum die Füße,
Und blitzſchnell über den betauten Raſen
Fliegt ſie dahin, die Taube über ihr,
Bis in des Dickichts Nacht der letzte Saum
Des flatternden Gewandes mir entſchwebt;
Gehorſam iſt ſie auch, ſagt ich mir ſelber,
Und mancherlei erwägend kehrt' ich heim.

Ginevra. Beim Himmel! Ihr erzählt ſo wunderlieblich,
So warm und lebenstreu, daß ſich dem Hörer
Des Wortes Schall verkörpert zur Geſtalt.
Fürwahr, ich ſeh das allerliebſte Kind
Am Bache ſitzen und Geſichter ſchneiden,
Trotz Kohlenruß recht artige Geſichter;
Nicht wahr, Herr Percival?

Oriane (halblaut zur Königin). Gebieterin!
Ich bitt' Euch, ſeht, wie ihm die Adern ſchwellen,
Und Purpurröte flammt auf ſeinen Wangen.

Ginevra (zu Oriane). Gleichviel, er büße für ſein Büffelwams!

Percival (zu Triſtan) O könnt' ich ſie mit einem Blick vergiften!
Mir ſchwillt die Galle, mich verzehrt der Groll.

Triſtan. Herr Percival, bezwingt Euch; laßt ſie ſchwätzen,
Und nehmt nicht Rat vom ungeſtümen Blut.

Ginevra. Nun, guter Percival, laßt uns vernehmen,
Was ferner ſich begab, und wie Ihr endlich
Eu'r zartes Liebchen bräutlich heimgeführt.

Percival (für ſich).
Ich wart' auf meine Zeit und ſie wird kommen! —
Frau Königin! All meine Lehensleute
Beſchied ich tags darauf in meine Burg;
Und hoch zu Roß, im feſtlichen Gepränge,
Ritt ich hinaus, mit wehendem Panier
Und Hörnerſchall den dunkeln Wald zu grüßen,
Die grüne Wiege von Griſeldens Reiz.
Vor ihrer Hütte hielten meine Scharen,
Und ich betrat das ärmliche Gemach.
Sie aber ſaß in ihrer Eltern Mitte,
Die Stirne offen und das Auge klar;
Der blinde Vater ſtreichelt ihre Wangen,
Die greiſe Mutter ſpielt mit ihrem Haar;
Ich ſah wohl, daß ſie ihnen alles war.
Und raſch entſchieden trat ich vor ſie hin:
Griſeldis, frug ich ſie, kannſt du mich lieben? —
Sie ſieht mich prüfend an mit klugen Augen,
Und tief errötend nickt ſie mit dem Haupt.
Und wieder frug ich ſie: Willſt du, Griſeldis,
Mir angehören, deine Eltern laſſen?
Und ſie ſprach: Ja! — Darauf frug ich ſie wieder:
Willſt du mir treu, gehorſam ſein, Griſeldis,
Als deinem Herrn? und ſie ſprach wieder: Ja! —
Da drückt' ich einen Kuß auf ihre Lippen.
Die greiſen Eltern ſegneten ihr Kind,
Und ich, ſie faſſend mit den ſtarken Armen,
Trug ſie hinaus, wo meine Mannen harrten,
Seht eure Herrin, rief ich, meine Braut!
Da ſchmetterten die Hörner, Jubel ſcholl
Durch alle Reih'n; ich aber führt' ſie heim,
Wo unſern Bund des Prieſters Segen weihte:
Und ſo, Frau Königin, ward ich vermählt! —

Ginevra. Nehmt unſern Glückwunſch, Herr! und möge ſtets
Gleich Meilern flammen eurer Liebe Brand.

Ellinor. Darf man nicht fragen, guter Percival,
Wie viele Scheffel Kohlen Euch als Mitgift
Die Liebſte zugebracht?
Oriane. Sie brachte nichts,
Als nur ihr liebevolles Herz ihm zu,
Doch dieſes ganz verkohlt von heißer Sehnſucht!
Ellinor. Herr Percival, darf man Euch Rat erteilen:
So laßt zum Angedenken Eurer Wahl
Euch einen Schürbaum in das Banner malen.
Ginevra. Ei, ſagt mir doch, ob Eure Hausfrau noch
Die Backen aufbläſt und Geſichter ſchneidet?
Es muß ihr lieblich ſtehn! — Genug des Scherzes!
Herr Percival, lebt wohl, und kehrt Ihr heim,
So bringt der Köhlerin Ginevras Grüße!

(Will abgehen.)

Percival (im vollen Ausbruch der Wut).
Eh' Gift und Dolch und Peſt und eklen Ausſatz,
Als deines Namens Klang!
Triſtan. Ihr ſeid von Sinnen!
Lancelot. Das fordert Blut!
Percival. Und Blut ſollſt du vergießen!

(Beide ziehen.)

Ginevra. Mir ſchwindelt!

(Sie ſtützt ſich auf Oriane; Triſtan und andere Ritter treten zwiſchen Percival und Lancelot.)

Triſtan. Trennt ſie!
Gawin. Halt! die Waffen weg!
Percival. Zurück!

4. Auftritt.

Die Vorigen; der Seneſchall tritt auf, bald nachher König Artus.

Seneſchall. Gebt Raum, ihr Herrn und haltet Frieden!
Dies iſt des Königs Haus! Zurück, ihr Herrn!
Percival (der unterdeſſen die Ritter, die ihn zurückgehalten, abgeſchüttelt).
Weg, alter Narr, mit deinem weißen Stabe!
Kommt an, Herr Lancelot!
König Artus (der indes aufgetreten, Percival in den Arm fallend).
Halt! ſag' ich, Halt! —

(Die Muſik verſtummt, die Gäſte aus dem Hintergrunde der Bühne treten erſtaunt vorwärts.)

Was trübt ihr mir des Feſtes heitern Schimmer,
Und übertäubt die Klänge der Muſik
Mit Kampfgeſchrei und wüſtem Waffenlärm?

Was gab es, Lancelot? Sprecht, Percival!
Was war's?
Percival. Fragt jene dort, Ginevra fraget!
Ginevra. Mein Herr und König! Frecher Übermut,
Nicht achtend dieſer Mauern heil'ges Recht,
Verletzte mich, mich, deine Königin,
Inmitten deiner Burg.
König Artus. Wie! Sprecht Ihr wahr?
Oriane. Gewiß, ſo kam es, Herr! Um flücht'ge Worte,
Und harmlos heitern Scherz in Grimm entbrennend,
Traf Percival mit frevlem Wort die Herrin,
Und ſo entſpann ſich wachſend dieſer Streit.
König Artus. Iſt dieſes Wahrheit? Redet, Percival!
Percival. Fürwahr, ich traf ſie, Herr, mit rauhem Wort;
Doch aufgereizt von Hohn, von Spott geſtachelt,
Weil ſie mein Weib um ihren Stand geſchmäht,
Weil meines Kindes Mutter ſie verhöhnt,
Und jede heil'ge Regung meiner Bruſt
Mit ſchalem Witz verachtend mir begeifert;
Drum tat ich's, Herr, und wieder ſo gekränkt,
Bei meines Vaters Bart, ich tät es wieder!
König Artus. Du haſt die Räume dieſer Burg entweiht;
In meiner Hausfrau haſt du mich verletzt,
Den König, deinen Herrn; den Glanz der Krone
Haſt du getrübt mit deines Mundes Hauch.
Percival. Sankt David! Herr, was ſchmähte ſie mein Weib!
Wenn auch ein Köhlerkind, dem Wald entſproſſen,
Iſt ſie doch züchtig, treu, voll zarter Liebe,
An jedem echten Schmuck der Seele reicher,
Als deſſen ſonſt ein Weib ſich rühmen mag;
Nicht eine von euch, hochgeborne Frauen,
Wärt ihr auch noch aus edlerm Holz geſchnitzt,
Und noch mit buntern Lappen überhangen,
Nicht eine käm' dem Köhlerkinde gleich,
Bei meinem Eid, nicht eine, ſag' ich euch!
Oriane. Verwegener, Ihr ſchmäht die Königin!
Triſtan (zu Percival).
Ihr häuft das volle Maß; kommt zur Beſinnung!
Percival (zur Königin, die mühſam ihren Zorn verbirgt).
Was zürnſt du, Königin? — Ich zittre nicht
Vor den Geſchoſſen deines Herrſcherblicks!
Ich nicht! Und frei vor allen ſag' ich dir:
Ging's nach Verdienſt und Recht auf dieſer Erde,

So wäre, die du ſchmähteſt, Königin,
Und du, du knieteſt vor dem Köhlerkind!
Ginevra (zu König Artus).
Und ſolche Schmähung nehmt Ihr ſchweigend hin,
Und dies ſoll ich ertragen?
König Artus. Schweigt, Ginevra!
Kein Wort mehr, Percival! — Bei meiner Krone!
Auf beiden Seiten wiegt das Unrecht gleich,
Und beide habt ihr nichts euch zu vergeben;
Nur das entweihte Königtum heiſcht Sühnung,
Und die verletzten Rechte dieſer Burg!
Und dafür, Percival, mußt du mir büßen;
Doch mild und gnädig ſoll dein Urteil ſein.
Wir wollen gern vergeſſen und vergeben:
Nur widerrufe! —
Percival. Widerrufen! Nein!
Ich nicht!
König Artus. Bei meinem Eid, du wiederrufſt!
Percival. Bei meinem Eid, eh' ſtürzt der Himmel ein!
Ginevra (nachdem ſie einige Augenblicke ſinnend vor ſich hingeblickt).
Vergönnet mir das Wort, mein Herr und König!
Den Knoten löſe, wer ihn wirr verſchlang!
Herr Percival, Ihr ſollt nicht widerrufen,
Und ich will knien vor dem Köhlerkind.
Percival. Was ſagt Ihr?
Lancelot. Unerhört!
Ellinor. Sie redet irre!
König Artus. Ginevra, treibt Ihr Scherz?
Ginevra. Laßt mich vollenden!
Ich knie, Ritter, vor dem Köhlerkind,
Wenn Ihr mir Proben gebt, daß Eure Hausfrau
So tugendreich und treu und lieb'voll iſt,
Und Euch und Eurem Wohl ſo ſehr ergeben,
Daß, ging's auf Erden nach Verdienſt und Recht,
Sie Kön'gin wär' und Englands Krone trüge! —
Erprobt Ihr dies, ſo will ich vor ihr knien.
Percival. Ihr wolltet —
Ginevra. Ja, ich will!
König Artus. Wie, Percival,
Soll zweifelhafter Kampf den Streit entſcheiden,
Den leicht und mild ein Wort der Reue löſt?
Percival (raſch). Und welche Proben, Kön'gin, fordert Ihr?

Ginevra. Zuerſt begehr' ich, daß Ihr Eurem Weibe,
Den Knaben abverlangt, den ſie gebar,
Ihn auszuliefern Eurem Lehensherrn,
Der Eure Wahl und ihre Frucht verworfen,
Und wenn Ihr's weigert, mit dem Banne droht!
Percival. Sie liebt ihr Kind, und liebt's mit ganzer Seele,
Mich aber liebt ſie mehr! — Sie gibt ihr Leben,
Sie gibt ihr Kind für mich! Und widerrufen? —
Nur weiter Königin!
Ginevra. Und weiter, Herr,
Begehr' ich, daß Ihr, Euer Weib verſtoßend
Im offnen Saal vor Euren Lehensleuten,
Sie hilflos, arm und nackt von hinnen ſendet,
Wie Ihr ſie aufnahmt, hilflos, arm und nackt.
Percival. Und weiter, Königin!
Ginevra. Griſeldis aber,
Wie Ihr auch tief die Seele ihr verletzt,
Soll gleiche Huld im Buſen Euch bewahren.
Nicht ihrer Liebe Glut in Haß verkehren,
Noch zartes Dulden in Erbitterung;
Ja, wärmer ſoll an Euch im Leid ſie hangen,
Als da zuerſt ihr bräutlich ſie umfangen.
Percival. Und dann?
Ginevra. Dann kniet Ginevra vor Griſelden! —
Wenn aber nicht, wenn ſie die Feuerprobe
Nicht zweifellos als echtes Gold bewährt,
Dann knie Percival zu meinen Füßen!
Percival. Eh' ſollen ſich der Erde Pole küſſen!
König Artus. Herr Percival, beugt Euren ſtolzen Sinn!
Entehrt denn Widerruf, und ſchmerzt er tiefer,
Als dieſer Proben grauſe Folterqual?
Ginevra. Was zaudert Ihr? Entſcheidet, Percival!
Percival. Ihr meint vielleicht, mich ſchrecken Eure Proben?
Griſeldis wird den ſchweren Kampf beſtehen,
Ich weiß es ſo gewiß, als wär's geſchehen! —
Seht, ihrem Vater, — Cedric heißt der Mann,
Ein armer Köhler, blind und hoch in Jahren,
Doch rauh, unbeugſam, ſtörriſchen Gemütes,
Selbſt meiner Macht und Herrſchaft widerſtrebend —
Ergrimmend wies ich ihm des Hauſes Schwelle,
Weil ſchuld'ge Ehrfurcht mir ſein Trotz verſagt.
Griſeldis aber weinte, Königin!
Sie weinte, doch ſie ſchwieg! — Wollt Ihr noch mehr? —

Ein Jahr mag's ſein, daß ich daniederlag
An ſchweren Wunden und dem Tode nah'.
Zur ſelben Zeit erkrankt Griſeldens Mutter
Und will ſie ſegnen, eh' ihr Auge bricht;
Sie aber troſtlos zwar, und tief bekümmert,
Nicht einen Fuß breit wich ſie mir vom Lager,
Bis ich genas. — Die Alte ſtarb indes,
Und ſah ihr Kind nicht mehr! — Und ich ſoll zagen?
Frau Königin, ich darf den Kampf wohl wagen!
Ich bin ihr alles, und der Sieg iſt mein!

Oriane. Erringt ihn erſt, und dann mögt Ihr frohlocken!

Triſtan. Griſeldens Liebe hat die Tat bewährt;
Laßt nicht von Argliſt Euren Sinn betören,
Tut's nicht, Herr Percival!

Percival (halb vor ſich). Wohl ſchneidend Weh
Und herber Schmerz wird ihre Bruſt durchdringen,
Wenn ſie betritt der Prüfung Dornenbahn;
Doch mir zum Heile mag ſie es vollbringen,
Und zeigen ſoll ſie, was die Liebe kann.
Frau Königin, Ihr wollt, daß Kampf entſcheide;
Nun denn, es ſei! Entſcheide denn der Kampf!

König Artus. Ihr geht es ein?

Triſtan. Unſeliger, fahr' hin!

König Artus. Erwägt, was Ihr beſchließet, Percival!
Euch einen Tropfen Galle zu erſparen,
Reicht Ihr Griſelden das gefüllte Maß!
Folgt beſſerm Rat, als dem des Augenblicks;
Wir wollen gern Bedenkzeit Euch gewähren!

Percival. Für alle Zeiten gilt mein Ritterwort!

Ginevra. Wohlan! Zwei Ritter wird der König wählen,
Euch nach der Heimat das Geleit zu geben,
Daß ungewarnt Griſeldens Preis und Tugend
Im hellen Schimmer ſtrahlend ſich bewähre;
Und eher nicht ſoll jene Prüfung enden,
Und ſich entwirren ihre Rätſelnacht,
Bis ich, ich ſelbſt den finſtern Schleier hebe;
Gelobt Ihr dies?

Percival. So tu ich, Königin.

König Artus. So habt denn Euren Willen, Percival!
Gawin und Triſtan mögen Euch begleiten!
Zieht hin in Frieden.

Percival. Herr, gehabt Euch wohl!
Wir brechen auf! Zu Roß! Zu Roß, Gefährten!

Der Morgen graut, und mit der Sterne Prangen
Soll Pendennys gaſtfreundlich uns umfangen.
(Ab mit Gawin und Triſtan.)

König Artus. Ginevra kommt! Laßt uns dies Feſt beſchließen,
Das Groll und Zwietracht feindlich uns vergällt!
Doch mit dem Morgen eilt nach Pendennys,
Daß bald dies finſtre Gaukelſpiel ſich ende;
Mich ſelber führt die Jagd in jene Täler:
Ich wünſchte ſehr, daß ich verſöhnt euch fände:
Was Stolz verbrach, ſoll nicht die Liebe büßen!

Ginevra (halblaut zu Oriane).
Im Staube ſoll er knien zu meinen Füßen!

Zweiter Akt.

Burg Pendennys.

(Es iſt Nacht, eine Lampe erhellt ſpärlich den Raum der Bühne, die ein gewölbtes, mit Holzgetäfel und Schnitzwerk verziertes Gemach vorſtellt. Im Hintergrunde der Haupteingang; links vom Zuſchauer ein Seitenpförtchen.)

1. Auftritt.

Griſeldis tritt aus dem Eingange links auf.

Griſeldis. Wo mag er weilen? Dämmernd ſinkt die Nacht,
In graue Schleier birgt der bleiche Mond
Sein fahles Antlitz; feuchte Nebel wallen
Unheimlich auf dem Trent! — Wo mag er weilen?
Wenn nur kein Unfall ihn zurückehält!
Doch ſtille! Horch! Es rauſchet durch die Halle;
Die Pforte klirrt! Er iſt's! —
(Die große Pforte im Hintergrunde öffnet ſich; Ronald tritt auf.)
Willkommen, Ronald!
Schon lange harr' ich dein!

Ronald. Gebieterin!
Es gibt ein ſchweres Wetter dieſe Nacht;
So finſter ballt ſich das Gewölk zuſammen,
Daß oft den Pfad mein blödes Aug' verlor,
Und Dunkelheit den raſchen Schritt mir lähmte.

Griſeldis. Bringſt du mir Botſchaft? Haſt du ihn geſehn,
Den blinden Vater, den verehrten Greis?

Ronald. Ich ſah ihn, Herrin, unfern ſeiner Hütte,
Wo aus der Büſche grünem Blättermeer

Die alte Eiche prangend sich erhebt.
Im Moose hingelagert fand ich ihn,
Und neben ihm den Knaben, seinen Führer.
Griseldis. Und sprachst du ihn, und hat in Huld und Liebe
Dein Friedenswort verwandelt seinen Groll?
Ronald. Gebieterin, du kennst ihn selber wohl,
Den leicht Gereizten, schwer Versöhnlichen.
Mit mildem Ernst empfing er meinen Gruß,
Denn freundlich war er immer mir gewogen;
Doch als ich meine Botschaft ihm nun künde,
Wie deine Lippe meiner sie vertraut,
Da runzelt er die Falten seiner Stirne
Zum finstern Nachtgewölk erzürnt zusammen,
Ein bittres Lächeln schwebt um seine Lippen;
Geh, sprach er, sag' dem Weibe Percivals,
Nie mehr betritt des Köhlers Fuß die Schwelle
Der Grafenburg, und nie mehr wölbt das Dach
Von Pendennys sich über seinem Haupte,
Den Stolz verbannt' aus seines Kindes Armen,
Das Kindesundank in die Grube beugt.
Griseldis. So war's denn ich, sein Kind, das ihn verbannt?
Es war Herr Percival, mein Herr und seiner,
Und nicht er selbst; ein schwarzer Augenblick,
Der flücht'ge Unmut einer finstern Stunde
Riß jenes rasche Wort von seinen Lippen.
Ronald. Dies alles sagt' ich ihm; er aber, Herrin,
Fuhr zürnend mich mit rauhen Worten an;
Was sie nicht tat, das ließ sie doch geschehen;
Verstoßen konnte sie den Vater sehen,
Und fand nur Tränen, Worte fand sie nicht!
Griseldis. O Himmel, konnt' ich mehr entgegensetzen
Dem Zürnen Percivals, als stumme Tränen?
Ergebung nur kann seinen Groll versöhnen! —
Ich ließ, was nicht zu ändern war, geschehen!
Gott aber, Gott hat meinen Schmerz gesehen.
Ronald. So sagt' ich ihm; doch finstrer nur und dichter
Umwölkten Unmutsfalten seine Stirn,
Dann hob er an: Viel wollt' ich ihr verzeihen;
Doch eins verzeih' ich nie; sie ließ die Mutter,
Die sterbend sich nach ihrem Kinde sehnte,
Vergebens sich nach ihrem Kinde sehnen;
Sie kam nicht, ihren Segen sich zu holen.
Die Mutter starb, und sah ihr Kind nicht mehr!

Griſeldis. Lag nicht dem Tode nah' mein Gatte hin,
Wie meine Mutter? Durft' ich ihn verlaſſen?
Ihn fremder Sorge herzlos anvertrauen?
Was meine Seele litt in jenen Tagen,
Weiß ich allein; dies Bangen und dies Zagen,
Der Kindesliebe heißen Sehnſuchtsdrang,
Der mit der Gattin Pflicht und Liebe rang,
Das ſah nur er, der unſre Tränen zählt.
Ronald. Auch dieſes ſagt' ich ihm; er aber —
Griſeldis. Sprich!
Was zögerſt du, was willſt du mir verhehlen?
Ronald. Gebieterin, wohl beſſer wär's, ich ſchwiege;
Es iſt ein hartes Wort, das er geſprochen
Und tief verletzt es dich.
Griſeldis. Verſchweige nichts!
Ronald. Nun denn, er ſprach mit grimmverzerrten Zügen,
Das Antlitz flammend hell in Zornesglut,
Fluch, ſprach er, Fluch dem Schalle ſtolzer Namen,
Fluch leerem Schaugepräng' und Prunk der Hoheit!
Sie ſtahlen mir mein Kind! Um Glanz und Schimmer,
Um Dienertroß und Goldesherrlichkeit
Verachtet ſie die niedre Köhlerhütte,
Verſchmähte ſie der Mutter letzten Gruß!
Und alſo ſprechend rafft' er ſich empor,
Erfaßt' des Knaben Arm, und fort mich winkend,
Ins Waldesdunkel lenkt' er ſeine Schritte.
Griſeldis. Nein, dieſe Schuld liegt nicht auf meiner Seele!
Nicht Pracht und Schimmer, eitles Schaugepräng',
An Percival band Liebe mein Geſchick.
Der Liebe Hort in ſeiner Bruſt verſchloſſen,
Um dieſes echtre Gold, um dies Juwel
Der Liebe gab ich meine Seele hin;
Um ſeines Auges feuchten Perlenſchimmer.
Nicht um Gewalt und Pracht und eitlen Flimmer! —
Iſt Liebe Schuld, wohlan, ſo bin ich ſchuldig!
Um Lieb' entbehrte ich der Mutter Segen;
Mein Stolz iſt Liebe, Liebe iſt mein Glück!
Ronald. Du weißt dich ſchuldlos! Nun, ſo faſſe Mut!
Vertrau der Zeit, und trage ſeinen Vorwurf.
Griſeldis. Und ſie wird kommen, die erſehnte Zeit,
Die ihn zurückführt in des Kindes Arme?
Ronald. Gewiß, ſie kommt dir früher, als du hoffſt!
Noch immer weilt ſein Geiſt in dieſer Burg

Bekannten Räumen; eifrig frug er nach,
Wie jenes ſich begab, wie dieſes ausſchlug;
Und mehr als einmal, väterlich beſorgt,
Gedacht' er des geliebten Enkels.

Griſeldis. Wie, tat er das?

Ronald. Gewiß, er tat es Herrin!
Drum hofft das Beſte, wenn nur erſt verglimmend,
Die Leidenſchaft der Überlegung weicht,
Wenn frührer Tage freundliches Bedürfnis,
Des Kindes Nähe und des Enkels Gruß
Ihm wiederkehrt; wenn unermüdet Flehen
Raſtloſen Andrangs ſchmeichelnd ihn beſtürmt;
Gewiß, er öffnet Euch die Vaterarme,
Urplötzlich, wie der Fels, ſchon lang' erſchüttert,
Vom Flutendrang der Brandung untergraben,
Mit einem Mal bezwungen niederſtürzt.

Griſeldis. Du tränkſt mit Tau der Hoffnung meine Seele,
Und labſt mein Herz mit mildem Troſteswort!
Hab' Dank dafür, und pflege nun der Ruhe!

Ronald. Gott ſchütz' Euch, Herrin! Schlummert ſanft und ſüß!

(Geht ab.)

Griſeldis (nach einer Pauſe ernſten Nachſinnens).
Die Mutter ſtarb, und ſah ihr Kind nicht mehr!
O Selige! wenn du von Himmelshöhn
Herniederſchaueſt in dies Erdental,
Vergabſt du mir, daß nicht der Tochter Hand
Dein Auge ſchloß, daß nicht in ihren Armen
Den letzten Atem deine Bruſt verhaucht?
Du haſt ja auch an des Geliebten Hand
Das Mutterland, die Heimatflur verlaſſen;
Die neue Heimat haſt du dir gegründet,
Und wardſt ein Fremdling in dem Vaterhaus!
Ja, du vergabſt, daß Gattenpflicht und Liebe
Mich ferne hielt von deinem Sterbebett,
Wenn Sehnſuchtsſchmerz dein Scheiden auch verbittert,
Und mich des Undanks deine Seele zieh! —

O bittrer Vorwurf, ſchmerzlicher Verdacht!
Iſt immer denn vom Übel Übermaß,
Selbſt in der Tugend, in der Liebe ſelbſt?
Und lieb' ich ihn zu ſehr? Für ſeines Lebens,
Für ſeines Herzens ungeteilte Gabe
Kann mindres ich ihm bieten als mich ſelbſt,

Mein Herz, mein Leben, unbeſchränkt und ganz?
War's nicht mein Eid, ihn ewig treu zu lieben?
Iſt mir's nicht Pflicht, und iſt's nicht meine Luſt,
Iſt's nicht das höchſte Glück auf dieſer Erde,
Geliebt zu lieben, liebend zu beglücken?
O halte feſt, mein Herz, an deiner Liebe!
Bewahr' den heitern Sinn, trag' unerſchüttert
Den Schein des Unrechts und des Vaters Groll,
Und büß' getroſt mit einem Tropfen Wermut
Für deiner Liebe ungetrübtes Glück!

(Sie tritt gedankenvoll an das Fenſter.)

Farbloſes Dunkel hüllt die Täler ein,
Und glotzt mich an mit ſchwarzen Finſterniſſen!
Ich will zu Bette! Teurer Percival!
Gedenkſt du mein im gold'gen Prunk und Schimmer
Der Königsburg? — Gewiß, du denkeſt mein;
Denn wie dein Bild vor meiner Seele ſteht,
Muß freundlich auch das meine dich umſchweben!
Gut' Nacht! Gut' Nacht, geliebter Percival! —
Nun ſeh' ich nach dem Kind, und dann zu Bette.

(Griſeldis wendet ſich, um abzugehen, und hat ſchon die Stubentür links vom Zuſchauer erreicht, als Percival mit Gawin und Triſtan durch den Haupteingang eintritt.

2. Auftritt.

Percival, Triſtan, Gawin, Griſeldis.

Percival. Griſeldis!
Griſeldis (auf ihn hinſtürzend).
Percival; — du biſt zurück!
Ich ſeh' dich wieder, teurer Percival!
Percival. Sei mir gegrüßt, Griſeldis!
Griſeldis (in Percivals Armen). Percival!
Hab' ich dich wieder? Warſt ſo lange fort;
Drei lange Tage! — Haſt nicht mein gedacht,
Den Damen dort haſt du den Hof gemacht! —
Nicht? Haſt du's nicht getan? Nun darfſt du nimmer
Du darfſt mir nimmer fort! — Ei, küß mich doch! —
Wie Sonnenglut die Wangen dir gebräunt!
O, mir iſt wohl, ſo wohl an deiner Bruſt! —
Mein Percival! mein Herr! mein Hort! mein Gatte! —
Percival. Griſeldis, ſieh doch nur! —
Griſeldis. Und was du hier
Verſäumt? — Denk', Athelſtan, der herz'ge Junge,

Die ganze Halle, frei vom Gängelband,
Nicht einmal strauchelnd fiel der Knabe hin;
Der alte Allan weinte fast vor Freuden:
Und denk' nur, meine Tauben wurden flügge;
Auch traurig war ich, recht zum Tod betrübt,
Nicht bloß, weil du mir fehltest; andre Dinge
Noch quälten, kränkten mich! — Doch laß nun sehen,
Ob du der Mutter und des Kind's gedacht,
Und was du Herrliches uns mitgebracht
Vom Fest des Königs? Nicht? Hast du vergessen?
Du schlimmes Väterchen! —

Perceval. Sieh doch, Griseldis!
Ich bring' dir Gäste heim! — Nenn' sie willkommen! —
Gar wackre Ritter, Tafelrundgenossen,
Und werte Freunde sind's! — Hörst du, Griseldis?

Griseldis (beschämt und errötend).
Ich sah nur ihn, vergebt mir, werte Herren!

Tristan. So bitten wir! — Nicht unser Kommen soll
Des Wiedersehens Freude Euch verbittern,
Und Euch verkümmern ihren Vollgenuß.

Perceval. Ei, Tristan, laßt die schönen Worte weg!
Ihr seid willkommen, dafür bürg' ich euch!
Nicht wahr, Griseldis? Sprich!

Griseldis. Gewiß, ihr Herren!
Wenn auch erst spät, ich nenn' euch hochwillkommen! —
Gefällt es euch, so folgt mir in die Halle.

Perceval. Nicht doch, wir bleiben hier!

Griseldis. Ihr weckt den Knaben;
Er schläft dort nebenan! Willst du ihn küssen?

Perceval. 's hat Zeit bis morgen; doch nun fort, Griseldis!
Sorg' uns für derbe Kost und volle Becher!
Wir ritten scharf drauf los, und draußen stürmt's,
Als gält es, Erd' und Sterne wegzufegen.
Mach' fort, Griseldis, geh!

Griseldis. So tu' ich, Herr!
Was nur das Haus vermag, soll euch erquicken;
Ich bitt' euch sehr, weckt nur den Knaben nicht! (Geht ab.)

3. Auftritt.

Perceval, Tristan, Gawin.

Perceval (hat sich in einen Lehnstuhl geworfen).
Nochmals, ihr werten Herrn, seid mir willkommen,
Zu Pendennys, in meinem schlechten Haus!

Daß ich es bin, habt, denk' ich, ihr geſehen;
Was ſagt ihr zu dem Köhlerkinde? Sprecht!

Gawin. Nie ſprach ein reinrer Sinn aus ſchönren Zügen,
Und wenn auch häufig Schein und Anſehn trügen,
Ihr Auge, wie den Schatz die blaue Flamme,
Verrät der Seele Wert.

Triſtan. Wie Flaum den Pfirſich
Umſchattet holde Schüchternheit ihr Weſen,
Und Kindeseinfalt lacht von ihrer Stirn.

Percival. Nun ſeht, ihr Herrn, daß ich kein Prahler bin!
Mein Weib iſt ſchön, und daß ſie mehr als ſchön,
Daß ich nicht unbedacht dem Kampf mich ſtellte,
Des ſollt ihr Zeugen und Verkünder ſein!
Der Sieg iſt mein, die Königin muß knien!

Gawin. Griſeldis liebt ihr Kind; ſie wird's verweigern!

Percival (aufſpringend).
Ihr träumt wohl, Herr? — Verweigern, mir verweigern?
Haut mir den Arm vom Leib, wenn ich nicht ſiege.
Ich war's gewiß, eh' ich mein Wort gegeben,
So ganz gewiß, bei meinem Bart, ſo ſicher,
Als hätt' ich Brief und Siegel in der Hand.
Sie ließ um mich den Vater wie die Mutter,
Sie hielt an mir in ihrem tiefſten Leid;
Der Sieg iſt mein; die Königin muß knien!

Triſtan. Und dieſes Weib, bewährt in Leid und Nöten,
Dies ſtarke, treue, kindlich reine Weib,
Ihr wollt ſie quälen, foltern bis zum Tode;
Mit einem Dolch des Herzens Tiefen meſſen,
Das ſchlägt für Euch; das Aug' mit Tränen füllen,
Das liebeſtrahlend Euer Auge ſucht?
O geht in Euch; bleibt nicht bei Eurem Sinn!

Percival. Sankt David! Herr, bei meinem Sinne bleiben
War immer meine Art, und jetzt zumal,
Wo dieſer Wettſtreit meinen Willen ſtachelt,
Mein Blut entzündet, meine Sehnen ſpannt,
Und mir den Mißmut von der Seele ſcheucht,
Wie Windeshauch den Nebel aus den Tälern,
Bei Gott, noch heute nacht ſoll ſich's bewähren;
Der Sieg iſt mein, die Königin muß knien.

Triſtan. Tut's nicht, nur heute nicht! Gönnt ihr den Schlummer,
Vergällt ihr nicht des Wiederſehens Luſt!
Ihr kränkt ſie doppelt, kränkt Ihr ſie noch heute.

Percival. Und kränk' ich ſie, was iſt es eben mehr?
Geträumter Schmerz gibt fröhliches Erwachen.
Wenn mich die Laune, das Gelüſte treibt,
Mit Faſten meinen Leichnam zu kaſteien,
Mit Geißeln meinen Rücken zu zerfleiſchen,
Zu ritzen meine Hand mit meinem Dolch,
Wer kann mich tadeln, wer? Griſeldis aber
Iſt meine Hausfrau, Fleiſch von meinem Fleiſch,
Und Bein von meinem Bein. Laßt mich gewähren;
Ihr ſagt, ſie liebt mich: wohl, ſie ſoll's bewähren!
Triſtan. Die Tat iſt Euer, mein war treuer Rat.
Percival. Mich reizt der Sieg! Und heute noch, beim Himmel,
Gleich jetzt erring' ich ihn! Hier will ich ſitzen,
Und mein Geſicht in ernſte Falten legen,
Und meine Stirn mit ſolchen Runzeln furchen,
Daß kein Gewölke der Gewitternacht
So finſter drohen ſoll, als meine Mienen;
Und ſeufzen will ich, Sturm und Wind zum Trotz.
Ganz recht, Herr Gawin, eben fällt mir's bei;
Am Fuß des Schloßbergs wohnt in niedrer Hütte
Ein armes Weib, das meine Amme war;
Wenn ihn Griſeldis gibt, bringt ihr den Knaben —
Doch ſtill, ſie kommt!
Triſtan. Noch einmal, Percival!
Percival. Genug der Worte! Tretet dort hinüber,
Und, ernſte Richter, ſchauet meinen Sieg!

4. Auftritt.

(Die Vorigen: **Griſeldis** tritt auf; einige Diener folgen ihr mit Kannen und Bechern.)

Griſeldis. Die Mahlzeit iſt beſorgt, und bald bereitet.
Labt euch indeſſen, vielgeehrte Herren.
An einem Becher edlen Rebenſaftes;
Ich trink' euch zu, tut freundlich mir Beſcheid!
Gawin. Habt Dank! auf Euer Wohlergehen, Dame!
Triſtan. Auf flücht'ges Leid und dauerndes Entzücken!
Griſeldis. Gerade noch entkamt ihr dem Gewitter,
Das jetzo furchtbar losbricht im Gebirg',
Den Widerhall mit Donnerſtimme weckt,
Und Blitz auf Blitz durch alle Lüfte ſendet.
Gawin. Ein Engel wacht, der ſie vom Haupt Euch wendet.

Griſeldis. Ihr ſeid zu gütig, Herr!

(Die Diener haben ſich entfernt; Griſeldis tritt zu Percival, der ſich, im Lehnſtuhl hingeworfen, trüben Gedanken zu überlaſſen ſcheint.)

Wie, Percival!
Ihr wollt nicht trinken? Ihr verſchmäht die Labung,
Nach der Ihr erſt gelechzt? — Was habt Ihr, Herr?
Trübſinn'ger Ernſt umſchleiert Eure Züge,
In düſtern Gluten lodert Euer Blick!
So ſchwand das Lächeln hin, das mich begrüßte?
Ihr ſeufzet? — Percival! Ihr macht mir bange!
Was habt Ihr, Herr? —

Percival. Ermüdung, weiter nichts!

Griſeldis. Nein! Täuſch' mich nicht! — Nie düſterer als heut
Umwob des Unmuts Schatten deine Stirne.
Was haſt du, Percival? — Laß mich es wiſſen!

Percival. Nein! Heute nicht! Ich ſpar' es bis zum Morgen!

Griſeldis. O ſag' mir heute, was ich hören ſoll!
Laß nicht die ſchweigend hingedehnte Nacht
Mich trüb und bang in ſcheuer Furcht durchwachen!

Percival. Du willſt es, ſo vernimm! Der König zürnt,
Daß ich dem Stamm der königlichen Eiche
Ein Reislein eingeimpft vom Weidenbaume,
Daß meiner Macht und meiner Herrſchaft Erbe
Emporgegrünt aus einer Köhl'rin Schoß.
Und dies iſt ſein Gebot, daß wir zur Stunde
In ſeine Hände liefern unſer Kind,
Und weig're ich's, ſo droht er mit dem Banne.

Griſeldis (nach einer Pauſe unbefangen lächelnd).
Du ſcherzeſt, Percival, du willſt mich täuſchen!
Gewiß, du neckſt mich nur; du kannſt nicht feſt
Und unverwendet mir ins Antlitz ſchauen.
Verſuch' es, ob du's kannſt! — Du fliehſt mein Auge,
Und deine Lippe zuckt! Du lächelſt! Geh!
Sinn' andre Kurzweil aus, mich ſchreckſt du nicht!

Percival. Du biſt es, die ſich täuſcht. Mein Wort iſt Wahrheit,

(Auf Gawin und Triſtan zeigend.)

Und dieſe ſind des Königs Willensträger
Und die Vollſtrecker ſeines Machtgebots.

Griſeldis. Ihr alſo wollt mein Knäblein mir entführen?
Ei, geht, vermummt euch erſt, daß man euch fürchte!
Knecht Ruprecht klirrt mit Ketten, wenn er naht,
Der Werwolf heult, wenn er nach Kindern ſpüret!

Ei, werte Herrn, ihr müßt nicht Kobold ſpielen
In Rittertracht und Sporen an den Ferſen,
Percival. Du glaubſt nicht meinem Wort und ſpieleſt lächelnd,
Ein ſorglos Kind, mit dem Entſetzlichen?
Nun denn, ſprecht ihr, ihr Boten meines Königs,
Und gebt mir Zeugenſchaft.
Triſtan. Herr Percival
Spricht wahr.
Gawin. Gewiß! wie er geſagt, ſo iſt's!
Nach Eurem Kinde ſind wir ausgeſandt.
Griſeldis. Es iſt kein Scherz? — der König will mein Kind,
Mein ſüßes Kind von meinem Herzen reißen?
Warum? Wofür? Wie, ſoll der Knabe büßen,
Daß Niedrigkeit das Los der Mutter war?
Percival. Es iſt der König, und die Macht iſt ſein;
Nicht ſeinem Willen läßt ſich widerſtreben;
Entſchließe dich, den Knaben hinzugeben.
Griſeldis. Du wärſt entſchloſſen, Percival, du wollteſt —
Du kannſt es denken nur, ihn hinzugeben?
Du willſt nicht mehr die heitern Züge ſchauen,
Voll lächelnden, voll ſorgloſen Vertrauens?
Nicht mehr der zarten Stimme Klang vernehmen,
Die ſchmeichelnd dich: Lieb' Väterchen begrüßt?
Dein Kind willſt du verleugnen, Percival? —
Gedenk' des Tages, als ich ihn gebar,
Als du ihn aufnahmſt an die Vaterbruſt,
Und riefſt: Ein Knabe iſt's, es iſt ein Knabe!
Gedenk' des frohen Taumels deiner Luſt;
Um ihn vergaßt du mich; aus ſeinen Blicken
Sprang dir ein Born von Freude und Entzücken!
Da war kein Stern, der dir zu ferne ſchien,
Mit Licht und Glanz ſein Leben auszuſchmücken.
Und nun gibſt du ihn hin? Ich kann's nicht glauben
Wer mag dem Löwen ſeine Jungen rauben?
Nein, Percival gibt ſeinen Knaben nicht!
Percival. Ich muß! Wohin ich auch die Blicke wende,
Kein Ausweg, keine Rettung liegt vor mir,
Mich zwingt die Not, den einen Pfad zu gehen;
Der König will's, ich geb' den Knaben hin.
Griſeldis. Du haſt den Cathmor und den Swen erſchlagen;
Wer Kön'ge ſchlug, kann ihren Zorn ertragen.
Nein, Percival, du gibſt den Knaben nicht!
Mit allen Opfern, die nur denkbar ſind,

Verſöhn' den König, weih' ihm Blut und Leben;
Dein Kind, dein einzig Kind darfſt du nicht geben.
Percival. Ich ſag' dir, Weib, ich muß! Du ſiehſt vergebens!
Ich muß den Knaben opfern, und ich will's.
Griſeldis. Er iſt mein Kind, wie deins, ich will's bewahren,
Wenn du es geben willſt. Es iſt mein Blut,
Ich trug's in meinem Schoß, ich hab's geboren,
Ich hab' es aufgeſäugt; mein Aug' bewachte
Mit ſtiller Luſt ſein fröhliches Gedeihen,
Und meine Zukunft ruht auf ſeinem Haupt!
Darf fremde Laune mir mein Kind entreißen,
Und es berauben treuer Liebe Hut?
(Sie hält plötzlich inne und ſpricht dann in unruhiger Haſt.)
Der König hat kein Recht auf meinen Knaben;
Ihm iſt er fremd; er zürnt, daß er geboren,
Er haßt ihn wohl, und wenn er ihn begehrt —
Sagt an, ihr Herrn, was will er mit dem Knaben? —
Wie, ſchweigt ihr? Sprecht? Was will er mit dem Kind?
Triſtan. Sorgt nicht! Der König iſt gerecht und mild.
Gawin. Erfüllen wird ſich, was der Herr gebietet;
Uns ward ſein Auftrag, nicht ſein Wille kund.
Griſeldis (raſch mit dem Ausdrucke höchſter Angſt).
Ihr hintergeht mich nicht! Auf eurer Stirne,
In euren Blicken ſteht's geſchrieben;
Er will ihn töten! — Will er — Ja, er will's!
Darum wollt ihr mein ſüßes Kind mir nehmen,
Das Kind der Mutter? — Eh' mein Augenlicht!
Verſucht es, blut'ge Mörder, kommt heran,
Reißt ihn empor aus ſeinen ſüßen Träumen,
Eh' ihr nicht leblos mich dahingeſtreckt!
Vergießt ſein Blut, eh' ihr nicht meins verſtrömt!
Verlaſſnes Kind, dich ſchirmt dein Vater nicht,
Ich will es, ich, ein Weib, doch eine Mutter!
Gawin (zu Triſtan). Ich ſagt' es wohl, ſie gibt den Knaben nicht.
Percival. Jetzt oder nie!
(Sich zu Griſeldis wendend.)
Wohlan, es ſei, Griſeldis!
Bewahre denn dein Kind! Doch fortan hüte
Sein teures Haupt mit immer wachen Blicken!
Beſchütz' es vor dem Atemzug der Luft,
Wie ein Juwel bewahr's, wie eine Krone;
Denn hohen Preis haſt du dafür gegeben!
Dein Knabe koſtet dich des Vaters Leben!

Griſeldis (aufſchreiend). Dein Leben, Percival?
Percival. Was zitterſt du?
Dir bleibt dein ſüßes Kind! Wenn Acht und Bann
Mein Haupt verfehmt, und meine Macht zertrümmert,
Wenn gleich dem ſcheuen Wild der Grimm des Königs
Mich unermüdet durch die Täler hetzt,
Wenn mich Verrat ereilt, Gewalt bezwingend,
Wenn mich des Henkers Fauſt zum Blutgerüſte,
Zum Tode ſchleift! — Griſeldis, zage nicht!
Laß bleichen unbegraben mein Gebein,
Dein teurer Knabe ſoll gerettet ſein!
Griſeldis (blickt einige Augenblicke, die gefalteten Hände krampfhaft an das Herz gedrückt, ſtarr vor ſich hin; dann ſpricht ſie langſam und mit matter Stimme).
Dem Bann verfällſt du, und dein Leben
Bedroht des Königs Zorn?
Percival. So iſt's, Griſeldis!
Griſeldis (faſt tonlos). So nimm den Knaben hin!
Percival. Du widerſtrebſt
Nicht mehr; du gibſt das Kind?
Griſeldis. Ich muß —
Die Liebe gab es, Liebe gibt es hin!! —
Percival. Der Sieg iſt mein! Herr Gawin, nehmt den Knaben!
(Gawin ſchreitet auf das Nebengemach zu, Griſeldis eilt ihm nach.)
Griſeldis. Halt! — Nehmt ihn! — Laßt! — Ich kann nicht,
Herr im Himmel!
Percival. Griſeldis, her zu mir!
(Griſeldis kehrt um, ſtürzt zu Percivals Füßen nieder und blickt, indem ſie die gerungenen Hände an ſeine Kniee drückt, ſtumm zu ihm empor. Während Gawin in das Nebengemach tritt, fällt der Vorhang.)

Dritter Akt.

Burg Pendenrichs.

(Reich ausgeſchmückter Saal. Im Vordergrunde der Bühne ein auf einigen Stufen erhobener Sitz; im Hintergrunde ein Vorhang, der den Saal von einer Vorhalle trennt.)

1. Auftritt.

Percival ruht in tiefen Gedanken verſunken im Vordergrunde der Bühne in einem Lehnſtuhl.

Percival (aufſpringend).
Recht oder Unrecht? — Ja, da liegt der Knoten!
Mein Recht gebrauchen kann nicht Unrecht ſein;
Und was ich darf, ſoll ich auch fröhlich können;
Ich bin nicht fröhlich, warum bin ich's nicht?
(Er geht unruhig auf und nieder, wieder ſtillſtehend fährt er fort.)
Fürwahr, es iſt ein Unding, was mich quält!
So manchen lieben Tag hat's mich gelüſtet,
Mich hingedrängt, zu wiſſen, nicht zu glauben,
Zu ſehn mit meinem Aug', mit meinem Ohr
Zu hören, körperlich mit meiner Hand
Lebendig Überzeugung zu ergreifen;
Denn glauben läßt ſich alles, auch der — Unſinn!
Nach Proben hab' ich mich geſehnt, geſeufzt,
Nach einer ernſten Prüfung des Geſchickes;
Und bebte nun zurück vor ihrem Anſchein,
Vor ihrem Schattenbild? —
Ich prüf' mein Schlachtroß, eh' ich ihm vertraue,
Ich prüf' des Schildes Wucht, der Klinge Härtung
Eh' brauſend mich das Schlachtgewühl umringt;
Und prüfte nicht mein Weib?
Soll mir ein Hirngeſpinſt die Luſt verkümmern,
Hinabzuſchaun in ihrer Seele Grund,
Mein Bild zu ſehn in ſeinem klaren Spiegel,
Mein Bild allein, kein andres neben ihm,
Und ihr Gemüt, ſo ganz mir unterworfen,
Daß es mein Hauch bewegt, mein Blick erſchüttert,
Daß es der Regung meiner Brauen zittert,
Daß es in meinem Willen fühlt und lebt,
Daß ich ſein alles bin auf dieſer Erde,
Sein Herr, ſein König, ſein Geſchick, ſein Gott! —

Denn in der Liebe gibt's nicht Maß noch Grenzen,
Kein Mehr und Weniger; Lieb' ist unteilbar,
Und fehlt ein Gran an ihrem Vollgewicht,
Ein Sonnenstäubchen, so ist's Liebe nicht!
Und soll ich an die Möglichkeit mich klammern,
Wo Prüfung mir die Wirklichkeit bewährt,
Und wo ich schwelgen könnte in Gewißheit?
Soll mir genügen leere Zuversicht? —
Fürwahr, es ist ein Unding, was mich quält!

2. Auftritt.

Percival, Gawin, später Tristan.

Percival (in rascher Bewegung auf Gawin zuschreitend).
Nun, Gawin, sprecht, wo ließt Ihr meinen Knaben?
Gawin. In treuer Obhut, edler Percival,
Nur bittergram der fremden Pflegerin,
Die er verschmähend abwehrt mit den Händen;
Er weint und droht dem Vater es zu klagen,
Daß man dem Arm der Mutter ihn entriß.
Percival. Verklagt er mich bei mir? Bei meinem Eide,
Er tut so unrecht nicht, und kommt die Zeit,
Will ich auch Buße tun! — Doch sagt, Herr Gawin,
Berieft Ihr meine Mannen nach der Burg?
Gawin. Nach allen Winden ward hinausgesandt,
Aus allen Tälern strömen sie herbei.
Percival. Habt Dank!

(Tristan tritt auf.)

Sieh da, was bringt Ihr uns, Herr Tristan!
Saht Ihr Griselden?
Tristan. Ja, ich sah sie, Herr!
Percival. Ihr fandet sie bekümmert und in Tränen?
Ihr zögert? Sprecht! Ihr sollt mir nichts verhehlen!
Tristan. Ich schritt, Griselden dein Geheiß zu künden,
Das sie hierher beruft, durch die Gemächer
Bis an des Turmes Wendeltreppe hin,
Die aufwärts zu der Erkerstube führt;
Und oben angelangt an ihrer Pforte,
Die weithin offen freien Spielraum ließ
Dem Blick wie dem Gehör, sah ich Griselden.
Das Haar gelöst und schmucklos niederhangend,
Ein regungsloses Steinbild saß sie da,
Kaum atmend, lebend tot, auf ihren Wangen
Nicht eines welken Rosenblattes Röte,

Und ſolch ein Meer entflutet ihren Augen,
Daß ihre Lippen, überſtrömt von Tränen,
In Wahrheit einen Wermutbecher tranken.
In ihrem Schoß lag eine Kinderklapper,
Des Kindes Luſt, nun Stachel ihrer Qual.
Sie aber ſaß, vorwärts den Leib gebückt,
Die Hände ſchlaff in ihrem Schoß gefaltet,
So ſaß ſie da, und heftet unverwandt
Den ſtarren Blick auf ihres Kindes Wiege.
Und jetzt entringt ſich ſchneidend, herzzerreißend,
Ein ſchwerer Seufzer der gequälten Bruſt,
Verdoppelt quillt der Tränen ſalz'ge Flut;
Die Klapper drückt ſie heftig an die Lippen,
Und widerhallt vom Himmel und der Erde
Schreit ſie empor: Mein Kind, mein ſüßes Kind! —
Und eine Saite ſprang in ihrem Herzen,
Als ſie ſo rief, denn leblos ſank ſie hin!

Percival. Genug! Genug!

Triſtan. In ihrer Frauen Armen
Kehrt dämmernd Kraft und Leben ihr zurück;
Sie richtet ſich empor; ihr Auge hängt
An einem Bild der ſchmerzensreichen Mutter,
Die gramvoll niederſchaut auf ihren Sohn,
Und zitternd wankt ſie hin, und beugt die Knie;
Die Hände fromm auf ihrer Bruſt gefaltet,
Die Lippen krampfhaft aneinander zuckend,
Neigt ſie ihr Haupt. Da reißt der Wolkenſchleier,
Der draußen dämmernd lag auf Berg und Höhen,
Ein Strahl der Sonne küßt ihr Angeſicht,
Und in Verklärung leuchten ihre Züge; —
Sie lächelte. O Herr! — Dies Lächeln ſprach:
Die Knoſpe fiel, bald welkt die Blume nach.

(Percival blickt ſchweigend vor ſich hin zur Erde; Triſtan fährt nach einer Pauſe fort.)

Dies ſah ich, Herr, und teilend ihre Qual,
Vom Anblick ihres Leides übermannt,
Das eigne Auge naß, eilt' ich hinweg,
Und dein Geheiß' beſtellt' ich ihren Frauen.

Percival (nach einer Weile ſich ſtolz aufrichtend).
Du bebſt zuſammen, Percival?
Erſchüttern Tränen deinen feſten Sinn?
Der Becher iſt gefüllt, ſie muß ihn leeren:

Es iſt beſchloſſen, und es ſei vollbracht!
Ich will, ich muß, kein Ausweg liegt vor mir.

Triſtan. Kein Ausweg, Percival? Er liegt ſo nahe;
Ein Wort genügt, Griſeldens Leid zu mildern;
Mit einem Wort ſcheuchſt du die Wolken weg,
Die ſternlos finſter ihr Gemüt umnachten!
Löſ' ihr die Rätſel dieſes grauſen Spiels,
Den Knaben leg' in ihre Mutterarme —

Percival. Und meine Ehre, mein verpfändet Wort?

Triſtan. Du magſt es löſen vor der Königin.

Percival. Wie, ſoll ich knien? Ich zu ihren Füßen?

Triſtan. Es frevelte dein Stolz, dein Stolz mag büßen.

Percival. Ich, nimmermehr! Nicht um des Weltalls Schätze!
Nicht um ein Leben! Nicht ums Himmelreich!
Des Weibes Träne gleicht dem Regenſchauer,
Der niederſprüht aus flüchtigem Gewölk;
Er zieht vorüber, und die Sonne ſtrahlt,
Und friſcher grünen die getränkten Fluren.
Sie ſoll erproben, was die Liebe kann;
Doch wenn ſie ſteht am Ende ihrer Bahn,
Wenn das Gewölk an ihr vorbeigezogen,
Dann wölb' ich ihr der Freude Regenbogen
In tauſend Farben funkelnd überm Haupt;
Nur eine Wonne ſoll ihr Leben ſein!
Ich fordre viel, und hart mögt ihr mich ſchelten,
Ich aber bin der Mann, auch zu vergelten!

Gawin. Dort wallen Banner von den Bergen nieder
Und Waffen blitzen aus der Täler Schoß;
Es ſind die Euren, Herr, die ſich verſammeln.

Percival. Wohlan, ich geh', die Nahenden zu grüßen;
Doch ihr indes mit mildem Friedenswort
Bereitet mir Griſeldens weiche Seele
Für dieſen neuen Schmerz; wollt ihr es tun?

Gawin. Sei des gewiß.

Triſtan. Dein Wunſch ſoll ſich erfüllen.

Percival. So lebt denn wohl! Bald iſt das Spiel vorüber
Und ſchon im voraus freu' ich mich des Sieges.

(Er geht ab.)

Triſtan. Du ſiegſt! Der Engel aber, der zu Buche
Die Ausſaat trägt von unſern Lebenstagen,
Schreibt dieſen Sieg zu deinen Niederlagen.

Gawin. Dort naht Griſeldis; langſam durch die Hallen
Geleitet ſie der Dienerinnen Schar.

Triſtan. O Bild des Jammers! — Wie die volle Ähre
Zur Erde hin neigt ſich das ſchwere Haupt.

3. Auftritt.

Die Vorigen: Griſeldis, von ihren Frauen begleitet.

Griſeldis (zu ihren Frauen).
Nehmt meinen beſten Dank für eure Liebe!
Doch keiner Hilfe mehr bedarf mein Schritt.
Ich bitt' euch, laßt mich jetzt; es iſt vorüber!
(Die Frauen drängen ſich in den Hintergrund der Bühne zurück, Griſeldis tritt vor.)
Sprecht, edle Herren, wo weilt Percival?
Es war ſein Ruf, der mich hierher beſchieden.
Gawin. Nicht lange harrt Ihr ſeiner Wiederkehr.
Triſtan. Ihr wendet zürnend von uns Eure Blicke,
Und unſre Gegenwart erweckt Euch Grauen;
Gerecht iſt Euer Haß, und Euer Vorwurf,
Wenn wortlos auch, ſpricht laut zu meiner Seele.
Griſeldis. Euch haſſen? — Nein, gewiß nicht, edle Herren;
Ich haſſe niemand, ſelbſt — den König nicht.
Gawin. Und doch ſchlug ſeine Hand Euch dieſe Wunde.
Griſeldis. Die Tat war ſein; der Wille kam von oben.
Nicht ſeine Hand berührte meinen Scheitel:
Der Mächtige, der in die Lüfte haucht,
Und Kronen wirbeln hin wie Federflaumen,
Der ſeine Brauen regt und Reiche ſtürzen,
Der winkt, und Welten werden, Sterne ſtrahlen,
Der winkt, und ſie vergehn; Er ſchlug mich, Er!
Gott prüfte mir die Kraft des ſtolzen Herzens.
Und ſieh, es brach und ſchmolz in Tränen hin.
Triſtan. So fromm, ergeben tragt Ihr Euer Leid!
Griſeldis. Ich demutsvoll und fromm? War ich nicht ſtolz,
Recht übermütig ſtolz und voll von Dünkel?
Nahm ich denn nicht, als wenn ſie mir gebührte,
Die Liebe Percivals und ſeine Hand?
War ich nicht ſtolz, ſein Eh'gemahl zu heißen,
Un', prahlt ich nicht mit meinem holden Kind?
Ich aber bin in Niedrigkeit geboren;
Und weil ich nicht erkannt die Huld des Himmels,
Und nahm für Recht, was milde Gabe war,
Drum mahnte mich der Herr in meinem Knaben,
Und ſchuldlos büßt er für der Mutter Schuld.
Triſtan. O wahrt den frommen Sinn, der Euch ermutigt,

Und waffnet Eure Seele mit Geduld;
Noch finstrer tritt das Schicksal Euch entgegen,
Noch größre Opfer heischt des Königs Macht.
Griseldis. Noch größre Opfer? Sprecht, was fordert er?
Bedroht er Percival mit seinem Grimme?
Will er mein Leben? Redet! Zaudert nicht!
Gawin. Für Percival bangt nicht! Des Königs Zorn
Droht Eurem Haupte!
Griseldis. Kündet sein Gebot!
Was er auch fordre! sprecht!
Gawin. So hört: er will,
Daß Percival das Band der Ehe löse,
Das ihn mit Euch verknüpft und ein Gemahl
Aus edlem, gleich berühmtem Stamm sich wähle,
Zu zeugen Erben, würdig seiner Macht.
Griseldis. O meiner Träume finstres Schreckensbild,
So schnell wirst du mir wahr? — So reißt ein Tag
Mir jeden Kranz der Freude von der Stirne,
Und pflückt der Hoffnung letzte Blüte weg!
Gemahl und Kind! Allein, verlassen,
In einer Brust ein Meer des Jammers fassen!
Und er? Und Percival — O laßt mich wissen,
Was sagt Percival?
Tristan. Mit schwerem Herzen
Gehorcht er seinem Herrn, daß sein Geschlecht
Nicht spurlos untergeh' im Strom der Tage,
Und ferne Zeit noch seinen Ruhm bewahre.
Griseldis. Ich hab's geahnt! — In mancher stillen Nacht
Sah ich's im Geist voraus! — Zu überreich,
Zu selig war mein Glück für dieses Leben;
Nur wie ein Traum konnt' es mir niederschweben
Und mußte fliehen wie ein schöner Traum. —
So mußt' es kommen — ich erkenn' es klar! —
Soll er entbehren süße Vaterlust?
Auf Fremde seine Herrschermacht vererben?
Wer kann ihn tadeln? — Er hat recht getan.
Gawin. Begreift Ihr's, Tristan? Sie verteidigt ihn.
Griseldis. So kehr' denn heim in deiner Wälder Schatten,
Du Kind der Armut, Kind der Dienstbarkeit!
In diesem Haus war nimmer deine Stelle,
Und mutig kehr den Rücken seiner Schwelle;
Du nimmst sein Bild, nimmst deine Träume mit.
Er hat dich ja geliebt, und seine Liebe

Vergeht vor keines Königs Machtgebot;
Er wird dein denken, wird dich nie vergeſſen.
Er fühlt mit dir der Trennung herbes Leid!
O ſei getroſt und lern' entſagen, Herz!
Sei ſtark! Nicht Tränen ſollſt du ihm erpreſſen,
Und nicht mit Klagen ſtacheln ſeinen Schmerz.
Ihr aber, edle Herren, laßt mich wiſſen,
Treibt heute noch mich mein Geſchick von hinnen?
Soll ich ihn nicht mehr ſehn?

Gawin. Herr Percival
Wird ſelber Euer Urteil Euch verkünden;
Im offnen Saal, vor ſeinen edlen Mannen
Zerreißt er Euern Bund; und das Geſchick
Gibt heute noch dem Bergwald Euch zurück.

Triſtan. Schon ſchallt ſein raſcher Schritt durch Gang und Halle.
So ſammelt nun der Seele ganze Kraft,
Und geht gefaßt dem harten Los entgegen.

4. Auftritt.

Die Vorigen: Percival tritt mit einigen ſeiner angeſehenſten Vaſallen von der Seite ein, wohin er abgegangen: er betritt die Eſtrade und bleibt neben dem Sitze ſtehen; hierauf wird der Vorhang im Hintergrunde der Bühne geöffnet und Percivals übrige Ritter und Vaſallen treten geräuſchlos und langſam ein.

Percival (nach einer Pauſe).
Seid mir gegrüßt, Vaſallen, Kriegsgenoſſen!
Vollzählig, wie's geziemt, ſeid ihr erſchienen
Auf Pendennys, in meiner Herrenburg;
Ich rief euch und ihr kamt. Wenn ihr nun ſtaunt,
Und zweifelnd euch befragt und nicht erratet,
Warum ich euch berief, ſei dies euch Antwort:
Ihr wiſſet, wie, gedrängt von euren Bitten,
Griſelden dort ich zum Gemahl erkor,
Das Kind des Waldes, niederm Stamm entſproſſen,
Wenn auch voll Reizes, tugendreich und treu!
Ihr wißt, daß ſie ein Söhnlein mir geboren,
Und grüßtet es als Erben meiner Macht;
Doch Artus, unſer königlicher Herr,
Verwerfend meine Wahl und ihre Früchte,
Gebot, das Kind in ſeine Hand zu liefern,
Daß nicht die Würd' und Herrſchaft meines Stammes
Vom ſtolzen Aar auf Sperlingsbrut vererbe;
Und treu vollzog ich, was der Herr befahl.

(Griseldis zuckt schmerzlich erschüttert zusammen; Percival fährt nach einer Pause fort:)

Ich gab das Kind des Königs Boten hin.
Doch weiter nun gebot mein Herr, der König,
Daß ich Morganen, seine Schwester, freie,
Griselden dort aus meinem Haus verstoßend,
Im offnen Saal, vor meinen edlen Mannen,
Wie ich vor ihnen sie zum Weibe nahm,
Und treu gehorsam dem Gebot des Königs,
Berief ich euch gesamt in diese Halle,
Vor eurem Angesicht es zu vollziehen.

Einer der Ritter Percivals. Wie, Percival?

Ein Anderer. Du hättest, Herr, beschlossen?

Ein Dritter. Griselden, dein Gemahl, willst du verstoßen?

Percival. Ihr dorten schweigt! Bei meinem Zorn, verstummt!
Berufen seid ihr, daß ihr Zeugnis gebet;
Doch nicht zu richten über meine Tat.
Seht denn und hört, doch bändigt eure Zunge!
Griseldis tritt heran!

Griseldis. Mein hoher Herr!

Percival. Vernimm! Gelöset sind die heil'gen Bande,
Die segnend uns vereint. Mit dieser Stunde
Ist unser Bund zerrissen und gelöst! —
Griseldis, hörst du mich?

Griseldis. So tu' ich, Herr!

Percival. Du ziehst noch heut hinweg aus diesen Mauern.
Was meine Liebe dir beschert an Gaben,
Gewänder, Schmuck und andrem Ziergerät,
Die Frauenreiz erhöhen, nicht verleihen,
Läßt du zurück; denn es gebeut der König:
Daß du mich hilflos, arm und nackt verlassest,
Wie ich dich aufnahm, hilflos, arm und nackt;
Und so vor meines Königs Willenträgern
Und den Vollstreckern seines Machtgebots
Entlaß ich dich. Zieh hin!

Griseldis. Mein hoher Herr!
Als du mich heimgeführt aus niedrer Hütte
In deine stolze Burg, mit Armut Macht,
Mit Ruhm und Hoheit Niedrigkeit vermählend,
Mit Liebe reich das arme Köhlerkind
Begabend; als mein Glück so rasch erblühte,
Wie Blumen sich erschließen über Nacht;
Da sprach es warnend mir im tiefsten Herzen:

Nicht länger als die Blume lebt dein Glück,
Und wie's erblühte, welkt es über Nacht.
Und mich ergebend in des Schickſals Fügung,
Nicht als Geſchenk bewahrt' ich deine Treue,
Als Darlehn nur, wenn auch verzinſt von Liebe,
Doch leicht zurückgefordert, wie verliehen.
Weil du denn jetzt den Zahlungstag mir kündeſt,
Will ich nicht ſäumig ſein. Nimm denn zurück,
Des Adels ſtolzen Schmuck, den Klang des Namens,
Macht, Vorrang, Herrlichkeit und allen Schimmer,
Mit dem du ſo verſchwendriſch mich begabt.
Doch zögernd nur, und mit gepreßtem Herzen
Erſtatt' ich dir die beſte, köſtlichſte
Nie überbotne Gabe deiner Huld,
Hier dieſen Ring, der Liebe Pfand und Zeichen,
Die uns vereint, vereinend uns beſeligt;
Er war mein alles, nimm ihn hin! — Und ſo —
So geh' ich hilflos, arm und nackt von hinnen,
Wie du mich aufnahmſt, hilflos, arm und nackt.

Percival. Was du mir zugebracht, das magſt du nehmen,
Nicht mehr, noch minder!

Griſeldis. Herr, du weißt wohl ſelber,
Wie du mich forttrugſt aus dem Vaterhaus:
Ein ſchlechtes Wollenkleid und eine Schürze
Hab' ich dir zugebracht. Kein Saumtier braucht's,
Die karge Habe mir hinwegzutragen.

Percival. So nimm dein Wollenkleid und deine Schürze.

Griſeldis. So tu' ich, Herr! Was ſonſt mein eigen war,
Als ich die Hütte um die Burg vertauſcht,
Der Jugend heitern Sinn, der Unſchuld Blüte,
Das hoffende, vertrauende Gemüt,
Für dieſe Güter tauſcht' ich ſüße Freuden,
Und der Erinnrung Nachgenüſſe ein!
In Einem nur biſt du mein Schuldner worden,
Denn meine Liebe bleibt bei dir zurück,
Und wie die Hand das Merkmal deines Ringes,
Wahrt meine Seele dein geliebtes Bild.

Percival. Ein ſpitzer Pfeil iſt jedes ihrer Worte,
Und ihre Blicke ſind ein ſchneidend Schwert! —
Mach' fort, Griſeldis, deine Zeit iſt um!

Einer von Percivals Rittern.
Mir ſpringt das Herz vor Unmut und Bedauern.

Ein Anderer. O, daß Gehorſam meine Zunge lähmt!

Griſeldis. Ein Wort nur, Herr, ſchwebt noch auf meinen Lippen,
Dann ſchreit' ich, dieſer Burg den Rücken kehrend,
Dem Mutterſchoß des dunklen Waldes zu.
Leb' wohl, mein Percival! Dies Herz voll Liebe
Wird nie vergeſſen, wie du es beglückt.
Gedenken wird es dein, wenn mein Gedächtnis,
Hindämmernd längſt verging in dieſen Räumen;
Denn das Geweſne gleicht dem dürren Blatt,
Leicht weggeweht im Wirbel der Minuten.
Du aber lebe frohe Tage hin!
Mit ſeinem vollſten Strahlenglanz umgebe
Der Himmel ſegnend deine hohe Stirn;
Ganz überſchütten ſoll er dich mit Lorbeern,
Und Kränze zahllos häuf' er auf dein Haupt.
In edlen Sproſſen grüne dir dein Stamm,
Und ein geliebtres Weib mag mich erſetzen;
O, lächeln will ich, lächeln unter Tränen,
Wenn ſie dich mehr beglückt; denn mehr dich lieben
Kann keine, keine auf dem Erdenrund.

Percival (milder, und mühſam die Rührung verbergend).
Zieh hin, Griſeldis, deine Zeit iſt um!

Griſeldis. Ich ſtreck' die Arme aus, dich zu umfangen,
Sie bleiben leer; mein Auge ſucht nach deinem,
Und du verbirgſt dein Antlitz meinem Blick! —
Ja, du haſt recht; wozu den Kummer mehren,
Und ſteigern zur Verzweiflung finſtern Gram?
Wir müſſen ſcheiden, ſei's denn raſch getan!
Leb' wohl, mein Percival! — Mit dieſem Wort
Setz' ich des Leidens Becher an die Lippen,
Und leer' ihn aus: denn dieſes bittre Wort
Sagt alles, Percival! Das Wörterbuch
Des Grams hat nur dies eine Wort: Leb' wohl!
Leb' wohl, mein Percival!

Percival. Zieh hin, Griſeldis!

Griſeldis (mit einem Blick gegen den Himmel).
Der Herr gebietet und die Magd gehorcht.

(Sie wendet ſich gegen den Hintergrund; Percival, tief erſchüttert, verhüllt ſein Antlitz, während die Frauen der Griſeldis ſich weinend um ihre Gebieterin drängen.)

Eine von Griſeldis' Frauen. Verläßt du uns?
Eine Andere. Gebiet'rin, ziehſt du fort?
Eine Dritte. O, laß den Saum mich küſſen deines Kleides!

Griſeldis. Laßt mich; die Zeit iſt um und ich muß eilen!
Einer von Percivals Rittern. Lebt wohl, Griſeldis!
Ein Anderer. Gott geleite Euch!
Griſeldis. Lebt alle wohl! Vom Schickſal fortgetrieben,
Ein Troſt iſt dennoch meinem Leid geblieben;
Ich gehe weinend, doch ich geh' beweint!
(Griſeldis ſchreitet durch die Menge hin, die nachdrängend ſie in lauter Bewegung geleitet. Percival blickt ihr nach, bis ſie die Halle verlaſſen, dann ſtürzt er von der Eſtrade herab, ergreift Triſtan bei der Hand und führt ihn raſch einige Schritte vorwärts.)
Percival. Triſtan! Ich war zu hart! — Beim ew'gen Gott!
Es war nicht wohlgetan.
Triſtan. Du folgteſt blind
Dem Drang der ſtolzen Bruſt; nun iſt's geſchehen.
Die Tat war dein; ertrag nun ihre Wehen!
Percival. Ich war zu hart; mit Leid vergalt ich Liebe,
Und ſchuf den reinen Einklang ihrer Seele
In rauhen Mißlaut um!
(Trompetenſtoß außerhalb der Bühne.)
Horch, Hörnerklang;
Wer grüßt mit Freudenruf das Haus des Unheils?
Gawin (am Fenſter).
Seht? Dienertroß in wimmelndem Gedränge
Erfüllt den Burghof; eine Reiterſchar
Zieht durch der Pforte dröhnendes Gewölbe —
Und Englands Farben wehen vor ihr her;
Da kommt die Königin mit ihren Frauen —
Auch Lancelot iſt in dem Zug zu ſchauen.
Percival. O daß Gewitterſturm ſie heimwärts trüge,
Woher ſie kam!
Triſtan (der ebenfalls ans Fenſter getreten iſt).
Fürwahr, die Kön'gin iſt's!
Herr Lancelot hebt ſie von ihrem Zelter;
Auf ſeinem Arm geſtützt, naht ſie der Halle,
Aus der, getragen von des Volkes Schwalle,
Griſeldis ſcheidend ihr entgegentritt,
Percival. Griſeldis, ſagt Ihr?
Triſtan. Ja, Griſeldis! Seht,
Nun blickt ſie auf und ſieht die Königin,
Und dunkle Röte tritt auf ihre Wangen! —
Sie drückt ſich an die Wand und beugt die Knie —
Doch Frau Ginevra rauſchet ſtolz vorüber,
Kaum eines Blickes würd'gend dein Gemahl,

Die jetzt, von neuem Andrang fortgerissen,
Zum Tore hin die müden Schritte lenkt.
Gawin. Herr Percival! Hier kommt die Königin!

5. Auftritt.

(Die Vorigen; **Königin Ginevra**, begleitet von Lancelot, Oriane und anderen Rittern und Damen, tritt auf. **Percival** geht ihr mit **Tristan** und **Gawin** begrüßend entgegen.)

Ginevra. Wir fürchten, daß wir unwillkommne Gäste
Dies Haus betreten, edler Percival;
Denn unentschieden in den Lüften schwebt
Noch unser Streit; doch wir versehen uns,
Ihr werdet selbst im Feind das Gastrecht ehren,
Und gern ein Obdach unserm Haupt gewähren,
Da wir des Königs Ankunft euch verkünden;
In Staffords Wald aufs Weidwerk zog er aus,
Und Mahl und Herberg' denkt er hier zu finden.
Percival. Nicht freudiger soll ihn das eigne Haus,
Als Pendennys in seinem Schoß begrüßen.
Ginevra. Wir danken Eurem freundlichen Empfang!
Doch nun vergönnt uns, Percival, zu fragen:
Woher das Volksgedräng', das uns umflutet,
Woher der Stimmen brausendes Gemenge,
Das uns entgegenscholl? War es ein Fest,
Das Ihr begingt? Habt Ihr Gericht gehalten?
Wer war das Weib, das in des Tores Halle,
Umwogt vom Volke, uns entgegentrat?
Percival. Griseldis war's, Frau Kön'gin, mein Gemahl,
Der ich das Kind vom Mutterbusen riß,
Es war mein Weib, das schmachvoll ich verstieß.
Ginevra. Griseldis sagt Ihr?
Oriane. Wie, sie gab ihr Kind?
Tristan. Mit heißen Tränen, doch mit festem Mut
Für Percival zum Opfer gab sie's hin.
Lancelot. Sie gab ihr Kind? Sie räumte Pendennys?
Freiwillig, sagt Ihr, ohne Widerstreben?
Tristan. Beweint und weinend aus der Grafenburg
Zieht sie hinaus zur niedern Waldeshütte,
Kein zürnend Wort entschlüpfte ihren Lippen,
Und Segen, Segen war ihr Abschiedsgruß.
Gawin. Es ist so, wie er sagt. Ich kann's verbürgen,
Begreifen kann ich's nicht.

Percival. Ja, Königin,
So iſt's! Wenn je auf rauher Erdenbahn,
Für Liebe Haß und Fluch für Segen erntend,
Ein Engel Gottes ſichtbar hingewallt,
So iſt's dies Köhlerkind, ſo iſt's Griſeldis! —
Mein freves Wort, ich hab's gelöſt, Ginevra;
Nun ſei's genug! Kein finſtres Gaukelſpiel
Entweihe mehr den Himmel ihrer Bruſt;
Nicht Gram ſoll mehr an ihrer Seele zehren;
Wir kennen ihren Wert, laßt ihn uns ehren;
Lancelot. So ſei es, Königin! Zurückgenommen
Sei Groll und Feindſchaft, Forderung und Kampf!
Laßt Worte ſühnen, was ein Wort verbrach.
Ginevra. Herr Lancelot, wenn wir des Rats entbehren,
So zweifelt nicht, wir werden ihn begehren! —
Ihr aber, Percival, macht uns erſtaunen.
Iſt dies der Mann, der übermütig ſtolz
Das Kind des Köhlers über uns erhöht,
Der ſie uns hingeſtellt zum Muſterbilde
Und ihrer Tugend prahlend ſich gerühmt?
Zwei Kränze ſchmücken prangend Eure Stirne,
Und vor dem dritten bebt ihr ſcheu zurück?
Sagt, welcher Wahn hält Euren Sinn verblendet,
Daß Ihr dem ſichern Sieg den Rücken wendet?
Percival. Wie! Lud ich ihre Tränen nicht genug
Auf meine Seele, nicht genug der Qual
Auf ihr geweihtes, ſündenloſes Haupt?
Es ſei genug! Vernehmt mit dürren Worten:
Mich reut, was ich beſchloß, was ich getan,
Und vorwärts nicht ſchreit' ich auf dieſer Bahn!
Ginevra. Bedungen war es, und Ihr gingt es ein:
Wie Ihr auch tief die Seele ihr verletztet,
Griſeldis ſollt' Euch gleiche Huld bewahren,
Nicht ihrer Liebe Glut in Haß verkehren,
Noch frommes Dulden in Erbitterung;
Ja, wärmer ſollt' an Euch im Leid ſie hangen,
Als da zuerſt Ihr bräutlich ſie umfangen.
War's nicht bedungen? Sprecht, ihr waret Zeugen,
Sprach ich nicht ſo?
Gawin. So ſprachſt du, Königin!
Oriane. Auch ich vernahm's; gewiß, es war bedungen.
Ginevra. Wir zweifeln nicht, Griſeldis' ſtarke Seele
Im Unglück ſelbſt bewahrt Euch gleiche Huld;

Ihr fehlt der Wille nicht, mir nicht der Glaube,
Nur ein geringes mangelt: der Beweis.
Ihr seht, ein letzter Kampf bleibt zu bestehen;
Fürwahr, ich zwing' Euch nicht, ihn einzugehen:
Doch wenn Euch Reue faßt, und wenn Erbarmen
In Eurer Brust den Stolz zu Falle bringt,
Bequemt Euch denn für Euren Trotz zu büßen,
Herr Percival, und kniet zu meinen Füßen!

Percival. Ich knien, ich?

Oriane. Herr Percival, sagt an:
Ihr seid dies Kampfspiel fröhlich eingegangen,
Was bleichet nun Besorgnis Eure Wangen?
Gewiß, Ihr dachtet, Herr, sie würde lächeln,
Als Ihr das Kind aus ihren Armen rißt
Und als ihr sie aus Eurer Burg verstießt,
Sie würde sie so stillvergnügt verlassen,
Als ginge sie zum Nachbar auf Besuch.

Percival (halb vor sich hin).
O hätt' ich so gedacht, wär' meine Schuld
Nur dumpfer Blödsinn, der nicht wählt noch wägt;
Ich aber sah im voraus ihre Tränen
Und zählte jeden Seufzer ihrer Brust.

Oriane. Und wohlerwogen, was beweisen, Herr,
Die Proben, die Griseldis überstand?
Sie gab ihr Kind, weil man ihr's sonst genommen,
Und als sie wegzog, wich sie der Gewalt;
Die wahre Probe, denk' ich, muß erst kommen.
Verdunkeln nur kann es Griseldens Wert,
Will Euren Mut zur Unzeit Mitleid lähmen;
Es liegt zu nah', für — Ausflucht es zu nehmen.

Percival. Verderblich Netz, das ich mir selbst gesponnen!
Vollenden muß ich nun, weil ich begonnen.

Ginevra. Wählt, Percival, und löset Euer Wort!
Entweder kniet besiegt zu meinen Füßen,
Wo nicht, so tretet vor Griselden hin.
Verbannt und flüchtig fleht um ihren Schutz,
Und wenn sie ihn gewährt, wenn die Verstoßne
Trotz bietend finster drohender Gewalt,
Ihr Haupt, ihr Leben für das Eure wagt:
Dann seid Ihr Sieger, und die Köhlermagd
Sieht Englands Königin zu ihren Füßen.

Tristan. Nein, hohe Königin, nicht straffer spannet,
Nicht bis zum äußersten des Bogens Sehne!

Und du, du kannſt noch zögern, Percival!
Du ſchauderſt nicht zurück? Greif in dein Herz!
In deinen Händen hältſt du Wohl und Weh! —
Stolz oder Liebe, Leben oder Tod!
Und du kannſt zaudern? Gibt's denn eine Wahl?
Es gilt Griſelden, knie, Percival!

Lancelot (zu Ginevra). Verlängre nicht die Dauer ihres Leides,
Ginevra! Laß Griſeldens Schmerz dich rühren.

Ginevra. Griſeldens Schickſal liegt in ſeinen Händen;
Er kann's zum Kampf, er kann's zum Frieden wenden!
Entſcheidet, Percival!

Oriane. Was zögert Ihr?
Gehorcht dem Drang des reuigen Gemütes!
Kniet nieder, bittet ab, und fürchtet nicht,
Vielleicht die zarten Kniee wund zu drücken;
Auf Flaumen ſollt ihr knien, auf Eiderdaunen!
O, Buße tun iſt leichter, als Ihr meint!
Auch ſcheut uns Zeugen nicht! Wir wollen ſchweigen,
Kaum flüſternd es dem beſten Freund vertrauen,
Wie vor Ginevra Percival gekniet.

Percival (blickt finſter vor ſich hin; nach einer Pauſe).
Ich hab' gefrevelt an dem treuſten Herzen,
Ich hab' geſchwelgt in ihren Todesſchmerzen;
Und jetzt, erkennend meine ſchwere Schuld,
Jetzt möcht' ich's gern von ihrem Haupte wenden,
Was Wort und Pflicht mich zwingen zu vollenden! —
Jetzt iſt's zu ſpät — erfülle ſich mein Maß!
Ich bin bereit, zu neuem Kampf zu gehen,
Doch heute, jetzt gleich will ich ihn beſtehen.

Ginevra. So geht voran! Wir bleiben nicht zurück.
Geleitet uns, ihr Herrn; bald ſoll ſich zeigen,
Wes Schale ſinken ſoll und weſſen ſteigen.

(Ab mit Oriane, Percival, Lancelot, Gawin und ihrem übrigen Gefolge.)

Triſtan. Zieht hin! — Unſelige! Das herbſte Los,
Das Liebe treffen mag, iſt dir gefallen!
Vergöttert und verhöhnt von einer Lippe,
Liebkoſet und erdolcht von einer Hand!

Vierter Akt.

Gebirgswald.

(Im Hintergrunde an einem Wildbach, rings von Gebüschen umgeben, eine Köhlerhütte.)

1. Auftritt.

Der alte Cedric tritt auf, geführt von einem Knaben.

Cedric. Vernahmst du recht? Kann ich dir glauben, Knabe?
Ihr Kind geliefert in des Königs Hand?
Knabe. So sagt' ich.
Cedric. Ihres Bundes heil'ge Schwüre
Gelöset durch des Königs Machtgebot?
Knabe. Ja, blinder Cedric, ja!
Cedric. Und sie verstoßen,
Im offnen Saal, im Angesicht der Ritter?
Knabe. Wie ich dir sage, so begab es sich;
Und jede Lippe rings schmäht Percival
Und König Artus.
Cedric. Worte! Leerer Schall!
Der Graf von Wales prangend hingestellt,
Mit stolzem Scheitel in die Wolken reichend,
Und Worte, Worte! Bis des Fluches Atem
Zu solcher Höhe reicht, hat Schmeichelei
In Wohlgeruch den gift'gen Hauch verwandelt,
Und Balsam aus Verwünschungen gebraut! —
Der Graf von Wales und ein Köhler! Herr
Und Knecht! Und beide doch aus einem Staub
Genommen, Graf wie Köhler, beide Kinder
Des einen Gottes, der im Himmel lebt! —
Was hörtest du noch sonst?
Knabe. Wohin ich kam,
Da tönten Klagen trostlos mir entgegen;
Die Armen weinten, sehnend rief der Siechе
Nach seinem milden Arzt, aus jedem Munde
Erscholl Griseldens Preis und Zeugenschaft,
Wie unverdient sie Leid für Segen ernte!
Cedric. Wir Menschen richten nach dem leeren Schein;
Doch Gottes Auge taucht in unsre Seele!
Die Hand mag milde sein und Gaben spenden,
Den Nackten kleiden und den Siechen pflegen;

Doch wo der Stolz im Kinderherzen niſtet,
Wo Hochmut neben Frömmigkeit ſich brüſtet,
Da trifft nicht unverdient der Blitz des Himmels.

Knabe. Wie? Sprichſt du gen dein eigen Fleiſch und Blut?

Cedric. Ich hau' die Hand mir ab, wenn ſie mich ärgert,
Und ſtrotzt das Blut mir ſchwellend in den Pulſen,
Reiß' ich die Adern auf, daß ich geneſe.
O, es gibt übles, ſchwarzgegornes Blut! — —
Genug! — Du biſt zu jung für ſolche Dinge!
Komm, Knabe, komm dort zu der alten Eiche,
Zum Mooſſitz leit' mich hin!

Knabe. Hier, blinder Cedric!
Hier ſitz' und halte Raſt!

Cedric (auf die Moosbank niederſinkend). O Flucht der Tage!
Aufſeufzend hinkt dir mein Gedächtnis nach!
Hier ſaß ſie oft in abendlicher Stille.
An meiner Seite, ſchmiegte ſchmeichelnd ſich
In meine Arme, plauderte mir vor,
Und ſang — du kennſt das Lied! komm! ſing' es, Knabe!
Wie hieß es doch? — Ein Ritter war — Nein, anders —

Ein Ritter kam gegangen,
Und ſah das Röſelein;
Da brennt er vor Verlangen
Nach ſeinem Purpurſchein.

So hieß es! — Singe mir das Lied! — Nein, Knabe!
Nein, ſing' es nicht! — O, ein verhaßtes Lied,
Ein widerwärtig Lied! Ich will's nicht hören,
Wie mir der Ritter meine Roſe ſtahl.

Knabe. Komm in die Hütte, Cedric, pfleg' der Ruhe!

Cedric. Ertragen wollt' ich's, wäre ſie geſtorben;
Ich ſtünde einſam da, doch nicht verlaſſen,
Zwar ungeliebt, doch nicht vom Kind verleugnet;
Und trüg' ich jedes Mühſal dieſer Erde
Auf dieſen Schultern hin — eins trüg' ich nicht!
Das Schlimmſte, mir vom eignen Kind gekommen!
Des Undanks Laſt wär' mir hinweggenommen!
Wer kommt da? Horch!

Knabe. Im Laube rauſcht der Wind,

Cedric. Nein, Schritte, Schritte ſind's! Sie kommen näher!
Sie käm' zur böſen Stunde, käm' ſie jetzt!

Knabe. Am Saum des Waldes wankt ein Weib heran.

2. Auftritt.

Die Vorigen: Griſeldis erſcheint im Hintergrunde der Bühne.

Cedric. Erkennſt du ſie? Sprich, Knabe, zögre nicht!
Knabe. Hier iſt ſie, ſprich ſie an!
Cedric. Wer biſt du? Rede!
Griſeldis (zu Cedrics Füßen ſinkend).
Dein Kind, mein Vater, dein verlaſſnes Kind!
Cedric. Mein Kind? Hab' ich ein Kind? Ei, ſag' mir, Knabe,
Hab' ich ein Kind? — Mein Herz weiß nichts von Kindern
Und mein Gedächtnis nennt mich kinderlos!
Knabe. Erkenne ſie, berühr' ihr Antlitz, Cedric!
Es iſt dein Kind! Griſeldis ſpricht zu dir!
Cedric (Griſeldis' Gewand berührend).
Ihr ſeid Griſeldis, Percivals Gemahl?
Ei, ſchöne Dame, laßt die Hand Euch küſſen!
Ihr tragt ein Wollenkleid und eine Schürze,
Nicht Florgeweb', noch ſeidnes Gewand!
Ziemt ſo geringer Staat für Eure Würden?
Wo ließt ihr Eure Frauen, Eure Ritter?
Wo ſind die Diener? He! Bringt Matten her.
Daß Frühtau nicht der Herrin Füßchen netze.
Griſeldis. Vertrieben, flüchtig lieg' ich dir zu Füßen,
Verſtoßen aus des Gatten Bett und Haus,
Beraubt des Kindes, unſrer Liebe Frucht!
O gieß nicht Hohn und Spott in meine Wunden,
Mein Herr und Vater, du zerreißt mein Herz!
Cedric. Ja, ſüße Worte ſtrömen dir vom Munde;
Doch ſiebenfach zu ſprödem Stahl gehärtet,
Geſchmiedet auf dem Amboß ward dein Herz,
Dein trugvoll, falſches, undankbares Herz.
Griſeldis. Beim ew'gen Gott, der in den Wolken thront,
Du zeihſt mich einer Schuld, die ich nicht kenne!
Mein Herz weiß nichts von Undank und Verrat.
Cedric. Du weißt von keiner Schuld, und ſchüttelſt leicht
Wie Regentropfen jeden Vorwurf ab?
Nun denn, gib Rechenſchaft von deiner Liebe,
Von Huld und Treue, die du mir bewieſen.
Was tatſt du, ſprich, du liebevolles Kind,
Als Percival aus ſeiner Burg mich bannte,
Weil ich mit Bitten ſeinem Grimm getrotzt,
Der unverdient Unſchuldige bedrohte;
Was tateſt du für deinen blinden Vater?

Griſeldis. Ich weinte, Herr!
Cedric. Sind deine Tränen Perlen,
Daß du ſie höher anſchlägſt als das Wort,
Das kräftig freie Wort, wie es der Tochter,
Der Hausfrau zuſteht gegen den Gemahl,
Wie es ihr ziemt für den gekränkten Vater?
Griſeldis. Laß nicht dein Kind die Schuld des Gatten büßen;
Er war der Herr, gehorchen meine Pflicht.
Cedric. Gehorchen, ja! Doch ſchweigen, ſchweigen nicht!
Du ehrteſt Percival nicht als Gemahl,
Als deinen Herrn, als Vater deines Kindes;
Abgötterei haſt du mit ihm getrieben:
Von Lichtgewölk, von Strahlenglanz umgeben,
Sahſt du den Sterblichen, den Sohn des Staubes!
O Stumpfſinn, der ſich ſelbſt zum Schemel macht,
Daß Macht und Hoheit uns mit Füßen treten;
O Sklavendemut, die ihr eigen Fleiſch
Und Blut verleugnet: nimm den Hohn nur hin!
Du warſt nicht ſein Gemahl, nur ſeine Dirne,
Und drum verſtieß er dich gleich einer Magd.
Griſeldis. Ihr Engel Gottes, ſeht auf mich hernieder,
Und ſehet, ſeht, welch Unrecht ich erdulde!
War's nicht genug, mir jedes Glück zu nehmen,
Warum noch Flüche auf mein ſchuldlos Haupt?
Cedric. Du fragſt: Warum? Hör' an, ich will dir's ſagen.
Drei Tage lag mein Weib und deine Mutter,
Drei Tage lag ſie hin, und konnt' nicht ſterben,
Denn Sehnſucht nach dem vielgeliebten Kind
Hielt ihren Geiſt gefeſſelt auf der Zunge.
Ihr letzter Atem war ein Segenswunſch;
Doch du kamſt nicht, den Segen dir zu holen,
Da hat ihn Satan lauernd weggeſtohlen
Von ihrer Lippen todesbleichem Rand,
Und ballte ihn zum Blitz in ſeiner Hand,
Und ſchleudert' ihn zurück auf deine Seele,
Als Fluch des Undanks, als des Stolzes Fluch,
Griſeldis. Den ew'gen Gott ruf ich zu meinem Zeugen,
Daß frevler Undank nie mein Herz entweiht;
Er weiß es, was ich litt, als mir die Mutter
Im Sterben lag, und Percival im Sterben,
Als todesbang der Gatte mich entbehrte,
Wenn todesbang die Mutter mein begehrte.
Doch mein Gelübde war: Ihm angehören;

Ich mußt' erfüllen, was ich ihm gelobt,
Ich mußte meinem Kind den Vater retten.
Eh' durft' ich nicht ans Bett der Mutter treten.

Cedric. Du sprichst von meinem Enkel, deinem Kinde;
Sag' an, bewahrtest du's wie eine Mutter?
Wie deine Mutter dich? Hast du's geliebt?
Hast du's beschirmt mit deinem Blut und Leben?
Du hast dein Kind verraten, hast's verkauft,
Des Königs Schergen hast du's ausgeliefert! —
Das Tier des Waldes kämpft für seine Jungen,
Erst, wenn der Fuchs die Henne hingewürgt,
Trägt er die Küchlein fort! Du aber, du! —
Dir ward kein Haar gekrümmt, nicht eine Falte
Des schimmernden Gewandes dir verdrückt,
Du gabst es schmerzlos, gabst es lächelnd hin!

Griseldis. Die Liebe gab es, Liebe gab es hin.
Es galt des Gatten, galt des Vaters Leben,
Wie konnt' ich zögern, durft' ich widerstreben?

Cedric. Genug! Genug des leeren Klangs der Worte!
Um Percival und seines Namens Prunk
Vergaßt du Kindespflicht und Mutterliebe,
Verleugnetest des blinden Vaters Schmach.
Gott aber ist gerecht; den du vergöttert,
Erwählt sein Wink zur Geißel deiner Schuld,
Und weiset dein Geschick an mein Erbarmen,
Den du vergessen in des Glückes Schoß.

Griseldis. Mein Vater, höre mich!

Cedric. Ich will nicht hören!
Komm, Knabe, komm, geleit' mich in die Hütte,
Und du, vernimm dies Wort! Nicht Schutz und Obdach
Versagte je dem Flüchtigen mein Haus:
Auch dir gewähr' ich ihn! — Dort ist die Schwelle;
Die Tür ist offen, meine Arme nicht! —
Ich will dich speisen, tränken, gastlich schützen;
Doch soll dein Arm nicht meine Schritte stützen,
Dein Blick nicht mehr in meiner Seele lesen.
Du bist mein Gast, mein Kind bist du gewesen.

Griseldis. Mein Vater, hör' mich!

Cedric. Nein, ich will nicht hören! —
Es spricht die Tat, mich soll kein Wort betören!

(Er geht auf den Knaben gestützt ab.)

Griseldis. So hört denn ihr mich, ihr, des Himmels Wolken,
Und du allschauend goldner Strahl der Sonne,

Du Auge Gottes, ſieh auf mich herab!
Du mildrer Vater, der im Lichte thront,
Du kennſt mein Herz, du prüfteſt meine Seele!
Du ſahſt den Schmerz, der meine Bruſt zerriſſen,
Als nah' dem Tode ich die Mutter wußte,
Und ſterbend ihn vor meinen Augen ſah.
Nicht ſünd'ger Stolz hat mein Gemüt vergiftet,
Nicht Glanz und Schimmer meinen Sinn verkehrt;
Büß' ich für Schuld, ſo laß ſie, Herr, mich kennen,
Denn was die Menſchen mein Vergehen nennen,
Iſt Liebe, Liebe, nimmermehr iſt's Schuld!

(Nach einer Pauſe in ruhiger Faſſung.)

Vorüber zog der Frühling meiner Tage,
Und meines Glückes heitre Sonne ſank;
Doch will auch nachtend Dunkel mich umfangen,
Der Liebe Stern iſt nicht hinabgegangen;
Sie riſſen Hand aus Hand, nicht Herz vom Herzen.
Der Träne, die auf meiner Wange glüht,
Glühn Schweſtern in der Perlenflut der ſeinen.
Die Seufzer dieſer gramerfüllten Bruſt
Begegnen ſeinen in der Lüfte Meer! —
Auf! Waffne dich mit Mut, gebeugte Seele!
Nicht finſtrem Grame gib dich träumend hin;
Du biſt nicht elend, denn du biſt geliebt!
Im Buſen tief gefeſſelt ruh' dein Schmerz,
Und will er ſchwellend ſeine Bande ſprengen,
In Klagen ſich auf deine Lippen drängen,
So denk', du biſt geliebt und du darfſt lieben,
Und aufwärts, aufwärts richte deinen Blick!

(Sie ſinkt erſchöpft auf den Moosſitz; nach einer Pauſe erſcheinen Percival und Gawin im Hintergrunde der Bühne.)

3. Auftritt.

Griſeldis, Percival, Gawin.

Percival. O daß mein Wort zu dieſem Kampf mich zwingt!
Daß ich dem eigenſücht'gen Drang der Seele,
In ihrer Liebe Übermaß zu ſchwelgen,
Ihr Glück geopfert und das meine mit!
Wär's nicht um dieſes Hirngeſpinſt von Ehre,
Ich ſagte: Nein, und böt' ganz England Trotz!
Wir ſind am Ziel. Folgt uns die Königin?
Gawin. In jenem Dickicht harrt ſie unſres Winks,
Und dort im grünen Schatten ruht Griſeldis!

Percival. Sie ist's! Hinweg, verbergt Euch dort im Busche;
Ich lös' mein Wort, Ihr sollt es mir bezeugen.

(Gawin geht ab.)

Griseldis (in tiefen Gedanken, spricht halblaut vor sich hin).

Zur Rose sprach der Ritter
Was welkst du in Waldesnacht?
Du sollst am Hut mir prangen
In deiner Purpurtracht.
Ich will dir am Herzen prangen
Und nicht an deinem Hut — —

(Sie erblickt Percival und fährt auf.)

Ach, Percival!

Percival. Ich bin es. Fliehst du mich?

Griseldis. Du bist es! Ja, du bist's! Du stehest lebend
In blühend heller Wirklichkeit vor mir!
Kein bleicher Schatten der Erinnerung
Tauchst du mir auf aus buntem Traumgewirr.
Du bist es wirklich, deine Lippe tönt
Von Worten, Atem schwellet deine Brust,
Dein Auge glüht, es strahlen deine Wangen.
Mit diesen Armen darf ich dich umfangen,
Und nicht in Luft zerrinnt dein teures Bild.

Percival. Griseldis!

Griseldis. Percival! O, nun ist alles,
Ist alles wieder gut! Hinabgesunken
In der Vergessenheit aufwallend Meer
Rauscht all mein Leid dahin mit ihren Wogen!
Mein bist du, mein! Ich fühl' mein Herz erwarmen,
Mein Herr und mein Gemahl, in deinen Armen!

Percival. O wär' ich noch dein Herr und dein Gemahl!

Griseldis. Was sagst du? Wie? — O Wahnsinn meiner Seele,
Der Wirklichkeit mit leerem Traum vermengt!
Verwirrte Sinne, lernt zurecht euch finden,
Und scheidet, was gewesen, und was ist.

Percival (für sich). Stähl' dich, mein Herz, und trotze ihren Tränen.

Griseldis. Mein hoher Herr! Ich weiß, du hast vergeben,
Daß blinder Taumel täuschend mich erfaßt;
Nun steht mein Schicksal klar vor meiner Seele,
Und wohl erkenn' ich deine Milde, Herr!
Du kamst zu meinem Trost mich heimzusuchen,
Mit mildem Wort erbarmend Öl zu träufeln,

Und Balſam in die Wunden meiner Bruſt.
Nimm meinen Dank dafür!
Percival. Hör' mich, Griſeldis!
Erbarmen nicht führt mich zu dir heraus;
Der Morgen der Vergeltung iſt entglommen.
Ich teil' das Los, das über dich gekommen.
Der König klagt mich Hochverrates an;
Ich bin verbannt, verluſtig meiner Lehen;
Verfolgt, der Ächtung Brandmal auf der Stirne,
Irr' ich umher, die Späher auf den Fersen,
Die Fauſt im Nacken, die mein Haupt bedroht!
Griſeldis. Verbannt und flüchtig, und dein Haupt bedroht!
Dein teures Haupt? O, mußt ich das erleben!
Und du verweilſt noch hier, du wagſt zu zögern,
Wo es dein Leben, deine Freiheit gilt?
Flieh! Flieh!
Percival. Umſonſt! Umſtellt ſind alle Pfade,
Da iſt kein Ausweg, keine Rettung mehr.
Griſeldis. O, ſo erleucht mich du, du Born der Gnade,
Ich muß ihn retten, hilf mir, Weltenherr!
Percival. Du willſt mich retten, mich, der deinen Knaben
Dem König hingab, der dich rauh verſtieß,
Der jeden Schmuck des Lebens dir entriß?
Griſeldis. War es dein Wille denn, mein Herz zu kränken?
Und iſt es Zeit, an mein Geſchick zu denken,
Wo deines, Herr, am Rand des Abgrunds ſchwebt?
Komm, wenn auch Heere mir entgegenträten,
Ich muß dich retten, und bei Gott, ich will's!
Percival. Laß ab, laß ab! Nur mit hinunterzieht
Dich mein Geſchick! Es gilt dein Blut und Leben!
Griſeldis. O ſprächſt du wahr; dürft' ich dies arme Leben
Für deines geben, ſterben für dein Heil!
Zerriſſen iſt das Band, das uns verknüpfte,
Doch dieſes Herz iſt dein! Nicht mehr an deinem
Aufjauchzend darf es ruhn, nicht mehr entzückt
An deiner Bruſt vor Wonne überfließen;
Nicht ſeine Tiefen mehr vor dir erſchließen;
Doch brechen, Herr, ja brechen darf's für dich!
Percival. Laß ab! Mein Schickſal ruft, laß mich's erfüllen!
Wie Waffen glänzt es dort vom Buſche her.
Griſeldis (haſtig). Sie ſind es; fort! Entflieh! O, hab' Erbarmen
Mit meiner Todesangſt! Verbirg dich, flieh!
Du kennſt im tief verſteckten Schoß des Waldes

Der Höhle Schlund, von Efeu überrankt,
Den Spielplatz meiner Kindheit, mein Geheimnis,
Nur dem geliebten Gatten anvertraut.
Verbirg dich, Herr, in ihren Felsenrissen,
Wenn ich nicht sterben soll zu deinen Füßen!
Flieh, Percival! Dort bist du sicher! Flieh!

Percival (Griseldis heftig in seine Arme pressend).
Griseldis! Engel! Retterin!

Griseldis. Flieh! Flieh!

(Percival eilt ab; Griseldis blickt ihm nach, bis er im Dickicht verschwunden ist, dann sinkt sie auf die Knie, die Hände flehend zum Himmel erhoben, und spricht):

Errett' ihn, Herr, und mich nimm, mich zum Opfer!

4. Auftritt.

Ginevra erscheint im Hintergrunde der Bühne mit Oriane, Lancelot, Gawin und Gefolge; Griseldis springt auf.

Ginevra. Hierher nahm er den Weg; verfolgt die Spuren!
Durchspäht die Büsche! Streift den Bach entlang!
Herr Gawin, forscht in jener Hütte Raum!
Ihr müßt ihn finden! Eilt!

(Gawin mit Bewaffneten ab.)

Ginevra (zu Griseldis hintretend). Du aber sprich!
Er kam an dir vorüber! Steh' uns Rede!
Wohin entfloh er, wo verbarg er sich?

Griseldis. Wen suchst du, Königin?

Ginevra. Du täuschst mich nicht
Mit schlichter Einfalt nachgeahmtem Schein;
Wie du mich kennest, so auch kenn' ich dich:
Du bist Griseldis, Percivals Gemahl!
Wir suchen ihn, den flüchtigen Verräter,
Du aber künd' uns, wo er sich verbarg.

Griseldis. Ich, Königin?

Ginevra. Er kam an dir vorüber;
Du weißt, wohin er floh.

Griseldis. Und wenn ich's wüßte,
Ich bin Griseldis, Percivals Gemahl!

Ginevra. Verräterin, du birgst sein schuldig Haupt;
Ich weiß es, leugne nicht, ich hab's gesehen.

Griseldis. Gott sah es auch, und seine Wolken decken
Des Flüchtlings Spur! Ihn schirmen seine Engel,
Und Nacht umdunkelt seiner Feinde Blick.

Ginevra. Der Übermacht nicht biete Trotz, Griseldis!

Vermiß dich nicht, mit Königen zu ringen!
Sieh hin, rings ausgeſtellt iſt unſer Netz;
Errettung nicht wird ihm dein Schweigen bringen,
Und weiht dein eigen Haupt dem Blutgeſetz.
Denn iſt er nicht in unſre Hand gegeben,
Eh' die Minute flieht, ſo gilt's dein Leben!

Griſeldis. Hier iſt es; nimm es hin!

Ginevra (halblaut zu ihrer Umgebung). Beim ew'gen Gott!
Iſt dies das Weib, das ohne Widerſtreben,
Gehorchend wie die Magd dem Wink des Herrn,
Ihr Haus verließ, ihr Kind dahingegeben?

Lancelot. Vergebens mühſt du dich, laß ab, Ginevra!
Ein Herz voll Liebe kennt nicht Todesfurcht.

Ginevra. In dieſem Weibe lebt ein kühner Geiſt;
Das Traumgewebe meiner Hoffnung reißt.
(Zu Oriane.)
Sprich du zu ihr! Verſuch ſie zu erſchüttern!

Oriane. Griſeldis, hör' mich an! Hat Percival
Nicht in des Königs Hand dein Kind geliefert,
Dich ſelbſt, mit edlerm Stamm ſich zu verbinden,
Hinausgeſtoßen, hilflos, arm und nackt;
Und riß er nicht vom Gipfel deines Glückes,
Zu dem er ſchwindelnd dich im Flug erhoben,
In jähem Sturz zermalmend dich hinab?
Tat er nicht ſo? —

Griſeldis. Er tat ſo, wie du ſagſt!

Oriane. Um Liebe magſt du jedes Opfer bringen,
Um Liebe ſelbſt des Todes Graus bezwingen;
Doch war es Liebe, was dir Percival
Bewies? In deine Macht iſt er gegeben,
Er nahm dir alles, nimmſt du nicht ſein Leben?

Griſeldis. O, meßt nicht Liebe mit ſo engem Maß!
Was wäre Liebe denn, wenn ſie nicht gäbe
Mehr, als ſie ſelbſt empfing, wenn ſie nicht trüge
Mehr als ſie auferlegt, wenn ſie nicht ſtünde
Ein ſtarker Fels im Kampf empörter Winde,
Wenn ſie nicht treu und feſt im Unglück bliebe,
Der Hoffnung letzter Reſt; was wäre Liebe?
Ich ſtand umſtrahlt vom Schimmer ſeiner Ehren,
Soll ich bei Nacht ihm nun den Rücken kehren?

Lancelot. O, ihre Seele gleicht dem blauen Himmel,
Und ſelig wohnen in dem Glanzgewimmel,
Gleich lichtumfloſſnen Engeln, die Gedanken.

Ginevra. Bringt Ketten her und feſſelt ihre Hände!
Sprich dein Gebet, dein Leben naht dem Ende.
Griſeldis. Hier bin ich, Vater! Nimm dies arme Leben,
Empor zu dir laß meine Seele ſchweben.
Zurück zum Quell, von dem ſie ausgegangen,
Laß ſie aus Staub und Moder ſich erheben,
Und wenn auch Erdenmakel an ihr hangen,
Du kannteſt, Herr, ihr demutsvolles Streben;
Ein güt'ger Vater wirſt du ſie empfangen;
Ich liebte viel, und viel wirſt du vergeben.
Lancelot. Vergebens will ſie Hinterliſt umgarnen,
Denn Liebe wacht, ihr treues Herz zu warnen.
Ginevra. In ihren Worten liegt ein Zauberklang,
Der rührend weich die Seele mir durchzittert.
(Zu Oriane.)
Er ſiegt! Nie werd' ich dieſes Herz erſchüttern.

5. Auftritt.

Die Vorigen; Gawin kommt mit ſeinen Begleitern, die Cedric mit ſich führen, aus der Hütte.

Gawin. Erfüllet, Königin, ward dein Geheiß.
Die Hütte dort enthielt nur dieſen Blinden,
Und ſelbſt nun, Herrin, magſt du ihn befragen.
Griſeldis. Mein Vater! Heil'ger Gott! Mein Vater!
Ginevra. Ihr Vater?! — Noch nicht alles iſt verloren!
(Zu Griſeldis.)
Blick' hin, und zögre nicht mehr, zu geſtehen!
Er teilt dein Los! Willſt du ihn ſterben ſehen?
Griſeldis (kniend). O, Königin! ſchon' ſeiner greiſen Haare,
Gönn' ihm den kurzen Reſt der flücht'gen Jahre,
Bis Gottes Engel einſt ſein Aug' berührt
Und ihn empor zum ew'gen Lichte führt.
Lancelot. Nicht länger quäle ſie! Laß ab, Ginevra!
Griſeldis (in krampfhafter Aufregung).
O laß erbarmend milde Gnade walten!
Bedrohe nicht dies matte, welke Leben!
Mich führ' zum Tode, mich! Ihm ſei vergeben!
Ginevra. Sprich und er lebt! Dein Schweigen tötet ihn!
Griſeldis (nach heftigem inneren Kampfe aufſchreiend).
So ſchützt ihn ihr, ihr Engel! Ich muß ſchweigen!
(Sie ſinkt ohnmächtig zuſammen.)
Gawin. Sie ſinkt!

Lancelot. O haltet ſie!
Cedric. Was iſt geſchehen!
Verwirrte Klänge ſchlagen an mein Ohr!
O daß zerriſſe meiner Augen Flor!
Ginevra. Bringt ſie hinweg! Wir ſind beſiegt, Oriane!
Denn ob errötend auch, ich muß geſtehen,
Ich habe Englands treuſtes Weib geſehen.
Bringt ſie hinweg! Auch jenen Greis führt mit
Nach Pendennys! O, meine Wangen glühn!
Vor ihr, dem Köhlerkinde, ſoll ich knieen:
Verbirg mich, Dunkel, deck' mich, ew'ge Nacht!
Cedric (indem er fortgeführt wird).
O, wann wird Milde wohnen bei der Macht?

Fünfter Akt.

Burg Pendennys.

(Halle mit einem auf einigen Stufen erhobenen Thronſitze.)

1. Auftritt.

Ronald und mehrere Diener ſind beſchäftigt, die Eſtrade mit Teppichen zu belegen, den Saal mit Blumengewinden und anderem feſtlichen Prunke zu ſchmücken.

Ronald. Nun rührt die Hände, feiert nicht, Geſellen!
Entfaltet mir des Purpurteppichs Pracht
Hier vor des Königs Thron.
Einer der Diener. Wie, vor des Königs Thron?
Ronald. Was gibt's zu ſtaunen,
Und deines Schlundes gähnendes Verließ
Weit aufzutun? Saht ihr den König nicht
Hereinziehn hoch zu Roß in dieſe Mauern?
Diener. Der Jägersmann im ſchlichten grünen Rock,
Das wär' der König?
Ronald. Narr! Trägt denn ein König
Im Jagdkleid auch die Krone auf dem Scheitel?
Hier einen Teppich für die Königin!
Ein anderer Diener. Meint Ihr das ſchöne Weib im Scharlachkleide?
Des weißen Zelters ſtolze Reiterin?
Ronald. Was ſchwatzt der Laffe da von weißen Zeltern,
Von ſchönen Weibern und vom Scharlachkleid?

Bist du der Mann, den Blick emporzuheben,
Wenn eine Kön'gin dir vorüberzieht?
Mehr Kränze noch, mehr Kränze, sag' ich euch,
An jene Wände! Schmücket mir die Halle
Zum grünen Maienwald, und süßer Duft
Erfülle sie und hochzeitlicher Glanz.

Ein dritter Diener. Ist's möglich, Ronald? Denkt der Herr so schnell
Sich wieder zu vermählen?

Ronald. Blinder Tor!
Saht ihr die Herrin nicht' zurückekehren?
Wallt nicht ihr Atemzug belebend wieder
In Pendennys hochprangenden Gemächern?
Ist nicht Griseldis uns Gebieterin?

Diener. Wohl kehrte sie zurück, gefesselt aber
An ihres Vaters Seite schritt sie hin.

Ronald. Stumpfsinn'ges Volk! Könnt ihr denn nichts begreifen,
Als was euch greifbar in die Hände fällt?
Nicht unterscheiden Anschein von Gehalt,
Den Mann vom Kleid, den Kern von seiner Schale?
Mehr Kränze, sag' ich euch, an jene Wände!
Spart nicht der Zweige hoffnungsgrünen Schmuck;
O, bände nicht Gelöbnis meine Zunge,
Aufjauchztet ihr und euer Jubel schlüge
Lautschallend auf bis ans Gewölb' des Himmels.

Einer der Diener. Was weißt du? Sprich!

Ein anderer. Ei, Ronald, teil's uns mit!

Ronald. Ich aus der Schule schwätzen? Nimmermehr!
Mehr Kränze, sag' ich euch! Beschickt die Tafel,
Eilt in die Küche, steigt zum Keller nieder!
Fort! Sputet euch! Das Fest kehrt nimmer wieder!

2. Auftritt.

Lancelot und Gawin treten auf, während Ronald und die Diener sich nach kurzem Verweilen im Hintergrunde der Bühne allmählich entfernen.

Gawin. Verlassen wollt Ihr uns? Wollt Euch entziehen
Der Huld der Königin, dem Hof des Königs?

Lancelot. Mir ist das Herz verwandelt und gewendet,
Und ich erwache wie aus wüstem Traum.
Ich habe viel erlebt in wenig Tagen!
Die Fesseln, die mich hielten, sind zerschlagen;
Ich fühl' es, nicht der größte Reiz ist Schönheit,
Noch bunter Witz der Seele höchster Wert! —

Ich kann nicht Flecken ſehn an meiner Sonne,
Noch ſchmutz'gen Roſt am Spiegel meiner Ehre;
Lebt wohl, auf Wiederſehn.

Gawin. Herr Lancelot,
Griſeldens Qual hat Euren Sinn umdüſtert;
Doch nun erſchöpft iſt ihrer Leiden Maß,
Bleibt immerhin und ſchaut des Sieges Feier.

Lancelot. Fürwahr recht feſtlich prangen dieſe Wände,
Und Blumenkränze grünen um die Pfeiler;
Doch, mein' ich, des Gemütes Tiefen ſchmücken
Sich minder leicht zu Freudenfeſten aus! —
Lebt wohl, Herr Gawin, denn mich treibt es fort!

Gawin. Die Königin wird ſchmerzlich Euch entbehren.

Lancelot. Mag ſie's: vergeſſen wird die Zeit ſie lehren.
Gerüſtet ſchon im Burghof ſcharrt mein Roß,
Die Meerflut trägt nach Frankreich mich hinüber —
Gawin! Verhehlt ihr nicht, warum ich ſcheide;
Und wenn in ihrer Bruſt ſich wieder melden
Die böſen Geiſter, Stolz und Übermut,
Mahnt ſie an Lancelot und an Griſelden.

(Er geht ab.)

Gawin. Er geht! Bei meinem Eid, es kann nicht ſchaden,
Wenn Tränen auch einmal zu Gaſt ſich laden
In Frau Ginevrens dunklem Glutenaug'.

3. Auftritt.

Gawin, Percival und Triſtan.

Percival. So iſt des Truges Laſt von mir genommen,
Das Band zerriſſen, das mein Herz umſtrickt;
Der Tag der Sühnung iſt herangekommen,
Der mit Verklärung die Bewährte ſchmückt.
O, Worte ſind zu arm für ihre Tugend!
Hier ſchwör' ich ab den Frevel meiner Jugend,
Und unermeßlich wie der blaue Himmel
Soll meine Liebe ſein! Ein Glanzgewimmel,
Ein Meer von Luſt ſoll rauſchend ſie umfließen;
Ihr Aug' ſoll keine Tränen mehr vergießen
Als um die Roſe, die der Sturm geknickt.
Wenn ſie des Leidens tiefſten Pfuhl ermeſſen,
In höchſter Wonne ſoll ſie es vergeſſen!

Triſtan. Wohl Euch, Herr Percival, wenn's Euch gelingt:
Wenn Kühlung fächelnd mit den bunten Schwingen

Der Flug der Tage ihr Genesung bringt.
Doch fürcht' ich sehr, zu tief sitzt ihr die Wunde,
Als daß ihr Herz ganz narbenlos gesunde.

Percival. Laß auf der Liebe Zaubermacht mich bauen,
Laß ihrem Herzen sorglos mich vertrauen,
Das unerschüttert an dem meinen hängt.
Tief wühlt der Schmerz, doch mächtig herrscht die Freude.
Wenn sie ihr Kind an ihren Busen drückt,
Wenn meine Arme glühend sie umfangen,
Dann kehrt die Röte ihren bleichen Wangen,
Die Ruhe kehrt in ihre Brust zurück.
Wird nicht ihr Lob von allen Lippen schallen,
Wird's nicht im Lied des Minstrels widerhallen,
Und hell ertönen bis zur fernsten Zeit?
Zu meiner Heil'gen will ich sie erheben,
Und sühnend ihrem Dienst weih' ich mein Leben;
Wie wechselnd sich des Mondes Licht erneut,
Soll ewig neue Freude sie umweben;
Sie liebt mich, Tristan, und sie wird vergeben! —
Herr Gawin, sprecht! Was säumt die Königin?
Sie gab ihr Wort, wann endlich wird sie's lösen?

Gawin. Noch zweifelnd kämpft in der Besiegten Seele,
Wie wechselnd auf den Wangen Blaß und Rot,
Beschämung mit der Pflicht, Entschluß mit Schwäche,
Und seekrank ganz vom Schwanken ihres Geistes,
Ringt sie nach Stärke, klammert sich verzweifelnd
An eines Wortes Strohalm, doch nur tiefer
Versinket sie im Wirbel der Gedanken.

Percival. Sie gab ihr Wort, und weigert sich's zu lösen?

Gawin. Sie will und will doch nicht. Griseldens Sieg
Hat ihr Gemüt im Innersten erschüttert,
Beschämt erkennt sie ihren ganzen Wert,
Und sänke gern freiwillig ihr zu Füßen,
Doch, was das Herz ihr rät, will sie nicht müssen
Und muß es doch. Denn König Artus dringt
Auf Lösung ihres Wortes; Bitten nicht,
Befehle tönten ernst aus seinem Mund;
Und als ich sie verließ, schien ihr Bestreben,
Sich würdig in ihr Schicksal zu ergeben;
Und seht nur, seht, da kommen sie heran.

Percival. Sie ist's! — Habt meine Mannen Ihr versammelt?

Gawin. Es ist geschehen.

Percival. Meinen Knaben, Triſtan,
Ihr brachtet ihn zurück in dieſe Mauern?
Triſtan. In Ronalds Arme hab' ich ihn gelegt.
Percival. Nun iſt mir wohl! Aufatmet meine Seele,
Die beſte Stunde meines Lebens ſchlägt.

4. Auftritt.

Trompetenſoß außerhalb der Bühne. König Artus und Ginevra im königlichen Schmucke, Oriane, Ritter und Damen, Percivals Mannen in ihrem Gefolge, treten im feierlichen Zuge auf.

König Artus. Gaſtfreundlich, Percival, in ihrem Schoße
Empfingen uns die Mauern Pendennys;
Doch ohne Rückhalt wollen wir geſtehen,
Was ſeine Schwelle uns beſchreiten ließ,
War minder Wunſch, dich freundlich heimzuſuchen,
Als beizulegen den verhaßten Streit,
Der feindlich Hoheit und Verdienſt entzweit,
Zu ſchützen ſtillen Wert vor herber Prüfung,
Und Liebe vor dem Mißbrauch ihrer Macht! —
Doch wir vernehmen trauernd, ſchon gebracht
Sei jedes Opfer, das der Stolz begehrte,
Und frevlen Trotzes Übermut gewährte.
Percival. Wie du geſagt, ſo iſt's, mein Herr und König!
Die Opfer ſind gebracht, der Sieg gewonnen;
Nicht unbedacht hab' ich den Streit begonnen,
Der Frauen Perle hab' ich heimgeführt.
Mein Wort hat ſich bewährt! Löſt nun das Eure!
Der Kranz, den ſie im ſchweren Kampf errungen,
Sei grünend um Griſeldens Haupt geſchlungen,
Und vor ihr knien muß die Königin.
König Artus. Hier ſteht ſie! Sprich zu ihr!
Ginevra. Mein Herr und Gatte!
Ein königliches Wort ward ihm verpfändet,
Und königlich löſt es Ginevra aus!
König Artus. Nun denn, was zaudern wir? Die Stunden eilen,
Laßt uns der Siegerin den Preis erteilen!
Geht Cedric und Griſelden herzurufen! —
(Halblaut zu Ginevra.)
Ginevra, wenn den Schimmer unſrer Krone
Erniedrigung uns trübend heut befleckt,
Wir müſſen für verdient dies Los erachten,

Nicht weil wir dein Vergehen je geteilt —
Weil wir betört es nicht zu hindern dachten!
(König Artus und Ginevra steigen zu dem Thronsitze hinan. Perceval zieht sich hinter die Reihen seiner Vasallen zurück.)

5. Auftritt.

Die Vorigen; Griseldis tritt im Wollenkleid und Schürze, die Schritte Gedrics leitend, auf.

Gedric. Griseldis, sprich! Ist es der Weg zum Tode,
Den du mich führst?
König Artus. Tritt furchtlos näher, Greis;
Dein Herr und König spricht zu dir. — Griseldis!
Nicht staune, daß die Mauern dieser Burg,
Der kaum verstoßen du den Rücken kehrtest,
Geschmückt zum Feste schimmernd dich umfangen;
Der Feier deiner Rückkunft gilt ihr Prangen,
Du aber freu' dich deiner Wiederkehr.
Griseldis.
Was sagt Ihr, Herr? Ist's Wahrheit, was Ihr kündet?
In meiner Seele streitet Furcht und Hoffen,
Und wirr' umkreist mich der Gedanken Flug! —
So ist von Perceval der Bann genommen?
Der Haß getilgt, der deiner Brust entglommen? —
Und mir, mir sagst du, prangen diese Wände?
König Artus. Bei Englands Krone, Wahrheit künd' ich dir
Griseldis. Das Wort des Friedens tönt von deinen Lippen,
Nicht Zornesdonner, noch der Rache Schrei;
Das hohe Frauenbild an deiner Seite,
Nicht grimme Blitze schleudert mehr ihr Blick,
Und mildes Lächeln strahlt aus ihren Zügen. —
O, wenn es Wahrheit ist, was du mir kündest,
So sieh mich flehend hier zu deinen Füßen,
Und meinen Bitten öffne mild dein Ohr!
Gedric. Nein, bitte nicht! Sie hören nicht auf Bitten.
König Artus. Nicht kniend sprich zu mir! Steh auf, Griseldis;
Was du auch flehen magst, ich will's gewähren,
Und meines Schutzes sollst du nie entbehren.
Griseldis. Ich bitte nicht für mich, mein Herr und König,
Für Percivals Geschick fleh' ich zu dir.
Laß deiner Gnade hellen Frühlingsschimmer
Im alten Glanz um seine Stirne strahlen;
In seine Hand zurück gib Macht und Herrschaft,

In ſeine Hand, nicht in die meine, Herr!
Wohl kenn' ich meinen Wert, und meine Stelle
War nimmer in des Grafen ſtolzem Haus.

Cedric. Und darum, Törin, ſtieß er dich hinaus!

König Artus. Griſeldis! Gern verſchwiegen wir aus Scham,
Was dir zum Heile ſich enthüllen muß.
Erfahre denn: Dich täuſchte leerer Schein;
Wir riſſen nicht dein Kind aus deinen Armen,
Noch trennte unſer Wille euren Bund,
Nie drohten deinem Percival Gefahren;
Du bebteſt Schrecken, die nicht ſind, noch waren,
Du zitterteſt vor einem Schattenbild!

Griſeldis. Was ſagt Ihr? Leerer Schein und Schattenbilder?
Mein Knabe — Percival — nur leerer Schein?
Was ich erlitt? — Der Schmerz, den ich genähret
Mit meiner Leibeskraft, der ſie verzehret! —
Und leerer Schein? — Erhellt mir dieſes Dunkel!
Nach Licht, nach Wahrheit dürſtet mein Gemüt.

Cedric. Wie, hielt uns täuſchend leerer Wahn umſtrickt?

Oriane. Ein Wort, Griſeldis, löſt dir dieſes Rätſel,
Und lüftet jeden Schleier deinem Blick,
Was du erlebt, war nur ein Faſtnachtsſcherz,
Den Percival, der Schalk, mit dir getrieben,
Ein Mummenſchanz; der Anlaß — einer Wette,
Der Preis — der Fußfall einer Königin,
Und deine Tränen gingen in den Kauf!
Es galt ja nur, dich würdig zu erproben,
Daß er das Köhlerkind zu ſich erhoben,
Und nicht getrübt das Vollblut ſeines Stammes.

Cedric. Darum! Darum! O frecher Übermut,
Der Herzen prüft in herber Tränenflut!

(Percival drängt ſich aus der Menge hervor und ſtürzt ſich zu Griſeldis Füßen.)

Percival (flehend). Griſeldis, zürnſt du mir? Vergieb, Geliebte!
Löſch' von der Tafel der Erinnerung
Das Angedenken deines Leidens weg;
Laß deinen Blick Verſöhnung niederſtrahlen,
Und in den Abgrund nie erſchöpfter Liebe
Verſenke das Gedächtnis meiner Schuld.

Griſeldis (tritt zurück, ihr Blick heftet ſich eine Weile ausdrucksvoll auf Percival, dann ſpricht ſie, wie aus einem Traum erwachend:)
Ein Faſtnachtsſpiel! — Sprich du! — Laß du mich's hören,

Von deinen Lippen, Percival! Sprich Wahrheit,
Ist's Probe nur, ist's nur ein Spiel gewesen?

Percival (nach einer kurzen Pause).

Du sagst es, Probe war's. Sie ist vorbei!
Geborgen ist dein Kind, dein Vater frei,
Dein ganzes Glück ist dir zurückgegeben!
Vergib auch du! — Nicht länger denk des Spieles,
Das deinen Wert geprüft! Es ist vorüber;
Laß es vergessen und vergeben sein.

Griseldis. Ein Spiel und ich! —

(Sie drückt einen Augenblick heftig die Hand aufs Herz; schlägt dann rasch beide Hände vor die Augen, steht einige Sekunden schweigend, halb abgewendet, dann spricht sie:)

Es war ein hartes, tränenreiches Spiel!

Percival. Du weinst! O, laß versiegen diese Tränen.
Sie wollten mich um meine Wahl verhöhnen.
Weil Waldesdunkel dich gebar, weil dich,
Der Schönheit Bild, umfing der Armut Rahmen;
Da stellte ich dem Prunke stolzer Namen
Dein Herz entgegen, deinen reinen Sinn!
Ich führte dich durch schwere Leiden hin;
Du hast gesiegt, gesiegt in jeder Probe,
Vor dir im Staube muß Ginevra knien,
Und England widerhallt von deinem Lobe! —
Willst du mir zürnen um so hohen Ruhm?

Ginevra (die indes mit König Artus vom Thronsitz herabgestiegen).

Griseldis, er spricht wahr! Wir leugnen nicht,
Ein Anteil seiner Schuld drückt meine Schultern;
Was er vollbracht, wir haben es ersonnen,
Wir haben Reue, du den Sieg gewonnen;
Und frei bekennen wir nach unserm Worte
Im Angesicht von Englands Ritterschaft,
Daß Kronenglanz vor deinem Werk erblindet,
Daß, ging's auf Erden nach Verdienst und Recht,
Du Kön'gin wärst und Englands Krone trügest;
Und hier zu deinen Füßen knie ich hin;
Vergib, was frevler Stolz an dir verbrochen!

Percival (in stolzer Freude).

Sie kniet! O, ruft es aus in alle Winde,
Die Königin kniet vor dem Köhlerkinde!

Griseldis. O, Königin! Steht auf! — Erhört mein Flehen!
Ihr sollt nicht knieen vor dem Köhlerkind!

Der Sieg iſt mein, laßt mich den Preis verſchmähen,
Den bittre Täuſchung qualvoll mir verdient! —
Ihr meint den Lorbeer um mein Haupt zu ſchlingen,
Es iſt ein Dornenkranz, den ich erſtritt;
Denn alle Angſt des Todes, die ich litt,
War minder herb, als was iſt jetzt erleide.
Der Glaube ging mit mir im Wollenkleide,
Als ich getäuſcht aus dieſen Hallen ſchritt;
Nun floh die Täuſchung, doch mein Glaube mit.

Percival. Wie? Hat dein Aug' nicht einen Blick der Liebe,
Dein Mund kein Lächeln mehr für Percival?
Was Stolz verbrach, die Liebe wird's erſtatten:
Dem Winde hin gib überwundne Sorgen,
Das Dunkel ſchwand und heiter ſtrahlt der Morgen.
Wenn ich den Wermutbecher dir gereicht,
Nun miſch' ich dir den ſüßen Trank der Freude:
Ein Blütenkranz ſoll dir das Leben ſein;
Die tief geheimſte Regung deines Herzens
Verkehr' ich dir in frohe Wirklichkeit!
Selbſt deiner Träume Wunſch will ich erfüllen,
Und kaum erwacht, dir jedes Sehnen ſtillen,
So, daß Beſitz dir eins wird mit Verlangen;
Wie Meeresflut um dieſes Eiland kreiſt,
So ſoll Entzücken rauſchend dich umfangen,
Vergeſſen ſollſt du, was entbehren heißt.

Griſeldis (langſam, mit halbgebrochener Stimme).
Was du verſprichſt, vermagſt du nicht zu geben!
Nicht Freude mehr wird meinen Buſen heben,
Nicht Wonne mehr begeiſtern dieſen Blick! —
Kann Macht und Glanz das arme Leben ſchmücken?
Nicht Hoheit, Pracht, nur Liebe kann entzücken! —
O, Percival, du haſt mein Glück verwettet!
Ein Spielzeug war dir dieſes treue Herz;
Am Pfahl der Schmach haſt du mich angekettet,
Und preisgegeben immer tieferm Schmerz!
Du zagteſt nicht, ich möchte unterliegen;
Dein Fürchten war, ſie könnten dich beſiegen! —
Vergeb' dir Gott, ſo wie ich dir vergebe! —
Du aber, Vater, ſprich: Die ſchwere Schuld,
Der du mich zeihſt, iſt ſie nun abgetragen?
Wenn frevelnd meiner Liebe Übermaß
Zur Gottheit ihn erhöht, den Sohn des Staubes,
Hab' ich's nun abgebüßt mit meinen Tränen.

Mit der getäuschten Seele tiefstem Schmerz?
Darf liebend nun dich dieser Arm umschlingen,
Darf ich nun sinken an dein Vaterherz,
Von dem mich Liebe riß, nicht Sucht zu prangen,
Der Seele Drang, nicht sündiges Verlangen.

Gedrie. Komm, armes Kind; ruh' aus an diesem Herzen,
Trink Heilung aus dem reichen Born der Liebe,
Der unverfälscht im Vaterbusen quillt.

Griseldis. O führe mich hinaus in unsre Wälder,
In unsrer Hütte friedlich stillen Schoß.
Laß an den treuen Busen der Natur
Dies todeswunde Herz mich träumend legen,
Und in dem Schatten des bemoosten Stammes
Hinwelkend, sterbend seines Schößlings Mark.

Gedrie. Komm, komm; laß diese hier errötend sagen;
Sie trug den Schmerz, Schmach hat sie nicht ertragen.

Percival. Mir starrt das Blut im Herzen, deine Worte
Erschüttern mir der Seele tiefsten Grund;
Doch nimmer täuscht mich deiner Mienen Ernst;
Was ich an dir verbrach, willst du vergelten,
Mit finstrer Drohung neckend mir verbittern
Den stolzen Siegesjubel dieser Brust?
Griseldis, tu' es nicht! Laß dich versöhnen!
Nur strahlender wird Siegesglanz dich krönen,
Wenn Huld und Liebe deine Rache ist.

Griseldis. O, Percival, mein Blick sucht dich mit Tränen,
Die Lippe bebt, die dich begrüßen soll;
Doch sprechen muß ich, denn es muß entschieden,
Klar muß es sein; in Klarheit wohnt der Frieden! —
Mein Herz war dein, du hast es nie verstanden;
Es brach in deiner Hand! — Du konntest spielen
Mit seiner reinen Glut, du konntest prahlen
Mit seiner Treue, seinem Opfermut! —
Du hast mich nie geliebt! — Dahingeschwunden
Ist meines Lebens froh beglückter Wahn,
In Trümmer ist mein Paradies gesunken,
Und eine Wüste starrt mich freudlos an! —
Ich kann nicht mit dir gehen, Hand in Hand,
Wenn Herz vom Herzen nüchtern sich gewandt,
Ich kann's nicht, Percival! Es hängt mein Leben,
Die Achtung meiner selbst, mein letztes Streben
An meiner Träume göttergleichem Bild,

An deinem Bild! — O laß mich es bewahren,
Wie's hell und funkelnd meine Seele füllt.

Percival. Was ſinnſt du, Weib, und was willſt du vollbringen?

Griſeldis. Wenn auch in Dunkelheit, war ich geboren
Der Willkür Spiel, der Laune Ball zu ſein,
Mit einem Wurf gewonnen und verloren? —
Du haſt mich nie geliebt, und ohne Liebe
Wär' ich je würdig dein Gemahl zu ſein,
Wenn ich es bliebe? Percival, du weißt,
Ich hab' an dir, an dir allein gehangen! —
Zum Haus der Niedrigkeit, das mich gebar,
Kehr' ich zurück, in meiner Wälder Schatten,
Und wie ihr Flüſtern Wiegenlied mir war,
Soll rauſchend mich ihr Grabgeſang beſtatten.

Percival. Verlaſſen willſt du mich, du willſt mich fliehen?
Mein biſt du, mein! Wer darf dich mir entziehen?
Ich halte dich, wer darf dich mir entreißen? —
Wer löſt der Treue Schwur, die du verheißen? —

Griſeldis (mit unterdrückten Tränen).
Du ſelbſt! Du haſt der Liebe Band zerriſſen!
Wir müſſen ſcheiden! — Percival, wir müſſen! —
Vergönn' mir, meinen Knaben zu behalten,
Bis meiner Tage karger Reſt ſich füllt.
Denn wohl erkenn' ich, meine Zeit iſt um,
Und wie die Schwalbe ſcheidend ſüdwärts zieht,
So heimwärts ſtrebt die lebensmüde Seele!
Dann magſt du als Vermächtnis ihn empfangen;
Der Ritterehre Bahnen führ' ihn hin;
Was du an mir verbrachſt, erſtatt' an ihn! —
Du aber ſteh' in lebensfriſchem Prangen,
Ein hoher Stamm von Ruhmesglanz umſtrahlt,
Und will mit neuen Banden dich umfangen
Beglückter Liebe ſiegende Gewalt —
O laß dich nicht von finſtrer Macht bewegen,
Auch ihr der Prüfung Schlingen hinzulegen,
Denn nur um Liebe gibt ſich Liebe hin! —

(Sie geht mit Cedric langſam ab.)

Percival (will ihr in den Weg treten).
Griſeldis, mich verlaſſen? Nimmermehr!
Du darfſt nicht! Bleib', Griſeldis!

König Artus (ihn zurückweiſend). Halt! Zurück,
Herr Percival! Fortan will ich ſie ſchützen;
Du haſt das Recht verwirkt, ſie zu beſitzen,

Und ungehindert soll sie heimwärts ziehn,
Wohl jeden Kampf bestehet Lieb' um Liebe;
Doch dienen nicht soll sie dem rohen Triebe,
Der ihr die Sohle auf den Scheitel setzt!
Dein Haus ist leer, das Glück ist fortgezogen,
Versunken deines Sieges Freudenbogen!
Nun wohne einsam in den öden Hallen,
Dir selbst genug, und in dir selbst zerfallen!

(Der König entfernt sich mit seinem Gefolge und den Vasallen Percivals, der, sein Antlitz in seinen Händen verbergend, allein im Vordergrunde der Bühne zurückbleibt.)

König und Bauer.

Luſtſpiel in drei Aufzügen.

Nach dem Spaniſchen des Lope de Vega Carpio.

Ay mi divino rincon,
Donde soy Rey de mis pajas!
Lope de Vega, Villano en su rincon.

Einleitung.

Der ältere Freund und Berater Friedrich Halms, Michael Enk, war es, welcher nicht müde wurde, ihm das Studium der ſpaniſchen Dramatiker und namentlich Lope de Vegas zu empfehlen. Enk, ſelbſt eifrig mit Lope beſchäftigt, brachte es auch zuſtande, daß Halm ſich mit der Bearbeitung von Dramen des berühmten ſpaniſchen Schauſpieldichters beſchäftigte. In einem Schreiben von Ende des Juli 1838 gibt Enk dem jüngeren genaue Anleitung, wie dieſer bei einer ſolchen Bearbeitung zu verfahren habe und macht namentlich, da Halm das Stück Lopes: „Vida y muerte del rey Bamba“ beſonders ins Auge gefaßt hat, aufmerkſam, in welcher Weiſe bei einer Bearbeitung desſelben vorzugehen ſei. In der Tat nahm Halm eine ſolche vor und Bruchſtücke derſelben ſind im 3. Bande der Werke (Wien 1856) und im 9. Bande (1872), durch Pachler aus dem Nachlaſſe herausgegeben unter dem Titel „König Wamba“ abgedruckt.

Wichtiger aber erſcheint das Luſtſpiel „König und Bauer“, welches Halm nach Lopes Stücke „El villano en su rincon“ (Der Bauer in ſeinem Winkel) vornahm. Zu derſelben Zeit, als der Dichter im Jahre 1839 ſich mit dieſem Stücke beſchäftigte, erſchienen Enks „Studien über Lope de Vega Carpio“ (Wien, 1839). Unter den 24 darin eingehend beſprochenen Stücken findet ſich auch dieſes behandelt. Schon zu Ende 1838 war Halm eifrig an der Arbeit. Mitte November 1838 ſchreibt ihm Enk: „Der Villano ſollte meinem Wunſch nach nach dem neuen Jahre fertig ſein.“ In einem ſpäteren Briefe rät Enk: „den Villano teilweiſe, d. h. die Szenen, die Lope

ganz nachgebildet werden müssen, vorzunehmen" und schon Ende Februar 1839 schreibt er: „Nach der Probe habe ich wohl etwas Gutes erwartet; aber diesmal ist's besser, als ich es erwartet habe. — Die Verse fließen prächtig". Enk selbst drängt bald darauf, den „Villano" (zur Aufführung) „einzugeben", da Halm länger damit zögern will.

Die ganze Anlage von Lopes Lustspiel entsprach dem romantischen Zuge Halms, von welchem er in die Bearbeitung noch mehr hineinlegte, als in dem Originale enthalten ist. Der kurze Inhalt des Spieles ist in der Hauptsache folgender: Der König von Frankreich gerät auf einer Jagd zu dem Dorfe Bellefleur, woselbst der reiche Bauer Jean Gomard mit seinen Kindern Clement und Rosanna und seiner jungen Verwandten Marion haust. Dort findet der König eine seltsame Grabschrift, welche sich Jean noch bei Lebzeiten errichten ließ und worin er sich rühmt, seinem Hofe so nah, noch nie des Königs Angesicht gesehen zu haben. Der König besucht diesen stolzen Bauern verkleidet, bittet um Herberge und wird von Jean gastlich aufgenommen. Auf die Frage, wer er sei, erklärt der König: der Schultheiß von Paris. Er findet in Jean einen rechtlich denkenden Mann, der sich als König auf seinem Bauernhofe fühlt, vom Könige nichts haben, ihn nicht sehen will, aber diesem, wenn er es verlangt, sein ganzes Vermögen und selbst seine Kinder zu dessen Diensten zur Verfügung stellt. Unerkannt scheidet der König von Jean, sendet ihm aber bald eine Botschaft, daß er, der König, sich wirklich in Geldverlegenheit befinde, auch beruft er die Kinder Jeans an den Hof. Jean erkennt nun, wer sein Gast war und sendet ohne weiteres die gewünschte Summe sowie auch die Kinder an des Königs Hof, woselbst sie vortrefflich aufgenommen werden. Jean selbst erscheint, da es der König wünscht, beim Hofe und wird nun vom Könige in ähnlicher Weise bewirtet, der ihn sogar Vetter nennt. Am Schlusse des Mahles verleiht der König dem Sohne Clement hohe Würde und zwei Schlösser zum Lohne und stellt Jean nicht nur die geliehene Summe zurück, sondern bietet seiner Tochter noch 100000 Livres zum Brautschatz. Graf Armand, der Marschall, welcher Rosanna längst schon liebt, erhält ihre Hand. Jean Gomard aber — und in dieser Beziehung weicht Halm von Lopes Schluß des Stückes ab — welchen der König zu seinem Seneschall ernennen will, bittet, ihn in seinen Bergen zu belassen und König sein auf seinem Bauernhofe. — Die ganze Bearbeitung ist von Halm in Jamben mit besonderer Grazie durchgeführt. Halm hat manche Szenen dem Zeitgeiste entsprechend geändert, auch mehreren Personen andere Namen gegeben.

So ist der glänzende Erfolg des erst am 4. März 1841 auf

dem Wiener Burgtheater aufgeführten Stückes zum großen Teil der trefflichen Umarbeitung Halms zuzuschreiben, was selbst Grillparzer*) anerkannte. „König und Bauer" ist heute noch Reportoirestück des Wiener Burgtheaters.

*) Grillparzers sämtliche Werke, herausgegeben von A. Necker. Leipzig, M. Hesse (1903). Bd. XIII, S. 90 u. 100.

Personen:

Der König von Frankreich.
Die Prinzessin, seine Schwester.
Graf Armand, des Königs Marschall.
Ritter Gauthier.
Alain, Graf Armands Page.
Jean Gomard, ein reicher Bauer zu Bellefleur im Gebirge.
Clement, Rosanna, } seine Kinder.
Marion, eine entfernte Verwandte Jean Gomards.
Rubin, Jacques, Andrä } Jean Gomards Knechte.
Ritter und Damen, Jäger, Pagen, Diener. Bauern und Bäuerinnen.

Schauplatz: abwechselnd Paris, das Dorf Bellefleur, und die Umgebungen des letzteren.

Seinem verehrten Freunde und Lehrer, dem Herrn Professor

Michael Enk von Burg

in Liebe und Dankbarkeit gewidmet vom

Verfasser.

Zueignung.

„Dort südwärts gibt es einen alten Schacht —
Die Väter haben fleißig ihn befahren,
Und reiches Gut daraus zu Tag gebracht —
Doch liegt er nun verlassen auch seit Jahren,
Versuch dein Glück, schlag dorten ein, Geselle;
Noch mag er Gold und Edelsteine wahren.
Oft prüft' ich selbst schon schürfend jene Stelle,
Und greifst du's nur recht an am rechten Ort,
Bald flammt entgegen dir des Erzes Helle!" —
So tönt des Bergmanns freundlich mahnend Wort
Zu seinem jüngern, rüstigen Genossen,
Und diesen drängte die Verheißung fort.
Er fährt zu Berg, und wühlend unverdrossen
Und pochend, hämmernd, forscht er Nacht und Tag
Den Schätzen nach, im Dunkel dort verschlossen,
Und schwört sich zu bei jedem kräft'gen Schlag,
Dem treuen Freunde dankbar darzubringen
Den ersten Fund, der dort ihm blühen mag!
Und er hält Wort! — Was hier beharrlich Ringen
Der Fremde für die Heimat abgewann,
Dir, der mir riet in Spaniens Schacht zu dringen,
Dir dank' ich's! — Nimm denn, treubewährter Mann,
Des Dichters Freund, wie Lehrer einst dem Knaben,
Dies Kleinod Lopes als dein eigen an,
Ein arm Geschenk für so viel reiche Gaben.

Wien, den 31. Dezember 1841.

F. O.

Erſter Akt.

Marktplatz einer Vorſtadt von Paris; altertümliche Häuſer, im Hintergrunde Meßbuden.

Erſter Auftritt.

Roſanna und Marion treten als Edelfrauen gekleidet auf; in einiger Entfernung folgen ihnen Graf Armand und Ritter Gauthier; im Hintergrunde Alain, des Grafen Page.

Marion (halblaut zu Roſanna). Der mit der roten Feder gefällt dir?

Roſanna. Ja, der mit der roten Feder!

Marion. Nun, du haſt ihm auch nicht wenig in die Augen geſtochen?

(Sie fahren fort leiſe zu ſprechen.)

Armand (zu Gauthier). Am Ende ſind ſie vermählt!

Gauthier. Was tut das zur Sache? Ihrem Anzuge nach ſind es Frauen von Stand.

Armand. Ihr Wuchs iſt überirdiſch, ihre Stimme himmliſch, und die vereinte Macht beider entzückt, berauſcht, vernichtet. Kühnheit, Kühnheit, ſteh mir bei. Gelegenheit iſt flüchtig und kehrt nicht wieder!

Roſanna (zu Marion). Würde ich denn Geſchenke von ihm angenommen haben, wenn ſein Anſtand mir nicht ſo edel geſchienen hätte: edler Anſtand gilt und verbürgt mir alles.

Marion. Fürwahr, er iſt ein echter Edelmann.

Gauthier (zu Armand). Ihr wollt ſie noch einmal anreden?

Armand. Gewiß, das will ich!

Roſanna (zu Marion). Auf welche feine Weiſe er mir in den Buden dies Geſchmeide aufnötigte?

Marion. Sprich leiſer, Roſanna, mich deucht, ſie ſind uns auf den Ferſen!

Roſanna. Das fürchte ich auch!

Marion. Er ſieht wohl nach, welchen Weg ſeine Geſchenke nehmen!

Roſanna. Himmel! Wenn er jetzt ſchon hinter das Geheimnis meines Standes käme, alles, was ich von ihm empfing, würde ſeine Bedeutung verlieren! Doch dem läßt ſich vorbeugen, wenn ich ſeine Gabe mit einem Geſchenk von größerem Werte erwidere!

Marion. Was fällt dir bei?

Armand (ſich von Gauthier losreißend). Laßt mich! — Ich will! Ich muß! — (Roſanna begrüßend.)

Schöne Unbekannte, ihr werdet mich zudringlich ſchelten, und meiner Verwegenheit zürnen — aber ich mußte Eurer Spur folgen, ich mußte noch einmal zu Euch ſprechen —

Roſanna. Ich bitt Euch, Herr, gebt uns die Straße frei,
Und unbelauert laßt uns heimwärts kehren;
Denn Unheil droht mir, folgt Ihr meiner Spur.
Auch pfleg' ich oft den Markt hier zu beſuchen,
Und wohl ein andermal, fürwahr noch oft,
Gefällt's dem Zufall, treffen wir zuſammen,
Wie heut geſchah. Mißtraut nicht meinem Wort,
Und mehr noch ſeine Wahrheit zu verbürgen —
Denn oft birgt guter Anſchein ſchlimmes Ziel —
Nehmt dieſen Ring!

Armand. Ich nehm' ihn an als Pfand
Des Wiederſehens! Frei iſt Euer Weg,
Denn Euer Wille hält mein Herz gefangen!
Geht! Niemand folgt Euch nach, als mein Verlangen;
Doch eh' Ihr ſcheidet, leſt aus meinem Blick,
Mein Leben geht mit Euch, Tod bleibt zurück!

Roſanna. Lebt wohl denn, Herr!

Armand. Wie, jetzt ſchon ſcheiden! Nein —
(Er ergreift ihre Hand.)

Roſanna. Soll Zwang der Liebe Bundgenoſſe ſein?
Zwang übt kein edles Herz. Spricht, Herr, nur Lüge,
Nicht Wahrheit aus dem Adel Eurer Züge? —
Ihr trefft mich morgen hier, am ſelben Ort
Wie heute! Jetzt lebt wohl!

Armand. Kein mildes Wort —

Roſanna. Ihr ſeid mir gut und alſo bin ich's Euch,
Und werbt Ihr wahrhaft, werb' ich wahrhaft lieben;
Doch laßt mich jetzt —

Armand. Ich kann nicht von der Stelle!
Der Zauber deiner Reize hält mich feſt!

Roſanna. Wenn nur mein Gehen nicht zu ſchnell ihn löſt.
Lebt wohl!

Armand. Und morgen, ſprich —

Roſanna. Vielleicht —

Armand. Gewiß!

Roſanna. Gewißheit macht Erfüllung minder ſüß!

Armand. Getäuſchtem Hoffen kömmt kein Kummer gleich.

Rosanna (von Marion fortgezogen).
Lebt wohl!
Armand. Gott sei mit dir!
Rosanna. Und Gott mit Euch!
(Rosanna und Marion gehen ab.)

Zweiter Auftritt.

Armand. Gauthier. Alain.

Gauthier (aus dem Hintergrunde zu Armand heraustretend). Nun, sagt an, Armand —

Armand (Rosannen nachsehend). Da schwebt sie hin! Himmel, sie sieht sich um —

Gauthier. Redet doch! Was gab es, was sprach sie, wer ist sie?

Armand. Gauthier! — Sie ist ein Engel! —

Gauthier. Und Ihr, wißt Ihr, was Ihr seid? — Ihr seid verkauft, verraten, aufs Eis geführt —

Armand. Gauthier, ich bin meiner Sache gewiß, es ist eine Dame von Stande. (Rosannen nachblickend.) Alle Rosen des Frühlings auf deine Pfade! Wenn es nur schon Morgen wäre!

Gauthier. Toll, rein toll! — Alain, was sagst du zu dem Abenteuer deines Herrn?

Alain. Ich nenne es einen teuren Spaß! So reiche Geschenke an ein Frauenzimmer wegzuwerfen, das ohne Zelter, Sänfte oder Kutsche, nicht einmal in Begleitung eines armseligen Lakaien, den Markt besucht —

Armand. Dort biegt sie um die Ecke, sie ist fort! Ich darf ihr nicht folgen! — Sie hat mein Wort —

Gauthier. Ihr nicht nachzuspüren! Alain aber hat sein Wort nicht verpfändet, und wenn er auf den Vorteil seines Herrn dächte —

Alain. Das tut er, und mögt Ihr es vertreten, wenn ihm seine Gedanken plötzlich in die Füße fahren! —
(Er läuft auf der Seite ab, wohin Marion und Rosanna abgegangen.)

Armand. Was soll das? Alain! — Bleib, sag' ich, bleib! Was habt Ihr da angezettelt, Gauthier? Ich hatte versprochen —

Gauthier. Seid Ihr im Ernst so gewissenhaft oder stellt Ihr Euch nur verrückt, um nicht für betrogen zu gelten. Eure Geschenke —

Armand. Still davon. — Für ein so köstliches Abenteuer ist kein Preis zu hoch. —

Gauthier. Köstlich — sagt doch lieber kostbar! Oder pflegen Damen von einem Unbekannten Geschenke im Werte von dreihundert Livres und darüber anzunehmen?

Armand. Teufel! Euer Argwohn müßte auch Stumme sprechen

machen, und obwohl ich verſchweigen wollte — Gauthier, Ihr ſeid ein Kenner von Edelſteinen? —

Gauthier. Nun ja!

Armand (ihm den von Roſamunen empfangenen Ring hinreichend). So ſagt, ob Landläuferinnen Steine wie dieſen zu verſchenken pflegen?

Gauthier. Laßt doch ſehen! — Hm, ein ſchöner Stein! Viel Feuer!

Armand. Er ſchimmert wie Sternenlicht!

Gauthier. Fürwahr, ein höchſt wertvoller Ring!

Armand. Laßt denn auch ſeine Geberin bei Euch im Werte ſteigen.

Gauthier (den Ring zurückgebend). Nicht mehr als billig, wenn der Stein echt iſt; aber es gibt auch falſche Steine!

Armand. Euer Argwohn wird beleidigend — Ihr gefallt Euch darin, alles übel auszulegen!

Gauthier. Armand, habt Ihr jemals Fiſcher ihr Handwerk treiben ſehen? —

Armand. Wie, meint Ihr damit —

Gauthier. Ich meine, daß Euere ſchöne Unbekannte und ihresgleichen ſich vortrefflich aufs Fiſchen verſtehen! Freilich betreibt es jede auf eigene Weiſe. Die eine legt zur Nachtzeit ihre Reußen, und das aus gutem Grund; wenn auch ihr Geſicht das Tageslicht vertrüge, das Tageslicht verträgt nicht ihr Geſicht; andere gehen im Abenddunkel auf den Fiſchfang aus, dicht im Schleier verhüllt, aus dem nur dann und wann ein feuriges Auge hervorblitzt, wie der Lichtſchimmer, bei dem man die Störe zu fangen pflegt. Wieder andere zeigen ſich beim Tage, ausgerüſtet wie ein Kaperſchiff; grelle Wimpel, volle Segel und alle Mann an den Rudern. Die treiben es im großen, wie die Wallfiſchfänger; geraden Wegs auf ihren Mann los; ein Feuerblick und die Harpune ſitzt; mag er ſehen, wie er loskömmt. Einige brauchen Schüchternheit als Köder, andere kindliche Unſchuld, dieſe Gemüt und jene Witz; wo dieſe ſich begnügen, nach Handſchuhen, Fächern, Armbändern zu fiſchen, haben es jene auf Kutſchen, Juwelen, Landgüter angelegt, ja es gibt welche, die groß und klein, viel und wenig, arm und reich mitnehmen, wie Heringsfiſcher mit dem Schlagnetze; alles was nur Fiſch iſt. Und nun ratet, Armand, welcher Gattung von Fiſcherei Euere Unbekannte obliegt; ich meinesteils weiß es.

Armand. In allem Ernſt, Ihr beleidigt mich, Gauthier — Eure Spöttereien verletzen den Anſtand —

Gauthier. Den Anſtand — ganz richtig, denn Wahrheit ſteht niemandem an.

Dritter Auftritt.

Armand, Gauthier, Alain kehrt hastig zurück.

Alain. Da bin ich wieder!

Armand. Wie, schon zurück?

Alain. Ja und mit hübschen Nachrichten.

Armand. So rede, sprich!

Alain. Wohl angewendet waren die reichen Geschenke, die Ihr der Fremden machtet —

Armand. Also ist sie von Stande, aus großem Hause?

Alain. Eine große Spitzbübin ist sie, die Euch den Säckel zu leeren wußte, und nun ins Fäustchen lacht!

Gauthier. Dacht' ich's doch! Nun, Armand, sprecht Ihr noch wie vorhin: Gauthier, ich bin meiner Sache sicher, es ist eine Dame von Stande!

Armand. Alain, hältst du mich zum besten?

Gauthier. Wie ging es doch weiter: Für ein so köstliches Abenteuer ist kein Preis zu hoch! Gauthier, sie ist ein Engel! Aber tröstet Euch, Armand, Ihr kommt auf keinen Fall zu Schaden, Ihr könnt Euch ja an Eueren höchst wertvollen Ring halten.

Alain. In der Tat, Ihr werdet erstaunen, Herr, wenn Ihr vernehmt —

Armand. Was es auch sei, erzähle!

Alain. Ich folgte auf Euren Befehl oder vielmehr auf Antrieb meiner Neugierde, diesem weiblichen Engel, oder Teufel, wie Ihr wollt, auf dem Fuße, und machte mich schon gefaßt, etwa bis gegen St. Denis hinauswandern zu müssen, als die beiden wider Erwarten unsern des Flusses in ein Seitengäßchen bogen, und im Eingang eines unscheinbaren Hauses verschwanden. Ich drückte mich in eine Ecke und sann auf einen passenden Vorwand, ihrer Spur noch weiter zu folgen, als plötzlich —

Gauthier. Die Tür sich öffnete und ein glücklicher Nebenbuhler deines Herrn —

Alain. Nichts von allen dem. Ein mit zwei Maultieren bespannter Karren fuhr aus dem Tore heraus; daneben lief ein Bauer, der die Tiere antrieb, auf dem Karren aber saßen — wer anders als die Fremde und ihre Begleiterin!

Armand. Wie, sahst du auch recht?

Alain. Gewiß, sie waren es, und beide nicht mehr als Edelfrauen, sondern in roten Röckchen und bunten Schürzen, mit einem Worte als Bäuerinnen gekleidet. Bei allem dem, und obwohl die Fremde nur einen einfachen Strohhut trug, saß sie da, stolz wie eine Königin und schön wie der junge Mai, und hättet Ihr sie in

dieſer Tracht geſehen, ich wette, Ihr wäret ihrem Karren nachgelaufen bis ans Ende der Welt. Ich meinesteils ſtarrte ganz verſteinert dem Fuhrwerk nach, als zufällig ein Bekannter des Weges kam und mir vertraute, die Fremde ſei —

Armand. Nun, wer iſt ſie? Rede, ſag's heraus!

Alain. Nicht mehr und nicht weniger als die Tochter eines reichen Bauers zu Belleſleur, zwei Stunden von Paris —

Gauthier. Eine Bäuerin alſo, und der Witz eines Hofmanns von dieſer ländlichen Einfalt hinters Licht geführt!

Armand. Belleſleur! Gedenkt nicht heute der König in jener Gegend zu jagen?

Alain. Allerdings.

Armand. Seltſames Ereignis! Eine Bäuerin und dieſer koſtbare Ring —

Gauthier. Glas, eitel Glas; ſo unecht wie ſeine Geberin —

Armand. Darüber wollen wir zur Stunde bei einem Juwelier die Wahrheit erfahren. Kommt, gehen wir; was ſie auch immer ſei, ob Dame, ob Bäuerin, der junge Tag, der blütenreiche Frühling iſt ſchöner nicht als ſie!

Gauthier. Alain, iſt ſie denn wirklich ſo ſchön?

Alain. Ein ſchön'res Weib iſt noch niemals geſehen worden; es iſt nicht anders, als ob da draußen auf dem Dorfe ein Seraphim ſeine Flügel abgelegt hätte und Landmädchen geworden wäre.

(Sie gehen ab.)

(Verwandlung. Belleſleur, vor dem Hauſe Jean Gomards. Im Hintergrunde der anſehnliche Bauernhof Gomards; daneben ein mit einem Zaune umfangener Obſtgarten; an den Seiten Bäume und Gebüſch.)

Vierter Auftritt.

Jean Gomard tritt aus dem Hauſe mit Aubin, André, Jacques und anderen Arbeitern und Knechten.

Jean. Was ſäumt ihr? Kommt heraus! Die Senſen nehmt
Zur Hand! Macht fort! Fürwahr, ihr feinen Ritter,
Ausſchelten ſollt' ich euch —

Aubin. Ei, ſparſt du denn
Damit; doch läßt dein Zorn ſich noch ertragen,
So lang' du uns mit Ehrennamen ſchmähſt
Und ſeine Ritter ſchiltſt —

Jean. Wie, Ehrennamen!
Ei, ſeht doch, ſeht! — Aubin, wir heißen Bauern;
Warum? weil wir des Landes Anbau pflegen,
Und jene, weil ſie reiten, heißen Ritter;

Wenn jene nun uns grobe Bauern nennen,
Und achten unſres Namens Klang als Schimpf:
Was ſollt' uns ehrenwert ihr Name gelten,
Was ſollt' ich euch nicht ſeine Ritter ſchelten?

Aubin. Ja, meinſt du's ſo? —

Jean. So war's gemeint, und nun
Ans Tagwerk! Beug' ich ſelbſt den alten Rücken,
So mögt auch ihr euch wohl zur Arbeit bücken!
Sagt an, wie viele ſind hinaus zu pflügen?

Jacques. Herr, zwanzig Knechte, zehn mit Maultierzügen
Und zehn mit Rindern.

Jean. Recht ſo, recht! So viel
Für mich; nun auch für andre. Jacques, du ſollſt
Dem Klausner helfen Rüben auszunehmen;
Nimm deinen Karren, ſpann ein Maultier an —

Jacques. Ein Maultier — Herr, bedenk, der lange Regen,
Des Feldes Lehmgrund — laß ein zweites noch
Mich nehmen!

Jean. Recht, nimm zwei, nimm deren vier;
Mir grafen auf der Weide, Gott ſei Dank,
Mehr als ich zählen kann.

(Jacques geht ab.)

Du hier, André,
Gehſt Marion zur Hand, die dort am Hügel
Weinleſe hält.

André. So tu' ich, Herr.

(Geht ab.)

Jean. Und du
Aubin, geh hin und nimm ein Körbchen mit;
Doch rein und zierlich ſei's, und füll's mit Trauben,
Und nimm recht ſchöne, die ins Auge fallen,
Und zart gerötet laßt die Beeren ſein,
Vom Frühreif ſilbern angehaucht,
Und reif gekocht vom Mittagsſtrahl der Sonne,
Mit ſolchen Trauben füll' das Körbchen an,
Und trag es hin zu Meiſter Julian,
Dem Bader! —

Aubin. Gut, ich will's ſchon machen, Herr.
Ein Tüchlein ſoll die Schaffnerin mir geben,
Mit Franzen eingefaßt und bunten Rändern,
Das breit' ich drüber hin —

Jean. Was braucht's ein Tuch?
Weinblätter nimm; laß ihre grünen Zacken

Statt Franzen rings des Korbes Flechtwerk bergen,
Steinnelken zwiſchen her, ſtatt bunter Ränder,
So gibt's ein Tuch, wie's noch kein Färber färbte,
Wie keines je vom Weberſtuhle kam.
Fort, ſpute dich, Aubin! Ihr andern alle
An eure Arbeit! Säumt nicht, geht mit Gott!
(Aubin und die übrigen gehen zu verſchiedenen Seiten der Bühne ab.)

Fünfter Auftritt.

Jean (nach einer Pauſe).
Dank! güt'ger Himmel, Dank! Nicht darum bloß,
Weil reich mit Gütern du mich wollteſt ſegnen,
Weil rings, im Tales Schoß
Wie auf den Höhen, aller Enden,
Wohin ſich meine Blicke wenden,
Dem Reichtum deiner Gaben ſie begegnen;
Nicht darum bloß, weil Tennen, Scheunen, Speicher
Mit jedem Jahre reicher
Mir ſtrotzen von der Ernte Segen —
Denn du, Herr, der ihn gab, du weißt am beſten,
Dem Schaffner bloß, je mehr du wollteſt ſpenden,
Um deſto minder ſtrebt' ich zu verſchwenden —
Ich ſag' dir Dank, nicht bloß, weil überm Rand
Der Kelter mir die blauen Trauben ſchwellen,
Und Kufen kaum genug zur Hand,
Zu faſſen, was an ſüßen Moſtes Wellen,
Zu wahren, was an goldnem Wein
Herangereift dein Sonnenſchein:
Nicht darum bloß, weil weite Strecken
Milchreiche Herden mir bedecken,
So zahlreich, daß, wenn dort am Bach ſie trinken,
Allmählich ſeine Wellen ſinken,
Und trockenen Fußes ihn der Hirt durchſchreitet;
Für all dies Dank! Doch Herr, für eins vor allen,
Daß ich empfing aus deiner Vaterhand,
Zufriedenheit mit meinem Stand,
Daß mich, wenn dort in königlichen Hallen
Der Höfling ſich in Sorgen müht,
Gunſt, Anſehn, Macht und Ehren zu erreichen,
Daß mich nicht gleicher Drang durchglüht;
Daß ſorglos mir, geehrt von meinesgleichen,
Die Tage ungetrübt verſtreichen.

Zwei Stunden weit kaum ragt des Königs Schloß
Und niemals noch ſeit ſechzig Jahren
Betrat mein Fuß des Hofes Stätte;
Und wolle Gott auch mich bewahren,
Daß je er ſie betrete.
Dies Tal gebar mich, hier auf dieſen Matten,
Hier war mein Spielplatz, unter dieſen Bäumen —
Ich ſah ihr erſtes Laub entkeimen —
Und niemals aus dem Umkreis ihrer Schatten
Noch wichen meine Schritte!
Was ſollt' ich auch? Denn, wenn daheim ein Mann
Ein friedlich Obdach, wär's nur ein Hütte,
Und Trank und Speiſe ſich gewann:
Was ſtrebt, was rennt, was ſucht er in der Weite? —
O Torheit des Soldaten, den zum Streite
Treibt Ruhmbegier, als hätt' ſtatt einem Paare
Er tauſend Arm' und Beine zu verlieren;
O Torheit deſſen, der am kargen Haare
Recht feſt meint flücht'ges Glück zu faſſen,
Und Furchen zieht im falſchen Meere,
Als ob zu eng der Erde Raum ihm wäre,
Als legte ziehen ihn zu laſſen
Gebiß und Zügel rauher Sturm ſich an;
O Torheit, Torheit! Eitler Wahn!
Ihr ſucht nnd rennt und wagt und müht euch ab,
Und ihr erringt — ein ungewiſſes Grab!
Doch ſieh, da kömmt Clement im vollen Laufe;
Was mag der bringen?

Sechſter Auftritt.

Jean. Clement.

Clement. Vater, Vater, Herr!
Jean. Nun komm zu Atem nur! Was iſt denn —
Clement. Vater,
So Gott dir Freude gab an deinen Kindern,
Erhör mein Flehen nur dies eine Mal,
Nur dieſe eine Gunſt gewähr' mir, Vater!
Jean. Ei, mehr als eine will ich dir gewähren —
Clement. So komm denn, folg' mir; ich beſchwör dich, komm!
Der König zieht vorbei an deiner Schwelle
Zur Jagd in jene Wälder! Komm, doch nimm —
Zu heiß ſtrahlt Sonnenbrand — nimm Hut und Mantel —

Jean. Der König, ſagſt du —
Clement. Komm; viel edle Frauen,
Des Königs holde Schweſter wirſt du ſchauen,
Und Ritter, zahllos wie auf Feldes Räumen
Der Halme Meer, wie Blätter auf den Bäumen,
Und Roſſe, knirſchend in des Zügels Band,
Und ſchmucke Pagen, Falken auf der Hand
Da flattern Schärpen, ſtolze Federn wehen
Und Glanz flammt auf, wohin die Augen ſehen;
Dazu der Hörner ſchmetterndes Gebraus! —
Mir iſt, als riefen ſie mich mit hinaus —
Komm, ſag' ich —
Jean. Biſt du toll?
Clement. Nur heute, Vater,
Leg Dorfesbrauch und Schüchternheit beiſeite! —
Die Kirche zu beſehen ſtieg er ab
Am Friedhof dort, mit ihm ſein ganz Gefolge!
Komm, ſag' ich, komm; dein König iſt's, dein Herr,
Und an der Kirchtür ſtehſt du ganz bequem;
Vielleicht ſpricht er dich an — und Ruhm und Ehre
Gewährt des Königs Wort — O, wenn es wäre —
Jean. Schweig, ſag' ich! Zähm' die überwitz'ge Zunge;
Mir ſchwillt die Galle, ſchweig! Was ſoll ich, Tor?
Des Königs Antlitz ſchauen? Und was mehr?
Was nützt es mir, was ihm, ſah ich, der Bauer,
Das Antlitz meines Herrn, der mein nicht achtet.
Dem Grabe ſchreit' ich zu, und ſah es nicht
Mein langes Leben lang; und ſollte jetzt,
Jetzt, wo's zu Ende geht, es ſchauen? — Nein.
Ich lebte ſo, und will ſo ſterben. — Sieh,
Ich denk', Clement, ich bin wohl ſelbſt ein König,
Und dieſes Tales Winkel iſt mein Reich,
Und Könige ſind alle, die da leben
Von ihrer Hände Arbeit, ihrem Fleiß;
Und König iſt, wer da von Sorgen frei
Und dem Geſetz und ſeinen Pflichten treu,
Ohn' Reu' und Vorwurf mag zu Grabe gehen,
Ob nie auch ſeinen König er geſehen.
Clement. Doch denk' nur, Vater —
Jean. Nenne mir's nicht Dünkel;
Ich weiß wohl, hier auf Erden herrſcht der König
An Gottes Statt, mit gottverliehner Macht,
Und darum bin ich treu ihm untertänig;

Doch warum ſoll ich, tief im Tal geboren,
Zu ihm mich drängen, den, von Gott erkoren,
Vor Tauſenden berufen und erwählt,
Auf Bergeshöhen ſeine Huld geſtellt?
Warum, begehrt's der König nicht, ihn ſehen?
Bin ſelbſt ich König doch auf meiner Hufe!
Soll er vielleicht ein fettes Amt mir geben,
Mit mir beraten? — Nein! Ich will ihm dienen,
Doch nicht ihn ſehn, wozu auch und wofür?
Mit Kön'gen denk' ich iſt's wie mit der Sonne,
Die Licht und Glanz und Wärme gibt uns allen:
Wer aber, ſprich, wer ſieht empor zu ihr,
Und wer es tat, ertrug noch ihre Strahlen?
Horch, Hörnerruf und Roßgetrappel! Fort!
O trauten Tales bergumſchloſſner Winkel
Birg deinen König! Laß in deinem Hort
Dem Andrang, dem Geräuſche mich entgehen,
Laß nicht der Ehrſucht wirr Getreib mich ſehen,
Dies Wolkenſchlöſſerbauen, dieſes Jagen
Nach Ämtern, Würden, Ehren! Leerer Schein!
Das Leichentuch am End' hüllt alles ein!

(Er geht ab.)

Clement. Vergebens, alles vergebens! Stein und Felſen ſind leichter zu bewegen als er! Er iſt reich, angeſehen, mächtig; er könnte dem König große Dienſte leiſten und reichen Lohn erwarten; und ich — ich könnte den Damen den Hof machen — Nein, das nicht; Marion iſt mir lieber — aber ich könnte hohe Waffentaten verrichten und Ruhm und Ehre erwerben, wie jene Ritter. — Habe ich nicht letzthin einen der Jagdgenoſſen des Königs den Hauern des wütenden Ebers entriſſen? — Ich könnte — was könnte ich nicht alles? — Aber es iſt vorbei — alles vorbei!

Siebenter Auftritt.

Clement. Roſanna und Marion treten als Bäuerinnen gekleidet auf.

Marion. Und das Jagdkleid der Prinzeſſin; dieſe Stickereien! Alles ſtarrte von Gold, und die Perlen, und die wallenden Federn!

Roſanna. Und ſahſt du den Ritter, den wir heute in der Stadt trafen; er ritt ganz nahe am König; er muß einer der Erſten des Hofes ſein.

Marion. Still, da iſt dein Bruder!

Roſanna. Nun Clement, ſahſt du den König?

Clement. Nein, ich ſah ihn nie, und noch weniger ſah ich ihn

jetzt; ich will ihn auch nie ſehen; ich will ihm aus dem Wege gehen, mich in den Einöden des Gebirges verbergen —

Marion. Mein Gott, was haſt du denn, Clement?

Roſanna. Du ſprichſt ja faſt wie der Vater.

Clement. Ja weiß Gott, ſo ſprach er!

Roſanna. Wie, der Vater, ſagſt du —

Clement. Ja, ich ſah ſie, den Jagdzug nämlich, die Straße herabkommen; und Hufſchlag und Hörnerſchall, die Pracht der Gewänder, der Reiz der Damen berauſchten mich —

Marion. So, der Reiz der Damen

Clement. Ich ſuchte den Vater auf, [illegible] beſchwor ihn vor das Antlitz des Königs zu treten —

Roſanna. Welches Begehren! Du weißt, er ſah den König nicht, ſo lang' er lebte und hat geſchworen, ihn nie zu ſehen! —

Clement. O, warum müſſen wir ſo ganz anders denken als unſer Vater! — Mich verzehrt die Sehnſucht, an den Hof zu gehen, zierliche Kleider anlegen zu können! Mir ekelt vor dieſem Dorfleben; ſo oft ich mich nur davonmachen kann, eile ich in Rittertracht nach Paris; ich dränge mich in die Reihen der Hofleute; ihr Benehmen, ihre Reden, ihr Anſtand entzücken mich; ich ſterbe vor Begierde, ſie anzuſprechen und fürchte doch bei jedem Wort mich zu verraten. O, daß ich nur einmal verkleidet an einem ihrer Ritterſpiele, ihrer Turniere teilnehmen könnte! — Und er, der alle dieſe Wünſche erfüllen könnte! — Gott weiß es, wie ich der Sohn dieſes Vaters wurde! —

Roſanna. Und ich, was ſoll ich erſt ſagen? Könnte ich nicht ſo gut nach Hofe gehen, als eine! Hab' ich nicht ein prächtiges Schleppkleid, Schleier, Federhut, heimlich angeſchafft, zu Hauſe? — Weiß Gott vor dem König und dem Dauphin obendrein könnte ich mich ſehen laſſen — aber der Vater —

Clement. Ja es iſt hart, unerträglich hart!

Marion. Höre mich an, Clement! Unerträglich iſt nur, was nicht zu ändern iſt. Dir aber gibt der Nachlaß deiner Mutter Mittel, deinen eigenen Weg gehen zu können. Verſuche dein Glück; ziehe ins Feld, verdiene dir einen Namen, erwirb Ruhm und Ehre, und du wirſt an den Hof gehen, wirſt die Huld jener Damen, deren Reiz dich berauſcht, erwerben können! — Fürchte nicht, mich zu kränken! Du wirſt glücklich ſein, und dein Glück iſt alles, was ich von dieſem Leben verlange.

Clement. Liebe, treue, gute Marion! Sei mir nicht böſe; ich weiß wohl, es ſind törichte Träume, denen ich mich hingegeben, und ich ſollte genügſam ſein. Strahlt auch jenen dort der glanzvoll helle Tag des Daſeins; die ſternenreiche, duftatmende Sommernacht des Landlebens iſt auch nicht zu verachten; ſind mir doch deine

Blicke immer wie Mondlicht vorgekommen! Laß kein Gewölk mir seinen Schimmer verhüllen! Gönne mir Zeit, mich zu fassen, und alles wird noch gut werden.

(Er geht ab.)

Rosanna (die während der letzten Reden fortwährend rechts in die Szene geblickt). Komm; sie werden bald aus der Kirche zurückkehren; wir wollen uns an die Kirchtüre stellen; vielleicht kann ich ihn noch einmal sehen. Ach, wenn er nur nicht ein gar zu großer Herr wäre, daß er —

Marion. Daß er dich freien könnte! Guter Gott, bist du denn ganz und gar verrückt. Weiß der Himmel, ich gäbe viel darum, dir niemals zu den abenteuerlichen Fahrten nach der Stadt, zu all den Verkleidungen nnd Rummereien die Hand geboten zu haben. Derlei Abenteuer sind gegen alle Zucht und Ehrbarkeit. —

Rosanna. Zucht! Ehrbarkeit! — Ich bin ein ehrbares Mädchen, Marion, und will es bleiben; aber ich will leben; ich will mein Glück versuchen, und mache ich keines, so habe ich auch keines verscherzt; denn ich bin nicht für das Dorf erzogen, nicht gemacht, einem Bauern als meinem Eheherrn zu gehorchen. Ich will mich nach meinem Herzen vermählen, mit einem Manne von Stande mein Leben genießen, und darum komm, Marion! —

Marion. Glaubst du denn wirklich an das Unmögliche? Der Ritter sollte dich freien —

Rosanna. Ei, Liebesnot bricht Eisen, und hunderttausend Krontaler Heiratsgut sind auch ein Stammbaum.

Marion. Als wenn eine Grafenkrone um Krontaler feil wäre!

Rosanna. Lege noch Jugend, ein bißchen Schönheit, Witz, Gutmütigkeit und meine übrigen guten Eigenschaften dazu, und ich denke, sie ist bezahlt! Aber komm nur, komm!

Marion. Ach lieber Gott, wohin soll das alles führen!

Rosanna. Zum Altare, denk' ich; geraden Weges zum Altare.

(Sie gehen ab.)

(Verwandlung. Friedhof zu Bellefleur; im Hintergrunde die Dorfkirche, rechts und links in die Szene hervorspringende Grabmäler und Kreuze.)

Achter Auftritt.

Im Hintergrunde nächst der Kirche ist das Jagdgefolge des Königs aufgestellt. Der **König**, die **Prinzessin**, Graf **Armand**, **Gauthier** und andere Damen und Hofleute treten aus der Kirche; später **Aubin**, **Jacques**, **André** und andere Bauern und Bäuerinnen.

König. In Wahrheit, mir gefällt dies Gotteshaus!
Armand. Ein freundliches Gebäude ist es, Herr,
Einladend, Gott mit heitrem Sinn zu dienen.

Prinzeſſin. In würd'gem Staate prangt ſein enger Raum,
Und für ein Dorf umfängt Altar und Bilder
Faſt reichrer Schmuck, als in des Königs Dom.
Gauthier. Gewiß ein reicher Mann lebt hier im Dorfe,
Des Kirchleins frommer Gönner und Patron.
König. Die Sonne ſteigt! Gauthier, wir brechen auf!
(Gauthier verbeugt ſich und ſpricht mit einigen Dienern, die ſich hierauf entfernen.)
König. Dies iſt der Friedhof, denk' ich, der Gemeinde!
Grabſteine rings und Kreuze! Laßt doch ſehen,
Was ſagt die Inſchrift hier?
Prinzeſſin. Die halbverwiſchten Züge
Entzifferſt du! Was können ſie dir ſagen?
(Rubin, Jacques, André und andere Bauern und Bäuerinnen ſind indeſſen allmählich im Vordergrund der Bühne links aufgetreten.)

Rubin. Jacques, tritt nur recht leiſe auf, daß ſie uns nicht hören.

Jacques. Ich will nicht anders auftreten, als ginge ich auf Eiern.

André. Und welcher iſt denn der König?

Rubin. Der dort mit dem ſchwarzen Bart!

André. Gott ſtehe uns bei, ein König mit einem Schnurrbart.

Rubin. Und warum ſollte denn ein König keinen Schnurrbart tragen?

André. Aber im Pfarrhaus hängt ein altes Bild vom Kaiſer Oktavianus, und der iſt ſo glatt unter der Naſe, als käm' er geraden Weges vom Bader.

Rubin. Ei, das war ein guter Alter; aber unſere Könige, ſiehſt du, die müſſen Haare auf den Zähnen haben.

König (der ſich indeſſen im Hintergrunde der Bühne mit der Inſchrift eines Kreuzes beſchäftigte).
Fürwahr, zu toll!
Prinzeſſin. Was macht dich lachen, Herr?
König. Die Inſchrift hier; denn ſolcher Unſinn ward
Noch nie erhört, und nie ſprach Raſerei
Verrücktres Zeug, als dieſer Grabſchrift Züge.
Prinzeſſin. Zu allen Zeiten waren, geht die Sage,
Kirchhöfe reich an ſolchem Aberwitz
Gauthier. Ich mindeſtens, ich traf auf meiner Reiſe
In Deutſchland, Herrin, und Italien
Wohl mehr als einmal des Beweiſe.
Armand. In Portugal, ich hab' es ſelbſt geſehen,
Steht über einem Grabe angeſchrieben,
Gonſalvo liege unter dieſem Stein,

Nach seinem Wunsch aufs Antlitz hingelegt:
Weil jetzt, beliebt der Stein sich auszudrücken,
So raschen Umschwungs sich die Welt bewegt,
Daß nicht es fehlen könn', noch lange währen,
Er lieg' bald, wie sich's zieme, auf dem Rücken;
So spar' er denn die Müh', sich umzukehren.

Prinzessin. Das läßt sich hören!

König (der während des Gespräches seines Gefolges im Vordergrund der Bühne rechts die Inschrift eines steinernen Monumentes gelesen).
Sonderbar, beim Himmel!

Prinzessin (mit den übrigen hinzutretend).
Du sinnst wohl, Herr, wie unter Sandsteinkreuze
Des Marmors goldne Inschrift sich verirrt.

König. Demanten sollten ihre Lettern sein!

Prinzessin. Wie, Herr —

König. Nie sah, nie hört' ich ähnliches,
Kaum trau' ich meinen Augen. Hört nur an: (Er liest.)
„Hier liegt im Frieden Jean Gomard,
Der niemals Herrendiener war;
Der seines Königs Hof so nah,
Doch nie des Königs Antlitz sah,
Der Furcht nie fühlte, noch erregt,
Der wund nie, noch in Haft gelegt,
Allhier zu hohen Jahren kam,
Und niemals wußt', was Not und Gram,
Was Krankheit sei und Neid und Spott;
Hier ruht der Leib, die Seel' in Gott."

Prinzessin. Des Mannes Sterbtag aber, seh' ich, fehlt.

Armand. Am Ende lebt er noch!

König. Bei meinem Bart,
Viel gäb' ich drum, wenn dem so wäre!

Prinzessin. Wie,
Du wünschtest, Herr —

König. Den Mann ins Aug' zu fassen,
Den Leib nie heimgesucht, nie Glück verlassen.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Rosanna und Marion treten links im Hintergrunde der Bühne auf.

Rosanna. Hierher, Marion! Wir kommen grade recht;
Sie traten, denk' ich, eben aus der Kirche.

Marion. Und ſiehſt du ihn?
Roſanna. Herr Gott! Da ſteht er ja!
Marion. Und iſt er's wirklich?
Roſanna. Noch nach tauſend Jahren
Erkennt' ich ſeines Auges lichten Strahl!
Armand (zum König). Gefällt dir's, Herr, laß einen dieſer Bauern,
Die Neugier deinen Spuren nachgelockt,
Von Jean Gomard dir Kunde geben!
König. Recht!
So ſei's! Ruf einen dieſer Leute her,
Doch einen, der die Zunge weiß zu brauchen!
Armand (zu den Bauern). Heda, der König will euch ſprechen, Burſche;
Sagt an, wer iſt der Klügſte von euch allen!

André. Es iſt nicht lange her, ſo war ich der Klügſte, Euer Gnaden; aber jetzt — ich weiß nicht warum — jetzt will's damit nicht mehr von der Stelle.

Aubin. Hier, der Jacques iſt etwas klüger als der André, und ich pflege meiſtens klüger zu ſein, als der Jacques; überdies trete ich am Sonntag auf dem Chor die Blasbälge, und beim Kirchweihfeſte löſe ich die Pöller; aber mit dem König reden, das iſt ein ander Ding.

Armand. Was fürchteſt du? Leutſelig iſt der König,
Ein huldvoll gnäd'ger Herr, und wohlgewogen
Den Armen wie den Reichen! — Komm, tritt näher! —
Dies, Hoheit, iſt der Burſche, den ſie hier
Im Dorf den Klügſten nennen.
König. Biſt du das?
Aubin. Ja, mit Verlaub zu ſagen, ich bin ein pfiffiger Burſche.
König. Ei, was du ſagſt?
Aubin. Ja, pfiffig bin ich, Herr,
Im Kegeln kam mir keiner jemals gleich;
Und keiner ſtreicht mit Mennig und mit Ocker
Maibäume ſchöner an als ich! — Und erſt
Die Mädchen, Herr — die Mädchen! Lieber Gott,
Dürft' einer reden!
König. Recht, das darf man nicht;
Und darum ſag mir lieber, kennſt du einen
Im Dorf hier, namens Jean Gomard!
Aubin. Ei,
Wie ſollt' ich nicht? Mein Dienſtherr iſt es.
König. Wie,
Er lebt?
Aubin. Jawohl!

König. Wie alſo kömmt es, rede,
Daß dort ſein Grabſtein aufgerichtet ſteht?
Aubin. Das kömmt daher, daß er zu ſagen pflegt,
Es wären Toren, die da Häuſer bauen,
Für hundert Jahr und aber hundert Jahre,
Da wen'ge doch nur ſechzig überlebten,
Und nichts für jene längren Jahre täten,
Die hier im Dunkel ſie zu ruhen hätten.
König. Fürwahr, ein kluger Mann!
Aubin. Ja, Herr, ich denke,
Wir zwei, wir ſind im ganzen Dorf die Klügſten!
König. Und darum fehlt der Sterbtag auf dem Stein?
Aubin. Wir warten, bis er kömmt.
König. Sprich, iſt er reich?
Aubin. Erſchrecklich reich! Geld hat er, Geld wie Stroh;
An hundert Knechte hat er, Herr, im Futter,
An Rindern achtzig Stück, Maultiere fünfzig!
König. Und hat er Kinder?
Aubin. Zwei, ein Mädchen, Herr,
Und einen Sohn.
König. Und wie erzieht er ſie?
Aubin. In Zucht und Ehren, Herr, nach ſeinem Stande.
König. Wie trägt er ſich?
Aubin. In grobes Tuch gekleidet.
König. Wie ſpeiſt er?
Aubin. Herr, aus grobem irdenen
Geſchirr.
König. Warum das?
Aubin. Weil er meint, daß Demut
Müſſ' Hand in Hand mit gutem Glücke gehen!
König. Wie, wär' er geizig?
Aubin. Nein, beileib' nicht, Herr,
Sein ganz Vermögen teilt er mit den Armen.
König. Und warum wollt er nie den König ſehen?
Aubin. Er pflegt zu ſagen, und ſein Wort in Ehren,
Er ſelber ſei auf ſeiner Hufe König;
Und wie, ohn' ihren König je zu ſehen,
Ihn ſeine Väter ehrten, ihm gehorchten,
So woll' auch er in ihren Spuren gehen,
Ihn ehren, ihm gehorchen, doch nicht ſehen.
König. Sprich, weilt er jetzt in ſeinem Hauſe?
Aubin. Nein!

So oft du noch vorbeizogſt, hier zu jagen,
Verbarg er ſich, daß ihn kein Aug' erblicke.
König (für ſich). Wie wunderbar! Hier in des Dorfes Stille
Wohnt Reichtum, Anſehn, Macht! Der Glückliche!
Ein König waltet er in ſeinem Hauſe,
Und ſein Verlangen ruht an ſeiner Schwelle.
Aubin. Ihn, wie geſagt, ihn ſiehſt du nicht! Doch wenn
Dafür du ſeine Tochter ſehen wollteſt, —
Zwar nur ein Bauernkind, doch ſchön, Herr, ſchön!
Kein Junker dürft' ſich ihrer ſchämen! — Sieh,
Die mit dem goldnen Pfennig dort am Hals,
Die iſt es! —
König (zu Armand). Ruft ſie her, Armand!
Armand (ſich Roſanna nähernd). Tritt näher,
Mein ſchönes Kind!
(Roſannen erkennend, für ſich.)
Beim Himmel! Seh' ich recht?
(Sich faſſend.)
Was ſäumſt du, tritt heran!
Gauthier (halblaut zu Armand). Bei allen Teufeln
Armand, das iſt die Fremde!
Armand. Still doch, ſchweig!
Roſanna (vor dem König mit einem Knicks).
Da bin ich, Euer Gnaden, zu Befehl!
König. Biſt du die Tochter jenes wackern Mannes,
Des Jean Gomard?
Roſanna. Ja, Herr, ich bin ſein Kind;
Sie ſagen auch, ich ſoll ihm ähnlich ſehen.
König (zur Prinzeſſin). Bei meinem Leben, Schweſter, ſie iſt ſchön!
Prinzeſſin. Ein Engel, der vom Himmel niederſtieg;
In ihrer Einfalt, welche Anmut, Herr!
Roſanna. Einfältig, ja, ſo ſagt der Vater auch;
Schlug dieſes fehl, ſollt' jenes anders ſein,
Da heißt es gleich: Du Einfalt, komm herein!
Tu dies, ſchaff' jenes! Alles machſt du ſchlecht!
Doch ſpricht der Vater ſo ohn' Überlegen;
Denn ſonſt bei Tanz und Spiel und allerwegen,
Den jungen Burſchen mach' ich alles recht!
König. Nein, ſchönes Kind, einfältig biſt du nicht,
Doch ſüße Unſchuld iſt dein ganzes Weſen.
Und ſag mir nun, mein Kind, wie nennſt du dich?
Roſanna. Roſanna, Euer Gnaden, mit Verlaub.
(Sie fahren fort, leiſe miteinander zu ſprechen.)

Armand (für ſich). Des Königs Augen flammen! Tod und Teufel!
Geflüſter! Währt's noch lange?
Gauthier (leiſe zu Armand). Nein, Armand;
Sie iſt es nicht, die Fremde hatte Welt,
Und dieſe hier iſt eine Bauerndirne.
Armand. Verſtellung, weiter nichts!
König. Wie ſchön du biſt,
Roſanna!

(Hörnerklang außer der Bühne.)

Prinzeſſin. Horch, zur Jagd ruft Hörnerklang!
Mein Bruder kommt, eh' Zufall hier im Netze
Den Jäger ſtatt des Wildes wirr verſtrickt!
Kommt!
König. Schweſter, du mahnſt recht! Leb wohl, Roſanna!
Wir brechen auf, ihr Herrn!

(Halblaut für ſich.)

Doch kehr' ich wieder,
Denn war nie Herrendiener Jean Gomard,
Und ſah er nie im Leben ſeinen König,
Mich ſoll er ſehen, mich, und ſoll mir dienen!

(Er geht mit der Prinzeſſin und ſeinem Gefolge, bis auf Armand und Gauthier ab; Aubin, Jacques, André und die übrigen Bauern und Bäuerinnen folgen nach.)

Zehnter Auftritt.

Armand, Gauthier, Roſanna, Marion.

Armand (Roſanna, die abgehen will, zurückhaltend).
Zwei Worte, Mädchen!
Roſanna. Wenn nicht mehr, ſo ſprecht,
Und in zwei Worten ſollt Ihr Antwort haben!
Armand. Du hältſt mich kurz, doch ſei's! Das eine Wort,
Roſanna, lies in meines Augen Gluten,
Das zweite aber, Mädchen, laß dich fragen:
Erkennſt du mich?
Roſanna. Nun hört von mir zwei Worte;
Das eine laßt von dieſem Knicks Euch ſagen,
Das andre aber lautet einfach: Nein!
Armand. Du ſprichſt nicht Wahrheit!
Roſanna. Ihr vielleicht noch minder.
Armand. Du ſahſt mich in Paris; aus deiner Hand
Empfing ich dieſen Ring!

Roſanna. Und wenn es wäre,
Was folgt daraus? Doch nicht, ich müßte hier
Vor aller Welt Euch Red' und Antwort geben,
Vor meines Vaters ganzem Hausgeſinde
Um guten Ruf und Leumund mich zu bringen;
Auch wißt Ihr ja, ich bin ein Bauernkind,
Die Tochter Jean Gomards, Ihr aber, Ihr,
Gewiß Ihr ſeid ein Graf, ein Fürſt, ein Herzog!
Armand. Ich bin des Königs Marſchall, Graf Armand;
Doch Liebe achtet nicht auf Stand und Namen!
Marion (mit der indes Gauthier ſich beſchäftigt).
Ich bitt' Euch, laßt mich, Herr! Roſanna komm,
Sie kehren ſchon zurück!
Roſanna. Gleich komm' ich, gleich!
(Zu Armand.)
Vor meines Vaters Haus ſteht eine Ulme,
Wo abends oft mit Zitherſchall und Tänzen
Das junge Volk ſich zu vergnügen pflegt;
Dort wohlverkleidet bergt Euch im Gebüſch,
Dort ſprech' ich Euch heut' nacht.
Armand. O Wort der Wonne.
Marion. Da ſind ſie; komm, ſie flüſtern ſchon zuſammen.
Roſanna. Ich geh' ja ſchon.
Armand. Mein Herz folgt deinen Schritten.
Roſanna. Ich fürchte, meines bleibt bei Euch zurück!
Marion. Komm endlich!
Roſanna. Lebt denn wohl!
Armand. Begleite dich
Mein Bild auf deinen Wegen.
Marion. Laßt uns gehen!
(Sie zieht Roſannen mit ſich fort, die abgehend ein Blumenſträußchen fallen läßt.)
Gauthier. Da läßt die Liſtige ein Sträußchen fallen,
Und jener fährt drauf los mit Geierkrallen,
Als läge Frankreichs Krone dort im Staub;
Jetzt herzt und küßt er ſeinen teuren Raub!
So machen Weiber Narren aus uns allen;
Jüngſt Dame noch, und Bauernmädchen jetzt.
Von mir verkannt, von jenem überſchätzt,
Wer iſt ſie? Ei, ein Weib, und falſch wie alle!
Nun kommt, Armand, laßt Euer Sträußchen ſein!
Armand. Wie nennſt du's?
Gauthier. Sträußchen.

Armand. Sträußchen? Sträußchen — Nein!
Ein Kleinod ist's, ein Zeichen ihrer Liebe.
Gauthier. Verwahrt denn Euer Kleinod nach Gebühren,
Und kommt zu Roß! Nun? Hört Ihr? Kommt zu Roß!
(Gauthier zieht Armand mit sich fort. Der Vorhang fällt unter fernem Hörnerschall.)

Zweiter Akt.

Wald in der Nähe von Pellefleur.

Erster Auftritt.

Der König und Ritter Gauthier.

König. Ich bin verstimmt, mein Blut wirft Blasen! —
Gauthier. Wie,
Wer durft' in aller Welt dein fürstlich Blut
In Unmut aufzuregen sich vermessen?
Wer wagte dir zu trotzen?
König. Dieser Bauer tat's!
Gauthier. Er, Hoheit, oder jenes schöne Kind —
König. Nein, nein, Rosanna nicht! Obgleich sie schöner,
Als je mein Aug' ein weiblich Wesen sah,
Nicht flücht'ger Werbung züchtiges Verschmähen,
Wie solches ich erfuhr, entflammt mein Blut —
Denn Neigung waltet frei, und Liebe mißt
Auch Kön'ge nur nach ihrem eignen Werte —
Ihr Vater ist's, der meinen Zorn erregte!
Groll stachelt mich, hinleben ihn zu sehen,
So ganz vergessen, ganz uneingedenk
Des Königs, seines Herrn, daß keines Blickes
Sein Stolz ihn würdig hält! Mir schwillt das Herz,
Bedenk' ich, wie den Winkel seiner Berge
So überreich des Schicksals Huld geschmückt,
Und wie er angebetet von den Seinen
Sich Herr und König seiner Täler dünkt:
Mein Blut flammt auf, daß königlicher Purpur
Nicht mehr dem Bauer als sein Flausrock gilt!
Sein Trotz erbittert mich und doch —
Gauthier. ein König —
König. Bei Gott, mir ist, als könnt' ich ihn beneiden.

Gauthier. Wie, du, dem Jugend, Schönheit, Kraft
Und Herrschermacht des Schicksals Gunst gewährte,
Vor dem das Glück sein ganzes Füllhorn leerte,
Du könntest, Herr, der Frankreichs Zepter führt,
Du Jean Gomard an seinem Pflug beneiden?
König. Ihn krönt sein Glück, wie mich Geburt, und feindlich
Beut meiner Macht es Trotz! Beneid' doch ich,
Ein König, Salomon um seine Weisheit,
Homer um seinen Ruhm und Cäsar um sein Glück:
Und Jean Gomard beneidet nichts an mir,
An Frankreichs König! Wo sonst Tausende
Die weite Welt durchwandern, Berg' erklimmen,
Und tiefe Ströme, wüstes Meer durchschwimmen,
Um fremder Höfe Herrlichkeit zu schauen,
Birgt dieser Bauer sich im Waldesschoß,
Zieh' ich, sein Herr, vorbei an seiner Schwelle!
Doch berg' er sich im tiefsten Grund der Hölle,
Ich will ihn, Saint Denis, ich werd' ihn sehen.
Gauthier. Ein Bauer, Herr, im Winkel seiner Berge
Vermag es deine Ruhe zu erschüttern!
König. Und warum nicht? Schreckt Widerschein von Flammen,
Geknarr von Rädern und des Hahnes Schrei
Doch königliche Löwen; stutzt und scheut
Das edle Roß doch vor dem eignen Schatten,
So ich vor ihm, dem Schatten eines Königs.
Gauthier. Du willst ihn sprechen? Aber wie und wann?
König. Er meidet meinen Anblick, nun wohlan!
Er soll mich sehen wider seinen Willen.
Laßt jetzt der Jagd uns folgen; wenn es dämmert,
Kehr' unbemerkt ich nach Bellefleur zurück —
Gauthier. Wie, Herr, du suchtest selbst ihn auf! Er trete,
Der Bauer vor des Königs Angesicht;
So ziemt sich's —
König. Nein! Er bleib bei seinem Dünkel;
Und flieht er meine Nähe, so geh' ich,
Und such' den Bauer auf in seinem Winkel.

(Sie gehen ab.)

(Verwandlung. Dorf Bellefleur. Links der Bauernhof Jean Gomards; rechts ein ländlicher Brunnen, ringsum von stark in die Bühne tretendem Gebüsch umgeben. Im Hintergrund eine freistehende Linde; Aussicht auf Felder, Gärten und fernes Gebirge; zunehmende Abenddämmerung.)

Zweiter Auftritt.

Im Hintergrund der Bühne ſind Aubin, Jacques, André, Roſanna und Marion und andere Bauern und Bäuerinnen in einer gefälligen Gruppe um die Ulme als Zuſchauer des Rundtanzes verſammelt, von dem angenommen wird, daß er in der Kuliſſe rechts ſtattfinde. Raſche Tanzmuſik von Flöten, Zimbeln und Zithern.

Aubin. Recht, nur zu ſo! Das war ein netter Sprung! Heiſa juchhe!

André. Eine ſchmucke Dirne das, die Fanchon.

Jacques. Seht einmal das rote Band, das Charlot am Hut trägt!

André. Ja, ſchau dir's nur recht an; er hat's von der Margot und du haſt das Nachſehen!

Aubin. Die ſpielen auf! Heiſa, mir fährts durch alle Glieder!

(Roſanna und Marion treten, während die Muſik fortdauert, in den Vordergrund der Bühne.)

Roſanna (ſich dem Gebüſch nächſt dem Brunnen nähernd). Noch niemand da?

Marion. Wer iſt nicht da, und wer ſollte denn da ſein?

Roſanna. Ich ſage, es iſt niemand da, der uns ſtören könnte.

Marion. Und worin ſollte uns denn jemand ſtören?

Roſanna. Ach Marion, ich bin ſo beängſtigt — ſo unruhig —

Marion. Mein Gott, was haſt du denn nur?

Roſanna. Du biſt ſo klug und verſtändig, Marion! — Sage mir, aber ſage mir's aufrichtig, könnteſt du den Worten — den Worten eines jener Herren Vertrauen ſchenken?

Marion. Eines jener Herren vom Hofe!

Roſanna. Ach Marion, ich bin ganz verändert; mir iſt ſo ſonderbar zumute! Wenn ich nur wüßte, ob ich ihm glauben ſoll?

Marion. Ja, trau ihm nur!

Roſanna. Wirklich, du meinſt ich könnte auf ſein Herz rechnen?

Marion. Ja, gerade ſo viel, als auf Äpfel von jener Ulme, auf Perlen aus jenem Brunnen, oder auf Weizen von einem unbeſäten Felde. Roſanna, ich will eher an einen April ohne Regen, an Meere ohne Stürme, an den Verſtand eines Narren, an die Verſchwiegenheit eines Schwätzers und an die Demut eines Emporkömmlings glauben, als an die Liebe eines Hofmanns. Werde doch endlich klug; wann ſind hoch und nieder je zuſammengekommen, und wie würden ſie zueinander paſſen?

Roſanna. Geh, geh! Du willſt mich nur kränken! Hoch und nieder nicht zuſammenkommen! Stimmen doch in der Muſik Höhe und Tiefe ſo gut zuſammen, warum ſollten ſie —

Marion. Nicht auch in der Liebe zusammenstimmen? — Nun ja, Rosanna, wenn der Himmel die Noten dazu gesetzt hat, und die lieben Engel den Takt schlagen, so mag es wohl gehen; aber sonst verstimmen sich gar leicht die Saiten und dann gibt es einen Mißton, der das Ohr zerreißt.

Rosanna. Dein Wort ist Mißton, doch er soll mir nicht
Die reine Harmonie der Seele stören.
Kennt Liebe, sprach er, Ansehn, Rang und Stand?
Sein Blick ist treu; mir beut nicht Trug die Hand;
Ich fühl's zu tief, zu laut spricht mir's im Herzen,
Versuch nicht, mir das liebe Bild zu schwärzen!

(Sie entfernt sich von Marion und setzt sich gedankenvoll an den Brunnen hin.)

Marion. Da geht sie hin und zürnt, und zürnt mit Recht.
Trennt mindrer Abstand denn mich arme Waise
Und Jean Gomard, des reichen Bauers Sohn,
Als sie und Graf Armand? Doch lieb' ich ihn,
Und werd ihn lieben, fällt mein mahnend Wort
Gleich schwer zurück mir auf die eigne Seele!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen; Clement tritt hastig aus dem Hause.

Clement. Marion, wo bist du?

Marion. Hier, Clement!

Clement. So komm!
Was säumst du, komm!

Marion. Mein Gott, was hast du nur,
Und wohin führst du mich? — Dein Antlitz glüht!

Clement. Vor Freude glüht's! Entzücken macht das Blut
Mir sieden! Komm zum Vater!

Marion. Lieber Gott, zum Vater!

Clement. Wenn heut' dich noch gekränkt mein töricht Sehnen
Nach höhrem Stand, als mir Geburt beschied,
Von heut' an hab' ich ihm entsagt für immer!
Mich knüpft fortan ein unauflöslich Band,
Ein süßes Band an dieser Berge Winkel,
Und meine Freuden alle wohnen hier.

Marion. Was ist geschehen? Rede!

Clement. Weißt du's nicht?

Marion. Wär's möglich — Nein! Ich bin ja arm, verlassen,
Tief unter deinem Stande, deinem Wert —

Clement. Bist du nicht treu? Hat Lieb' je mehr begehrt?

Marion. Neid aber und der Mißgunst feindlich Trachten —

Clement. Mein Vater ist der Mann, sie zu verachten;

Ihm lächelte das Glück so hold, ergoß
So überströmend ihm des Segens Quelle,
So festgekettet liegt's an seiner Schwelle:
Wie sollt' er, markend um des Sohnes Glück,
Nach Geld und Gut, wie andre, gierig jagen!
Er will — doch komm und laß ihn selbst dir's sagen!
Komm mit!

Marion. Noch nicht, mir bangt —

Clement. Ei, fasse Mut!
Du trugst ja Leid, so lern' auch Glück ertragen!

(Sie gehen ins Haus.)

Vierter Auftritt.

Rosanna am Brunnen; Aubin, Jacques, André sind allmählich, während die Tanzmusik im Hintergrunde verklingt, in den Vordergrund der Bühne getreten.

Jacques. Das heiß' ich getanzt, ich bin ganz außer Atem!

Aubin. Laßt nun die Beine rasten; kommt Meister Jean, so springen wir noch eins.

André. Wie wär es, wenn wir bis dahin Pfänder spielten? Unter zehn Küssen sollte mir Nachbars Fanchon nicht loskommen.

Aubin. Ich weiß noch was Besseres; Schullehrers Matthieu hat lepthin ein neues Lied gemacht, und er soll's uns singen, während wir ausrasten.

Jacques. Ein Lied, ja, ja, ein Lied!

André. Nun, ich bin auch dabei!

Aubin. Kommt denn, kommt!

(Sie gehen rechts im Hintergrunde der Bühne ab, und ein Teil der dort versammelten Menge drängt ihnen nach.)

Rosanna (während außer der Bühne das Ritornell des Liedes anhebt).
Es dunkelt schon! Jetzt könnt' er kommen! Wie
Das Herz mir pocht! Von Täuschung sprach sie — Nein
Er täuscht mich nicht! Mein Herz weissagte mir's!
Er liebt mich! Er wird kommen! Süßes Sinnen
Umfängt mich, und der klaren Quelle Rinnen
Umrauschet wie Musik mein trunknes Ohr.

Lied (außer der Bühne).

„Selig still in sich versunken
Träumt die Liebe ihren Traum;
Weckt sie nicht, wenn wonnetrunken,
Selig still in sich versunken
Träumt die Liebe ihren Traum!

(Ritornell, welches während der folgenden Reden bis zur letzten Strophe des Liedes fortwährt.)

Rosanna. Und dennoch kannst du irren, töricht Herz!
Auf flücht'ge Worte, hingesagt im Scherz,
Auf Worte willst du deine Hoffnung bauen?
Was war das? — Horch! Da rauscht es wieder! Schritte!
Sie kommen näher! Himmel!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen; Graf Armand, in einen Reitermantel gehüllt, tritt rasch aus dem den Brunnen umgebenden Gebüsch hervor.

Armand. Still, ich bin's!
Rosanna. Ihr seid es, hoher Herr!
Armand. Ich bin's, Rosanna;
Derselbe, der ich ging; nein, nicht derselbe,
Denn Trennung mehrte meiner Liebe Glut.
Rosanna. Sagt, sprecht Ihr wahr, und liebt Ihr mich von Herzen?
Armand. So sehr vom Herzen, daß ich höher nicht
Rang, Ansehn, Macht, ja Königskronen achte,
Als ein, ein Wort von dir, nach dem ich schmachte!
O sprich es aus! Schlag' nicht dein Auge nieder;
Sprich, liebst du mich, Rosanna?
Rosanna. Laßt mich schweigen!
Lieb' ist ein Meer, und Worte fassen's nicht!
Lied (außer der Bühne, während Armand und Rosanna ihr Gespräch leise fortsetzen). „Leicht im Wort verweht die Liebe,
Liebe spricht, indem sie schweigt;
Wie die Flut verrinnt im Siebe,
Leicht im Wort verweht die Liebe,
Liebe spricht, indem sie schweigt."
Rosanna (während des Schlußritornells).
Und sprächet Ihr auch wahr —
Armand. Bei meinem Leben —
Rosanna. Wenn Euer Sinn nicht nach Vermählung steht,
Wie kann ich Eurer Liebe Glut erwidern,
Und unvermählt zur Schande mich erniedern
Sollt Ihr nicht, noch ein andrer! Wenn auch gleich
Ein Bauer nur mein Vater — ob zwar reich,
Und reicher, als im Land sonst einer wäre —
Die reichste Mitgift bleibt mir, Herr, die Ehre!
Wohl auf dem Dorf, doch nicht für's Dorf erzogen,
Setzt gegen Euch Geburt nur mich zurück,
Gesinnung nicht, noch Wissen und Geschick!

Doch still — Geht, laßt uns beide, Herr, vergessen,
Was niemals sein wird, oder werden kann!
Armand. Wenn Liebe will, was wär' unmöglich? Bleib,
Du sollst mein Weib sein!
Rosanna. Wollt Ihr mich betören?
Armand. Beim ew'gen Himmel —
Rosanna. Nein, Ihr sollt nicht schwören —
Armand Treff' unabwendbar mich sein Strafgericht,
Bewährt die Tat nicht, was die Lippe spricht!
Mein bist du!
Rosanna. Dein, Armand! Ich faß' es kaum —
Still — horch; Geräusch — der Vater! Fort, hinweg!
Armand. Jetzt scheiden! —
Rosanna. Liebt Ihr mich, so geht! Vielleicht,
Daß später — fort!
Armand. Was noch zu sagen bliebe
Sag' dieser Kuß, ein ganzes Buch von Liebe!
(Er verschwindet im Gebüsch.)

Sechster Auftritt.

Jean Gomard tritt mit Clement und Marion aus dem Hause, Rosanna nähert sich den Kommenden, allmählich treten auch Rubin, Jacques, André und andere Bauern und Bäuerinnen aus dem Hintergrund der Bühne hinzu; Armand im Gebüsch verborgen.

Jean. Nein, dank mir nicht, Marion! Erwäg' ich, Kind,
Wie fromme Demut deinen Reiz verschönt,
So möcht' ich wünschen fast, der Junge da
Wär' König einer Welt, dich zu verdienen!
Nein, dank mir nicht! Demütig, fromm und schön,
Was fehlt dir? — Geld und Gut! Du weißt, ich halte
Auf Geld gar wenig; hat doch Fleiß und Glück,
Und mehr noch, Kind, des Himmels Huld und Macht
Mit Gütern reich mich schlichten Mann bedacht!
Ihr liebt euch, nehmt euch hin! Ich statt' euch aus
Mit dreißigtausend Livres.
Marion. Herr, zu viel!
Zu deinen Füßen —
Jean. Ei, was soll das, Kind?
Steh auf, nur in der Kirche ziemt's zu knieen!
Clement. Das Wort versagt mir, Vater —
Jean. Weg mit Worten!
Dein Glück und ihres, Dank begehr' ich nicht!

Roſanna. Wie, hör' ich recht —
Marion. Clement iſt mein, Roſanna;
Der Vater willigt ein! Kaum kann ich's faſſen!
So ſchnell ging alles!
Roſanna. Alles Glück kommt ſchnell!
(Leiſe zu Marion.)
Armand war hier! Er will ſich mir vermählen.
Marion. Herr Gott, was ſagſt du —
Roſanna. Still! Verrat mich nicht!
Rubin. Iſt's richtig, Herr?
Jacques. Sagt an, gibt's Hochzeit?
Jean. Hier
Steht Bräutigam und Braut!
Jacques. Wie, Herr, im Ernſt?
André. Wir meinten all', ſie wär' —
Jean. Zu gut für ihn?
Nun, das mag ſein, doch in drei Tagen, wißt,
Iſt Hochzeit!
Rubin. Recht ſo, recht!
Jean. Geladen iſt
Wer kommen will, ihr alle, ganz Belleſleur!
Rubin, zwei fette Rinder laß du ſchlachten,
Und Schaf' und Kälber nach Bedarf. André
Und Jacques, ihr ſorgt für Spiel und Tanz! An Wein
Und Zider ſoll kein Mangel ſein!
(Abendgeläute in der Ferne.)
Rubin. Juchhe!
Einige Stimmen. Das Brautpaar lebe!
Andere. Hoch und dreimal hoch!
Jean. Dank, liebe Nachbarn! — Horch, der Abendſegen!
Es dunkelt —
(Zu den Seinen.)
Kommt ins Haus!
(Zu den übrigen.)
Ihr aber Freunde,
Auf fröhlich Wiederſehen in drei Tagen:
Einſtweilen gute Nacht!

Roſanna, Marion, Rubin, Jacques, André und einige Knechte und Mägde entfernen ſich ins Haus; während die übrigen Bauern und Bäuerinnen auf verſchiedenen Seiten abgehen.

Jean (Clement auf die Seite nehmend). Clement, ein Wort;
Brautleute, ſagt man, unter einem Dach

Tun selten gut! Du mußt zu Roß und fort,
Den Vetter in Chalons zur Hochzeit laden!
Clement. Du willst es, Herr!
Jean. Ich will's! Trab frisch drauf los,
So bist du morgen dort und übermorgen
Bei guter Zeit zurück!
Clement. Ich eile, Herr!
(Er geht ins Haus.)
Jean. Ein guter Junge! Geb ihm Gott Gedeihen!
Die Nacht ist schön und sternenhell! Er reite;
Wir machen uns ans Nachtmahl und zu Bett!
(Er geht ins Haus, dessen Türe er hinter sich verschließt.)
Armand (aus dem Gebüsch hervortretend).
Ich darf es wagen! Sie sind fort! Vielleicht
Daß später — sagte sie! Und dies Vielleicht
Sollt' blöd verzagend in den Wind ich schlagen?
Ich nicht! Ich hab' zu viel noch ihr zu sagen! —
Die Haustür scheint versperrt! Vielleicht gelingt's
Mir dort den Gartenzaun zu übersteigen!
Verhüll' dich, Mond, und birg mich, nächtlich Schweigen!
Glück lacht der Klugheit, doch nur Mut erringt's!
(Er geht im Vordergrunde rechts ab.)

Siebenter Auftritt.

Der König in dunkelfärbigem Unterkleide und schwarzem Mantel, eine schwarze Feder auf dem Hut, tritt auf mit Gauthier; später Aubin und Jean Gomard.

König. Dies, denk' ich, ist sein Haus! Wir sind zur Stelle!
Gauthier. So bleibt es, Herr, bei dem, was du beschlossen?
König. Gewiß! Er soll erfahren, daß zu dienen,
Zu huld'gen königlicher Macht sich ziemt.
Woran, wenn nicht an Fürstennamen, knüpft
Geschichte das Gedächtnis ferner Zeit,
Und dürft' die Mitwelt ihrer schnöd' vergessen,
Wie käm' von ihr der Nachwelt Kunde zu?
Sieh Jean Gomard dich vor, denn bis zum Grunde
Will meinen Gerzens Tiefen ich durchspähen.
Und frevler Trotz füllt, ahn' ich, ihren Schoß!
Gauthier. Und wo befiehlst du, Herr, daß deiner morgen
Die Pferde harren —
König. Dort am Waldsaum seid
Ums Morgenrot zur Stelle! Meiner Schwester
Berichtet, wie beschlossen war —

Gauthier. Ganz recht,
Du wolltest, Herr, zu tief ins Waldgebirg
Verlockt von flücht'gem Wild, den Heimweg sparen,
Auf Meudons Jagdschloß übernachten.

König. Recht!
So sagt ihr, doch nicht mehr! Und nun, Gauthier,
Habt gute Nacht!

Gauthier. Du willst es, Herr; ich gehe. (Geht ab.)

König. Ans Werk!
Verkleidung birgt den Schimmer meiner Krone,
Und mit dem eignen Auge will ich sehen
Wie weit, vergessen königlicher Macht,
Der Hochmut eines Bauers wagt zu gehen.
(An der Haustür Jean Gomards pochend.)
Ihr, drin im Haus! Macht auf! He da! Macht auf!

Aubin (im Hause). Wer lärmt da draußen?

König. Wohnt hier Jean Gomard?

Jean (im Hause). Wer fragt nach mir zu dieser Stunde?

Aubin (der indes, eine Laterne in der Hand, die Haustüre geöffnet, zum König emporleuchtend). Ei!
Ich kenn' den Mann nicht, Herr! Es ist ein Fremder!

Jean (im Hause). Sieh zu, Aubin, und acht auf seine Hände!
Gesindel streift im Land umher, und lebt
Von krummen Fingern.

König. Jean Gomard, Ihr irrt!
Landstreicher nicht, ich bin ein Reisender,
Ansässig zu Paris aus edlem Hause.
Irrfahrend zwang mich im Gebirg das Dunkel,
Mein gutes Roß an einen Baum zu knüpfen;
Mit Müh' zu Fuß ins Dorf herabgelangt,
Erfuhr ich, daß Ihr gastfrei seid und reich,
Und bin nun hier, um Herberg' Euch zu bitten.

Jean (der während der letzten Rede des Königs aus dem Hause gekommen und mit Aubins Laterne den Fremden beleuchtet hat).
Die sollt Ihr haben, Nachtmahl, Herr, und Lager;
Ob zwar so fein nicht, zierlich und bequem,
Wie Ihr's vielleicht gewöhnt, wie Ihr's erwartet,
Doch was das Haus vermag und guter Wille.
Ich bitt' Euch, tretet ein und seid willkommen!
(Der König tritt ins Haus; Jean Gomard und Aubin folgen.)

(Verwandlung. Im Hause Jean Gomards; reinliche Bauernstube; im Hintergrunde so wie rechts und links Türen; rechts im Vordergrund der Bühne ein Fenster; daneben ein großer Lehnstuhl, links ein Tisch und Stühle.)

Achter Auftritt.

Der König und Jean Gomard treten durch die Mitteltüre ein; ihnen folgt Aubin mit Licht.

Jean (zu Aubin).
Beſorg' das Nachtmahl, deck' den Tiſch, Aubin. (Aubin ab.)
(Sich zum König wendend.)
Ihr aber laßt mich Euren Namen wiſſen?
König. Ich heiß' Denis.
Jean. Und welchem Stande, Herr,
Gehört Ihr an? Bekleidet Ihr ein Amt?
König. Ich! — Freilich, ich — bin Schultheiß von Paris!
Jean. Mein Leben hört' ich nicht von ſolchem Amte!
König. Für treuen Dienſt und ehrenvolle Narben
Verlieh es mir die Gnade meines Königs.
Jean. Dann iſt es wohl verdient und wohl verſehen.
(Auf den Lehnſtuhl hinweiſend.)
Nehmt Platz, Herr Schultheiß, bitt' ich!
König. Nein, ich folge.
Erſt ſetzt Euch ſelber!
Jean. Ihr gebaht Euch, Herr,
Wie's Brauch mag ſein am Hof. Dies aber iſt
Mein Haus, und heut Euch einen Ruheſitz
Der Wirt des Hauſes unter ſeinem Dache,
So nehmt ihn ohne Widerrede an;
Denn Gäſten ziemt's dem Hausbrauch ſich zu fügen.
König. Habt Euren Willen denn, mein edler Wirt.
(Er ſetzt ſich.)
Jean. Was ſagt Ihr da? Ich bin kein Edelmann!
Ein ſchlichter Bauer hauſ' ich im Gebirge;
Um ſeine Sitten weiß ich nicht Beſcheid,
Doch halt' ich drauf, mein Hausrecht, Herr, zu brauchen.
König. Ihr braucht es freundlich, und mein Wort zum Pfand,
Führt Euer Weg Euch einmal nach Paris,
Steht Eure Liebe zu vergelten, Freund,
Mein Haus, mein Hab und Gut zu Euren Dienſten.
Jean. Wie, nach Paris?
König. Nun ja! Ihr kommt zuzeiten
Wohl einmal hin, des Königs Hof zu ſehen?
Nicht wahr? —
Jean. Ich nach Paris?
König. Dann ſeid mein Gaſt!
Jean. Auf keine Weiſe, Herr, und ſoll ich nirgend

Als zu Paris Euch sehen, seh' ich Euch
Wohl nimmermehr im Leben.
König. Wie, so meidet
Ihr jene Stadt?
Jean. Ich such' sie nur nicht auf.
Ich häng' an meiner Heimat. Meine Berge
Sind meine Welt, und nie verließ ich sie.
Zwei Häuser hab' ich, dieses eine hier,
Das andre auf dem Friedhof nächst der Kirche,
Und so versorgt für Tod und Leben, Herr,
Was überschritt' ich meiner Heimat Winkel?
König. So hättet Ihr, ist's also, wie Ihr sagt,
Nie Eures Königs Antlitz noch gesehen?
Jean. Herr, niemand ehrt ihn mehr, und hält getreuer
An seinen Satzungen als ich; doch ihn
Gesehen, nein, das hab' ich nie!
König. Und doch
Zu tausend Malen, sagt man, zieht er hier
Vorbei zur Jagd!
Jean. Und all' die tausend Male
Verberg' ich mich! Seht, unter uns gesagt,
Mir tut es weh, den Mann zu sehen —
König. Wie,
Den König?
Jean. Ja! Er ist mein Herr und König,
Und lebt in Mühsal, lebt in Sorgen hin.
Und ich ein Bauer, — nun ich weiß zwar nicht,
Wie's Kön'ge halten — doch ich denke, Herr,
Ich esse fröhlicher und schlafe besser.
König. Ihr mögt nicht unrecht haben!
Jean. Einmal, seht,
Bin reicher ich als er, an Muße nämlich.
Wie mir's gefällt, allein und in Gesellschaft,
Bin ich der König meines Tages, bin
Mit Arbeit nie und Sorgen überladen;
Er ist nur Frankreichs Herr von Gottes Gnaden,
Nicht seiner Laune, seiner Zeit; und das,
Das, Herr, bin ich! —
König. Ihr seid ein Mann des Glückes!
Und sagt, wie lebt Ihr Eure Tage hin?
Jean. Hm, einen wie den andern! Meist im Sommer
Mit Tagesanbruch pfleg' ich aufzustehen,
Im Winter später, wie mir's grad gefällt;

Dann geh' ich in die Kirche, hör' die Meſſe
Und teil' Almoſen aus an arme Leute.
Daß keiner mir im Dorf hier Hunger leide.
Sonſt ſchmeckt mir's Frühſtück nicht —

König. Was frühſtückt Ihr?

Jean. Ein Schnittchen Schinken, Herr! Zuzeiten Trauben,
Ein Hühnchen dann und wann, mit einem Wort,
Nicht viel, noch koſtbar! Iſt das abgetan,
Seh' ich der Wirtſchaft nach mit meinen Kindern;
In Stall und Scheune treib' ich mich herum,
So kommt der Mittag, und dann geht's zu Tiſch!

König (für ſich). O reiches Glück ſorgloſer Einſamkeit!
Beneidenswerter Mann! (Laut.) Bei Tiſch, laßt hören!

Jean. Nun, da gibt's Suppe, Herr, Gemüſe, Braten,
Wie's Haus und Garten bieten. Manchmal bäckt
Zum Nachtiſch mir Roſannchen einen Kuchen,
Wo nicht, nun ſo genügen Obſt und Käſe.
Seht, das iſt alles, Herr; ein einfach Mahl,
Doch ſchmackhaft und — verzeih mir's Gott — vielleicht
Schmackhafter, Herr, als ſelbſt des Königs Tafel;
Denn Hunger iſt der Koch, und Mäßigkeit
Die Würze.

König. Ihr ſprecht wahr! Pflegt Gäſte Ihr
Zu laden?

Jean. Nein; ich haſſ' die Tellerlecker,
Die Speiſ' und Trank mit ſchalem Witz bezahlen,
Statt Poſſenreißer, Herr, ergötzen mich
Bei Tiſch die luſt'gen Schwänke eines Kindes;
Denn Kinder armer Leute, wenn Talent
Sie zeigen, pfleg' ich in mein Haus zu nehmen,
Und ſind ſie groß und haben was gelernt,
So helf' ich jedem gern den Weg ergreifen,
Wohin Beruf ihn, oder Neigung treibt.

König (für ſich). Glück iſt ſo durch und durch ſein ganzes Weſen,
Daß wieder Glück und Segen keimen muß,
Wohin ſein Atem reicht! (Laut) Nach Tiſch! Fahrt fort!

Jean. Nach Tiſch, Herr, ſchwing ich mich auf meine Stute —
Ein kapitales Tier und ſelbſt gezogen —
Und trab behaglich hin um meine Felder,
Weinberge, Gärten, meines Guts mich freuend,
Zuzeiten nehm' die Armbru[illegible] ich hervor,
Und pfeif' dem Hund, und ſpür' im Feld Rebhühner
Und Wachteln auf; denn auch das Jagdrecht, Herr,

Ist mein auf meinem Grund! Auch dann und wann
Im Bache draußen fisch' ich mit der Angel
Forellen — weit und breit gibt's schönre nicht —
Am Abend dann nachtmahl' ich, Herr, nur wenig —
Auch Ihr sollt nur ein spärlich Nachtmahl haben;
Nachts tut's nicht gut, den Magen zu beschweren —
Dann aber bet' ich, Herr, und geh zu Bette!

König (für sich). Vor solchem Glück erbleicht der Krone Glanz;
Im tiefsten Herzen muß ich ihn beneiden!
(Laut.)
Ihr wißt zu leben, — wißt bis auf den Grund
Der Freude Kelch zu leeren, nur — vergebt —
Dem Aug' nur scheint Ihr keinen Teil zu gönnen.

Jean. Ich dächte, Herr, es käme nicht zu kurz.

König. Was saht Ihr, wenn Ihr nicht den Hof gesehen;
Welch andres Bild zeigt solchen Schmelz der Farben,
Und solchen Wechsels Mannigfaltigkeit?
Ihr aber scheint den Anblick zu verschmähen,
Bloß Eures Königs Antlitz nicht zu sehen!

Jean. Ich ehr' ihn, Herr, wozu sollt' ich ihn sehen:
Ich selbst bin König hier auf meiner Hufe!

König. Ihr scheint dem König wenig zugetan.

Jean. Nicht so; ich bin sein treuer Untertan,
Und drückten je ihn Unfall oder Sorgen,
Und wollt' er hunderttausend Livres borgen
Von mir dem Bauer, dem geringen Mann,
Er sollt' sie haben; nicht geborgt, geschenkt,
In einer Reihe zählt' ich sie ihm hin;
Ich gäb' ihm Hab und Gut, wenn er's begehrte,
Das letzte Lamm, das letzte Rind der Herde,
Ja meine Kinder gäb' ich freudig hin
Für meinen Herrn!

König. Das tätet Ihr für ihn!

Jean. So tät' ich, denn er ist mein Herr und König!
Und heilig ist der König, der es ist;
Er zähmt die Willkür, denn er spricht uns Recht;
Er wacht für uns, er führt uns ins Gefecht;
Er straft, belohnt, er ordnet, schlichtet, lenkt,
Drum tät' ich's, Herr! Ein Schelm, der anders denkt.

König. Ich weiß den König Treugesinnten hold,
Und hättet irgend was Ihr zu begehren —

Jean. Was brauch' ich, Herr, und was kann er gewähren?
Und könnt' er's, seht, ich dacht' mein ganzes Leben,

Es kann kein größer Glück auf Erden geben,
Als dieſes Winkels ſtille Einſamkeit.

Rubin (der indes ab und zu gegangen und den Tiſch gedeckt hat, hervortretend).
S'iſt alles fertig, Herr!

Jean. So bringt das Eſſen!
Noch eins! Bereitet in der Kammer dort
Dem Gaſt ſein Lager, und Roſanna ſoll
Vom feinſten Linnen nehmen! Sag ihr das;
Im Eckſchrank — Nun ſie weiß ſchon — Mach' nur fort!

(Rubin ab.)

Will's Gott, ſollt Ihr ein weiches Lager finden.

König. Ihr ſeid wohl eingerichtet!

Jean. Nur was nötig;
Auch wohl ein bißchen mehr. Nun aber kommt
Und ſitzt zu Tiſch! Hier, bitt' ich, obenan.

König. Der Wirt befiehlt, ſo muß der Gaſt gehorchen.

(Sie ſetzen ſich zu Tiſche.)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen; Roſanna und Marion, die erſtere mit einer Schüſſel, die letztere mit einem Deckelkrug.

Roſanna. Hier iſt das Nachtmahl, Vater!

Marion. Mög' es wohl
Bekommen!

König. Ei, wer ſind die beiden Engel?

Jean. Von Engeln ſeh' ich nichts! Landmädchen ſind's,
Die hier mein Kind, die meines Sohns Verlobte —

König. Vergebt, ſie ſind ſo ſchön, ſo reizend beide —

Jean. Eßt, ſag' ich, Herr, und wißt, es ſteht nicht fein,
Wenn Gäſte preiſen und zu nah betrachten,
Was ihnen nicht ihr Wirt gewähren kann.

König. Ihr meint doch nicht —

Jean. Ich mein', wir ſind bei Tiſche,
Und beſſer wär's, Ihr brauchtet Eure Zähne,
Und laßt den Wortkram fahren.

Marion (leiſe zu Roſanna). Ja, gewiß,
Er ſieht ihm ähnlich!

Roſanna. Wem? Dem Grafen? Nein!

Marion. Du haſt auch nichts im Kopf als deinen Grafen!
Der Fremde dort gleicht, denk' ich, unſerm König.

Roſanna. Nun ja, ein wenig ſieht er ihm wohl ähnlich!
Nur iſt um einen Kopf der König größer!

Jean. Ihr habt wohl Durſt? Iſt Euch ein Trunk gefällig?
Schenk ein, Roſanna!
Roſanna (ſchenkt aus dem Deckelkruge ein und kredenzt dem König).
Nehmt! Ich bring' Euch's zu,
Tut freundlich mir Beſcheid!
König (leiſe zu Roſanna). Bei meinem Leben,
Zu ſüß würzt Euer Hauch den Saft der Reben;
Ihr ſtillt den Durſt nicht, Ihr entzündet ihn!
Jean. Behagt Euch's? Nennt Ihr meinen Keller gut?
König. Ein edler Wein, ein königliches Mahl,
Behaglicher kein Winkel auf der Erde,
Als der, mein Wirt, in dem Ihr König ſeid!
Jean. Nicht wahr, ſo ſag' ich auch! Ihr ſolltet ſehen,
Im Winter erſt, wenn's ſchneit und Stürme wehen,
Als ſollt' die ganze Welt aus ihrem Gleiſe,
Da ſitz' ich traulich in der Meinen Kreiſe,
Im Becher glitzt der Flamme Widerſchein,
Das Spinnrad ſchnurrt und ſpricht ein Fremder ein
Und meldet uns von fernem Krieg und Schlachten,
Da lernt man erſt der Heimat Stille achten,
Und ſchätzen eines ſichern Winkels Wert! —
Doch es wird ſpät und Ihr bedürft' der Ruhe;
Ich denk', wir brechen auf!
(Sie ſtehen vom Tiſche auf.)
Halt, Herr — noch eins!
Laßt mein gewohnt Gebet mich erſt verrichten.
(Mit abgezogener Mütze und gefalteten Händen.)
Ob ſie unverdient uns laben,
Herr, hab' Dank für deine Gaben.
König. Ein kurz Gebet.
Jean. Steckt mehr drin als Ihr glaubt!
Doch nun zu Bett! Auch Schlaf braucht ſeine Zeit.
Habt gute Nacht! Ich weck' Euch morgen ſelbſt
Bei guter Zeit!
König. Habt gute Nacht auch Ihr!
(Sie ſchütteln ſich die Hände. Jean Gomard geht durch die Seitentüre links ab; Marion hat ſich ebenfalls mit Schüſſel und Deckelkrug entfernt.)
Da geht er hin! Ein Bauer, doch ein Mann,
Ein Philoſoph im Flausrock, ja ein König,
Denn er beherrſcht ſein Glück! Ich bin zufrieden;
Reich lohnt mein Abenteuer ſeine Mühen,
Und oft noch denk' ich dieſen Tag zurück.

(Rosanne gewahr werdend, die noch mit dem Abräumen des Tisches beschäftigt ist.)
Sieh da, mein schönes Kind! Was eilt Ihr so?
Verzieht ein wenig, leistet mir Gesellschaft!

Rosanna. Laßt meine Hand, Herr, wenn Ihr anders nicht
Wahrsagen könnt!

König (sie umschlingend). Ei freilich kann ich das,
Doch aus der Hand nicht, Kind, nur aus den Augen!
Kommt, seht mich an! Noch fester —

Rosanna. Nein, nichts da!
Laßt meine Hand, laßt meines Wegs mich gehen!

König. Wär's besser nicht, wenn wir zusammengingen,
Nicht jetzt bloß, immer, wenn ich Herz und Hand
Euch böte —

Rosanna. Herz und Hand! Nun weiß der Himmel,
Ihr Stadtherrn brennt ja leichter noch als Werg!
Doch meint nur nicht, hier auf dem Lande stünden
Wir Mädchen, wenn Ihr nur von Heirat sprecht,
Gleich all' zu Euren Diensten! Das glaubt nicht!
Gehabt Euch wohl, und eh' Ihr einschlaft, Herr,
Schlagt ein'gemal das Kreuz! Das, sagt man, hilft
Für böse Träume —

König. Nein, du sollst nicht gehen!

Rosanna. Ei seht doch, seht! Gebt Raum! Vergeßt nicht, Herr,
Ihr seid zu Gast in meines Vaters Hause,
Und weiß sein Hausrecht Jean Gomard zu brauchen,
So weiß auch ich's, sein Kind, und so schlaft wohl!
(Sie geht durch die Mitteltüre ab und verschließt sie hinter sich.)

König. Weiß Gott, die echte Tochter Jean Gomards
Und würd'ge Erbin seines Königtums! —
Doch laßt erst sehen — wie, die Tür versperrt —
Sie nimmt es ernst und hält mich hier gefangen!
Nun wohl, zu Bett! — Doch wer entkleidet mich? —
Wie wird's nun werden, Schultheiß von Paris? —
Laßt sehen, wie dem ungewohnten Dienste
Die eigne Hand sich fügt! — Verwünscht! Das Wams
Verneſtelt! Unauflöslich wirr verstrickt
Der Krause Schleifen! Ei! Man sollt' doch alles lernen! —
He! Holla, he! Hört niemand? Macht doch auf!

Zehnter Auftritt.

Der König; Marion tritt mit einem Licht in der Hand durch die Mitteltüre ein.

Marion. Was ruft Ihr? Was bedürft Ihr, Herr?
König. Vergebt!
Ich will zu Bett.
Marion. Dort in der Kammer, Herr —
König. Gibt's keinen Diener hier, mich zu entkleiden?
Marion. Die Knechte sind zu Bette!
König. Saint Denis!
Ich komm' mit meinen Kleidern nicht zu Rande —
Doch halt, wenn Ihr vielleicht — in allen Ehren —
Marion. Was denkt Ihr? Mutet Ihr mir zu, mir, Herr,
Der Tochter Jean Gomards, Euch zu entkleiden?
König. Noch eine Tochter! Hört doch! Bleibt! Was soll
Denn werden —
Marion. Was da will! Bedient Euch selbst;
Wo nicht, so schlaft einmal in Euren Kleidern!
(Geht durch die Mitteltüre ab.)
König. Ei, hört doch! Sie ist fort! Was bleibt mir übrig,
Als ihrem Rat zu folgen. Nun wohlan,
Auch in den Kleidern schläft ein müder Mann,
Und wär's ein König! Eins nur ist gewiß,
Heut' und nie wieder Schultheiß von Paris!
(Er nimmt das Licht vom Tisch und geht in die Kammer rechts ab.)

Elfter Auftritt.

Das Fenster öffnet sich von außen; Armand wird an demselben sichtbar und schwingt sich über die Brüstung in die Stube; später der König.

Armand. Im Hause wär' ich! Geh' es nun, wie's wolle!
Erfahren muß ich, wer der Fremde war,
Mit dem Rosanna sprach. Liebkosend hielt
Sein Arm, ich sah's, die Lächelnde umfangen!
Und ich, der ganz erstarrt vor Staunen, töricht
Mir beide ließ entschlüpfen! Tod und Teufel,
Wer war der Fremde, und wo find' ich sie?
(Er stößt im Finstern umhertappend an ein Hausgeräte.)
Verwünscht!
(Der König tritt aus der Kammer.)
König. Was gibt's hier? Schritte hör' ich. Halt!
Wer da? Steh, sag' ich!
Armand (für sich). Welche Stimme?

König (das Schwert ziehend). Steh!
Es gilt dein Leben! Steh!
Armand. Halt ein, mein Herr
Und König!
König. Wie, die Stimme sollt' ich kennen!
Armand. Ich bin es, Herr, dein Marschall —
König. Graf Armand,
Ihr hier? Wozu? Wofür? Sinnt Ihr Verrat,
Und wollt Ihr mir ans Leben?
Armand. Töt mich, Herr,
Wenn dir's gefällt, doch jetzt erst ward mir Kunde,
In diesem Haus erst, daß du es betreten!
König. Euch aber, sprecht, was führte Euch hierher?
Armand. Die Liebe —
König. Wie —
Armand. Rosanna, hoher Herr —
König. Die Tochter Jean Gomards —
Armand. Um sie zu sehen
Betrat ich dieses Haus, und wenn ich fehlte,
Vergib der Liebe, Herr —
König. Ihr wißt wohl, Liebe
Gehört nicht in des Königs Richterbann;
Doch wünsch' ich Jean Gomard und seinem Kinde,
Daß dieses Spiel so würd'gen Ausgang finde
Als unbedacht verwegen es begann!
Armand (für sich). Er liebt sie! Es ist klar, er will uns trennen!
König. Soll meines Hierseins Grund ich nun Euch nennen —
Armand (für sich). Bekennt er's offen ohne Scheu und Scham?
König. Warum dies Maskenspiel ich unternahm,
Kommt, Kunde geb' ich Euch von diesen Dingen,
Wollt kosend Ihr die Nacht mit mir verbringen!
Armand (für sich). Trug, alles Trug! Ich weiß, warum er kam!

(Während beide der Seitentüre links zuschreiten, fällt der Vorhang.)

Dritter Akt.

Paris. Gemach im Louvre.

Erster Auftritt.

Der König, die Prinzessin, Gauthier.

König. Armand entwich vor Tages aus dem Hause,
Und mich entließ am Morgen Jean Gomard,

Bis an des Waldes Ecke mich geleitend.
Dies End' nahm, Schweſter, meine Ritterfahrt;
Heut' aber ſandt' Armand ich wieder hin
Und harre nun der Rückkehr meines Boten.

Gauthier. Wie, Herr?

Prinzeſſin. Was haſt du vor? Gewiß, du ſinnſt
Auf neue Abenteuer!

König. Habt Geduld,
In kurzem ſoll ſich euch das Rätſel löſen!

Prinzeſſin. Armand nur zogſt du, ſcheint's, in dein Geheimnis.

König. Er frug wie ihr. Nur ſchien mir's, ihn entſendend,
Er ſei neugierig minder als verwirrt,
Bekümmert um den Inhalt ſeiner Sendung,
Ihm unbekannt wie euch! Dies aber ſchreibe
Ich ſeiner Liebe zu Roſannen zu,
Die, wähnt er wohl, ihn meiner Gunſt entfremde.

Gauthier. Ihn ängſtet, Herr, vielleicht nur ſein Gewiſſen;
Denn wie er ſelbſt mir zu verſtehen gab,
Hat ſeine Hand dem Mädchen er verſprochen,
Und ſchwerlich war's recht ernſt damit gemeint.

König. Wie, tat er das?

Prinzeſſin. Und tat er's, nun ſo löſt
Armand ſein Wort! Ich trau' ihm Beſſres zu,
Als trugvoll ſchlau ein armes Kind zu täuſchen.

Gauthier. Doch in der Liebe, ſagt man, wie im Felde,
Sei eine gute Kriegsliſt wohl erlaubt.

König. Nicht Kriegsliſt, Argliſt wär's. Mir aber hat
Er bieder und gerad ſich ſtets bewieſen.

Gauthier. Sind wandelbar doch, Herr, der Menſchen Herzen.

König. Wohl ſind ſie wandelbar und darin einzig
Im Reich erſchaffner Dinge; denn was lebt,
Der Vogel in der Luft, das Tier im Walde,
Folgt ſeiner Art, bleibt ſeiner Gattung treu;
Der Leu iſt mutig und der Fuchs verſchmitzt;
Zum Sprichwort ward der Tauben Liebestreue,
Der Lerche Sang, des Adlers Sonnenflug,
Denn keines läßt vom angebornen Weſen
Und ſind doch Tiere nur. Wir Menſchen aber
Verleugnend göttliche Vernunft, nicht nur,
Daß jedem, buntgemiſcht aus Gut und Böſem,
Verſchiedne Neigung und Geſinnung ward,
Wir wechſeln die Geſinnung mit der Stunde;
Kaum tönt das Wort noch, widerruft's die Tat;

Heut finſter, ſtreng, argwöhniſch; über Nacht
Mild, heiter und der guten Stunde froh,
Sind einzig wir im Unbeſtand beſtändig,
Und wär's ſo mit Armand, ſo wär's vom Übel;
Denn Jean Gomard iſt ehrenhaft wie er,
Und jede Schmach, dem Bauer zugefügt,
Als mir erwieſen würd' ich ſie betrachten
Und ſo beſtrafen.

Prinzeſſin. Doch wie kömmt es, Herr,
Daß jener Mann, den geſtern noch du trotzig
Und übermütig ſchmähteſt, über Nacht
So hoch in ſeines Königs Gunſt geſtiegen?

König. Weil meine Hand in ſeiner Berge Winkel
Wog prüfend ſeinen Wert, und durch und durch
Ihn echtes Gold befand. Und ſo wie einſt
Zum Weiſen, der vor ſeinem Faß ſich ſonnte,
Der Sohn des Philipp ſprach: Er wär' am liebſten
Diogenes, wenn Alexander nicht
Er wäre, ſo auch könnt' zu Jean Gomard
Ich ſagen, ja ich hielt es für Gewinn,
Nicht Frankreichs König, Jean Gomard zu ſein.
Genug: der Knoten iſt geſchürzt! Ihr werdet
Hilfreiche Hand zu ſeiner Löſung bieten,
Verſeh' ich mir; bis dahin habt Geduld!

(Sie gehen ab.)

(Verwandlung. Wiesgrund in der Nähe von Belleſleur, deſſen Kirchturm in der Ferne zu ſehen iſt; eine Gruppe von Obſtbäumen.)

Zweiter Auftritt.

Rubin, Jacques, André und andere Bauernburſchen ſind beſchäftigt, Obſt abzunehmen; einige ſtehen auf Leitern und reichen andern die abgepflückten Früchte in Körben von den Bäumen herab; während die Mädchen, unter welchen Roſanna und Marion, teils das dargereichte Obſt in bereits halb gefüllten Tragkörben zurechtlegen, teils dieſe letztern mit Kränzen von Herbſtblumen ſchmücken.

Lied.

Früchte, Früchte, reiche Fülle!
Unter jeden Blattes Hülle,
Früchte dort und Früchte hier,
Jedes Zweiglein drei und vier.

Nehm' des Herbſtes Wind und Wetter
Hin zum Spiel die dürren Blätter;
Doch der Zweige goldne Zier,
Doch die Früchte nehmen wir!

(Sobald das Lied zu Ende gesungen ist, treten Rosanna und Marion in den Vordergrund der Bühne, während im Hintergrund die Burschen allmählich von der Leiter steigen und die Tragkörbe fortgeschafft werden.)

Marion. Du bist so still, so traurig, Rosanna!

Rosanna. Dort den Weg muß er herkommen!

Marion. Auf der Straße von Paris meinst du?

Rosanna. Und von woher sollte er sonst kommen als von Paris? Oder meinst du wieder, er würde gar nicht kommen? Aber es ist letzthin auch nicht nach deinem Wunsche gegangen?

Marion. Was sprichst du da? Wann wünscht' ich dir andres als Glück und Freude?

Rosanna. Wenn er käme, Marion! Wenn er beim Vater um mich anhielte? Ich habe es freilich nicht verdient; aber wenn es Verdienst wäre, so wär's ja auch kein Glück!

Marion. Still, da kommt der Vater!

Rosanna. Und er — wird er kommen?

Dritter Auftritt.

Die Vorigen; Jean Gomard im Gespräch mit Clement.

Jean. Clement, noch einmal! Sehr erfreut es mich
Und macht mein Herz um vieles Sorgen leichter,
Daß morgen du Marion zur Kirche führst;
Nicht weil sie schön, denn Schönheit kommt und geht,
Doch weil sie fromm und treu, und all ihr Leben
Auf Zucht und Ehre hielt. Der Nagel hält,
Und mag ein wackrer Mann mit Zuversicht
Die Ruhe seines Lebens daran hängen;
Und darum sollt ein Hochzeitsfest ihr haben,
Wie keins noch ward begangen im Gebirge.

Clement. Verschwendrisch hat uns deine Großmut, Vater,
Mit reicher Gaben Fülle überschüttet,
Und fürstlich streust du Pracht und Schimmer —

Jean. Still,
Clement, laß gut sein! Wir sind nicht vom Holz,
Aus dem man Fürsten schnitzt! Uns fehlt zu Fürsten
Nicht weniger als alles, Reichtum, Macht,
Geburt und Adel, ob ich gleich, weiß Gott,
Acht' höher edel sein, als so zu heißen!
Sei Gott gelobt für alles, was wir haben;
Um andres sorg' ich nicht, als nur um eines,
Rosannen, deine Schwester, wohl versorgt,
In eines wackern Mannes Schutz zu wissen.

Clement. Wohl blüht sie hold in ihres Reizes Fülle
Und nach Vermählung steht der Mädchen Sinn.
Fast schon zu lange, dünkt mich, säumtest du —
Jean. Zu lang' schon! — Seht doch, seht! Vor alters, Kind,
Zur Zeit, als noch dein Urgroßvater lebte,
Ging klüger man zu Werk, vorsichtiger
Als jetzt; da dachte keiner dran, sich zu vermählen,
Er trug denn ein'ge dreißig auf dem Rücken
Und war ein tüchtiger, gewiegter Mann;
Da ward kein Mädchen unter zwanzig Braut,
Doch jetzt — dies sag' ich nicht um dich zu kränken,
Du bist ein wackrer Junge, Gott sei Dank! —
Jetzt gehen sie als Kinder zum Altare
Und sind mit vierzig Jahren welk und grau!
Es war ein kräftiger Geschlecht vorzeiten!
Clement. Fürwahr, du trittst der Gegenwart zu nahe!
Die Zeit ergraut uns, scheint es, mit den Haaren,
Und jeder sieht nur seine Jugend grün.
Jean. Mag sein, ich tu' euch unrecht! Gut für euch!
Doch was das Mädchen angeht, wünscht' ich sehr,
Vor meinem Tode sie vermählt zu sehen,
Und weißt du einen Burschen im Gebirge,
Nicht reich, doch wacker, der dem Mädchen taugt,
So sag' es frei heraus, er soll sie haben.
Es tut nicht gut, wenn Mädchen, sind sie flügge,
Vergebens sich ein eigen Nest ersehnen.
Clement. So hohem Ziele, weiß ich, strebt Rosannas
Gemüt und Neigung zu, daß kaum ich wage
Mich nachzuschwingen ihrer Wünsche Flug;
Auch kenn' ich keinen im Gebirg und Tal,
Im Dorf wie auswärts, dem ich sie vergönnte;
Denn Köhler, Hirten, Ackerleute, Herr,
In derber Einfalt aufgewachsen, taugen
Zu Hütern nicht so zarter Blume, die
Ein Herr wohl besser pflegte als ein Bauer;
Und da du reich bist, wär's ein leichtes Ding —
Jean. Halt, sag' ich, halt! Kein Wort mehr, soll ich nicht
An seinem Klang erwürgen! Wie, ein Ritter
Mein Eidam? Ich ein Bauer, und ein Ritter,
Ein hochgeborner Herr mein Eidam?
Clement. Und warum nicht? Wozu verlieh des Himmels
Nie müde Gunst dir solchen Reichtums Fülle,
Und grenzt — vergib dem Wort — es nicht an Starrsinn,

Nicht bessern wollen das Geschick der Seinen,
Und aufwärts steigen, wär's um einen Schritt,
Vom Treppenend', wohin Geburt uns stellte.
Doch seh' ich dort Rosannen! Magst du selbst,
Gefällt es dir, des Mädchens Sinn erkunden!

Jean. Sinn sagst du? Wahnsinn sag', wenn ihre Neigung
Der deinen Farbe trägt.

Rosanna. Er kömmt! Er kömmt!
Dort steigt den Hügel er herab!

Marion. Rosanna!

Jean (der sich mittlerweile den Mädchen genähert).
Wer kömmt denn? Wer soll kommen? — Wollt ihr reden?
Was schweigt ihr? Soll ich's wissen oder nicht?

Marion. Sie spricht von einem Ritter, Herr, vom Hof,
Von Graf Armand, des Königs Marschall, der
Den Hügel dort herabkömmt.

Jean. So! Ein Herr
Vom Hof! Des Königs Marschall! Ja, weiß Gott,
Da kömmt er her mit Federhut und Tressen,
In Samt und Seide, recht ein schmucker Herr!
Ihr kennt ihn, scheint es, und — bei meinem Eid —
Doch still, da ist er! Komm wir treten dort
Beiseit', Clement! Das weitre wird sich finden!
(Er tritt mit Clement in den Hintergrund der Bühne zu den Arbeitern.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Graf Armand tritt mit Gefolge auf.

Armand. Hierher beschied man mich! Sagt an, ihr Leute,
Wo find' ich Jean Gomard?

Jean (hervortretend). Der bin ich, Herr!
Und kommt Ihr mich zu sprechen, nun so sprecht.

Armand (für sich). Rosanna seh' ich! Warum birgt sich Trug
In solchen Reizes Hülle? Liebt sie ihn?
Gilt meine Sendung ihr? O Qual des Zweifels!

Jean. Noch einmal, Herr, Ihr fragt nach Jean Gomard;
Ich bin es, sprecht!

Rosanna (für sich). Mir will des Herz zerspringen!

Armand. Ich bin des Königs Marschall, Graf Armand!

Jean. Ganz recht, man kennt Euch hier!

Armand. Mein Herr, der König —

Jean (die Mütze abnehmend). Beschütze Gott den König!

Armand. Seine Huld
Geruht besondrer Gunst Euch wert zu halten;
Er sendet mich an Euch!
Jean. An mich, der König?
Clement. Was sagt Ihr Herr?
Rosanna (für sich, gedehnt). Der König sendet ihn?
Armand. Der König sendet mich, in Eure Hände
Dies Schreiben, Jean Gomard, zu übergeben,
Ein eigenhändig Schreiben, nehmt es hin!
Jean. Ein Schreiben, sagt Ihr? Mir, von meinem König?
Und so erlauchter Herr sein Überbringer?
Ich bin's nicht würdig, und ich glaubt' es nicht
Wenn ich's nicht sähe! Mir dem Sohn und Enkel
Geringer Bauern, wie ich selber bin,
Dies Blatt von meinem König.
Armand. Nehmt doch hin!
Jean. Kaum wag' ich mit so rauhen Händen, Herr,
Des feinen Blattes Ränder anzufassen;
Handschuhe aber pfleg' ich nicht zu tragen;
Doch weil es meines Königs Wort verschließt,
So säum' ich länger nicht und brech' sein Siegel.
Ihr aber nehmt ein Gott vergelt' es, Herr,
Als Botenlohn!
(Das geöffnete Blatt **Clement** hinreichend.)
Hier! Du hast jüngre Augen,
Lies du, Clement!

Jacques (der indes mit **Aubin** und **André** in den Vordergrund der Bühne getreten). Was mag der König denn nur von unsrem Herrn wollen?

Aubin. Alles wohl erwogen, denke ich, das wird im Brief stehen.

André. Ei, er weiß, daß wir Obst abnehmen, und da wird er den Herrn um ein Fäßchen Äpfelmost angehen.

Clement (liest). „Der Schultheiß von Paris, den Ihr letzthin beherbergtet, Jean Gomard, hat mir erzählt, daß Ihr Euch gegen ihn geäußert hättet, mir, wenn ich in Geldnot geriete, hunderttausend Livres borgen zu wollen. Ich befinde mich nun wirklich in einiger Verlegenheit, Vetter —

Jacques. Vetter nennt er ihn —

Aubin. Versteht sich, weil er ihn braucht?

Clement (liest). und sende Euch daher meinen Marschall, Graf Armand, das versprochene Darlehen abzuholen."

Jacques. Kostbarer Most!
Aubin. Und teure Vetterschaft!
Clement. Wie, hunderttausend Livres? —

Jean. Ja, so ist's!
So sagt' ich meinem Gast, und sagte so
In vollem Ernst, aus meiner tiefsten Seele.
Und forderte, bedrängt von Sorgen, mehr
Mein König noch, als hunderttausend Livres,
Ich wollt' nicht mäkeln! Sein ist, was ich habe,
Mein Gut und Blut! Was staunt, was flüstert ihr?
Mein König ruft und Jean Gomard spricht: Hier!

Armand (für sich). Rosannen nicht ging meine Sendung an!
Des Königs Laune, denk' ich, prüft den Bauer,
Und all mein Fürchten war nur leerer Wahn!
(Laut.)
Hegt keine Sorgen, Jean Gomard! Was immer
Der König fordern mag, Ihr werdet nicht
Zu Schaden kommen.

Jean. Frag' ich nach Gewinn,
Und heg' ich Sorgen? Brauch der Herr sein Recht,
Befehl' der König, es gehorcht der Knecht!
André, hinweg, und eil nach Hause! Halte
Saumtiere mir bereit! Fort sag' ich, fort!
(André geht ab.)
Ihr aber folgt mir, Herr, gefällt es Euch,
Die hunderttausend Livres zu empfangen.

Aubin. Weiß Gott, von unserm Herrn kann einer saure Äpfel essen lernen!

Clement (der indes wieder in den Brief geblickt).
Wie, seh' ich recht? Kaum trau ich meinen Augen!

Jean. Was ist denn, sprich!

Armand. Enthält das Blatt noch mehr?

Clement. Traum meiner Sehnsucht, hältst du mich beim Wort!

Marion. Clement, was hast du?

Rosanna. Rede!

Jean. Lies, Clement!

Clement. So hört denn alle, hört!

Aubin. Paßt auf, es gibt noch ein Holzäpfelchen!

Clement (liest). „Da mir aber der Schultheiß von Paris noch ferner erzählte, Ihr wolltet selbst Eure Kinder für Euren Herrn hingeben, und ich nun deren zu meinem Dienste bedarf —

Armand (für sich). Weh! Wahrheit war mein Ahnen!

Jean. Meine Kinder!

Clement (liest). so ist mein Wille, Vetter, daß Ihr Eure beiden Kinder meinem Marschall übergebet, sie an meinen Hof zu bringen. Ich, der König!"

Roſanna. Wir ſollen an den Hof!
(Für ſich.)
Ich werd' ihn ſehen,
Tagtäglich ſehen!
Marion. Wie, Clement ſoll fort?
Armand (für ſich). Frohlockend ſtrahlt ihr Blick! Ich bin verraten,
Und mußt' ich — Schmach und Not — noch Werkzeug ſein
Und Herold meines Unglücks?
Jean. Meine Kinder!
Und beide fordert er an ſeinen Hof!
Armand. So ſagt ſein Schreiben!
Jean. Beide an den Hof?
Wer iſt der Schultheiß, der mir zum Verderben
Mein gaſtlich Haus in jener Nacht betrat?
Wer iſt er, der des Königs Ohr erfüllt
Mit meinen Reden?
Clement. Faßt Euch, laßt nicht Kummer
Den Sinn Euch trüben, Vater!
Jean. Geld und Gut
Mag, wer's verloren, wieder ſich erwerben;
Geld mocht' er fordern, aber meine Kinder —
Roſanna. Der König ruft! Wollt, Herr, Ihr hier verlieren,
Was dort Gehorſam Euch an Ruhm gewann?
Jean. Ja, du ſprichſt wahr! Er iſt mein Herr und König,
Und nur mein König durfte ſolches fordern,
Nur meinem König mag ich es gewähren.
Euch freilich, weiß ich, ging nie heller auf
Der Sonne Strahl, noch ſchwellte eure Herzen
Je höhre Luſt, als heut', denn eure Wünſche
Führt dieſer Tag ans heißerſehnte Ziel,
Der Bergeslaſt mir auf die Seele ladet!
Zur Neige, fürcht' ich, geht's mit meinem Glück,
Und keiner, ſeh' ich, mag, bevor er endet,
Beglückt ſein Leben preiſen! — Sei es denn!
Erfüllen wir gehorchend ſein Gebot;
Er iſt mein König; warum ſollt' ich zagen
Und Minderes von ihm zu denken wagen,
Als ſo geweihten Namens Klang verbürgt.
Clement. Was wär zu fürchten auch?
Roſanna. Gewiß, er will
Was heut für ihn Ihr tut, an uns vergelten!
Armand. Gewiß, der König iſt gerecht und gütig,
Zu gütig faſt. An Gunſt und Gnaden nicht,

Fürwahr, wird's Euren Kindern fehlen; darum —
Rosanna weiß das wohl — nur darum eben
Berief er sie nach Hof.

Jean. So hoff' ich, Herr,
Und also nehmt sie hin! Clement hier weiß
Den Ort, wo mein Erspartes ich bewahre;
Saumtiere stehen Euch zum Dienst bereit;
Nehmt, was der König fordert, und lebt wohl!
Auch ihr — Clement, Rosanna geht mit Gott!

Armand. Ihr geht? — Wohin —

Jean. Dort in die Kirche, Herr!

(Er geht ab.)

Armand. Er geht beklommen, scheint's, und schweren Herzens!

Clement. Er liebt uns Kinder sehr, doch, mein' ich, mehr
Als bange Sorge, Herr, für unser Wohl,
Bekümmert's ihn, am Hofe uns zu wissen.

Armand. Und das mit Recht! Genug der Worte! Nehmt
Erst Abschied hier; ich geh' indes voran.
Wir treffen uns im Dorf.

(Er geht mit seinem Gefolge ab.)

Rosanna (für sich). Wie, geht er hin
Ohn' auch nur einen Blick, ein freundlich Wort
An mich zu wenden? — Zürnt er? Doch warum?
Bereut er, daß sein Wort er mir verpfändet?
Nehm' er's zurück! Wenn mir sein Herz entfremdet,
Wie blühte mir aus hohlem Worte Glück?

Marion (die indes leise mit Clement gesprochen).
Fort willst du, wirklich fort!

Clement. Ich muß! Weiß Gott,
Wie heiß ich sonst nach jenem Ziele strebte,
Erreicht jetzt, flieht mein Herz davor zurück!
O preise keiner seiner Träume Glück,
Bevor er nicht im Wachen sie erlebte!
Doch sei gefaßt, Marion! Bald kehr' ich wieder,
Vielleicht noch heute! Tröst indes den Vater;
Du aber komm, Rosanna, eh' wir gehen,
Zur Reise seinen Segen zu erflehen!
Aubin und Jacques, ihr folgt mir nach Paris,
Als meine Diener! Sei getrost, Marion!

(Clement, Marion und Rosanna gehen ab.)

Jacques. Wach' ich oder träum' ich? Aubin, ist's möglich ist es wahr? An den Hof sollen wir, an den Hof?

Aubin. Das Schicksal will's; wir müssen uns unterwerfen.

Jacques. Wenn ſie uns nur nicht bei Hofe die Treppe hinunterwerfen.

Aubin. Nichts leichter als am Hofe ſeinen Weg machen!

Jacques. Und wie denn, laß doch hören!

Aubin. Es gibt Leute, die ſagen, — aber ich kann es nicht verbürgen, und andre mögen es beſſer wiſſen, — es komme alles auf einige Kunſtgriffe an.

Jacques. Und was ſind denn das für Kunſtgriffe?

Aubin. Wie kannſt du nur ſo einfältig fragen? Weiß ich welche, ſo müßte ich ein Narr ſein, ſie dir zu lehren; und weiß ich nichts von derlei Kunſtgriffen, wie kann ich ſie dir mitteilen? Alſo iſt meine Antwort jedenfalls: Ich weiß nicht, und das iſt eben einer von den Hauptkunſtgriffen. Verſtehſt du mich?

Jacques. Weiß Gott, kein Wort hab' ich verſtanden.

Aubin. Gut, ſo will ich dir unterwegs noch einige ähnliche Hauptkunſtgriffe beibringen.

(Sie gehen ab.)

(Verwandlung. Galerie im Louvre.)

Fünfter Auftritt.

Der König, die Prinzeſſin, Gauthier; ſpäter Armand.

König. Der Morgen ſchwindet und noch immer ſäumt
Armand! Wie ſehr verlangt mich ſchon nach Kunde
Von Jean Gomard, dem Günſtling des Geſchicks.

Gauthier. Du nennſt ihn, Herr, mit Namen, die nur dir
Gebühren.

Prinzeſſin. Ei, wie ſprecht Ihr doch, Gauthier?
Ihr wißt, der König hält es für Gewinn,
Nicht Frankreichs König, Jean Gomard zu ſein.

König. Mag's Torheit ſcheinen, dennoch iſt es ſo!

Des Menſchen Leben, wo zu Herrſcherpflichten
Der Herrſchaft Laſt und Sorgen ſich geſellen,
Dem Bergſtrom gleicht's, den Regengüſſe ſchwellen,
Hinſtürmend wild im Schatten düſtrer Fichten;

Doch wer nicht trägt an jenen Bleigewichten,
Der ſieht es froh an ſich vorüberquellen,
Dem Bache gleich, des klangvoll friſche Wellen
Durch Blumen ihren Lauf zu Tale richten.

Verhaßte Mühen, Zwang, der nimmer endet,
Nur Toren ſind's, die euer Schimmer blendet!
Welch höher Glück mocht' je ein Mann gewinnen,

Als frei der eignen Neigung nachzustreben?
Welch schöner Vorbild strahlt beglücktem Leben,
Als friedlich wie die Quelle zu verrinnen!
Doch sieh, wer kömmt da?

(Armand tritt auf.)

Wie, Armand zurück!
Und welche Botschaft bringt Ihr von Bellefleur,
Wie fandet Ihr den Bauer?

Armand. Herr, bereit
Sein Wort zu lösen, wie in jener Nacht
Dem Schultheiß von Paris er es verpfändet.

König. So borgt er mir die hunderttausend Livres?

Armand. Als ein Geschenk sie bietend deiner Hoheit,
In einer Reihe zählt' er mir sie hin;
Vollwichtig bring' ich dir die ganze Summe.

König (zur Prinzessin und Gauthier).
Was sagt ihr nun! Verhieß ich euch zu viel,
Wenn echtes Gold ich seinen Wert gepriesen?

Prinzessin. Vor solchem Zeugnis, Herr, verstummt der Zweifel.

Gauthier. Kein bessrer Mann noch führte je den Pflug!

König. Und weiter nun, Armand, und seine Kinder —

Armand. Wie er dem Schultheiß von Paris verhieß,
Für seinen Herrn sie freudig hinzugeben,
So übergab er, dein Gebot erfüllend,
Sie beide meiner Hut.

König. Sie wären hier?

Armand. Sie harren deines Winkes.

König. Saint Denis!
Was sagt ihr nun zu meinem Bauer?

Prinzessin. Bauer?
Nicht edler Blut wallt, Herr, in unsern Adern,
Als in den seinen; Treue adelt ihn.

König. Ich will sie sehen: laßt sie ein, Armand!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen; Armand führt Clement und Rosanna ein; ihnen folgen Aubin und Jacques, die im Hintergrund stehen bleiben.

Armand. Hier sind sie, Herr!

Clement (mit Rosanna vor dem König knieend).
Vor deinen Thron berufen,
Im Staube laß zu deinen Füßen —

König. Nein!

Steht auf, ich will's, ſteht auf und ſeid willkommen,
Ihr Kinder Jean Gomards!
(Clement ins Auge faſſend.) Wie, ich' ich recht?
Iſt's Traum, iſt's Wahrheit? — Tiefe Züge — Sprich,
Entſinnſt du dich im Walde von Belleſleur
Des Jägers, den ein Eber hart bedrängte —

Clement. Mein König —

Prinzeſſin. Wie, er wär' es, Herr, geweſen —

König. Sein Arm war's, der dem Tode mich entriſſen!
Mein Leben dank' ich dir, und wenn du damals,
Als wär' Gefahr und Sieg nur Spiel geweſen,
Dich meinem Dank entzogen, ſollſt du doppelt
Und dreifach nun verdienten Lohn empfangen.

Clement. Ich bin belohnt; war dich zu retten, Herr
Mir doch vergönnt vom Himmel!

Prinzeſſin. Mut und Treue
Sind erblich, ſcheint's, im Namen der Gomards.

König. Und darum will ich ſie zu mir erheben;
Gleichſtellen euch den Edelſten im Lande,
Und was ihr ſeid, das ſollt fortan ihr heißen;
Drum leg' von dir der Niedrigkeit Gewänder,
Und ritterlich fortan, wie deine Tat,
Sei deine Tracht!
(Sich Roſannen nähernd.)
Und du Roſanna —
(Zur Prinzeſſin.)
Du
Erkennſt ſie doch?

Prinzeſſin. Wie ſollt' ich nicht? Seitdem
Wir auf dem Kirchhof zu Belleſleur uns ſprachen,
Umſchwebte ſtets mich ihrer Anmut Bild.

Roſanna. Und ſo auch wahrt' ich treu in meinem Herzen
Das Angedenken deiner Huld!

Prinzeſſin. Beim Himmel,
Das Kind ſo lieblich, als der Vater treu!

König. Gefällt ſie dir, ſo wirſt du um ſo lieber
Mir abbezahlen helfen meine Schuld
An Jean Gomard?

Prinzeſſin. Und wie, mein Herr und König?

König. Sein Kind aufnehmend unter dein Gefolge;
Wenn Treue adelt, wie du ſelber ſagſt,
Wer dürfte hier am Hof ſich rötern Bluts
Und beſſrer Abkunft rühmen als Roſanna?

Prinzessin. So iſt's, und freudig nenn' ich, Herr, ſie mein!
Roſanna. So reiche Huld beraubt mich, Herr, der Worte —
König. Sprich nicht! Bezaubert ſchon dein Schweigen,
Wer widerſteht dir, wenn wie Sternenreigen
Der Rede Klang von deinen Lippen quillt.

(Er fährt fort mit Roſannen zu ſprechen.)

Armand (für ſich). Ich bin verloren! Frei vor aller Augen
Bewirbt er ſchmeichelnd ſich um ihre Gunſt,
Und ich, in Qual vergehend, muß es ſchauen?
Prinzeſſin. Genug, mein König! Komm, Roſanna, komm;
Mir glaube, nicht des Königs Schmeichelwort!
Ihr aber laßt mich, Herr, in würd'gen Rahmen
Dies Bild der Schönheit ſchließen. Heller prangen
Demanten noch, wenn Perlen ſie umfangen.
König. Vergebne Mühen, nichtig eitler Stuat!
Denkt ihres Laubes, wer der Roſe naht?

(Prinzeſſin geht mit Roſanna ab.)

Armand (für ſich). Wie Zauber hält ihr Anblick ihn gefangen!
Ihm kann ich's nicht verargen, aber ihr —
Was gießt ſie lächelnd Öl in ſeine Flammen?
König (der Roſannen und der Prinzeſſin mittlerweile das Geleit gegeben).
Gauthier!
Gauthier. Mein Herr und König!
König (Gauthier auf die Seite ziehend). Auf, zu Roß,
Und ſpreng' in aller Eile nach Belleſleur,
Und künde Jean Gomard, es ſei mein Wille,
Daß ohne Säumen er vor mir erſcheine;
Bring ihn, wär's mit Gewalt! Ich will ihn ſehen!

(Er ſpricht leiſe mit Gauthier.)

Armand (für ſich). Er flüſtert mit Gauthier, und wahrlich nicht
Von Staatsgeſchäften! Gilt es wohl Roſannen?
Gewiß! — Gauthier, du falſcher Freund! Auch du
Zum Untergange gegen mich verſchworen!
König. Beſorg' dies alles!
Gauthier. Herr, es ſoll geſchehen!

(Er geht ab.)

König (zu Clement). Du, wackrer Jüngling, aber nütz' der Zeit;
Streif ab des edlen Kernes rauhe Schale,
Und würdig teilzunehmen ſei bereit,
Ein gerngeſehner Gaſt an unſrem Mahle.

(Er geht mit Armand ab.)

Clement. So raſcher Umſchwung! Iſt mir doch, bei Gott,
Als wankte mir der Boden unterm Fuße!

Doch Faſſung, denn an Wert gebricht's der Seele,
Die jäher Wechſel des Geſchicks betäubt:
Ein rechter Mann iſt größer als ſein Glück,
So will ich ſein, nicht trotzig noch verzagt!
(Abgehend ſtößt er auf Aubin und Jacques.)
Sieh da, ihr beiden!
(Ihnen eine Börſe hinreichend.)
Nehmt und kleidet euch,
Wie hier am Hof ſich euresgleichen tragen,
Nur nicht zu reich, noch ärmlich, wie ſich's ziemt.

Jacques. Wie, Herr, ſo viel?

Clement. Hier gelten andre Zahlen,
Als dort in unſrem Winkel im Gebirg;
Habt acht, nur nicht zu knickern, noch zu prahlen!
(Er geht ab.)

Jacques. Nicht zu knickern noch zu prahlen! Wie ſtellen wir das an?

Aubin. Ganz einfach! Wir teilen das Geld in zwei Hälften (er tut es), die eine fürs Prahlen ſtecken wir bei Seite (er tut es) und mit der anderen werden wir juſt auslangen.

Jacques. Ja, meiner Seele, ſo wird's gehen; aber ich will auch einen Teil von dem Erſparten haben —

Aubin. Wie billig; es wäre denn, du überließeſt mir deinen Anteil, wenn ich dich in allem Ernſte einige Kunſtgriffe lehre, deinen Weg hier am Hofe zu machen.

Jacques. Topp, das gehe ich ein; du magſt alles behalten, aber laß nun hören!

Aubin. Wohlan, es müßte ſchlecht gehen, oder ich nenne dir in einem Atem mehr ſolche Kunſtſtückchen her, als du dir merken kannſt, als zum Beiſpiele, leiſe zu reden und niemandem auf die Zehen zu treten; je nachdem der Wind bläſt, ſich in die Bruſt zu werfen, oder krummen Rücken zu machen, viel zu verſprechen und wenig zu halten, nichts umſonſt und alles für dich ſelbſt zu tun —

Jacques. Genug; das Ding gefällt mir nicht! Ich wollte, wir wären wieder auf unſerem Dorfe.

Aubin. Warum nicht gar? Haben wir hier nicht das ſchönſte Leben? Geld vollauf und nichts zu tun, als hinter dem Ofen zu liegen und Teller zu wechſeln! Komm, wir wollen irgend einen Trödler aufſuchen. Kleider machen Leute, und wir wollen die ſchmuckſten Burſchen werden, die jemals Achſelſchnüre trugen.

(Sie gehen ab.)

(Verwandlung. Saal; im Hintergrund ein geſchloſſener Vorhang, der die Bühne von einem Vorſaale trennt. Links und rechts Seitentüren.)

Siebenter Auftritt.

Die Prinzessin und Rosanna, als Ehrendame gekleidet, treten mit einem Gefolge von Damen aus der Seitentüre rechts.

Prinzessin. Und trübt Gewölk nun deiner Liebe Himmel?
Verschweig' mir nichts!
Rosanna. Was sollt' ich dir verschweigen?
Ließ deiner Hoheit Huld sich doch herab,
Mir abzufragen, was mein Herz erfreute,
Wie sollt' es seinen Kummer dir verhehlen?
Er zürnt mir, ohne daß ich weiß warum,
Er meidet mich, er flieht vor meinen Blicken,
Und so verkehrt mein kindisches Entzücken,
Daß an den Hof der König uns berief,
Sich mir in Qual und Sorgen. Töricht Sehnen!
Das Glück wohnt nicht, wo's unsre Wünsche wähnen,
Und wo es wohnt, da flattern sie vorbei.
Prinzessin. Zwist sproßt und Liebe, Kind, aus einem Ei;
Nur Mißverständnis trennt euch, will ich meinen!
Er trotzt nur und zu sorgen tut's nicht not,
So lange Liebe will gestorben scheinen,
Erst, wenn sie Leben heuchelt, ist sie tot.
Doch sieh, da kommt der König!

Achter Auftritt.

Die Vorigen; der König, Armand und Gefolge treten aus der Seitentüre links.

Prinzessin. Herr, gesteht
Nun Euer Unrecht! Mehrt dies Florgeweb'
Nicht dieser Reize Strahlenglanz?
König. Vielmehr
Wie Morgenrot die Wolken purpurn malt,
Ihr Reiz ist's, der den Flor mit Glanz umstrahlt.
Rosanna. Nicht mich vergleiche, hoher Herr, der Sonne;
Du bist des Morgenlichtes Purpurpracht,
Ich nur die Wolke, die's erröten macht.
(Der König spricht leise mit Rosannen.)
Armand (für sich). Verhaßtes Flüstern! Legen sie's drauf an,
Daß Eifersucht und Ingrimm mich verzehre.
König (zu Rosannen). Warm bin ich deinem Vater zugetan,
Und so auch dir, die seine würd'ge Tochter!
Rosanna. Wie wißt Ihr, Herr —

Des Königs Aug' sieht scharf

König.
Und weithin, Mädchen, reichen seine Arme.
(Er setzt das Gespräch leise fort.)

Armand (für sich). Mich faßt Verzweiflung! Was ersinn' ich nur,
Die Qual zu enden!
(Laut zum König.)
Herr, du pflegtest sonst
Um diese Zeit zu Tisch zu gehen!
Später!

König.
(Wendet sich zu Rosannen.)

Armand. Doch ist das Mahl bereit —
Wie, Eifersucht!

König (Armand fixierend, für sich).
Das kommt gelegen! (Laut.) Laßt nur Zeit, Armand,
Und habt Geduld, bald kommt an Euch die Reihe —

Armand. Ich meinte, Hoheit —
Fürchtet nicht die Macht,

König.
So lang sie Maß und Grenzen hält in acht.

Armand. Die Tafel, meint' ich —
Ich erwarte Gäste!

König.

Armand. Wie, Gäste, Herr! Fürwahr, du sprichst in Rätseln
Und dein Vertrauen hab' ich, scheint's, verscherzt.

König. Vielmehr ich Eures; Ihr beargwöhnt mich —

Armand. Ich — Argwohn — ich versteh' dich nicht —
Ganz recht:

König.
Doch sei dies Mißverstehen Euch vergeben,
Spornt sein Befürchten Eurer Liebe Streben.
(Gauthier tritt aus der Seitentüre links.)
Gauthier! Schon jetzt zurück!
(Ihn auf die Seite ziehend.)
Und Jean Gomard?

Gauthier. Ich traf ihn auf dem Wege nach Paris,
Unfern der Stadt, mit einem Mädchen, Herr,
Die seines Sohns Verlobte. Sorge trieb
Um seiner Kinder Schicksal ihn hierher,
Und dein Gebot vernehmend —
Ist er hier?

König.

Gauthier. So ist's, mein König! —
Wohl, so laß ihn kommen!

König.
(Gauthier öffnet die Seitentüre links.)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen; Jean Gomard und Marion treten auf. Armand verrät durch Gebärden sein Erstaunen; Rosanna tritt dem Vater und Marion begrüßend entgegen; Jean Gomard nähert sich auf einen Wink Gauthiers dem König.

Jean. Mein König —
König. Sei willkommen, Jean Gomard!
Jean. Dein Ruf ist, hoher Herr, an mich ergangen,
Und treu gehorsam folg' ich deinem Ruf.
König. Dein Wort ist unterwürfig, wie sich ziemt,
Hochmütig aber, trotzig ist dein Sinn.
Bin ich ein reißend Tier, daß du dich flüchtest
Vor meinem Anblick, daß dein Grabstein rühmt,
Du hättest deinen König nie gesehen?
So nah' der Stadt, was kamst du nicht wie andre,
Mein Antlitz, meines Hofes Glanz zu schauen?
Jean. Ich wollte, dacht' ich, leben, Herr, und sterben
In meiner Heimat, meiner Berge Winkel.
König. Ich bin dein Herr und du mir untertan,
Was hast du schuld'ge Ehrfurcht mir verweigert?
Sag' an, warum? Sprich, welcher licht're Stern
Verdunkelt dir den König, deinen Herrn?
Jean. Dich liebt dein Volk und liebt dich, Herr, mit Recht,
Und lichte Sonne strahlst du mir und allen!
Wie sollt' ich Lieb' und Ehrfurcht dir versagen?
Doch leugn' ich nicht, denn Wahrheit ziemt dem Mann,
So oft daheim in meines Dorfes Stille,
Mit Gaben reich vom Himmel überschüttet,
Ich deiner dachte, war mir immer, Herr,
Als müsse, naht' ich dir, mir Unruh trüben
Den glatten Wellenspiegel meines Lebens.
Und also war es; denn an deinen Zügen
Erkenn' ich wohl, daß du mein Gast gewesen,
Und seit der Stunde häufte Leid auf Leid
Des Himmels Strafgericht auf meinen Scheitel.
Kaum hatt' ich dich gesehen, und dahin
War meiner Tage niegestörter Frieden;
Hier muß ich meine Kinder wissen, ja
Mich selber seh' ich hier verwirrt, beklommen
In deines Hofes rauschendem Gewühl —
Mehr weiß ich nicht zu meinem Schutz zu sagen,
Und fehlt' ich, so vergib, mein Herr und König!

König. Sei ruhig, Jean Gomard! Ich zürn' dir nicht,
Und mild und gnädig will ich dich bestrafen.
Du bist wohl müde, Vetter —
Jean. Was beschämst
Du mich mit solchen Namen?
König. Weißt du nicht,
Daß alle Kön'ge Vettern sind und du
Bist König ja in deiner Berge Winkel.
Doch du bist müde; einen Lehnstuhl her!
(Pagen bringen einen Lehnstuhl her.)
Hier sitz' und halte Rast!
Jean. Mein König, ich —
König. Ich will es, setz dich!
Jean. Ich vor dir!
König. Du weißt,
Dem Gaste ziemt's, dem Hausbrauch sich zu fügen,
So halte du mein Hausrecht, wie ich deins,
In Ehren!
Jean. Herr, Verwirrung macht mich stumm!
(Setzt sich.)

Marion (zu Rosanna).
Was geht hier vor? Mir bangt!
Rosanna. Und mir nicht minder.
König (auf den Stuhl gelehnt, in dem Jean Gomard sitzt).
Sehr freut mich's, wie ich dort dir zugesagt,
Den freundlichen Empfang in deinem Haus
Mit Gleichem zu vergelten.
Jean. Weiß der Himmel,
Du hättest besser, Herr, zu Nacht gespeist,
Hätt' damals ich gewußt, du seist der König!
König. Auch hab' ich für dein Darlehn dir zu danken.
Jean. Nicht Darlehn nenne, was du, Herr, empfangen;
Erworben unter deinem Schutze war
Es dein von jeher, und dein Gut nur stellte,
Erborgt von dir, ich dankbar dir zurück.
König. Du weißt die Worte wohl zu setzen, Vetter,
Und bist auch sonst verständig; höre denn
Und merk auf meine Worte, Jean Gomard!
Als letzthin ich des Morgens von dir schied,
Da zähltest du mir dein Besitztum her,
Und staunend sah ich deines Reichtums Fülle.
Wer du bist, weiß ich, nun vernimm auch du,
Wer ich bin. Ich bin Frankreichs Herr. Vom Rhein

Bis zur Garonne, von Arles bis Calais,
Von Flandern bis Navarra reicht mein Szepter;
Champagne und Languedoc, Provence und Normandie,
Burgund, Bretagne sind mir untertan;
Herzoge sind und Fürsten mir Vasallen;
Mein Heer ist zahlreich; zehnmal jährlich nehme
Ich dein Vermögen ein; ich habe Flotten
Und feste Schlösser, Silber, Gold, Juwelen,
Wildbahnen, Gärten; Güter ohne Zahl
Bedecken mir das Land von Meer zu Meere;
Mehr Köpfe, wisse, zählt mein Staatsrat, als
Du Knechte hältst, mehr meiner Untertanen
Die kleinste Stadt, als deine Herden Klauen;
Und bei dem allen stand ich doch nicht an,
Da er nicht kam, den Bauer aufzusuchen,
Ich, Frankreichs König, den geringen Mann.
Nun sieh, da ich, der mächtiger als du,
Da ich, dein König, so an dir getan,
Gestehe, Jean Gomard, wenn, mich zu fliehen,
Dich Hochmut, Mißgunst oder Neid verblendet,
Wenn irgend sonst ein Wahn dich mir entfremdet,
Sag' selber, war's nicht Torheit, Jean Gomard?

Jean (dem König zu Füßen sinkend).
Erkennend meinen Irrtum, sieh mich hier
Im Staub zu deinen Füßen; laß mich büßen,
Nicht was mein Vorsatz, was mein Wahn verbrach.

König. Was soll das? Ei, steh auf! Du bist mein Gast,
Zur Tafel lud ich dich, nicht zu Gericht;
Darum, zu lang' schon säumten wir, zu Tisch!
Komm, Vetter, komm!

Jean (für sich). Wie wird das enden!

(Auf den Wink des Königs hat sich der Vorhang im Hintergrunde der Bühne geöffnet; man erblickt reichgekleidete Dienerschaft und einen gedeckten Tisch, welcher von einigen Pagen in den Vordergrund der Bühne getragen wird.)

König. Hier,
Du König aus dem Winkel deiner Berge,
Hier sitz zu Tisch; hier obenan, ich will's;
Trompeten, schmettert euren Ehrengruß,
Wie's königlichen Gästen ziemt, und ihr
Tragt auf!

(Trompeten und Pauken außer der Bühne; die Prinzessin empfängt aus der Hand eines Pagen eine silberne Schüssel, welche sie dem König und Jean Gomard vorsetzt, die sich mittlerweile am Tische niedergelassen haben.)

Prinzessin. Hier, Jean Gomard, und möge dir es wohl
Bekommen!
Jean. Wie, ich solchen Dienst empfangen
Von solchen Händen, Herr?
König. Bleib sitzen, Vetter;
Brauch' deine Zähne, laß den Wortkram fahren!
Wie, oder hast du Durst? Schenk' ein, Kathrina!
Prinzessin (schenkt aus einem silbernen Deckelkruge ein und kredenzt dem Bauer).
Hier, nehmt, ich bring' Euch's zu; tut freundlich mir
Bescheid.
Jean. Ihr überhäuft mich, Herr, mit Ehren!
(Nachdem er getrunken, für sich.)
Es faßt mich an, wie Schwindel!

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen; Clement tritt ein in ritterlicher Tracht; ihm folgen Rubin und Jacques in barocken Livreen.

Clement. Seh' ich recht?
Marion! Und dort zu Tische mit dem König —
Ist's möglich?
Jacques. Ja, weiß Gott, es ist der Herr.
Rubin. Er ist's wahrhaftig.
Clement. Sprecht, Marion, Rosanna!
Wie kam dies alles? Sprecht —
Rosanna. Weiß ich's zu sagen?
König. Was brütest du versunken in Gedanken,
Was sinnst du, Jean Gomard? Sprich, laß mich's wissen;
Doch sag' die Wahrheit, was es immer sei?
Jean. Ich dachte, Herr, des Spruchs des alten Weisen,
Beglückt sei keiner vor dem End' zu preisen,
Denn Tag sei, bis der letzte Strahl verglommen,
Und Leben, bis der letzte Tag gekommen.
König. Ei, schlag das ernste Wort dir aus dem Sinn!
Füll' deinen Becher, laß den Wein dir munden;
Lang' zu und iß!
Jean. Ich bin gesättigt, Herr!
König. Wohlan, so bringt die Schaugerichte!
(Pagen bringen drei Schüsseln, die einen Scepter, einen Spiegel und ein Schwert enthalten.)
König (den Scepter ergreifend). Sieh,
Dies ist der Szepter Frankreichs, Jean Gomard:
Dies ist der Stab, mit dem ich meine Herden

Betreuend lenke, wie ein guter Hirt,
Und darum sollst du wie ein folgsam Lamm
Den Blick vertrauend auf den König richten!

Jean. So will ich, Herr!

König (den Spiegel ergreifend). Sieh ferner diesen Spiegel;
Denn Spiegel sind die Könige, und strahlen
Des Ew'gen Bild zurück. Und wie der Spiegel
Den Splitter dir in deinem Auge zeigt,
So sollst du deine Fehler und Gebrechen
Erkennen an des Königs Musterbild,
Und darum sollst du deinen König sehen!

Jean. So will ich, Herr!

König (das Schwert ergreifend). Hier aber sieh —

Jean (halblaut). Ein Schwert!

König. Was fürchtest du? Ein wackrer Mann, wie du,
Hat nichts zu fürchten! Dieses Schwert bedroht
Verbrecher nur, nicht dich; denn Schuld zu rächen,
Ward mir's verliehen von des Himmels Huld,
Drum, fliehen mich, die scheu im Dunkel gehen,
Du sollst empor zu deinem Richter sehen!

(Das Schwert zurückgebend, zu den Pagen.)

Und nun die letzte Tracht —

Aubin. Ich trau' ihm nicht,
Gib acht, es geht uns allen noch ans Leben.

Jacques. Ans Leben? Lieber Gott! Ich sehe mich
Schon unterm Galgen!

Aubin. Ich mich auf dem Rad!

(Ein Page bringt eine Schüssel, in der drei Urkunden mit herabhängenden Siegeln liegen.)

König. Hier kommt die letzte Schüssel, Jean Gomard!
Greif' zu!

Jean (zögernd, für sich). Mein Urteil steht auf diesen Blättern!

König (indem beide aufstehen).
Was zögerst du? Sieh her, dies erste Blatt
Verleiht die Schlösser Caux und Tilleux
Zu Lehen deinem Sohn!

(Zu dem hervortretenden Clement.)

Nimm hin, Clement!

Clement. Mein gnäd'ger König —

Jean. Herr, dem Bauernsohn —

König. Dem Retter seines Königs!

Jean. Ist er das,
So mag zur Tat der Name sich gesellen!

König. Dein Darlehn ſtellt dir dieſes zweite Blatt
Zurück mit andern hunderttauſend Livres
Zum Brautſchatz deiner Tochter —
Roſanne. Herr, zu viel —
Prinzeſſin. Auch dächt' ich, wär' ein Freier bei der Hand —
König. Wenn Eiferſucht nicht anders ihn verblendet,
So iſt's —
Armand. Ich bin es, Herr! Gewähr', mein König,
Mir ihre Hand!
König. Hier ſteht ihr Vater! Nun,
Was meinſt du, Vetter?
Jean. Herr, ihr Blick ſpricht: Ja,
Und iſt's dein Wunſch, ſo mag er ſich erfüllen.
König. Dies letzte Blatt ernennt dich, Jean Gomard,
Da ſechzig Jahr' und mehr du alt geworden,
Und nicht geſehen deinen Herrn und König,
Zu meinem Seneſchall, damit den Reſt
Du deiner Tage deſto mehr ihn ſeheſt.
Jean. Mein gnadenreicher Herr! Mein güt'ger König,
Wie meine Kinder, wie mein Hab' und Gut,
So weihte ich, wenn ihrer du bedürfteſt,
Mein Blut, mein Leben freudig deinem Dienſt:
Doch du bedarfſt nicht mein. Darum, mein König,
Soll deine Milde mir auch ſich bewähren,
Laß dieſer letzten Gnade mich entbehren.
Mag, wenn ich ſtörriſch deinen Anblick floh,
Mich Stolz beſchlichen haben; denn nicht leicht
Erwehrt der Sinn im Glücke ſich des Dünkels,
Doch war es das, ſo war's nicht das allein.
Ich ſah, wie viele, eh' ſie's noch erkannt,
Ihr Los verſchmähend nach Verſagtem ſtrebten,
Und weil dagegen ich, mich ſtill beſchränkend
In meines Wirkens vorgemeſſnem Kreis,
Selbſtändigkeit und mehr noch, Freiheit, fand
Und klugen Fleißes fröhliches Gedeihen,
So hielt ich ängſtlich, froh der beſſern Wahl,
Mir alles, was mich Störung dünkte, fern.
Und darum, Herr, — führt eigne Wahl und Schickung
Auch andre Wege meine Kinder hin —
Ein Glück nur gibt's für Jean Gomard auf Erden,
Mich laß in meinen Bergen, Herr, daheim,
Genügſam, in beglückter Freiheit, wie bisher,

Mir ſelbſt und meiner Neigung leben, wie
Bisher, mich König ſein auf meiner Hufe!

König. Es ſei! Ich halt' dich nicht; zieh hin, Beglückter!
Und drei- und vierfach biſt du ſo zu nennen,
Denn Gipfel iſt's des Glücks, ſein Glück erkennen.
Zieh hin; träum' froh den Traum des Lebens aus;
Und tritt, ermüdet von der Herrſchaft Sorgen,
Der König wieder einmal in dein Haus,
Laß ſchützend vor des Lebens Winterſchauer
Aſyl ihm deiner Heimat Winkel ſein,
Und traulich koſend ſitz' beim goldnen Wein
Ein Freund beim Freund, der König und der Bauer!

(Jean Gomard ſinkt, ſeine dargebotene Hand küſſend, zu des Königs Füßen. Gruppe; der Vorhang fällt.)

Der Sohn der Wildnis.

Dramatiſches Gedicht in fünf Akten.

Les hommes sont méchants, cependant l'homme est naturellement bon! — — Qu'on admire tant qu'on voudra la société humaine, il n'en sera pas moins vrai, qu'elle porte nécessairement les hommes à s'entrehaïr à proportion, que leurs intérêts se croisent. J. J. Rousseau.

Einleitung.

Hatte der Dramatiker Friedrich Halm mit den nach der „Griſeldis“ geſchaffenen Stücken eigener Erfindung — denn in „König und Bauer“ liegt doch eine wenn auch vortreffliche Be- und Umarbeitung von Lope de Vegas Luſtſpiele vor — nicht jene begeiſterte Aufnahme mehr gefunden wie mit dem genannten Erſtlingswerke, ſo jubelte man ihm nach der erſten Aufführung des „Sohn der Wildnis“ am 28. Januar 1842 im Wiener Burgtheater geradezu enthuſiaſtiſch zu. Dieſes dramatiſche Gedicht wurde für alle deutſchen Bühnen ein Ereignis und lange Zeit hindurch eines der beliebteſten Repertoireſtücke auf denſelben. Schon im November 1840 hat der Dichter ſein neues Werk begonnen, das am 16. September 1841 vollendet vorlag. Es war das letzte Drama, welches der treue, offene, kritiſche Berater und Lehrer Michael Enk noch von deſſen Entſtehung an verfolgte und durch vorteilhafte Ratſchläge fördern konnte. In einem Briefe vom 28. März 1842 rühmt er die „Gefühlswärme, Duft und Farbe“ des Stückes und nennt den „Sohn der Wildnis“ „einen glücklichen Wurf, wie er nicht oft gelingt“. Da das Stück unter ſo reichem Beifall aufgeführt, zum Drucke gelangen ſoll, iſt es Enk, der auf die Bitte des Verfaſſers das der gedruckten Ausgabe vorgeſetzte Motto J. J. Rouſſeaus vorſchlägt; bald darauf hatte der unglückliche Freund und Lehrer Halms ſeinem traurigen Leben in den Fluten der Donau ein Ende gemacht.

Der Grundgedanke, welchen Halm in ſeinem Drama durchführt, iſt der Nachweis, daß Sitte und Liebe auch die ungezügelte wilde

Größe zu bezwingen und zu bezähmen imstande sind. Der Dichter hat auch hier einen historischen Hintergrund und zwar aus grauer Vorzeit gewählt. Er führt uns in die Stadt Massalia (Marseille) in Gallien, in welcher griechische Sitte und Veredlung herrschte, in jene Tage zurück, da wilde gallische Stämme noch ringsum das Land bedrohten, und als Held erscheint Ingomar, der Anführer einer Horde der Tectosagen. Ihm gegenüber steht die liebliche Griechin Parthenia, die Tochter des Waffenschmieds Myron in Massalia, welchen die Tectosagen gefangen nehmen und einen Preis von 30 Unzen auf seine Auslieferung setzen. Die hochherzige Parthenia entschließt sich, da sie das Lösegeld für den geliebten Vater nicht auftreiben kann, selbst ins Tectosagenlager zu gehen und ihre eigene Person als Lösegeld für den geliebten Vater anzubieten. Es gelingt ihr dies auch bei dem Führer Ingomar durchzusetzen, bei dem sie nun als Sklavin verbleibt. Aber Parthenias zarter edler Frauensinn weiß den ungeschlachten Sohn der Wildnis nach und nach zu zähmen und seine Wildheit immer mehr zu dämpfen, und da Ingomar unbewußt innige Zuneigung zu der Jungfrau faßt, welche sich in einigen überaus zarten und sinnigen Szenen zumal am Schlusse des 2. Aktes äußert, kauft er sogar Parthenia von den Tectosagen los und geleitet sie in die heimatliche Stadt zurück. Schon kann er sich nicht mehr von ihr trennen und entschließt sich nun selbst ein Grieche zu werden, tritt bei dem Vater Parthenias in dessen Dienste als Waffenschmied und überwindet nach und nach alle Anwandlungen früherer Wildheit im Hause, wo Parthenia weilt. Da die Tectosagen drohend der Stadt nahen, bietet der Timarch derselben dem ehemaligen Führer reichen Lohn und Parthenias Besitz, wenn er beim nächtlichen Überfall als Verräter gegen die einstigen Genossen zur Vernichtung derselben beiträgt. Aber Ingomar weist diesen Antrag entrüstet zurück, er will lieber in seine frühere Wildnis zurückkehren. Und Parthenia, in der nun auch die Liebe voll und ganz erwacht, bringt ihm sein Schwert und will dem, wie sie erkennt, so heißgeliebten Manne folgen. Einer Abordnung der Tectosagen, die erscheint und Ingomar befragt, ob er freiwillig hier weile, bejaht er diese Frage, und es kommt zur friedlichen Vereinbarung mit den Barbaren, die Ingomar noch mit den Worten beschwichtigt, man habe ihm das Bürgerrecht angeboten. Die Tectosagen ziehen hierauf ab, und der Timarch vereinigt Ingomar und Parthenia als glückliches Paar.

Die zeitgenössische Kritik hat dieses Stück Halms von allen bis dahin geschaffenen als sein bestes erklärt, sowohl wegen des darin durchgeführten edlen Hauptgedankens und der Einfachheit und Natürlichkeit der Szenenführung, wie auch wegen der vortrefflichen dramatischen Wirkung und edlen Sprache. Erst später sind dem Dichter Vorwürfe über die Weichlichkeit der Charaktere, über das zu sehr in die Augen

fallende Gemachte und Beabsichtigte des Ganzen, über die „studierte Unbefangenheit" Ingomars und die allzu sentimentale Führung desselben durch die gewissermaßen berechnende Koketterie Parthenias gemacht worden. Trotzdem ist und bleibt „der Sohn der Wildnis" eine zu Herzen dringende, an Schönheiten reiche dramatische Dichtung, welche rasch nach ihrem Erscheinen in die meisten Kultursprachen übersetzt wurde und auf allen Bühnen, auf denen sie zur Darstellung gelangte, Jahrzehnte hindurch sich des reichsten Beifalls erfreute. Bei der ersten Aufführung in Wien war es wieder die erste Darstellerin der Parthenia, Halms Freundin Julie Rettich, welche durch diese Rolle den Ruhm ihrer künstlerischen Darstellungen noch vermehrte.

Personen:

Der Timarch von Massalia.
Polydor, ein Kaufmann
Myron, ein Waffenschmied
Abrast,
Amyntas,
Elpenor,
} Bürger von Massalia.
Lykon, ein Fischer.
Ingomar, Anführer einer Horde Tectosagen.
Alastor,
Trinobant,
Ambivar,
Rovio,
Vamo,
} Tectosagen.
Actäa, Myrons Hausfrau.
Parthenia, Myrons und Actäas Tochter.
Theano, eine Nachbarin Myrons.
Ein Herold, Ratsherren Massalias, Griechen und Griechinnen.

Das Stück spielt in Gallien, hundert Jahre nach der Gründung Massaliens durch Phokäer.

Erſter Akt.

Maſſalia; Marktplatz, im Vordergrunde rechts Myrons Haus.

Aretäa auf der Schwelle des Hauſes ſitzend, eine Stufe niedriger zu ihren Füßen Parthenia, am Rocken ſpinnend, neben ihr ein Körbchen mit Flachs.

Aretäa. Bedenk nur, Kind, der Polydor iſt reich,
Ein Mann von grünen Jahren, Witwer zwar,
Doch reich, ein vornehm angeſehner Mann,
Und wirbt um deine Hand —
Parthenia (aufſtehend). Die Sonne ſinkt;
Für heute hätt' ich mir genug geſponnen,
Beim Nachbar gibt's Oliven abzunehmen,
Da will ich denn hinüber —
Aretäa. Nein, du bleibſt,
Du ſollſt mich hören, Wildfang! Lang genug
Ergötzen dich Gekicher, Narrenpoſſen
Und tolles Kinderſpiel! Zeit iſt es endlich,
Dich abzutun des unſtät wilden Weſens,
Und ernſte Reden ernſthaft zu vernehmen.
Parthenia (die ſich wieder geſetzt hat).
Ich hör' ja, Mutter!
Aretäa. Ja, ſo ſagſt du immer,
Und während ich mich heiſer rede, ſchwärmt
Durch Feld und Flur dein flüchtiger Gedanke,
Wie ſonſt du ſelbſt, den Schmetterlingen nach:
Doch jetzt iſt's Zeit, mit deines Lenzes Blüten
Zu wuchern für den Herbſt. Nur Jugend freit,
Und wie ſie kommt, entflieht ſie, eh' wir's denken;
Das Los der Unvermählten aber iſt
Ein einſam Alter, und der Spott der Toren:
Und dieſes wird dein Los ſein, denn dein Sinn
Verſagt Gehör verſtänd'gem Rat und heut
Den Göttern Trotz! — So haſt den Medon erſt
Du ausgeſchlagen —
Parthenia. Ei, der war eisgrau
Und trippelte und keifte —
Aretäa. Den Evander —

Parthenia. Der duftete nach Kräuteröl und Salben,
Und ſeine Nähe war mir wie Arznei!
Aetäa (entrüſtet aufſpringend, während Parthenia fortfährt zu ſpinnen).
Recht! Fahr nur fort ſo! Tritt dein Glück mit Füßen,
Blieb Reue doch noch keiner Torheit aus! —
Du glaubſt vielleicht, es blüh' am Lebensbaume
Dir ganz ein eignes wunderbares Los;
Du hältſt dich wohl für ſchön, für hochverſtändig,
Wohl gar für reich —
Parthenia (aufſpringend). Jung bin ich, froh und heiter,
(die Mutter umſchlingend)
Und ihr, ihr liebt mich ja, was brauch' ich weiter?
Aetäa. Dich lieben! — Ja, ſo wenig du's verdienſt,
Bei allen Göttern, ja, wir lieben dich!
Doch nein, was ſchließ' ich dich in meine Arme!
Ich bin dir böſe, bitterböſe! — Fort!
Wir lieben dich, du aber liebſt nicht uns;
Du willſt dich uns zum Trotz nur nicht vermählen,
Es wäre denn dir etwa beigefallen,
Zu warten auf den Mann im Mond —
Parthenia (nach einer Pauſe). Worauf
Ich warte? Mütterchen, ich will dir's ſagen!
Ich war ein Kind noch, doch ich merkt' es wohl:
Von Hero und Leander ſprachſt du mir,
Von ihrer Liebe; als ich aber fragte,
Was Liebe ſei, da fuhrſt du lächelnd fort,
Und ſagteſt mir, wie Liebe kommt und wächſt,
Wie plötzlich hell es wird im dunklen Herzen,
Und jeder Pulsſchlag ſpricht: Der iſt's! Der trägt
In ſeiner Bruſt ein Stück von deiner Seele,
Dem möcht' ich leben, mit dem untergehen!
So ſagteſt du; ich aber merkt' es wohl,
Und als nun Medon und Evander kamen,
Um mich zu werben, legte ich verſtohlen
Die Hand aufs Herz und lauſchte ſeinem Schlag
Und horcht' und horchte, doch das Herz ſchwieg ſtill,
Und ſieh, ſo wart' ich, bis es ſprechen will!
Aetäa. Was ſagſt du da, ich hätte —
(für ſich)
Gute Götter!
So läuft uns allen mit dem jungen Herzen
Die alte Zunge fort! (Laut.) Du törichtes Kind!
Das alſo iſt es, darauf warteſt du?

Dein Herz ſoll ſprechen? — Schlag dir's aus dem Sinn!
Wenn je ſo tolles Zeug ich dir erzählt,
So war's ein Schwank, ein eitel Kindermärchen,
Und birgt in ſüßem Namen nicht'gen Wahn.
Der Wirklichkeit lenk' deine Blicke zu,
Und faſſ' Gelegenheit beim kargen Haare;
Kein Zweiter kommt dir, wie der Polydor,
So reich, ſo ehrenhaft —

Parthenia. So ehrenhaft,
Und drückt dem Vater ſeine Waren ab,
Und ſpart und knickert —

Actäa. Das verſtehſt du nicht;
Er iſt ein guter Wirt, und biſt du erſt
Sein Weib, mag vieles anders werden. Mache
Nur einmal Ernſt! — Sag': Ja! Tu' mir's zuliebe,
Sag': Ja, mein Kind!

Parthenia. Sieh, Mütterchen, ich will
Nicht mehr in Wald und Wieſen ſchwärmen, will
Still ſitzen wie die andern Mädchen, will
Dich nicht mehr kränken, will am Auge dir
Abſehen deinen Willen, aber den,
Den Polydor, den kann, den will ich nicht,
Den werd' ich niemals nehmen!

Actäa. Nicht!

Parthenia. Du zürnſt?
Doch iſt es ſo, ſo muß ich dir's doch ſagen.

Actäa. Und ich, ich ſage dir, wir, deine Eltern,
Wir altern und wir ſehnen uns nach Ruhe;
Das Haus und die paar Acker ſind verſchuldet;
Dein Vater iſt ein armer Waffenſchmied,
Und wenn bei Tag die Felder er beſtellt,
So muß bei Nacht er hämmern in der Schmiede;
Und ruht der Feldbau, zieht er ſchwer beladen
Wie jetzt mit ſeinen Waffen fort, zum Kauf
Sie auf den Nachbardörfern auszubieten. —

Parthenia. Der arme Vater!

Actäa. Arm! Ich bin noch ärmer!
Ich bleib daheim, doch meine Sorge geht,
Und trägt mit ihm die Laſt der Waren,
Und keucht mit ihm den Berg hinan; ich fühle
Die Stürme, die ſein graues Haar durchwühlen,
Den Regen mit, der niederſtrömt auf ihn,
Und denk' ich erſt, in dunkler Bergſchlucht ſtürmen

Die wilden Allobrogen, oder gar
Die schlimmern Tectosagen auf ihn ein,
Berauben ihn, erschlagen ihn vielleicht!
So muß ich weinen, weinen — aber du,
Du, die er liebt wie seinen Augenstern,
Für die er Blut und Leib und Leben wagt,
Du könntest ihn entheben aller Mühen,
Und meine Tränen trocknen, uns beglücken
Und selber glücklich sein! Du aber kannst und willst
Und tust es nicht, du undankbares Kind!
Das bist du! Ja! So muß ich dir's doch sagen!

(Sie geht ins Haus ab.)

Parthenia (nach einer Pause).
Undankbar! Nein, die Götter wissen's! Nein,
Das bin ich nicht, undankbar nicht! Für mich
Beut rauhem Sturm das greise Haupt er dar;
Für mich, aufächzend unter schwerer Bürde,
Klimmt keuchend er bergan! Er soll nicht — Nein,
Ich will die Mutter Lügen strafen — will —
Was will ich denn? — Dem Krämer mich vermählen! —
Ihr ew'gen Götter! Nein, ich kann's nicht denken —
Das hieße sterben, hieß' begraben sein.
Und doch, was gräm' ich mich? — Die Tage fliehen,
Und lag so hell die Zukunft erst vor mir,
Rief ahnungsvoll ein unbekanntes Glück
Mein Herz herbei, die Mutter sagte ja,
Es sei nur Wahn, ein Märchen nur sei Liebe,
Und so am End' ist alles Trug auf Erden,
Ein Märchen alles, was das Leben schmückt,
Und wirklich nur das Einerlei der Tage;
Und dann, beim Himmel, dann verlier' ich nichts,
Und für ein Schlimmres spar' ich mir die Klage,
Obwohl's vielleicht das Allerschlimmste eben,
Den Märchentraum der Jugend aufzugeben!
Doch wie dem sei, Bedenken fahre hin!
Der Vater soll nicht mehr für mich sich mühen,
Soll nicht — wer kommt da? — Polydor —

(Sie macht eine Bewegung, sich zu entfernen.)

Doch nein:
Ich bleibe — Soll mein Glück verhandelt sein,
So steh' der Preis erst fest, um den ich's gebe!
Da kommt er her und bläht sich auf, und wirft
Das Haupt empor und legt die Stirn in Falten,

Sein Blick, ſein Schritt iſt Hochmut ganz und gar;
Und ich ſein Weib, — mir macht's das Herz erkalten.

(Sie tritt zu ihrem Rocken, an dem ſie ſich zu ſchaffen macht, während Polydor im Hintergrund der Bühne links auftritt.)

Polydor (ohne Parthenia zu bemerken).
Es geht nicht, dieſer Sklave zehrt mich arm,
Und bräch' ich auch dafür den Kindern ab,
Ich kann nicht alle ſie zugleich bewachen;
Es geht nicht ohne Hausfrau —

Parthenia (für ſich). Tut er nicht,
Als läg' das Heil der Welt auf ſeinen Schultern,
Und rechnet, wett' ich, ein'gen Hellern nach —

Polydor. Die Kallinike zwar erſetzt mir keine;
Das war ein treu Gemüt, die konnte ſparen;
Des Waffenſchmiedes Tochter aber macht
Wohl Not zur guten Wirtin — wähl' ich die,
So wähl' ich recht! Doch ſieh, da iſt ſie ſelbſt:
Als Wink der Götter acht' ich dies Begegnen. —
Ei guten Tag, mein Mädchen, guten Tag!

Parthenia. Sag' guten Abend, denn die Sonne ſinkt.

Polydor. Laß immerhin mich guten Tag dir ſagen,
Denn wie wär' Abend, wo dein Auge ſtrahlt!

Parthenia (für ſich). Nun ſtellt er gar ſich an, als wollt' er lächeln! —
(Laut.) Ich bitt' dich, laß die ſchönen Worte weg,
Damit wir ernſt ein ernſtes Ding beſprechen!
Du denkſt daran, mit mir dich zu vermählen —

Polydor (für ſich). Das rennt ja mit der Tür ins Haus — Nun ja,
Die liebe Ungeduld kann's nicht erwarten? —
(Laut) Ganz recht, ich denke dran —

Parthenia. So ſagt die Mutter,
Und ſtaun' ich gleich, daß deine Wahl mich trifft,
Daß Kalliniken du ſo ſchnell vergeſſen —

Polydor. Vergeſſen — Nein! Ein Mann wie ich vergißt
Nicht, was er je verlor, nicht Geld noch Gut,
Noch Geldeswert, und das war Kallinike;
Doch drängen mich gar viele wicht'ge Gründe
Zu neuer Wahl! Vor allem meine Kinder —

Parthenia. Die armen Waiſen —

Polydor. Arm, das ſind ſie nicht!
Genäſchig nimmerſatte Rangen ſind's,
Unbändig wilde Buben! — Soll ich nun
Um ſchweres Geld von Samos, von Milet,
Mir einen Pädagogen kommen laſſen?

Zähmt Sanftmut nicht am beſten rohe Kraft?
Und du — du biſt ja ſanft —
Parthenia. Sanft ſagſt du? —
(Sich abwendend für ſich.)
Ja,
Sanft wie ein Lamm, das man zur Schlachtbank führt —
Polydor. Zudem entfernt mich mein Geſchäft ſo oft
Vom Hauſe, auf dem Markt bald gilt es, bald
Im Hafen ſein, und ſoll indes ein Sklave
Mir Haus und Hof und Warenlager hüten,
Und manchen wohlgefüllten Schrein? Das kann
Ein Weib nur, nur ein treues Weib! Und endlich —
Zwar bin ich rüſtig noch und fühle mich
Ganz jung zuzeiten, doch ſchon melden ſich
Vorboten an des Alters, hier und da
Ergraut ein Haar, und Gicht zuckt ab und zu
Durch meine Glieder, und wer pflegt mich dann,
Wer hält die warme Stube mir bereit
Und Kräutertrank und Krankenſüppchen — nur
Ein liebend Weib.
Parthenia (für ſich). Mir ſinkt der Mut, ihr Götter!
Polydor. Noch iſt ein andrer Grund, der aber ſtrahlt
Aus deinem Blick, der blüht auf deinen Wangen:
Er heißt, mein Roſenknöſpchen —
Parthenia. Nein, den Grund
Behalt' für dich und laß nur eins mich hören.
Du weißt, mein Vater baut das Feld und müht
Sich ab am Ambos, trägt auf ſeinen Schultern
Die Laſt der Ware fernen Käufern zu,
Und iſt bei Jahren doch, und braucht der Ruhe!
Sprich, wirſt du das bedenken, wenn ich dein?
Polydor. Ei, freilich werd' ich das! Wie ſollt' ich nicht?
Gewiß, ich will es reiflich mir bedenken!
Parthenia. Und tun, was willſt du tun für meinen Vater?
Polydor. Tun! Was ich tun will, fragſt du! Ei, mich rühmen
Iſt meine Sache nicht, doch will ich tun,
Was du nur wünſchen kannſt! Er wird vorerſt
Mein Schwieger ſein, der Schwieger Polydors,
Des reichen Polydors, mir anverwandt,
Und von den Göttern ſtammen meine Ahnen;
Denk', welche Ehre, von den Göttern, Kind!
Parthenia. Es mag ſo ſein, doch Ehre gibt nicht Brot!
Polydor. Auch dafür ſoll geſorgt ſein, denn ich nehme

Fürs erſte deinem Vater, wie bisher,
Zu guten Preiſen ſeine Waren ab —
Parthenia. Zu guten Preiſen! Heißt das gut für dich?
Polydor. Und dann noch eins, dann will ich — merk' nun auf
Und führ' dir's zu Gemüte, Mädchen — wiſſe,
Ich will dich ohne Mitgift nehmen — Ganz
Ohn' alle Mitgift; wie du leibſt und lebſt,
Ohn' eine Drachme Mitgift nehm' ich dich!
Parthenia. Das alles tätest du für meinen Vater?
Das alles! Wirklich!
Polydor. Viel iſt's freilich! Ja,
Beinah zu viel!
Parthenia. Bei allen Göttern, ja,
Es iſt zu viel! — Und ſo hab' guten Abend.
(Sie will gehen.)
Polydor. Nein, bleib! Nicht ohne Antwort ſollſt du gehen!
Parthenia. Und Antwort ſollſt du haben! Merk' wohl auf!
Schaff' deinen Kindern einen Pädagogen,
Um welchen Preis, wo immer her es ſei;
Dein Haus zu wahren, ſorg' für Schloß und Riegel;
Und kränkelſt du, dort an der Ecke bietet
Die Hökerin heilſame Kräuter feil,
Bereite ſelbſt dir deinen Kräutertrank;
Mir aber, wiſſe, blüht kein bittrer Kraut
Auf Erden, als dein Anblick! Merk' es wohl;
Dies meine Antwort, laß ſie dir genügen.
(Sie geht ins Haus ab.)
Polydor (ihr eine Weile erſtaunt nachblickend).
Was war das? Hört' ich recht? Sie ſchlägt mich aus?
Mich aus, den reichen Polydor? Das Kind
Des Waffenſchmiedes mich, den Götterſohn?
Sie will mich nicht und ſagt's ſo rund heraus,
Als wär' ich ihres Vaters Schmiedgeſelle,
Und ſpottet meiner noch. Kein bittrer Kraut
Auf Erden als mein Anblick! Ja, er ſoll
Dir bitter werden und den andern mit!
Fortan ſich ſelber zum Verderben ſchmiede
Der blöde Alte ſeine Waffen! — Ich,
Ich nehme keine Klinge mehr ihm ab;
Ich bring' die Rechte ſeiner Gläubiger
An mich; ich lad' ihn vor Gericht, ich will
Von Haus und Hof, ſelbſt aus der Stadt ihn treiben,
Ihn und ſein trotzig Kind! Das will ich, ja.

Und sollt' es mich die letzte Drachme kosten;
Nicht rasten will ich, bis sein Los erfüllt.

(Während er heftig bewegt auf- und niedergeht, erscheint im Hintergrunde der Bühne links Lykon, der Fischer.)

Lykon. Die Straße grad' hinunter, sagten sie,
Dann um die Ecke und vom Brunnen rechts
Das nächste Haus! — So muß es dieses sein!

(Er geht auf das zunächst an dem Hause Myrons gelegene Haus zu und pocht an der Türe.)

Heda! Macht auf, ihr drinnen! Aufgemacht!
Ja, schließt die Ohren nur und stellt euch taub,
Das Unglück pocht zu laut; am Ende müßt
Ihr doch dran glauben —

Polydor (links im Vordergrunde der Bühne, für sich).
Ei, was will der Mann?

Theano (die Tür des Hauses öffnend).
Wer lärmt, wer pocht da?

Lykon. Komm heraus!

Theano. Was soll es? Sprich!

Lykon. Du bist des Myrons Weib, des Waffenschmiedes?

Theano. Ich, nein, mein Mann ist tot!

Lykon. So dank' den Göttern:
Denn besser noch ist Tod, als Sklaverei.

Theano. Wie, was? Der Myron, sagst du —

Lykon. Ist gefangen,
Von wilden Tectosagen fortgeschleppt!

Polydor (für sich). Gefangen! Ei, das kömmt ja ganz gelegen

Theano. Der Myron fortgeschleppt, gefangen —

Lykon. Ja,
Ich sah's mit diesen Augen —

Theano. Ew'ge Götter!
Der Myron — sieh, da gehen seine Freunde —

(Zu Adrast und Elpenor, die im Hintergrunde über die Bühne gehen.)

Herbei, Adrast, Elpenor! Hier der Mann
Bringt Kunde, Myron sei gefangen,
Von wilden Tectosagen fortgeschleppt!

Adrast. Wie, sprichst du wahr?

Elpenor. Und wie geschah es, rede!

Lykon. Unfern der Küste war's: ich macht' im Walde
Mir Segelstangen für mein Boot zurecht,
Da kam ein Mann des Weges, schwer beladen:
Ich stand vom Busch verdeckt, und jener streckte
Sich etwa einen Bogenschuß vor mir

Zu raſten hin ins Moos, da plötzlich wird
Es laut im Dickicht, und wie Wolfsgeheul
Tönt gellend rings der Schrei der Tectoſagen.

Polydor (für ſich). Das habt ihr gut gemacht, ihr Rachegötter!

Aktäa (mit einer Magd auf der Schwelle ihres Hauſes erſcheinend und die Stufen hinabſteigend). Da ließ ſie wieder ſorglos, wie ſie pflegt,
Den Rocken ſtehen! Schaff ihn du ins Haus!

Lykon (zu Theano, Adraſt und Elpenor).
Mich barg der Buſch, doch jener mußte dran,
Und ausgeplündert ward des Alten Habe! —

Aktäa (zur Magd, die indes den Rocken ergriffen).
Auch hier das Körbchen nimm —

(Die Magd geht mit Rocken und Körbchen ins Haus.)

Lykon. Sie fragten ihn
Dann, wer er ſei, und als nun jener ſprach,
Er ſei ein Waffenſchmied, da jauchzten ſie,
Sich ihres Fanges freuend: Der muß mit!
Und trieben ihn, des graue Haare kläglich
Im Winde flatterten, gebunden hin
Des Weges —

Aktäa (die indes, der Magd folgend, die Stufen zum Hauſe hinaufgeſchritten, auf der Schwelle plötzlich innehaltend). Graue Haare?
Ein Waffenſchmied — gebunden — fortgetrieben —
Wer war der Waffenſchmied? —

(Von der Stufe herabſteigend.)

Sprecht — ſag' ich, redet,
Wer war der Mann?

Lykon (nach einer Pauſe zu den übrigen, die geſenkten Blickes daſtehen).
Iſt das des Myrons Weib?

Aktäa. Des Myrons Weib, ihr Götter! Myron wäre —
Nein, nein — Was ſteht ihr ſtumm? Sagt: Nein, es iſt
Nicht Myron — Redet, ſag' ich —

(Nach einer Pauſe aufſchreiend.)

Wehe mir!

Adraſt. Sie ſinkt! —

Elpenor. Sie ſchlägt zu Boden!

Theano (die Sinkende unterſtützend). Rettet, helft!

Polydor (für ſich). Die hat ihr Teil! Nun bleibt das Mädchen noch!

Amyntas (der mit andern Männern und Frauen auf Theanos Ruf herbeigeeilt). Gefangen, ſagt ihr — Myron —

Theano. Kommt doch, helft
Die Unglückſelige ins Haus mir bringen! —

(Theano und mehrere Frauen bringen die halbohnmächtige Aktäa ins Haus.)

Amyntas. Und Tectoſagen führten ihn hinweg?
Lykon. Ja, Tectoſagen, und drei Wochen ſind's,
Daß, wie ſie pflegen, aus der Heimat Bergen
Ein Haufe dieſer zott'gen Schlingel brach,
Das Land verwüſtet, Wandrer überfällt,
Und Huf und Klauen wegtreibt von den Triften,
Und dieſe waren's, die auf Myron ſtießen.
Parthenia (aus dem Hauſe ſtürzend und raſch auf die um Lykon verſammelte Gruppe zueilend). Wo iſt der Mann, der dieſe Kunde brachte?
Du biſt es — ſprich! — Iſt's Wahrheit?
Sahſt du ſelbſt —
Lykon. Zehn Schritt kaum kamen ſie an mir vorbei,
Der Alte und die jubelnden Barbaren.
Parthenia. Und du entkamſt und er —
Lykon. Ich ſtand im Buſch,
Ein einzelner und wagt' mich nicht zu regen;
Erſt als der Haufe ganz vorüber war,
Da wandt' ich mich zur Flucht! Der Alte aber
Ward mein gewahr und rief mir flehend nach:
Ich bin der Myron von Maſſalia,
Der Waffenſchmied! Um aller Götter willen,
Geh hin und ſag daheim, daß ſie mich löſen!
Der Wilden einer aber ſchrie mir zu:
Ja, lauf nur, lauf und will ihn einer löſen,
Der zähl' uns dreißig Unzen Silber auf;
Das gilt der Mann! — So lief ich meiner Wege,
Und jene zogen den Cevennen zu!
Parthenia. Und er gefangen! — Nein — Weg, feige Tränen!
Klar ſei mir Auge, Seele ſei mir Stahl!
Sie zogen, ſagſt du, den Cevennen zu,
Sie fordern Löſegeld! Verſchuldet zwar
Sind Haus und Acker, doch uns bleiben Freunde —
Polydor (für ſich). Bar Geld wär' beſſer —
Parthenia. Ihr, ihr helft, Adraſt!
Amynt! Ihr wuchſt mit ihm heran, ihr teiltet
Mit ihm der Kindheit Spiel, des Alters Sorgen,
Ihr rettet ihn; ihr könnt es, ihr ſeid reich;
Ihr wollt es, ihr ſeid gut! Sprecht, edle Männer,
Sagt: Ja! Ihr ſtreckt das Löſegeld uns vor!
Adraſt. Ich, dreißig Unzen! Wollten doch die Götter,
Ich hätt' ſo viel erſpart für meine Kinder.
Amyntas. Das Meer trägt all mein Gut, und wer mag bauen

Auf Flut und Winde! Ich bin arm vielleicht,
Indem ich rede!
Polydor (für ſich). Ja, die guten Freunde!
Parthenia. Erbarmt euch, daß die Götter eurer ſich
Erbarmen, daß dein Schiff den Hafen finde,
Daß deine Kinder nie der Knechtſchaft Joch,
Der Armut Bürde drücke! Rettet, laßt
Der Mutter Gram, mein Flehen euch erweichen!
Adraſt. Laß ab! — Vielleicht, daß ſpäter — aber jetzt
Erwarte nichts von mir, ich kann nicht helfen!
Parthenia. Ihr großen Götter!
Amyntas. Ja, die Zeit iſt ſchwer;
Und jeden drückt die eigne Laſt genug!
Parthenia. O Kindermärchen, Freundſchaft!
Stimme des Herolds (außer der Bühne). Platz,
Ihr Bürger, dem Timarchen!
Parthenia. Fahrt ihr hin!
Was fleht ich auch zu euch! Die Mutter wacht;
Maſſalia wird ihre Kinder ſchützen!
Herold (mit einem weißen Stabe, links im Hintergrunde der Bühne auftretend).
Platz, ſag' ich, dem Timarchen!
Parthenia (zu den Füßen des Timarchen ſinkend, der dem Herold in Begleitung einiger Ratsherren folgt). Rettung, Hilfe!
Herold (den Stab ſchwingend). Zurück!
Timarch. Nein, laß! Du aber Mädchen, ſprich,
Weshalb begehrſt du Hilfe?
Parthenia. Rette! Myron,
Der Waffenſchmied — mein Vater — im Gebirge —
Die Tectoſagen führten ihn hinweg —
So rett' ihn du aus ſeiner Knechtſchaft Banden!
Timarch. Sehr dauert mich des wohlverdienten Mannes,
Doch ihn zu retten —
Parthenia. Laß die Hörner tönen!
Zu ihren Schwertern laß die Bürger greifen —
Hat alle doch er ihnen ſie geſchmiedet;
Und edler Stahl und gute Klingen ſind's —
Maſſalias Macht biet' auf für ſeinen Sohn,
Jag' ihren Raub den wilden Räubern ab,
Und gib ihn frei der freien Heimat wieder!
Timarch. Das geht nicht an; denn alte Satzung wehrt's
Aus jener Zeit her, wo gegründet kaum
Maſſalia mit den wilden Küſtenvölkern
Im Kampf noch um ſein junges Daſein lag;

Da ward beliebt, damit die Sorge nicht
Um einzelne die Wohlfahrt aller störe,
Und Vorsicht keckem Mute sich verbinde,
Massalia schütze seine Bürger nur
So weit der Schatten seiner Mauern reicht!
Und da ihn Myron überschritten —

Parthenia. Gnade,
Laß Gnade walten — (aufspringend)
Nein, nicht Gnade, Recht,
Mein Recht gewähr' mir! Steht Massalia
Nicht fest gegründet, reicht gebietend nicht
Sein Arm weit über seiner Mauern Schatten?
So brauch' es seine Macht! Was sind Gesetze,
Die Zwang und Fessel sind, statt Wehr und Waffen?
Er ist gefangen, mach' ihn frei, Timarch!

Timarch. Es geht nicht an! Wer einen Stein verrückt
Am Bau des Rechtes, wirft das Haus zusammen;
Sieh selber zu, ich kann nicht helfen!
(Er wendet sich abzugehen.)

Parthenia (zu seinen Füßen sinkend.) Bleib!
Erbarmen!

Timarch. Bei den Göttern wohnt Erbarmen;
Auf Erden wohnt das Recht, und ich will's wahren!
Gib Raum!

Herold. Platz, sag' ich, dem Timarchen!
(Der Timarch mit seinem Gefolge geht im Hintergrunde der Bühne rechts ab.)

Parthenia (nachrufend). Gnade!
Weh' mir! Kein Ohr, das meinen Jammer hört!
(Sie verbirgt kniend das Gesicht in beide Hände.)

Polydor (die Hände reibend, für sich).
Ich kann nicht helfen! Einen Kuß dafür,
Du Goldmann, daß du sprachst: ich kann nicht helfen!

Elpenor. Ich stehl' mich weg! Ihr nützen kann ich nicht,
Und ihre Tränen zehren mir am Herzen!
(Er geht im Gespräch mit mehreren der Umstehenden ab, von denen schon früher ein großer Teil dem Timarchen nachströmte.)

Adrast. Komm, folg' mir, Fischer! Herberg' geb' ich dir,
Und Botenlohn! Ihr aber, Freunde, kommt,
In meinem Hause ruhig zu erwägen,
Was frommen mag im Drange solcher Nöten!
(Er geht mit Amyntas, Lykon und den übrigen Anwesenden rechts im Hintergrunde der Bühne ab, so daß Parthenia, in der Mitte der Bühne mit verhülltem Antlitz knieend, allein mit Polydor zurückbleibt.)

Polydor (der ſich dem Hauſe des Myrons gegenüber auf den zu einem Hauſe hinaufführenden Stufen mit übereinander geſchlagenen Beinen hingeſetzt hat).
Recht, geht nur, geht! Jetzt kommt die Reih' an uns,
Und treffen will ich ſie, daß ſie's gedenke!
Parthenia (das Antlitz emporrichtend und umherblickend).
Fort, alle fort! — Sie fliehen meine Nähe;
Kein Arm, der Beiſtand, der mir Hilfe böte! —
Unglück geht, ahn' ich, ſeinen Weg allein! —
(Aufſpringend.)
Und dennoch find' ich Hilfe, muß ſie finden!
Ich will zu Polydor —
Polydor. Zu Polydor?
Ei, biſt du krank, ſo bittres Kraut zu ſuchen,
Als dir ſein Anblick iſt?
Parthenia (für ſich). Nun helft, ihr Götter,
Und ſchmelzt in Demut mir der Seele Stolz!
(Laut.)
Im Staube ſieh mich hier zu deinen Füßen —
Polydor. Ei ſeht doch, ſeht, im Staub zu meinen Füßen!
Parthenia. Vergiß, vergib und löſe mir den Vater!
Als Sklavin will ich mich zum Dienſte dir
Verdingen —
Polydor. So!
Parthenia. Will treulich Haus und Hof
Und Gut dir wahren und dein Alter pflegen,
Und deine Kinder hüten —
Polydor. Seht doch, ſeht!
Das alles tätеſt du — das alles — wirklich —
Parthenia. Das alles und noch mehr! Gewähre du
Nur eines, löſe mir den Vater!
Polydor (aufſtehend). Ei!
Und dreißig Unzen, denk' ich, fordern jene;
Nein, nein! Das käm' zu hoch! Ich bin ein Mann,
Der guten Rat befolgt, und ſieh', ſo will
Ich denn nach deinem Rat für meine Kinder
Mir einen Pädagogen kommen laſſen,
Und will mein Haus mit Schloß und Riegel wahren,
Und werd' ich krank, ſo will ich Kräuter kaufen
Dort an der Ecke bei der Hökerin;
So denk' ich es zu halten; du, mein ſchönes Kind,
Du löſe deinen Vater, wie du kannſt!
Verdinge dich als Sklavin dem Barbaren,
Mach' was du willſt, nur eines bitt' ich dich,

Mein Stachelröschen, mich laß aus dem Spiel!
(Für sich.) Jetzt hat sie's hin und mag sie dran gedenken.
(Er geht rechts im Vordergrunde der Bühne ab.)

Parthenia (die während der letzten Rede Polydors aufgestanden und von ihm weggetreten ist.) Geh hin und freu' dich nur und denke, daß
Verzweiflung mich erfaßt, und daß dein Hohn
In Wahnsinn stürzt die hoffnungslose Seele,
Doch ist's nicht so! Die Menschen fliehen mich,
Die Götter aber sind zu mir getreten,
Und schwellend füllt ihr Anhauch mir die Brust
Mit jenem Mut, der alles überwindet,
Mit jenem Mut, der seiner Kraft bewußt,
Kein Ziel unnahbar seinem Fluge findet.
O Tor, der meinen Schmerz zu stacheln kam,
Die Götter hießen so zu mir dich sprechen:
Du zeigtest mir der Rettung dunkle Bahn,
Du lehrtest mich des Vaters Fesseln brechen!
Hinweg, hinweg! Die Nacht sinkt dunkelnd nieder;
Bett' andern sie zur Ruh' die müden Glieder,
Parthenia, auf! Dein Tagewerk beginnt! —
Die Mutter aber —

Theano (die während der letzten Worte Parthenias aus dem Hause getreten).
Nun, es ist vorüber;
Sie liegt jetzt ruhig hin, und labend senkt
Sich Schlummer, scheint's, dem müden Haupte nieder —

Parthenia. Und mög' er lang' die Seele ihr umdämmern!

Theano. Komm denn hinein, den Trank ihr zu bereiten
Aus Bilsenkraut und würzigem Nepenthe!

Parthenia. Ich weiß ein kräft'ger Kraut und geh' es holen!

Theano. Wie, jetzt? — Es dunkelt —

Parthenia (die Hand auf dem Herzen). Klar und hell ist's hier!

Theano. Und du — allein?

Parthenia. Die Götter sind mit mir!

Theano. Jetzt Kräuter suchen! Nein, du bist von Sinnen!
Du sollst nicht, sag' ich —

Parthenia. Wache du bei ihr;
Mich aber führt der Seele Drang von hinnen!
Ist's Wahrheit, was des Geistes Auge sah,
So liegt das Ziel, so liegt die Rettung nah,
Und alles wag' ich, alles zu gewinnen!

Theano. Wohin — Was soll das — Bleib — Parthenia!
(Indem sie Parthenien nacheilt, fällt der Vorhang.)

Zweiter Akt.

In den Cevennen. Wald, dichtes Laubgewölbe; wo das Gebüsch sich lichtet, Aussicht auf wilde Felspartien. Im Hintergrunde links ein halberloschenes Feuer, über demselben ein Kessel; mehrere Tectosagen, in Tierfelle gekleidet, schlafend im Kreise herumgelagert; daneben Speere, Helme, Schilde, umgestürzte Becher und Krüge unordentlich auf einen Haufen zusammengeworfen: im Hintergrunde rechts einige Zelte aus Tierhäuten.

Im Vordergrunde rechts liegen Ambivar, Novio und Trinobant um einen Felsblock herum und würfeln. Links in der Mitte der Bühne schläft Ingomar unter einem Baume, an dessen Stamm sein Schwert und sein Schild lehnen; in einiger Entfernung von ihm sitzt Myron auf der Erde.

Ambivar. Ein Auge mehr; mein ist der Einsatz!
Trinobant. Wetter!
Das nenn' ich Glück.
Novio. Nun ist die Reih' an mir!
Ambivar. Was gilt's?
Novio. Ich hab' daheim ein schwarzes Füllen,
Zweijährig, flüchtig wie der Wind! Gilt's?
Ambivar. Topp!
Ich setz' zwei fette Hammel dir dagegen. (Sie würfeln.)
Myron. Mir ist, als wär's ein Märchen! Erst verschlangen
Wie Wölfe gierig sie das derbe Mahl,
Dann tranken sie sich braunen Metes voll;
Jetzt klappern die mit Würfeln, jenen aber
Lähmt Trunkenheit die ungeschlachten Glieder,
Und Schlaf drückt bleiern ihre Augen zu.
Und ich, der Sklave dieser tierischen
Barbaren; gestern noch Massalias Bürger,
Ein freier Mann, und heute —
Ingomar (in unruhiger Bewegung im Schlafe sprechend).
Nach! Setzt nach!
Novio. Met, Sklave, Met!
Ambivar (würfelnd). Da liegt's! Mein ist das Füllen!
Trinobant. Zehn Augen!
Novio. Blitz und Brand!

Myron (für sich). All' meine Habe
Genügte nicht, vom Joch mich loszukaufen;
Auch bin ich hoch in Jahren! Wär' ich jung,
Ich faßte Mut, versuchte zu entrinnen!
So bleibt mir keine Rettung, keine —
Novio (zu Myron, mit der Faust drohend). Met!
Ich säg' die tauben Ohren dir vom Schädel;
Met, Sklave, Met!
Myron (hastig einen Krug ergreifend und Novio hinreichend).
Hier, hier ist Met.
Ambivar. Nun weiter!
Was gilt es, Trinobant?
Trinobant. Mein Armband hier!
Ambivar. Mein Wehrgehäng dagegen! Gilt es?
Trinobant. Gilt!
Myron (mit dem Kruge sich entfernend).
O wär' dies Gift, wie gerne tränkt' ich euch! —
Kein Ausweg, keiner! — Zwar der Polydor,
Adrast, Amynt, Elpenor, meine Freunde,
Gewiß, sie denken mein, sie lösen mich!
O! täuscht nicht, Götter, meine Zuversicht,
Führt gnädig in die Heimat mich zurück
Und laßt mich sterben in der Stadt der Väter!
Ingomar (im Schlafe sprechend).
Nach! Nach! Schlagt tot, schlagt tot! (Er erwacht.)
Wie, träumt' ich? Schade.
Entschieden war der Kampf, der Tag war unser!
Wie liefen sie! Was gab es nicht für Beute,
Wie viel Gefangne! Und nun war's ein Traum
Und ist dahin! — Wo nur Alastor bleibt?
Trinobant. Verloren! Nun, für heute hab' ich's satt.
Ambivar. Noch eins!
Trinobant. Ein andermal.
(Er steht langsam auf und nähert sich Ingomar.)
Ambivar. Und du?
Novio. Nun gut!
Ambivar. Ich wag' mein letztes Beutestück daran,
Das Allobrogerweib —
Novio. Und ich dagegen
Dies Schwert, von jenem Sklaven dort erbeutet.
Myron (für sich). Mein Schwert, sie würfeln um mein blankes Schwert!
So wohlfeil dacht' ich nicht es loszuschlagen;
O daß sein Stahl in ihren Herzen wühlte!

Ingomar (der indes aufgestanden und sich Samo genähert hat).
Auf, sag ich, Samo, auf!
Trinobant (hinzutretend). So schlafen Tote! (Samo aufrüttelnd.)
He, Samo, auf!
Samo (sich schlaftrunken aufrichtend). Ist's Zeit zum Nachtmahl?
Ingomar. Nein.
Die Rinder heimzutreiben von der Weide,
Die letzthin wir erbeutet, ist es Zeit:
Und also reibt den Schlaf Euch aus den Augen!
Fort, sag' ich, fort!
Ambivar (während Samo, Trinobant und die übrigen allmählich erwachten Tectosagen sich im Hintergrunde der Bühne entfernen).
Mein Wurf war besser!
Novio (sich ebenfalls erhebend). Nein,
Der meine war's.
Ambivar. Du lügst!
Novio (ihn bei der Brust packend). Hund, spielst du falsch?
Ambivar (sein Handbeil schwingend). Hund — Hunde beißen!
Myron (für sich). Schlagt zu, erwürgt euch, freßt euch auf wie Spinnen!
Ingomar (der indes in den Vordergrund der Bühne getreten).
Was soll das?
Novio (mit Ambivar ringend). Meuchlerischer Schuft!
Ingomar (sie gewaltsam auseinander drängend). Laßt ab!
Novio. Wer wagt es —
Ingomar. Ich! — Ihr wähltet mich zum Führer,
So haltet Frieden, ich gebiet' es euch!
Novio. Gib Raum!
Ambivar (das Beil schwingend). Sein Herzblut oder deins!
Ingomar (drohend). Zurück!
Ein Schritt noch, und ich send' euch zu den Schatten!
(Novio weicht zurück, Ambivar läßt das gehobene Beil sinken.)
Ingomar. Noch einmal, geht! Erklimme, Novio,
Den Fels dort, nach Alastor auszuschauen;
Du brauch dein Beil und fällt uns Holz zum Nachtmahl!
Fort, sag' ich —
Ambivar (für sich hinmurmelnd). Gut, die Zeit wird kommen! — Gut!
(Novio und Ambivar gehen zu verschiedenen Seiten ab.)
Ingomar (ihnen nachblickend).
Trotz bieten, mir? Beim Blitz des Himmels! — Doch
Fahrt hin! Euch Prahler treib' ich noch zu Paaren,
Und kömmt kein stärkrer, als ihr beide seid,
So ist die Stunde, die mich zwingt, noch weit,
Und unbesiegt zum Himmel werd' ich fahren! —

Was wollt' ich nur? Ja, trinken wollt' ich! Sklave,
Den Metkrug her!

(Nachdem er getrunken, Myron den Krug zurückstellend.)

Das war ein Trunk, das labte!

(Sich auf den Felsblock hinstreckend, auf dem früher gewürfelt wurde.)

Und nun erzähl' mir, Sklave, was es sei,
Und kürze mir die Zeit.

Myron. Ich dir?

Ingomar. Sag' an
Vorerst, wie nennst du dich?

Myron. Ich — Myron, Herr!

Ingomar (ihm nachspottend).
„Ich, Myron, Herr!" das zirpt wie Hänflingsbrut
Im Nest und sieht so sauer drein, als wär's
Beim Schlehenbusch zu Gast gewesen! Sprich,
Was hast du? Ei, gab's etwa Geißelhiebe,
Indes ich lag und schlief? —

Myron (erschrocken). Wie, Geißelhiebe?

Ingomar. Sie schlugen dich?

Myron. Nein, Herr!

Ingomar. Bei allen Göttern,
Was greinst du also, blöder Alter? Rede!
Du hast hier Speis' und Trank vollauf: du ruhst
Zur Nacht auf weichem Moos, und sind wir erst
Daheim, wird eine Schmiede dir erbaut;
Da schaffst du dann, und hämmerst wie zuvor,
Und lebst wie vor! —

Myron. Und rechnest du für nichts,
Der Freiheit zu entbehren?

Ingomar. Freiheit! Wie?
Es macht mich lachen! Freiheit missest du?
Du hattest sie nicht mehr, als wir dich fingen,
Denn Alter zwang dich lähmend schon ins Joch;
Stark ist nur Jugend, und nur Kraft ist frei! —

Myron. Und ist es, wie du sagst, lähmt Alter mir
Die Kraft; wer wird bei euch mich warten, pflegen?

Ingomar. Dich pflegen? Wächst ein Kraut, das Alter heilte?
Wir wissen besser, was der Krankheit taugt;
Bei uns daheim, wird einer alt und siech,
So geht er in den Wald, nimmt für drei Tage
Sich Speise mit, legt unter einem Baum
Aufs Moos sich hin, zehrt seinen Vorrat auf,
Und nach drei Tagen geht er zu den Göttern!

Myron. Und ihr seht zu? Ihr wehrt nicht ab? Es läßt
Der Sohn den Vater —
Ingomar. Sterben! Warum nicht?
Wenn seine Stunde kam, was sollt' er leben,
Sich selbst zur Qual, den Seinigen zur Last?
Kraft ist des Lebens Inhalt; wenn sie flieht,
So ist es uns ein Schwertgriff ohne Klinge,
Ein leerer Köcher, und wir werfen's weg!
Myron. Im Walde, nach drei Tagen — Grauenvoll!
Ich also, schwände mir die letzte Kraft,
Ich müßte auch —
Ingomar. Du nicht, du bist ein Sklave,
Und dein Geschick verhängt die Willkür des,
Der dich erwirbt als seinen Teil des Fanges;
Doch mag auch sein, du fällst als Beutestück
Durch's Los den Göttern zu, und opfernd trifft
Im Kreis der heil'gen Steine dich das Beil!
Myron. Das Beil! Weh mir! Das Opferbeil! — Ich fühle
Den Stahl im Nacken! Wehe mir!
Ingomar. Der tut,
Als wär' die Welt nicht, wenn nicht er drin lebte!
Myron. O schützt mich, ihr, der Heimat milde Götter!
Massalia, weh' mir, daß je mein Fuß
Hinausschritt über deines Tores Schwelle,
Daß töricht je —
Ingomar. Schweig', sag' ich, schweige! Sei
Du feig für dich, doch füll' mein Ohr nicht an
Mit deinen Klagen —
Myron (zurückweichend). Ich — ganz recht — ich schweige!
Ingomar (für sich). Es mögen Männer sein in seinem Volke,
Doch der ist keiner! — Sklave!
Myron. Herr!
Ingomar. Sei klug,
Und fürcht' dich nicht! Das Los wird dich nicht treffen,
Und schmiedest du uns tücht'ge Schwerter nur,
Tust deinen Dienst, und lebst nach unserm Sinn,
So soll's bei uns dir noch gefallen —
Myron. Mir
Gefallen —
Ingomar. Tor, du liebst so sehr das Leben,
Du klagst um Freiheit und du kennst sie nicht!
Bei uns ist Freiheit, Freiheit ist im Freien,
Im Walde wohnt sie, auf den Bergen weht

Ihr Atemzug! Und Leben — lebt denn ihr?
Wie's uns gefällt, bald dort daheim, bald hier,
Für heut nicht sorgen, noch für morgen sparen,
Jagd, Zechgelag, Gefechte und Gefahren,
Das nenn' ich leben, das ist eine Lust,
Das macht die Adern schwellen, hebt die Brust!
Ihr aber dort in euern dumpfen Mauern,
Ihr habt das Leben nur, es zu vertrauern.

Myron. Ich ward in ihrem Umkreis, Herr, geboren;
Dort wohnt Vertrag und Recht, Gesetz und Ordnung —
Ein treues Weib und eine liebe Tochter,
Das Beste, was auf Erden ich erwarb,
Besitz' ich dort — besaß ich, sollt' ich sagen —

Ingomar. Nun, Tränen gar! Hinweg, aus meinen Augen!
Um Weiber, Tränen? Bist du selbst ein Weib?
Was sind denn Weiber — eitel üppig Volk,
Geboren zu gebären und zu dienen!
Das wirft verbuhlte Blicke, kaum noch reif,
Das kauert um den Herd und füttert Kinder,
Das salbt sein Haar und spiegelt sich im Bach!
Wär' ich ein Gott und hätt' die Welt zu schaffen,
Mir dürft' kein Weib sein, kein's! — Wir nehmen Weiber,
Wie man ein Bad nimmt, wenn die Sonne heiß;
Und du — um Weiber weinen! Fort, hinweg,
Aus meinen Augen!

Myron. Herr, du zürnst; doch wärst
Du gestern noch ein freier Mann gewesen,
Und wärest heut gleich mir, der Heimat fern,
Ein armer Sklave —

Ingomar. Ich — ich wär' kein Sklave!

(In der Ferne wird ins Horn gestoßen.)

Still, horch! — Das ist Alastors Horn! Sie sind's,
Sie kommen!

(Zu Novio, der im Hintergrunde der Bühne auftritt.)

Sind sie's? Rede!

Novio. Ja; sie ziehen
Die Talschlucht dort herauf: Alastor aber,
Vorausgeeilt den andern, klimmt behende
Den Abhang schon heran. Da ist er!

(Alastor tritt rasch im Hintergrunde der Bühne auf: nach und nach erscheinen auch Gamo, Trinobant, Ambivar, und andere Tectosagen, und treten allmählich in den Vordergrund.)

Alastor. Ja!
Da bin ich; aber beſſer wär's geweſen,
Ich hätt' des Weges Mühen mir erſpart!
Ich komm' mit leeren Händen!
Ingomar. Sprichſt du wahr?
Die fetten Herden, die Avenios Bürger
Alljährlich ins Gebirg' zur Weide ſenden —
Alastor. Ich ſah nicht eine Klaue.
Ingomar. Schlimm genug!
So bringſt du —
Alastor. Nichts! Doch ja! Eins bracht' ich auf,
Ein ſchmuckes hübſches Ding von Mädchen.
Novio. Wie,
Ein Weib!
Ingomar. Ein Weib, das war des Ganges wert!
Ambivar. Wie kamſt du zu dem Fang?
Alastor. Er lief von ſelbſt
Uns zu! Wir lagen lauernd im Gebüſche!
Da rauſchten fernher Schritte, Stimmen ſchallten,
Und jene kam, des Pfades Steingerölle,
Der Sonne Brand nicht achtend, raſch des Weges.
Nun brechen wir heraus! Der Knabe, der
Ihr Führer war, entflieht; ſie aber weicht
Zurück, und unſre ausgeſtreckten Arme
Abwehrend mit der Hand, beginnt ſie: „Steht,
Euch ſuch' ich! Seid ihr Tectoſagen?"
Trinobant. Ei,
Das Mädchen, ſagſt du?
Novio. Nun, und ihr?
Alastor. Wir lachten;
Du ſuchſt uns, ſprachen wir; nun haſt du uns,
Nun biſt du unſre Beute. Aber ſie
Zornglühend reißt ſich los aus unſern Händen:
„Nein, ruft ſie drohend, nein! Nicht eure Beute!
Ich bring' für euren Sklaven Löſegeld,
So hab' ich frei Geleite!"
Myron (für ſich). Löſegeld
Für ihren Sklaven!
Ingomar. Bringt ſie Löſegeld,
So ſprach ſie wahr, ſo hat ſie frei Geleite.
Alastor. Mit einem Wort, wir ließen uns herbei,
Des Weges ſie zu Ingomar zu weiſen,
Zu unſrem Führer, und ſie folgte uns,

Das heißt, sie ging voran beschwingten Schrittes,
Und wir kopfschüttelnd trabten hinterdrein.
Trinobant. Ei, die hat Herz im Leibe!
Ingomar. Doch sag' an,
Für welchen Sklaven bringt sie Lösegeld?
Alastor. Für Myron, sprach sie, von Massalia.
Ingomar. Für den!
Myron. Ihr großen Götter!
Ingomar. Nun fürwahr,
Kein Ding so schlecht, es findet seinen Käufer.
Myron. Frei! Lösegeld! Massalia wiedersehen!
Ihr Götter, laßt mich nicht von Sinnen kommen!
Und du — o sprich! Nicht wahr? Ihr Haar ist dunkel,
Das Auge hell und klar und schlank die Glieder,
Die Stimme süß wie Nachtigallensang,
So süß — o sprich — Nicht wahr, es ist mein Kind? —
Alastor. Da sieh es selbst!
(Parthenia tritt im Hintergrunde der Bühne, umgeben von mehreren Tectosagen, auf.)
Myron. Parthenia, mein Kind!
Mein liebes, teures Kind! Du bist es! Ja,
Dein Auge strahlt mich an! Nun hab' ich dich,
Nun hab' ich alles wieder! Dacht' ich's doch,
Wenn mein Parthenion mich lösen kann,
Sie tut's! Sie hat's getan!
Parthenia. Mein teurer Vater!
Ingomar. Da weint er wieder! Nun, beim Donnergott,
Der Bursche ist wie eine Regenwolke.
Alastor. Genug der Tränen, des Geflüsters, Weib;
Du suchtest Ingomar; hier ist er, rede!
Parthenia (vor Ingomar knieend).
Laß denn ein Kind zu deinen Füßen, Herr,
Um seines greisen Vaters Freiheit flehen!
Uns ist er alles und was nützt er euch,
Ein Mann, wie er, gebrechlich, hoch in Jahren;
O schenkt mir gnädig, was euch wertlos ist —
Novio. Wie? Schenken —
Ambivar. Ei, ist das ihr Lösegeld?
Alastor. Umsonst will sie ihn haben!
Ingomar. Weib, dein Vater
Ist unser aller Sklave; wär' er mein,
Ich schenkt' ihn dir, des Griesgrams los zu sein;
Doch ist's nicht so, und also hoffe nicht,

Mit ſchlauem Wort uns ſchmeichelnd zu berücken,
Und flehteſt du —

Parthenia (raſch ſich erhebend). Genug, ſpar' deinen Atem!
Die Götter wollen's! Nehmt denn Löſegeld!

Ingomar. Und welches bieteſt du?

Parthenia. Mich ſelbſt!

Myron. Du raſeſt —

Ingomar. Dich ſelbſt?

Parthenia. Ein grünes Leben für dies welke,
Für Alter Jugend, friſche Kraft für Schwäche,
Das biet' ich euch; ſagt: Ja! und gebt ihn frei!

Myron. Du ſollſt nicht — Nein! —

Ingomar. Dein Vater ſchmiedet Waffen,
Und kann uns nützlich ſein; du aber biſt
Ein Weib!

Parthenia. Du meinſt, ich wär' euch nur zur Laſt?
Das glaubt nicht. Spinnen kann ich, zierlich weben,
Gewänder weiß ich anzufertigen
Und leckere Gerichte zu bereiten;
Des Saitenſpieles bin ich kundig, auch
Gar ſchöne Märchen weiß ich zu erzählen,
Und ſüße Lieder, euch in Schlaf zu ſingen;
Auch bin ich ſtark, geſund an Leib und Seele,
Und immer froh und heiter war mein Sinn!

Ingomar. Nun, das tut not! Dein Vater konnt' nur weinen!

Parthenia. Sagt: Ja! Der Tauſch ſoll euch nicht reuen!

Myron. Nein,
Sie raſet, hört ſie nicht!

Ingomar. Du dorten, ſchweig!
Und ihr, was meint ihr? Sprecht!

(Er tritt mit den übrigen Tectoſagen links in den Vordergrund der Bühne, ſo daß Myron und Parthenia rechts im Vordergrund allein bleiben.)

Myron (während ſich Ingomar mit den Tectoſagen leiſe beſpricht, zu Parthenia). Unſelige,
Was tateſt du? So willſt du mich befreien?
Ich aber — gält's mein Leben — ich will nicht!
Wie, wußten Polydor, und wußten, rede,
Die andern alle dir nicht beſſern Rat?

Parthenia. Nicht Rat noch Hilfe war bei deinen Freunden!

Myron. Maſſalia aber, der Timarch, des Rates
Erlauchte Glieder?

Parthenia. Taub war jedes Ohr;
So komm denn ich und breche deine Ketten —

Myron. O hätt' ich dieſe Stunde nie erlebt!
Denn beſſer wär dir in des Drachen Höhle,
Als hier zu ſein bei dieſen, die Natur
Schuf menſchlich nur zum Spott, bei ihnen, die
Dem Hungertod preisgeben ihre Väter,
Die ihre Sklaven — ſchaudre, armes Kind! —
Als Opfer ihren Götzen ſchlachten!
Parthenia. Ei!
Mich werden ſie nicht ſchlachten!
Ingomar (während Myron und Parthenia leiſe zu ſprechen fortfahren).
Laßt ſie ziehen!
Wir haben Weiber nur zu viel daheim:
Der Alte ſchmiedet Waffen —
Trinobant. Doch er ſtirbt
Uns über Nacht und ſie iſt jung und lebt
Noch lange Jahre.
Rovio. So ein ſchmuckes Ding
Heimgehen laſſen! Gebt den Alten frei!
Ingomar. Sie ſind von Sinnen!
Ambivar. Hört, laßt beide uns
Behalten!
Ingomar. Nein, ſo rät ein Schuft! Sie kam
Auf Treu und Glauben, und ſie finde ſie!
Parthenia (während die Tectoſagen leiſe unter ſich zu ſprechen fortfahren).
Es iſt geſchehen, und ſo gib dich drein!
Die Mutter härmt ſich, trockne ihre Tränen!
Ich bin ja jung, leicht trag' ich, was dich drückte,
Und wo du ſtürbeſt, leb ich mutig fort!
Sei frei und laß mich bleiben!
Myron. Bleiben! Hier,
Wo Tod dein harrt, ja Schlimmres noch als Tod,
Gewalttat, Schmach, Verderben! Nimmermehr!
Eh' Götter, lehrt dies letzte Gut, entgangen
Der Räuber Gier, lehrt dieſen Dolch mich brauchen —
Parthenia (Myron in den Arm fallend und ihm den Dolch entwindend).
Mir gib den Dolch! Und nun zieh' ruhig hin;
Denn deiner würdig leb' ich, oder ſterbe! —
Doch dahin kommt es nicht; denn heimgekehrt,
Verſagt Maſſalia auch dir ſeine Hilfe,
Du wirbſt zum Beiſtand Fiſcher dir und Hirten,
Du führſt ſie an, ihr überfallt die Räuber —
Myron. Sprich leiſe — Freunde ſammeln — Überfall —
Ein Gott legt dieſes Wort dir auf die Lippen —

Ingomar (zu den Tectosagen).
Ihr wollt es so, und eure Wahl entscheidet!
(Zu Parthenia.)
Vernimm denn, Weib, erfüllt ist dein Begehren;
Wir nehmen dich als Lösegeld für jenen!
Er ziehe hin, du bleibst!
Parthenia. Habt Dank, ihr Götter!
Myron. Sie soll nicht, sag' ich! — Ich bin euer Sklave
Und will es bleiben, frei zur Heimat ziehe
Die Freie hin!
Ingomar. Wer fragt nach deinem Willen?
Wir wollen, daß du gehest, daß sie bleibe,
Und so zieh' hin!
Parthenia. Zieh' hin, du kehrst ja wieder,
Du lösest mich — O weck' nicht ihren Grimm!
Ingomar. Nun, soll's noch lange währen? Auf, Gesellen,
Und macht die steifen Glieder ihm gelenk!
Novio. Macht fort!
(Novio und Trinobant nähern sich Myron.)
Myron. Wollt ihr mein Kind aus meinen Armen reißen?
Trinobant (ihn packend). Komm; troll' dich, Alter!
Parthenia. Nein! Faßt nicht so rauh
Ihn an; er geht, freiwillig geht er! Fort,
O säum' nicht länger, geh!
Myron. Wohlan, es sei!
Ich gehe, doch ich kehre wieder —
Ambivar. Ei, das wäre!
Myron. Euch allen zum Verderben kehr' ich wieder!
Alastor. Das droht noch —
Ambivar. Schlagt ihn tot!
Ingomar. Nein, stäupt ihn fort,
Und laßt den Prahler laufen!
Einige Tectosagen. Fort mit ihm!
Andere. Hinweg, hinweg!
Myron (von den Tectosagen im stürmischen Gedränge fortgerissen).
Parthenia, mein Kind, leb' wohl!
Parthenia. Leb' wohl! Er geht! — Ich seh' ihn niemals wieder!
(Sie schlägt die Hände vor das Gesicht und bleibt heftig schluchzend im Vordergrund der Bühne stehen.)
Ingomar (der im Hintergrund der Bühne auf eine Anhöhe getreten, den Abgehenden nachblickend).
Der schreitet aus, der läuft! Bei allen Göttern!
Der Prahler, weiß ich, ruht nicht, bis daheim

Sein Haupt er birgt in seines Weibes Schürze. —
Es muß ein seltsam Ding doch sein, sich fürchten!
Ich hab' mich nie gefürchtet, und beim Himmel,
Ich möcht' fast einmal fühlen, wie es tut! —
Die Sklavin aber — seh' ich recht? Du weinst?
Ist das der heitre Sinn, mit dem du prahltest?
So hältst du Wort —

Parthenia (halb für sich). Ich seh' ihn niemals wieder!

Ingomar. So wollt' ich doch — Wie, tauschten wir für Übles
Das Schlimm're ein, für einen kind'schen Alten
Ein töricht, zaghaft, weinerliches Weib?
Genug der Tränen —

Parthenia. Ja, fürwahr genug;
Nicht, weil du sie verhöhnst, weil sie vergebens!
Ich will nicht weinen mehr! Bei allen Göttern,
Und wär' es bloß, um Lügen dich zu strafen,
(mit dem Fuße stampfend)
Ich will nicht, sag' ich, will nicht weinen mehr!

(Sie trocknet sich rasch die Augen ab und tritt in den Hintergrund der Bühne, wo später einige Tectosagen erscheinen, die während der nächsten Szene ab- und zugehen, sich beim Feuer zu schaffen machen, die Glut schüren, Holz zutragen usw.)

Ingomar (Parthenia nachblickend).
Das laß ich gelten! — Der zum mindesten
Hilft Unmut doch, den Jammer abzuschütteln;
Die regt sich doch und wehrt sich ihrer Haut!
Ich will nicht weinen mehr, das ist ein Wort,
Und hält sie's mannhaft, wie sie's ausgesprochen —
(Zu Parthenia, die indes zwei Krüge ergriffen und mit denselben im Vordergrund rechts abgehen will.)
Halt, Mädchen, halt! Wohin? —

Parthenia. Wo sollt' ich hin,
Als dort zum Bach, die Krüge auszuschwenken!
(Sie geht ab.)

Ingomar. Die Krüge — Nun, das mag wohl not tun — Ja,
Geh hin mit deinen Krügen — Wie, schon fort!
Das nenn' ich mir ein eigenwillig Ding;
Doch das hat Leben, das greift zu, das schafft,
Das rührt sich! Wir gewinnen bei dem Tausch;
Ich wollte nur, sie könnte Schwerter schmieden! —
Die Sonne steht noch hoch! Ich könnte jagen —
Doch nein — Ich seh' den Herden nach! — Noch besser,
Ich leg' mich hin und schlafe noch ein Stück:

Dann geht's zum Nachtmahl, und der Tag ist um,
Und morgen komme, was die Götter geben!

(Er geht auf den Baum zu, an dessen Stamm seine Waffen hängen, Parthenia kehrt mit den Krügen und einem großen Strauß von Feldblumen zurück; sie setzt sich auf den Felsblock rechts im Vordergrund, stellt die Krüge neben sich und fängt an, Kränze zu winden.)

Ingomar (plötzlich innehaltend und, ohne Parthenia zu bemerken, langsam in den Vordergrund zurückkehrend).
„Mich nehmt als Lösegeld!" Und wirft das Haupt
Zurück, als böte sie uns Tonnen Goldes;
Und wieder dann: „Ich will nicht weinen mehr!"

Ein trotzig Ding! Und das behagt mir eben!
Ich mag es leiden, wenn ein Roß sich bäumt;
Des Bergstroms Tosen lieb' ich, und das Meer,
Wenn seinen Schaum es schleudert an die Sterne:
Denn zahme Trägheit ist lebend'ger Tod,
Und Leben atmet nur der Kampf der Kräfte.
Doch sieh, da ist sie!

(Er nähert sich Parthenia und beugt sich dann, an den Fels gelehnt, zu ihr hinab.)

Ei, was schaffst du da?

Parthenia. Ich? — Kränze flecht' ich —

Ingomar. Kränze! — Ist mir doch,
Als hätt' ich sonst im Traum sie schon gesehen!
Doch ja — Mein Bruder, der als Knabe starb,
Mein kleiner Folko — ja ganz recht — das ist's!
Sie hat sein dunkles Haar, und seine Augen,
Und selbst die Stimme spricht bekannt zu mir.

Dies also nennt ihr Kränze, und wofür
Denn flichtst du sie?

Parthenia. Für diese Krüge.

Ingomar. Wie?
Was sagst du?

Parthenia. Ist's bei euch nicht Sitte? Wir
Daheim, wir lieben's, wenn um Schalen, Becher,
Und andres Trinkgeschirr sich Blumen schlingen.

Ingomar. Wir aber, Mädchen, achten nur darauf,
Daß Met die Krüge bis zum Rande fülle;
Drum laß und müh' dich nicht mit deinem Kranze;
Was nützt das Spielwerk?

Parthenia. Spielwerk! Nützen! Wie,
Muß alles nützen denn, selbst Kränze? Sie
Sind schön, das nützen sie. Ihr Glanz erfreut

Das Aug', ihr Duft erfrischt die Seele! Da,
Sieh her! —

(Aufspringend und den halbfertigen Kranz um einen der Krüge schlingend, den sie ihm dann hinhält.)

Läßt das nicht schön?

Ingomar. Beim Strahl der Sonne,
Das Ding gefällt mir! Dieses dunkle Grün,
Die hellen Blumen! — Ei, du mußt daheim
Auch unsre Weiber Kränze winden lehren!

Parthenia. Das lernt sich leicht! Bald flicht dein Weib dir Kränze,
So schön, wie ich! —

Ingomar. Mein Weib! Ich und ein Weib!

Parthenia. So hast du nicht gefreit?

Ingomar (auf sein Schwert schlagend). Das ist mein Weib;
Mein gutes Schild, mein Speer ist's! Mag, wer will,
Hinwerfen, was ihm gutes Glück erwarb,
Den Vätern ihre Töchter abzufeilschen,
Um Sklaven, Rinder oder rotes Gold,
Und Tags darauf des Kaufes Hast bereuen,
Ich weiß mir bessern Rat und bessre Ware!

Parthenia. Ihr großen Götter!

Ingomar. Ei, was starrst du mich
Verwundert an? Was hast du?

Parthenia. Wie? Ihr werbt
Mit Gold, mit schnödem Gold um eure Bräute;
Ihr kauft sie, tauscht sie ein, sie selber Sklaven,
Um Sklaven so wie sie! Ihr ew'gen Götter,
Sind Weiber Waren?

Ingomar. Wie gehabst du dich?
Ich denke, Weiber dienen allerwegen,
Und wir fürwahr, wir halten sie nicht streng!

Parthenia. Nicht? Tut ihr's nicht, ihr gnädigen Gebieter?
O lebte nur mein Geist in euren Frauen,
Nur einen Tag —

Ingomar. Gemach, was schmähst du uns?
Wir folgen unserm Brauch, wie ihr dem euren;
Denn ihr, ihr, scheint es, freit nach eigner Wahl
Und achtet nicht auf eurer Väter Willen!

Parthenia. Wir hören ihn, und folgen unsren Herzen,
Wir fallen nicht dem besten Anbot heim;
Uns all', Massalias freigeborne Töchter,
Uns bindet Neigung nur mit leichtem Band,

So duftig als der Kranz in meinen Händen;
Uns führt dem Freier nur die Liebe zu!
Ingomar. Die Liebe! Wie? Ihr freit aus Liebe? Ei,
Wie macht ihr das?
Parthenia. Aus Liebe freien?
Ingomar. Ja;
Ich hab' so manchen treuen Kampfgenossen,
Und herzlich lieb' ich manchen wackern Freund,
Doch freien, sagst du, und aus Liebe? Liebe —
Was ist das?
Parthenia. Was das ist? Die Mutter sagt,
Es sei das süßeste von allen Dingen,
Des Lebens Himmel; ich erfuhr es nie!
Ingomar. Du nicht? Gewiß nicht?
Parthenia. Nein, gewiß nicht!
(Den Kranz, an dem sie windet, wohlgefällig betrachtend.)
Doch
Sieh her! Wie schön! — Hier, hätt' ich sie, hier sollten
Hochrote Blumen her!
Ingomar. Dort flammen Blüten
Wie Purpur im Gebüsch!
Parthenia. Was sagst du? Dort!
Ach ja! — Welch' brennend Rot — die stünden herrlich!
Ach geh' doch, bitte, pflück' mir welche ab.
Ingomar (macht eine rasche Bewegung abzugehen, hält aber plötzlich inne).
Ich dir?
Parthenia. Doch brich mir nur die allerschönsten,
Die frischesten —
Ingomar (für sich). Der Herr der Sklavin dienen? —
Und warum nicht? Das arme Kind ist müde!
Parthenia. Wie, säumst du —
Ingomar. Nein, gleich sollst du Blüten haben,
So frisch und tauig, als der Busch sie beut!
(Er geht rasch links im Vordergrunde der Bühne ab.)
Parthenia (den Kranz vor sich hinhaltend und betrachtend).
So gut gelang mir's nie! — Der Kranz, fürwahr,
Soll reizend werden! — Reizend, und für wen?
Hier schmückt er keines Götterbildes Schläfe,
Hier blickt nicht lächelnd drauf die Mutter nieder;
Ich bin allein, verlassen! — Nein, hinweg,
Ich will nicht weinen mehr! Ich bin ein Weib,
Und hätt' ich Grund und Sehnsucht auch zu klagen,
Nein — daß ich feig, das sollen sie nicht sagen!

Ingomar (mit einigen Blütenzweigen auftretend und langsam über die Bühne hinschreitend, für sich).
Der kleine Folko, wenn nach Obst, nach Blumen,
Wenn irgend sonst ein Spielzeug er begehrte,
Und weinte: Bring' mir's doch! Ich will es haben!
Da mußt' ich's tun, ich wollt' nun oder nicht:
Und vieles, find' ich, hat sie von dem Knaben!
Da sind die Blüten!

Parthenia. Dank dir, Dank! Doch sieh,
Die taugen nicht! Du hast zu knapp am Stiel
Die Blumen weggebrochen —
(Sie wirft einige von den Blüten auf die Erde.)

Ingomar. Gut, ich will —

Parthenia. Nein, nein! — Der Zweig hier fügt sich — habe Dank!

Ingomar. Zum Dank erzähl' mir noch von deiner Heimat,
Und was noch sonst die Mutter dir gesagt!
Erzähl'; ich sitz' hier neben dir —

Parthenia. Nein, nein! — Nicht hier!
Du drücktest ja die Blumen mir zu nichte!

Ingomar (sich zu ihren Füßen hinsetzend).
Wohlan, ich sitze hier, und nun erzähle!

Parthenia. Und was denn soll ich dir erzählen?

Ingomar.
Ihr liebt und freit, wie Liebe kommt und geht,
Was Liebe ist, erzähl' mir! Bei den Göttern,
Mir ist das Wort, als wär's ein tiefer See,
Und auf den Grund hinunter möcht' ich schauen!

Parthenia. Wie Liebe kommt — die Mutter meinte, schnell;
Sie meinte — Reich' mir dort das Veilchen her! —
Lieb' komme, wie die Blumen, über Nacht;
Lieb' sei ein Feuer, das ein Blick entfacht,
Das Träume nähren, und Gedanken schüren;
Lieb' sei ein Stern, zum Himmel uns zu führen,
Ein grüner Fleck in dürrem Heideland,
Ein Körnchen Gold im grauen Lebenssand,
Und als die Götter, müde dieser Welt,
Sich flüchteten hinauf ins Sternenzelt,
Mitnehmend, was auf Erden sie besessen,
Da hätten sie die Liebe hier vergessen.

Ingomar (der den Blick nicht von Parthenia verwandt hat, nach einer Pause).
Ich faß' es nicht!

Parthenia. Ich auch nicht! — Mutter meint,
Man müßte das erleben! Doch ich weiß

Ein altes Lied; das sagt es deutlicher,
Mir mindestens! Wie hieß es nur? Ganz recht!
(Sie spricht langsam, als wenn sie sich auf das Lied besänne.)
Mein Herz, ich will dich fragen:
Was ist denn Liebe? Sag'! —
„Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag!"

Und sprich: woher kommt Liebe? —
„Sie kommt und sie ist da!"
Und sprich, wie schwindet Liebe? —
„Die war's nicht, der's geschah!" *)

„Und wann ist —
Nein —
Fahr' fort!

Ingomar. Ich weiß nicht weiter!
Parthenia.
Ingomar (leidenschaftlich).
Sinn' nach!
Parthenia. Ich sinne nach und kann's nicht finden!
Es kommt wohl wieder bei Gelegenheit,
Und dann — Hier braucht es Rosen! Ei, dort blüht
Ein Strauch, und welche Rosen! — Ich will hin;
Hier hüte mir indessen Kranz und Blumen!
(Sie springt auf, schüttet Blumen und Kranz in Ingomars Schoß und läuft links im Vordergrunde ab.)

Ingomar (nach einer Pause, ohne seine Stellung zu verändern, in tiefen Gedanken vor sich hinsprechend).
Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag.

(Der Vorhang fällt.)

---

*) Halm hat das ganze Gedicht „Mein Herz, ich will dich fragen" auch in die Sammlung seiner „Gedichte" (H. W. Bd. I, S. 208) aufgenommen, es enthält daselbst außer obigen zwei ersten Strophen noch zwei weitere, nämlich:

Und was ist reine Liebe? —
„Die ihrer selbst vergißt!"
Und wann ist Lieb' am tiefsten? —
„Wenn sie am stillsten ist!"

Und wann ist Lieb' am reichsten? —
„Das ist sie, wenn sie gibt!"
Und sprich, wie redet Liebe? —
„Sie redet nicht, sie liebt!"

Dritter Akt.

Schauplatz wie im vorigen Akte; Ingomars Speer und Schild wie früher, an den Baum gelehnt; das Feuer unter dem Kessel erloschen.

(Ingomar, in Gedanken versunken, tritt mit Alastor links im Vordergrunde auf.)

Alastor (die angefangene Rede beschleichend).
Und darum senden mich die andern nun,
Bei dir, als unserm Führer, anzufragen,
Was du beschließest, wenn es heimwärts geht? —
Ingomar (halblaut vor sich hinsprechend).
Ich will ihr sagen — Nein, das nicht! Beim Himmel!
Es könnte scheinen — Nein, ich will ihr sagen,
Daß ich zufrieden bin mit ihrem Dienste,
Daß ich —
Alastor. Du hörst nicht, scheint es —
Ingomar. Ich — sieh da,
Alastor — Ja, du kamst und sagtest mir —
Alastor. Ich sagte dir, der Bach sei ausgefischt,
Verscheucht ringsum das Wild in allen Wäldern,
Und kaum genug' die Weide mehr den Herden.
Ingomar. Ja, ja, das war's!
Alastor. Auch rückt die Zeit heran,
Die unser Volk daheim, um alte Schmach
Zu rächen, festgesetzt zum Fehdezug
Ins Land der Allobrogen.
Ingomar. Wie — ganz recht —
Der Fehdezug — ganz recht — so war's beschlossen —
Alastor. Und jene fürchten nun dabei zu fehlen —
Ingomar. Dabei zu fehlen — ich — der Ingomar!
Eh' fehlt dem Wetter Donnerschlag und Blitz,
Als ich dem Kampfe!
Alastor. Nun, wir dachten's wohl,
Und so sag' an, wann denkst du aufzubrechen?
Ingomar (halblaut vor sich hinsprechend).
Aufbrechen soll ich — heimwärts ziehen — Heimwärts?
In ihre Heimat, in die meine nicht! —
Denn mir, mir ist, als wär' ich hier daheim,

Als wär' ich hier geboren, hätte hier
Zuerſt zum Licht die Augen aufgeſchlagen,
Als wär' ich nie geweſen, als erſt hier! —
(Vom.) Wo ſind die andern?

Alaſtor. Dort im Moos gelagert,
Am Waldſaum nehmen ſie das Frühmahl ein.

Ingomar. Gib ihnen Met, ſo lang' der Vorrat reicht,
Und laß ſie trinken! —

Alaſtor. Wie, ſo brechen wir
Nicht auf?

Ingomar. Ich will bis morgen mir's erwägen —

Alaſtor. Bis morgen —

Ingomar. Ja! Bis morgen, ſag' ich. Geh!

Alaſtor. Verändert ſcheinſt du mir in Wort und Weſen,
Und kaum mehr kenn' ich dich! Wohlan, bis morgen!
Und kehre mit des Morgens lichtem Strahl
Beſonnenheit und Einſicht dir zurück.
(Er geht links im Hintergrund ab.)

Ingomar. Mich kaum mehr kennen! Recht, das trifft ins Leben!
Ich kenn' mich kaum mehr ſelbſt! Wie kommt das nur?
Ich bin wohl krank? Ja, ja, das mag es ſein:
In Fieberträumen ſpinnt mein Geiſt ſich ein,
Und irrend da und dorthin ſchweift die Seele!
(Er wirft ſich auf den Felsblock rechts im Vordergrunde; nach einer Pauſe.)
Ich traf einmal ein Reh mit meinem Pfeile,
Und neben meinem Opfer, das ringsum
Das Moos mit ſeinem Herzblut tränkte, ſtand
Das Rehkalb da, unkundig der Gefahr,
Ja ſelbſt des Endes, das die Mutter nahm,
Denn ganz noch Anfang war ſein junges Leben. —
Und als ich näher trat, auf meine Schultern
Das tote Wild zu laden, lief mir's zu,
Und Futter nahm es an aus meiner Hand,
Und ſah mich arglos an mit klugen Augen!
Und immer dieſes Auges mußt' ich denken,
So oft ich in des Mädchens Auge ſah;
Bald ſprüht es Trotz, bald ſtrahlend von Vertrauen,
Läßt ſorglos es den Grund der Seele ſchauen —
Der Kinderſeele — (Aufſpringend.) Sie und wieder Sie —
Und immer Sie — bei allen Göttern — wie,
Hat Ingomar an Beſſ'res nicht zu denken,
Als an ein Weib, an einer Sklavin Augen? —
(Becherſchall und wüſtes Trinkgelärm außer der Bühne.)

Die jauchzen dort, und wie der Kriegsruf kündet,
Der freudig in der Becher Klang sich mischt,
Würzt ihre Mahlzeit künft'ger Siege Bild;
Sie kämpfen schon im Geist und tilgen rächend
Der Väter Schmach im Allobrogenblut,
Und ich — hinweg, ihr kränkelnden Gedanken!
Das Sturzbad wilder Schlacht kühlt heiße Schläfe,
In Feindesadern quillt der Heilung Born,
Und öffnen will ich sie, und will genesen!
Mir Waffenklang und Kampf und Siegeslust:
Was sind mir Weiber —
Freilich Sie — Sie scheint
Aus anderm Stoff genommen als die andern,
Und denk' ich jener dort daheim, gehüllt
In zottig rauhe Felle, sonngebräunt,
Den Leib mit plumpem Zierat überladen,
Der Knechtschaft froh, mit schnöden Buhlerkünsten
Demütig werbend um des Herren Gunst,
So faßt mich Ekel an — und Sie, die Griechin —
(Becherschall und Zuruf außer der Bühne.)
Kampf ruft ihr — Kampf — umsonst, kein Widerhall
Antwortet euch in meines Herzens Schlägen! —
Krank bin ich, krank, was immer auch mir fehle,
Ich fühl' es, krank im tiefsten Mark der Seele!

(Er wirft sich wieder auf den Felsblock, während Parthenia rechts im Vordergrunde mit einem Körbchen am Arme auftritt und langsam, ohne Ingomar zu bemerken, dem Vordergrunde links sich zuwendet.)

Parthenia. Jetzt sitzen sie daheim und härmen sich
Und denken mich gequält, mißhandelt, tot;
Und wie viel besser ist mir's nicht ergangen,
Als sie befürchten, als ich selbst gehofft!
So träumt der Mensch, und nur die Götter wachen.
Es ist so schlimm nicht, dies Barbarenvolk,
Zwar wild und rauh und ungezähmter Sitte,
Doch treibt sie all' der Ingomar zu Paaren,
Und sieht er selbst gleich oft so grimmig d'rein,
Als wollt' er mir zum mindesten ans Leben,
So hat's mit dem doch eben nicht Gefahr;
Den fürcht' ich nicht, der läßt sich wohl bereden,
Der ist der Beste aus der ganzen Schar! —
(Auf den Felsblock zugehend und Ingomar bemerkend.)
Sieh da —

Ingomar. Du hier! Woher des Weges?

Parthenia. Erdbeeren pflückt' ich dort im Busch! Sieh her,
Das volle Körbchen! Willst du —
Ingomar. Nein, nein!
Parthenia. Nein! —
Dank, denk' ich, wär' so leicht gesagt als: Nein!
Dank, hörst du — wie — was starrst du mich so an?
Du bist doch nicht —
Ingomar. Was sollt' ich sein? — Hinweg.
Ich will allein sein! Geh!
Parthenia. Das mag geschehen!
(Sie geht.)
Ingomar (aufspringend).
Du gehst, Parthenia! Nein, bleib bei mir! —
Mein Kopf ist wüst, und meine Pulse fliegen.
Parthenia (rasch umkehrend).
So bist du krank! Und sprich, was fehlt dir? Rede!
Ich hab' der Mutter manches abgelauscht,
Und Kräutertränke weiß ich zu bereiten,
Bannsprüche gegen Schwindel herzusagen!
Was fehlt dir? Rede!
Ingomar. Nichts! Jetzt fehlt mir nichts!
Dein Atem, dünkt mich, löscht die Flamme aus,
Die Fieberbrand im Herzen mir entzündet,
Und deine Stimme sang das kranke Kind
In Schlaf! Doch früher — wirre Träume faßten
Wie Wirbelwind die kreisenden Gedanken —
Parthenia. Nun aber bist du wach?
Ingomar. Vom Zechgelag,
Vom Taumel der Genossen treibt mich's fort,
Mein Ohr flieht Schlachtenruf und Klang der Waffen:
Nach Stille lechzt mein Herz und träumt und träumt,
Errötet seines Traums und träumt ihn wieder —
Parthenia, ich wollt', du wärst ein Mann —
Parthenia. Ein Mann?
Ingomar. O dann wär' alles, alles gut!
Du wärst mein Jagdgenoss', mein Waffenbruder,
Ich ginge wie dein Schatten neben dir,
Ich wachte, wenn du schliefst, ich trüg' dich, wärst
Du müde! Wie der Fels den Klang des Hornes,
Und wie der Bach der blauen Blume Schein,
Die blüht an seinem Rand, so gäb' mein Sinn
Nachbildend deiner Seele Regung wieder!
Dein Lächeln wäre meins, dein Schmerz wär' meiner,

Des Lebens ganzen Inhalt teilten wir;
Das Eigenste, Geheimste selbst der Seele,
Des Herzens Schlag, die Keime der Gedanken —
(Plötzlich innehaltend.)
Ihr Himmlischen —

Parthenia. Was hast du? Rede,
Was weht dich an?

Ingomar (langsam vor sich hinsprechend).
„Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag!“ —

Parthenia. Das ist das Lied, das mich die Mutter lehrte.

Ingomar (bald für sich).
Das ist das Lied, das mir den Sinn verkehrte,
Das war der Blitz, der das Gewölk zerriß!

Parthenia. Nun träumst du wieder, scheint es —

Ingomar. Sprachst du nicht,
Lieb' sei ein Feuer, das ein Blick entzündet,
Das Träume nähren! — Ja, sie nährten es,
Und hoch zum Himmel schlagen seine Flammen!

Parthenia. Wie? — Liebe sagst du? —

Ingomar. Liebe sprach die Mutter,
Lieb' sei ein Stern, zum Himmel uns zu führen,
So komm denn, komm! Es schimmern seine Strahlen,
Und hell und heiter liegt der Weg vor uns!

Parthenia. Sein Auge funkelt, seine Wangen glühen! —
Ihr ew'gen Götter!

Ingomar. Laß die Götter oben
Im Schoß der Wolken ruhen! Nahmen sie
Mit sich doch, was die Welt an Reiz beiessen;
Nur Liebe, sagst du, hätten sie vergessen,
So laß uns liebend selig sein, wie sie!
Parthenia, sei mein!

Parthenia. Hinweg, du rasest!

Ingomar. Bei allen heißen Träumen meiner Nächte,
Bei allen Flammen, die mein Herz durchwühlen;
Der Becher schäumt, er soll getrunken sein —
Mein bist du, mein! —

Parthenia (ängstlich zurückweichend). Wo berg' ich mich? Zurück!

Ingomar. Mein bist du —

Parthenia (den Dolch rasch gegen die eigene Brust zückend).
Sieh! Es gilt mein Leben.
Halt!

Ingomar.
Halt ein! Das Eisen weg! —

(Sie hält bestürzt, bald unwillig von der Seite aufsehend.)

Wie ist mir nur —
Was hält mich — Bin ich nicht ihr Herr? Ist sie
Nicht meine Sklavin? — —
Zornflammend blitzt ihr Auge auf mich her;
Ich hab' mich nie gefürchtet, und mir ist,
Als zwänge Furcht mir jetzt die Augen nieder!

Parthenia. Ich Unglückselige!

Ingomar. Unglückselig? — Wie,
Ich hab' dich wohl erschreckt; ich war zu rasch!
Doch rasch ist meine Art und rauh mein Wesen,
Und Liebe —

Parthenia. Liebe! Das war Liebe nicht!
Ich liebte nie und niemand als die Eltern,
Und dacht' ich je wie andere daheim,
Um Liebe mich der Heimat zu entfremden,
So dacht' ich mir, es müßt' ein treu Gemüt
In scheuem, leisem, zärtlichem Bestreben
Mich halb bezwingen, halb sich mir ergeben;
Es müßt' in mir den eignen Wert verehren,
Empfangen alles wollen, nichts begehren;
Er müßt' mich schützen wollen, leiten, tragen —
Doch was verschwend' ich Worte nur an dich! (Sie will gehen.)

Ingomar (ihr in den Weg tretend).
Bleib, sag' ich, bleib! Unwürdig achtest du
Mich deiner Worte? Weißt du, wer ich bin?
Ich bin ein großer Häuptling, klangvoll tönet
Durch alle Berge meiner Taten Ruf;
Ich bin dein Herr, und ehren, mein' ich, sollte
Dich deines Herren Gunst, und so bedenke,
Wer ich bin und wer du?

Parthenia. Wer ich bin? Ich! —
Parthenia bin ich, zwar des Myrons nur,
Des Waffenschmiedes Kind, doch eine Griechin,
Massalias freie Tochter, aufgeblüht
Im heitern Dienste segensreicher Götter,
Genährt an milder Sitte Mutterbrust,
Gewiegt im Arm der Schönheit und des Maßes!
Du aber bist der rauhen Wälder Sohn,
Und wuchsest mit der Wildnis Tieren auf,
Und wärst du auch der Erste deines Volkes,
Uns bist du ein Barbar, ein Landverwüster,

Ein Kinderdieb, und wiſſe, wir daheim,
Wir ſtäuben Diebe aus und kreuz'gen Räuber!
Ingomar. Vermeſſene!
Parthenia. Und nun, da dies geſagt,
Nun atm' ich auf, und nun bedenke du,
Wer du biſt, und wer ich?
Ingomar. Wie, wagſt du — Hohn
Und Spott — Mir Hohn! — Nun denn, bei allen Göttern,
Erfahre, Sklavin, wie man Sklaven zwingt!
Parthenia. Ihr zähmt mit Durſt und Hunger ſie vielleicht,
Ihr lehrt ſie wohl mit Geißelſchlägen Liebe?
Doch Sklaven lieben nicht; ſie fürchten nur,
Und haſſen, und ſo haſſ' ich dich, und nichts,
Nichts, wiſſe, wird Gewalt von mir ertrotzen,
Als eins, das ſchlimmer noch als Haß —
Ingomar. Verſtumme!
Bei meinem Zorn! Kein Wort mehr —
Parthenia. — als Verachtung.
Ingomar. Das büß' mit deinem Blute!
Parthenia. Nimm es hin!
Ingomar (der mit gezücktem Schwerte auf Parthenia zugeſtürzt, plötzlich innehaltend). Nein! Eh' mein Leben! (Das Schwert entſinkt ihm.)
Wehe mir!
Ich will und kann nicht! Zorn entflammt mein Blut;
Die Welt und mich möcht' ich in Stücke reißen;
Ich bin nicht ich mehr — Meine Kraft iſt hin!
(Er wirft ſich in der heftigſten Bewegung zu Boden.)
Parthenia (nach einer Pauſe).
Was war das? Hier ſein Schwert zu meinen Füßen,
Das blitzend erſt noch meinem Haupt gedroht!
Er hingeſtreckt und kaum der Sinne mächtig —
Was war das? Tat ich ihm zu hart? Zu hart! —
Wo kam der Zorn hin, der mein Herz erfüllte?
Sein Dünkel — war's auch Dünkel —
Seh' ich recht?
Du weinſt — Was weinſt du, Ingomar?
Ingomar (aufſpringend). Ich weinen!
Ein Weib mag weinen! Ich — ich weine nicht! —
Krank bin ich, krank! Nichts weiter. Mich verachten.
Der Heimat Ruhm und Stolz, der Feinde Schrecken —
(Nach einer Pauſe, ſie ein paar Augenblicke zornig anſchauend.)
Zieh hin! Ich kann dich miſſen! Meinteſt du,
Ich könnt' es nicht? — Ich kann es — Ziehe hin!

Frei biſt du, hörſt du, frei! Frei wie ich ſelbſt!
Zieh hin zur Heimat! Fort! Kein Säumen!
Dein Atem weht mich an mit Fieberträumen,
Dein Blick vergiftet! Fort, zur Stelle fort!

(Er ſtürzt im Vordergrund der Bühne ab.)

Parthenia. Er geht und geht im Zorne! — Mag er zürnen;
Gerecht nur war es, ſeinen Stolz zu kränken,
Wenn prahlend meinen der Barbar verletzt!
Mit Fieber, ſprach er, weht mein Hauch ihn an!
Und fort, fort ſoll ich auf der Stelle! Nun,
Er ſoll's nicht zweimal ſagen — Ich bin frei;
So tragt mich denn zur Heimat leichte Schritte!
Die Mutter winkt, der Vater öffnet mir
Die Arme — (Innehaltend.)
Wie? Und ſoll in Groll und Hader
Von ihm ich ſcheiden, der der Knechtſchaft Joch
So leicht mir machte, der mir Freiheit gab;
Denn tat er's auch im Zorn, er tat's! Und ich —
Beim Strahl des Tages, ich erwart' ihn hier;
Er muß des Weges hier zurück! Und dann —
Der Augenblick legt wohl das rechte Wort
Mir auf die Lippen und ſein Groll wird fliehen,
Und leichtern Herzens werd' ich heimwärts ziehen! —

(Während ſie ſich auf den Felsblock ſetzt, auf den ſie früher das Körbchen hinſtellte, treten Ambivar, Samo und Trinobant, die während der letzten Rede Partheniasim Hintergrunde rechts erſchienen ſind, allmählich in den Vordergrund.)

Samo. Bis morgen, ſprach er, will er's überlegen!
Ambivar. Und morgen ſagt er wieder ſo, und ſo
Kommt's nie zum Aufbruch —
Trinobant. Schlag' der Donner drein!
Hier ſtill zu liegen —
Ambivar. Und die Unſern treten
Indes die Heerfahrt an ins Allobrogenland,
Und nehmen uns den beſten Raub vorweg —
Samo. Wir dulden's nicht!
Trinobant. Kommt! Kommt zu Ingomar!
Wir wollen heut noch fort —
Ambivar. Ihr wollt, doch er —
Er liegt im Moos und tändelt mit der Griechin,
Hört Lieder an, läßt Märchen ſich erzählen —
Trinobant. Die Griechin, ſag' ich, iſt an allem ſchuld,
Die hält ihn —

Samo. Ja, das Weib hat ihn verhext!

(Sie ſprechen leiſe fort.)

Parthenia. Er kommt nicht! Sagt' er nicht, er fühl' ſich krank!
Er ſagte ſo, gewiß er iſt es auch!
Sein Antlitz glühte bald, bald ſah er blaß,
So blaß, und wenn er nun — bei allen Göttern,
Mir ſchlägt das Herz — dort in des Buſches Schatten
Verborgen ſpäh' ich ſeinen Spuren nach! —

(Sie geht raſch über die Bühne und verſchwindet links im Vordergrunde.)

Ambivar. Es iſt nicht anders, glaubt mir, als ich ſage:
Nicht eher bricht der Ingomar uns auf,
Als bis die Griechin fort —

Trinobant. Doch iſt ſie ſein!

Ambivar. Nichts da! Noch ward die Beute nicht verteilt,
Und unſer iſt ſie noch, ſo gut als ſein!

Samo. Recht, unſer iſt ſie!

Trinobant. Und wohin mit ihr?

Ambivar. Ein Fahrzeug, weiß ich, ankert an der Küſte;
Kaufleute von Karthago ſind es! Seht,
Dort bringen wir ſie hin! Die geben Schwerter,
Armbänder, Schuppenpanzer uns für ſie.

Samo. So ſei's!

Ambivar. Ans Werk denn!

Trinobant. Doch der Ingomar,
Wenn er erfährt —

Ambivar. Das mag er, wenn's getan! (Für ſich.)
Schuft hat er mich genannt, und ich will's ſein,
Zahl' heut' ich nicht noch meine Schuld ihm heim.

Samo. Da kommt ſie —

Ambivar. Still! Hierher! Kommt hier herüber!

(Sie ziehen ſich in den Hintergrund der Bühne rechts zurück, während Parthenia links im Vordergrunde aus dem Gebüſche tritt.)

Parthenia. Im Mooſe liegt er hingeſtreckt und birgt
Das Antlitz in den Händen, und ſie zittern,
Und ſchwer aufatmend hebt ſich ſeine Bruſt!
Iſt dieſes Krankheit, oder —
Ew'ge Götter!
Ich fürchte, mich auch faßt das Übel an!

Ambivar (der indes mit ſeinen Gefährten Parthenien, die in Gedanken verſunken daſteht, unbemerkt näher geſchlichen).
Nun angefaßt, Geſellen!

(Die Tectoſagen faſſen ſie bei den Armen und halten ſie feſt.)

Parthenia. Halt, zurück!
Was wollt ihr?
Samo. Still, mein Hühnchen, still!
Parthenia. Fort! sag' ich, fort —
Trinobant. Still, Mädel, oder —
Parthenia. Nein,
Ihr sollt nicht, laßt —
Ambivar. Ins Dickicht fort mit ihr!
Parthenia (während sie von den Tectosagen rechts im Vordergrund der Bühne ins Gebüsch gezogen wird). So rettet ihr, ihr Rächer in den Wolken!
Helft — rettet — (Schon außer der Bühne.)
Ingomar! —
Ingomar (rasch links im Vordergrunde der Bühne auftretend).
Wer rief da? War's
Nicht ihre Stimme? (In die Szene blickend.)
Ambivar — Ein Schwert —
Ein Schwert!
(Er rafft das Schwert, das er früher fallen ließ, vom Boden auf.)
Ha hier, und Blut soll's trinken! —
(Rasch im Vordergrunde der Bühne rechts ab; nach einer kurzen Pause stürzt Parthenia aus dem Gebüsch hervor.)
Parthenia. Weh' mir! Entsetzen!
Ingomar (das Schwert in der Hand ihr auf dem Fuße folgend.)
Bleib, was fliehst du? Bleib',
Ich bin's ja! Ich! — Wie blaß du siehst! — Du wankst,
Parthenia! Laß meinen Arm dich stützen! —
Parthenia. Weg, deine Hand ist blutig!
Ingomar. Er ist tot,
Und möge sein Geschick die andern warnen! —
Du senkst dein Haupt! — So roh und täppisch faßten
Die rohen Hände meine Blume an! —
Was zitterst du — Wärst du verletzt — Verletzt —
Sie sollen's büßen, alle! — Mann für Mann
Im Staube schleif' ich her zu deinen Füßen!
Parthenia. Horch! Schritte, Waffenklang —
Ingomar. Ich bin bei dir,
Und keine Macht der Erde soll dich kränken!
Parthenia. Dort! Dort! Weh mir, sie kommen —
Ingomar. Laß sie kommen!
Wie Adlerflügel rauscht es mir ums Haupt;
Wie Götterweihe zuckt's durch meine Glieder,
Und streckt mich nicht ein Blitz vom Himmel nieder,
All' dem, was Menschen können, biet' ich Trotz!

(Während der letzten Worte Ingomars sind nach und nach Alastor, Trinobant, Samo, Novio und andere Tectosagen mit Speeren, Schwertern und Keulen bewaffnet im Vordergrunde rechts in drohender Haltung aufgetreten.)

Ingomar (auf sie zuschreitend).
Ihr dort, sagt an, was soll's? Was bringt ihr? Redet!
Alastor (nach einer Pause).
Blut ward vergossen und es schreit um Rache:
Du trafst den Ambivar mit deinem Schwert —
Ingomar. So tat ich, weil die Hand er frevelnd legte
An diese hier, die mein!
Alastor. Sie ist nicht dein;
Gemeingut bleibt die Beute bis zur Teilung,
So ward beschlossen —
Samo. Gib das Weib heraus!
Novio. Ergreift sie —
Ingomar. Kommt heran, ihr alle!
Parthenia (sich Ingomar in die Arme werfend).
Halt!
Zu viel sind ihrer! Halt! Sie töten dich —
Ingomar. Weg, Weib, wo Männer streiten! Kommt heran!
Alastor (zwischen Ingomar und die Tectosagen tretend).
Halt, sag' auch ich, und hört mich an, Gefährten!
Wir wählten dich zum Führer, Ingomar,
Und sprachen dir der Beute Fünfteil zu,
Daß einer sei, der Zwist und Hader schlichte,
Der unsern Vorteil wahre, unser Recht;
Du aber gibst dich träger Ruhe hin,
Und eignest trotzig dir die Sklavin zu,
Und schlägst in raschem Zorn den Kampfgenossen!
So bracheſt du, des Rechtes Schutz und Schirm,
Mit doppelter Gewalttat Recht und Frieden
Und übel lohnend ehrendes Vertrauen —
Ingomar. Ich brach nicht Recht und Frieden! Jener tat's,
Der, diese raubend, euch wie mich bestohlen,
Und sonst auch vielfach sein Geschick verdient!
Was aber eure Wahl betrifft, so wißt:
Ich bin es müd', euch übermütig Volk
In Zaum zu halten; wählt denn eure Wege
Von nun an selbst; ich sag' mich los von euch! —
Die hier bleibt mein, der Beute Fünfteil aber
Mir zugesagt als meiner Mühe Lohn,
Als Wehrgeld nehmt für Ambivar es hin,

Und als Erſatz für dieſe! Geht ihr's ein,
So ſprecht; wo nicht, ſo laßt das Schwert entſcheiden!
Trinobant. Der Beute Fünfteil —
Novio. Sagt er wirklich ſo?
Alaſtor. Zehn Rinder fielen mindeſtens ihm zu,
Das Doppelte an Schafen —
Samo. Ei, das wäre!
Alaſtor (nach einer kurzen Pauſe des Flüſterns mit den übrigen).
Ich denke, wir ſind einig! Ingomar,
Du forderſt keinen Anteil an der Beute?
Ingomar. Ich ſagte ſo!
Alaſtor. So iſt die Sklavin dein,
Und lenkſt du jetzt zur Heimat unſre Schritte,
So wollen treu, wie vor, wir dir gehorchen.
Ingomar. Mein Sinn ſteht feſt! Ich ſag' mich los von euch!
Ich will zu unſern Nachbarn, den Avernern,
Den Pyrenäen zu, und neue Länder
Und andre Sitten ſehen! Zieht denn hin;
Ich bleibe —
Alaſtor. Doch bedenk', der Fehdezug,
Ins Allobrogenland —
Ingomar. Es ward bedacht;
Fahrt hin!
Alaſtor. Fahr' hin auch du! Ihr aber brecht
Die Zelte ab, und laßt uns heimwärts ziehen!
Ingomar (während Alaſtor und die übrigen Tectoſagen ſich allmählich langſam entfernen, zu Parthenia).
Nun, Mädchen, ſei getroſt! — Sie ziehen ab,
Und wär' dein Zittern, dein Erbleichen nicht,
Sie kämen nicht ſo leichten Kaufs davon!
Und nun verſcheuch' die Angſt aus deinen Zügen:
Hier ſitz' und ruhe!
Parthenia. Ingomar, hab' Dank!
Ingomar. Wie, Dank? Wofür?
Parthenia. Ich weiß, du tateſt nur,
Was dir dein Herz gebot; doch daß dein Herz
Dir ſo gebot, und daß, daheim verhöhnt,
Ich in der Wildnis einen Retter fand,
Dafür laß mich in dir den Göttern danken! —
Gedenke mein, die deiner treu gedenkt,
Und ſo leb' wohl!
Ingomar. Leb' wohl — Was ſagſt du? Wie?
Du willſt nicht ins Avernerland mir folgen —

Parthenia. Du ſchenkteſt mir die Freiheit, laß mich denn
Zur Heimat ziehen —
Ingomar. Ich — Dir Freiheit ſchenken —
Ich — träumſt du? —
Parthenia. Wie? Du nimmſt dein Wort zurück?
Ingomar. Mein Wort — fürwahr — mir iſt, als hätt' ich — Gab
Ich dir mein Wort, ſo gilt's, und ſo zieh hin!
Parthenia. Hab' Dank!
Ingomar. Nein, nein! Parthenia, mir iſt,
Als ſollt' kein Tag mehr ſein auf Erden, als verlöſchte
In ew'ge Nacht der Sonne heitrer Schein! —
Ich kann's nicht glauben, daß du gehen willſt! —
Parthenia. Die Eltern harren ihres Kindes —
Ingomar. Ja,
So iſt's, und ſo zieh' hin —
Nein, nein — Bedenke
Den dunklen Wald, der Klippen Schwindelrand,
Der grauſen Klüfte toſendes Gewäſſer,
Und lauernd in den Höhlen Wolf und Bär,
Und du — du willſt allein —
Parthenia. Ich kam allein,
Und alſo kehr' ich heim!
Ingomar. Du ſollſt nicht — Nein,
Alaſtor ſoll und Novio dich geleiten!
Heda, herbei!
Parthenia. Nein, eher Bär und Wolf,
Als jene Wilden —
Ingomar. Wie, du meinſt — Fürwahr,
Das hieß' dem Wolf des Lammes Hut vertrauen!
Nun denn — (raſch herausbrechend)
Ich will dich ſelbſt geleiten —
Parthenia. Du? —
Ingomar. Was ſiehſt du mich ſo forſchend an? Du meinſt,
Ich wär' viel beſſer nicht als jene? — Nein,
Parthenia, ich bin nicht, der ich war!
Nie kannt' ich Furcht, und kaum als Kind nur Tränen
Und beide haſt du heute mich gelehrt;
Mich fürchte nicht mehr! Glaub', vertraue mir;
Die Götter alle ruf' ich an zu Zeugen —
Parthenia. Nein, ſchwöre nicht! Mir iſt, als ſpräch' dein Auge
Viel treuer, heiliger, als Schwüre können,
Und ſpräch' es Lüge, ſo wär' alles Trug! —
Wohlan, geleit' mich denn, und ſei mein Führer!

Ingomar. Du willigst ein — so komm, ich will dich führen;
Der Wälder kühlste Schatten such' ich auf,
Den weichsten Rasengrund; vor jedem Steine,
Vor jedem Dornbusch warn' ich dich: Hab' acht!
Und geht's bergan, so soll mein Arm dich stützen —
Nein, nein — nicht stützen — tragen soll er dich —
(Er will sie umschlingen.)

Parthenia (zurückweichend).
Bin ich ein Kind, daß du mich tragen willst?
Ich bin geübt im Wandern, Steigen, Klettern,
Und sorge nicht, ich halt' dir gleichen Schritt;
Nicht deines Armes braucht es, nur der Hand,
Die da und dort den rechten Weg mir zeige.

Ingomar. Du also meinst —

Parthenia. Ich mein', du gehst voran —
Wegweisern ziemt es ja, voran zu schreiten —
Ich aber folg' dir nach —

Ingomar. Du folgst mir nach —

Parthenia. Und droht Gefahr —

Ingomar. Ich wend' sie dir vom Haupte.

Parthenia. Zu Zeiten auch auf ebnem Pfade gehen
Wir neben einander hin und plaudern eins,
Und daß du nicht mit leeren Händen gehest,
So nimm das Körbchen mit den Erdbeer'n dort!

Ingomar. Das Körbchen —

Parthenia. Ja, das Körbchen — willst du nicht?

Ingomar. Ich will, gewiß, ich will —
(Er nimmt das Körbchen.)

Parthenia. Ich aber — sieh,
Ich will dagegen Speer und Schild dir tragen —

Ingomar. So schwere Last —

Parthenia (die indessen den am Baume lehnenden Speer erfaßt und den Schild aufgenommen). Nein, laß — mir macht's Behagen!
Von jeher war ich blanken Waffen gut;
Es steckt mir wohl vom Vater her im Blut! —
Und nun, was säumen wir — du hast den Korb —
Ich denk', wir gehen! — Hörst du? — Ei, du bist
So ernst, so still —

Ingomar. Mir ist, als träumt' ich — komm,
Der nächste Weg führt dort hinab am Bach!

Parthenia. Voran denn, Führer, und ich folg' dir nach!

(Ingomar, das Körbchen tragend, geht rechts im Vordergrunde ab; Parthenia, den Schild am Arm, den Speer in der Rechten, folgt ihm; der Vorhang fällt.)

Vierter Akt.

Waldgegend; im Hintergrunde Aussicht auf das ferne Massalia und einen Teil des Meeres; links im Vordergrunde eine felsige, dicht mit Gebüschen bewachsene Anhöhe, von der ein schmaler Steig gegen die Mitte der Bühne zu herabführt.

Myron, Adrast und Elpenor treten im Hintergrunde der Bühne rechts auf.

Myron. Schmach, sag' ich, Schmach! Es hilft der Wolf dem Wolf;
Des Busches eine Ranke hilft der andern,
Und hält den Arm fest, der die Rose brach:
Doch jenes Vipernnest, das prahlt mit Recht
Und milder Sitte, doch Massalia sieht,
Ohn' eine Hand zu regen, seine Bürger
Zum Raub der Knechtschaft werden; unerhört
Verhallt ihm seiner Kinder Hilferuf —
Schmach, sag' ich, Schmach —

Adrast. Du weißt wohl selbst, so will's
Der Väter Brauch; die Stadt schirmt ihre Bürger,
So weit der Schatten ihrer Mauern reicht,
Und da nun jene fern dich im Gebirg'
Ergriffen —

Myron. Ei, die Stadt schirmt ihre Bürger,
So weit der Schatten ihrer Mauern reicht:
Das heißt wohl, bleib daheim, so bist du sicher;
Wo nicht, so schirm' dich selbst! O weise Satzung,
O väterlicher Schutz! —

Elpenor. Der Ahnen Sitte,
Und Sorge für das allgemeine Wohl —

Myron. Der Ahnen Sitte! Seid ihr eure Ahnen?
Gemeinwohl? Wie! Ist mein, des Myron Wohl,
Nicht etwa auch ein Stück Gemeinwohl? — Schmach,
Schmach, sag' ich, Schmach euch allen! Erst versagt
Des Vaters Lösung ihr dem Kind, und da
Es folgend seines Herzens frommem Drang,
Der weiter reicht als eurer Mauern Schatten,
Sein eignes Haupt für mein's ins Joch geschmiegt,
Nun weigert ihr mir eine Handvoll Leute,
Mein einzig Kind den Räubern abzujagen:
Und Griechen seid ihr; und ihr prahlt mit Bildung,
Herzloses Volk!

Elpenor. Du ſchmähſt Maſſalia
Vielleicht mit Recht! Doch tritt nicht uns zu nahe;
Wir blieben deinem Schmerz nicht fremd.
Adraſt. Und wenn
Wir läſſig erſt uns deinem Kind gezeigt,
Als Hilfe ſie für dich von uns erfleht,
So war's, weil raſcher ſie der Rettung Pfad
Gefunden, als wir Troſt und Rat —
Myron. Ja ſie — ſie iſt
Ein Weib an Liebe, und an Mut ein Mann —
Ihr beide aber — eure Hände her!
Ihr meint es ehrlich, ihr ſeid treue Herzen:
Nur jene andern — nur der Polydor —
Mir ſchwillt die Galle, wenn ich ſein gedenke —
Die haben all mein armes Kind verlaſſen,
Und ſprachen eines Vaters Flehen Hohn!
Elpenor. Wir helfen dir! Wir bieten dort am Strand
Die Fiſcher auf; zwar Eingeborne ſind's
Des Landes, Salyer, doch uns befreundet,
Und aufgeſäugt im Haß der Tectoſagen!
Adraſt. Der alte Rheſus hat uns zugeſagt,
Nun gilt es noch den Arbogaſt gewinnen!
Myron. Ja, kommt, deswegen ſind wir hier! Wir wollen
Zu jenen Fiſchern hin und ſie bereden!
Iſt's hart gleich, daß Maſſalia's Sohn, ein Grieche,
Barbarenvolk anwerben muß zum Kampf
Mit ihresgleichen; dennoch kommt! O lähmte
Nicht Alter meine Kraft, ich wär' mir Mann
Genug, allein ſie loszukämpfen! Doch
Hinweg, zu Arbogaſt —
Elpenor. Ich poch' indes
An Aſtors Hütte dort im Erlenbuſch;
Der, weiß ich, ſteht zu uns mit Leib und Leben!
Myron. Recht, ſuch' ihn auf, und bring' uns Kunde dann
Wir treffen uns im Mooſe bei der Eiche;
Und nun, hinweg! Sie ſäumte nicht ſo lang,
Als kühn zu mir ſie durch die Wildnis drang!
Fort, ſag' ich, fort!

(Elpenor geht links im Hintergrunde ab, Myron und Adraſt im Vordergrunde rechts. Nach einer Pauſe erſcheint zuerſt Ingomar, dann Parthenia links im Vordergrunde auf der Felſenhöhe.)

Ingomar. Hierher, Parthenia!
Hier führt der Weg!

Parthenia. Dort führt er, mein' ich —
Ingomar. Nein,
Dort geht es in die finstre Schlucht hinab,
Wo Molch und Schlange hausen, und hier führt
Der Weg ins Freie!
Parthenia. Nein, dort geht's ins Freie,
Und warum sollt' ich —
Ingomar (indem er sie bei der Hand faßt, und sie während der nächsten Reden, langsam vor ihr hergehend, von der Höhe hinabführt.)
Nein, tu's nicht! Gedenk',
Wie gestern noch im Moor — ich riet vergebens —
Hartnäckig du dem eignen Sinne folgtest;
Wie plötzlich unterm Fuß der Grund dir wich,
Und riß ich nicht den Schild dir rasch vom Arme,
Und warf ihn hin, daß Halt die breite Fläche,
Den Schritt zurückzuziehen, dir gewährte —
Parthenia. Fürwahr, ich wär' versunken!
Ingomar. Und ich wär's
Mit dir!
Parthenia. Ich weiß, du wärst mit mir versunken! —
Ich brachte Unheil über deine Waffen:
Im Moorgrund liegt dein Schild, und heute nacht
Auf jener Heide, wo Gestrüpp und Moos
Nur spärlich Feuerung uns bot, zerbrachst
Du deinen Speer, mit seiner Trümmer Glut
Vor rauhem Nachtfrost schützend mich zu wahren!
Du treuer Führer! —
Ingomar. Hier, hierher den Fuß!
Parthenia. Ich weiß, du meinst mir's gut, und immer führtest
Du mich den besten Weg, nur, dünkt mich, jetzt —
Ingomar. Auch jetzt! — Denn sieh, hier lichtet sich der Wald
Und zu der Ebne neigt sich das Gebirge!
Parthenia. Beim Himmel, du hast recht! — Des Waldes Schatten
Liegt hinter uns, auch ist mir fast, als wenn —
Ich kenne diese Gegend! — War's nicht hier,
Wo, für den Vater von der Heimat scheidend,
Ich betend an der Schwelle des Gebirges
Mich niederwarf und zu den Göttern flehte
Um Mut und Kraft und Sieg —
Ingomar. Hier, meinst du? Nein!
Gewiß, du irrst; die Heimat ist noch ferne;
Sie muß noch ferne sein —
Parthenia. Nein hier, hier war's!

(Sich gegen den Hintergrund wendend.)
Und ſieh, dort wogt das Meer, dort ragt verklärt
Im Purpurlicht der Tempel Artemis,
Maſſalias Burg, des Vaterhauſes Dach! (Knieend.)
Und wieder werf' ich hier im Staub mich nieder;
Ihr Himmliſchen, die meinen Pfad bewacht,
Habt Dank: der Liebe Sendung iſt vollbracht,
Und gnädig führt ihr mich zur Heimat wieder!

Ingomar (für ſich). Ich wollt', ich läg' im Moor bei meinem Schilde —

Parthenia (aufſpringend). Die lieben Eltern werd' ich wiederſehen,
In ihre Arme freudeweinend ſinken,
Von ihren Wangen Freudetränen trinken! —
O ſei gegrüßt mir, meiner Väter Stadt!
Wie Götterlächeln ſpielt dir Abendhelle
Um Tor und Säulengang, um Turm und Wälle!
O lang' noch in der Lüfte zitternd Blau
Streck' ruhmgekrönt empor die ſtolzen Zinnen;
Jahrhunderte laß kommen und verrinnen,
Du ſteh' und prange, meines Volkes Bau!
Und du — ſo ſprich doch —

Ingomar. Ich, was ſollt' ich ſagen?

Parthenia. Wie, ſchmollſt du, wie ein übellaunig Kind,
Wenn Freude meiner Seele Flügel leiht!
Du trugſt mit mir der Sonne Mittagsbrand,
Der Nächte Froſt, des rauhen Pfades Mühen,
Und freuteſt dich am Ziele nicht mit mir?

Ingomar. Mich freuen! — Nein, ich kann nicht, und — beim Himmel,
Ich will auch nicht, und warum ſollt' ich auch?
Läg' jene Stadt im Meeresgrund verſunken,
Und ging das Schiff hin über ihre Zinnen,
Und ragte ſtatt der Türme Rohr und Schilf!

Parthenia. Was faßt dich an?

Ingomar. Am Ziele, ſagſt du — ja,
Wir ſind am Ziel, und ſoll ich des mich freuen?
Allein mit dir, der Himmel über uns,
Und ringsum Wald und Moor und tiefes Schweigen,
Da freut' ich mich; da war ich deine Welt,
Ich, ich allein; die Stille war ſo dumpf,
So weit die Wildnis und Gefahr ſo nah,
Da rückten wir zuſammen, Seel' an Seele;
Jetzt aber werfen ihre froſt'gen Schatten
Dort jene Mauern zwiſchen uns, und ſcheiden
Was Mühſal knüpfte, Einſamkeit verband!

Parthenia. Nichts scheiden sie — Und doch — Wie kommt das nur —
Fürwahr, jetzt denk' ich's erst — wir sollen scheiden! —
Ingomar. Was sagst du — scheiden — Ja, fürwahr, das ist's!
Das also krampfte mir das Herz zusammen
Beim Anblick jener Stadt? Der Name nur
Gebrach, er ist gefunden! Scheiden! — Ja,
Wir müssen scheiden; denn was sollt' ich dort
Bei seinen Griechen, ich, der rohe Wilde,
Umhegt von Mauern, ich, der freie Mann?
Wir müssen scheiden! Noch ein Gruß, ein Blick,
Und dorthin abwärts wendet sich dein Pfad,
Und meiner führt zurück in meine Berge;
Dein Schritt verhallt und alles ist geschehen! —
Ich wollte, Weib, ich hätt' dich nie gesehen! —
Parthenia. So wollt' ich auch und wollte — Laß uns scheiden;
Es muß so sein.
Ingomar. Es muß! Und wenn ich nun
Mit starkem Arm dich faßte, wie der Geier
Die Taube faßt, und trüg' dich — Nein, das war,
Und ist vorüber! Was besäß' ich auch,
Besäß' ich dich und deine Liebe fehlte?
Du liebst nur, weiß ich, wenn ein treu Gemüt
In leisem, scheuem, zärtlichem Bestreben
Dich halb bezwungen, halb sich dir ergeben!
Du willst geleitet sein, geschützt, getragen,
Und tat ich das nicht? Führt' ich dich nicht treu
Durch Wald und Schlucht am falschen Moor vorbei?
Und trug ich nicht den Waldstrom dich herüber?
Und senkte sich der Abend trüb und trüber,
Da macht' ich Feuer, bis der Schlummer kam,
Dich müdes Kind in seine Arme nahm;
Da saß ich dann, die Träume dir zu hüten,
Die rosig hell um deine Lippen blühten!
Ich war ein treuer Führer! — War ich's nicht?
Parthenia. Mir dunkelt's vor den Augen!
(Ingomar die Hand reichend.) Ja, du warst
Ein treuer Führer!
Ingomar. Sieh, ich hielt dir Wort,
So täusche denn auch du nicht mein Vertrauen!
Nichts mehr von Scheiden! Bleib' bei mir! Sei mein!
Der Besten einer bin ich meines Volkes,
Und reiche Beute wahrt mein Zelt daheim!
Und fürchte nicht den Zwang der fremden Sitte;

Folg' deiner Heimat Brauch und frei wie ich,
Nicht Magd, des Hauses Herrin fühle dich,
Nur dir gehorchend, nur der Macht der Bitte!
Komm, sag' ich, komm! Ich bau' uns eine Hütte,
Umschattet von des Waldes Wipfeldach,
Davor ein Wiesfleck, nebenbei der Bach,
Rings alles grün und still, und Abendschein
Und Walddust quillt durch Tor und Tür herein!
Komm, sag' ich, komm! Ich mein' den Ort zu sehen;
Sprich ja, sei mein, bald soll die Hütte stehen!

Parthenia (abgewendet, für sich).
Weh' mir! Wie Honig saugt mein trunknes Ohr
Die süßen Worte!

Ingomar. Wie, du senkst dein Auge,
Du schweigst! Mißtraust du mir? Beim ew'gen Himmel,
Ich sprach dir wahr! Ich will dich halten mit
So leisem Druck, so zärtlichem Berühren,
Wie deine Hand den Kranz, an dem sie windet;
Am Auge seh' ich jeden Wunsch dir ab,
Jetzt denkst du's, und es ist; ich schaff' dir täglich
Den feisten Hirsch, das zarte Reh ins Haus;
Dir zinse, was im Flusse Flossen regt,
Und was auf Flügeln durch die Lüfte strebt!
Kein Fahrzeug leg an unsern Küsten bei,
Das Zoll dir nicht von seinen Waren gäbe,
Reich sollst du sein, geehrt — die Wort' versagen!
Was nur ein Mann vermag, das sollst du haben,
Nur mein sei, mein, und nichts von Scheiden mehr!

Parthenia (in heftiger Bewegung).
Nein, nein! Hinweg! Verstummt, Sirenenlieder!

Ingomar. Du willst nicht?

Parthenia (sich fassend). Hör' mich an!

Ingomar. Du glaubst mir nicht —

Parthenia. Mich hören sollst du! Sieh, ich bin dir gut,
Und mehr gut, als du meinst, und wüßtest du —
Doch das bleibt zwischen mir und meinen Göttern —
Genug! Wir Mädchen, wisse, wir daheim,
Ist unsre Wahl auch frei, wir achten heilig
Der Eltern Rat, der unsre Neigung lenkt,
Und meine Eltern, weiß ich —

Ingomar. Sie sind fern —

Parthenia. Ihr Bild lebt hier, und hier spricht ihre Stimme;
Wie, spricht sie, wie, du wolltest, kaum entronnen

Dem Joch der Knechtſchaft durch der Götter Huld,
Dem Fremden folgen, wilſt der Eltern Nähe,
Des milden Brauchs der Heimat dich begeben,
Sein Weib, des Feindes Weib zu werden, fremd
Wie er, die Gattin des —

Ingomar. Was hältſt du inne?
Sprich, ſag's heraus! Die Gattin des Barbaren!
So nennt ihr's, weiß ich, und ſo meinſt du's ja!

Parthenia. Ich meine, daß du edel biſt und gut;
Ein lichter Stern, nur von Gewölk umſchattet,
Ein Krug voll edlen Weines, nur der Kranz
Gebricht, und ſchlöß' nicht, wie der Muſchel Hülle
Der Perle Glanz, der Heimat rauhe Sitte
Das reiche Kleinod deines Herzens ein,
Du möchteſt eines Weibes Stolz wohl ſein;
Verſtummen müßt' der Neid vor deinem Werte,
Selbſt Schmähſucht, ob ein Opfer ihr entrann,
Müßt' grollend flüſtern: Ja, das iſt ein Mann!
Das müßt' ſie, wärſt ein Grieche du geboren,
Wär' Recht, Geſetz und Ordnung dir nicht fremd,
Wär' Stärke nicht dein Gott, das Schwert dein Richter!
Doch iſt es ſo —

Ingomar. Fahr' fort! Behalte nichts
Zurück! ſag' alles, leer' den ganzen Köcher!

Parthenia. Ungleich begabt der Götter Huld die Menſchen;
Dem wirft ſie Reichtum, jenem Armut zu,
Doch Liebe achtet's nicht; der prangt mit Reizen,
Die jenem fehlen; Liebe achtet's nicht;
Doch eins muß ſein, in dem der Herzen Schlag,
In dem der Flug der Seelen ſich begegnet,
Ein Göttliches, das ihnen leuchtend ſtrahlt
In allen Stürmen, Recht muß ſein und Sitte;
Gemeinſam Recht, gemeinſam heil'ge Sitte
Muß binden, was ſich liebt, daß Achtung läutre,
Und Dauer leihe raſcher Jugendglut,
Und das iſt's, das! Ein Meer liegt zwiſchen uns —
Ein Abgrund, Berge füllen ihn nicht aus —
Ich eine Griechin, du ein Tectoſage —

Ingomar. Ein Tectoſage! Sprich nur, wie du's denkſt,
Und ſag': Ein Rinderdieb, ein Landverwüſter,
Ein Wegelag'rer —

Parthenia. Ingomar!

Ingomar. Das ist's!
Ich merke deine Worte! Ja, das ist's;
Du schämst dich mein! Genug, zu viel! Fahr' hin!
Wir müssen scheiden, sprachst du, — du sprachst wahr
Es muß so sein, so sei's —
Parthenia. Und zürnend willst
Du scheiden! Bleib', ich laß dich nicht, du sollst
Mich hören erst —
Ingomar. Ich will nicht hören mehr;
Mein Ohr ist übervoll von deinen Worten!
Doch zürnen — Nein! — Du sprichst, wie dort sie sprechen;
Ich aber fühl' getrost in tiefstem Herzen,
Wir sind auch Männer, wir Barbaren. Prahlt
Mit mildem Brauch, meßt ängstlich eure Schritte;
Gerader Sinn geht über alle Sitte.
Und wächst auch wild auf, wie der Baum im Wald!
Dies merk' und denke meiner — und — Genug —
Leb' wohl —

(Er wendet sich zu gehen.)

Parthenia. Leb' wohl! Nein, halt! — Du sollst nicht scheiden,
Ohn' eine Gabe, die in ferner Zeit
Noch Farb' und Leben meinem Bilde leiht! —
Ingomar. Das braucht's nicht!
Parthenia (ihm ihren Dolch reichend). Nimm!
Ingomar (den Dolch erfassend). Den Dolch — Ha, Spott und Hohn!
Gedenken soll ich, daß mein Rasen dir
Einst gegen dich die eigne Hand bewehrte!
Parthenia. Er soll dich mahnen, daß drei Tag' und Nächte
Allein durch Moor und Wald und Dorngeflechte
Du sorgend, stützend, wachend mich geführt,
Ohn' daß ich jemals sein Gefäß berührt;
Des mahn' dich dieser Dolch, und geh jetzt, geh! —
Ingomar (schreitet rasch auf Parthenia zu, dann plötzlich innehaltend, nach einer Pause). Leb' wohl!

(Er geht rasch links im Vordergrunde ab.)

Parthenia. Er geht, er geht! Allmächt'ge Götter!
Er könnte wirklich — Nun, so geh' er hin,
Ich kann es tragen, wenn er gehen kann!
Und hieß ich ihn nicht gehen? Muß er nicht? —
Muß, muß — das Wort hallt dumpf wie Grabgewölbe!
Er ging — Wie grün, wie hell war's vor, und jetzt —
Wie matt und dämmernd blinkt der Sonne Schein,
Wie fahl der Rasen rings, wie dürr das Laub!

Mir iſt, als wär' der junge Lenz geſtorben!
Wie, Tränen — Nein, ich will nicht weinen! Nein!
Es muß ſo ſein, und was dies Herz bewegt,
Euch Göttern ſei es in den Schoß gelegt,
Und mögt ihr gnädig es zum Heil mir wenden!
Ihr guten Götter gabt mir ja ſo viel!
Dort winkt die Heimat: Eltern, Freunde,
Geſpielen ſind' ich wieder; wedelnd ſpringt
Der treue Hund an mir heran, und grinſend
Begrüßt mich Polydor, mein reicher Freier! —
Mich ſchüttelt Fieber, tritt ſein Bild vor mich!
Wie höhniſch wies er nicht mein Flehen ab,
Das jenen Sohn der Wildnis doch bewegte!
Der freilich — hätt' ich dem geſagt: Hilf, rette
Sein greiſes Haupt! — der hätt' ſich nicht bedacht,
Der hätte friſch ſich auf den Weg gemacht,
Und ſtanden Heere drohend ihm entgegen,
Der rang ihn los, der hätt' ihn heimgebracht!
O ſein Gemüt war grün, wie ſeine Wälder!

Ingomar (links im Vordergrunde der Bühne zögernd und langſam wieder auftretend). Parthenia!

Parthenia (aufſchreiend). Du biſt es — Du zurück —
Ich bin's, und grad'

Ingomar.
Heraus geſagt, ich kann von dir nicht ſcheiden:
Ich kann nicht, ſag' ich, kann nicht, und kein Menſch
Kann mehr, als was er eben kann: darüber
Hinaus fängt unſer Schickſal an, und mein's,
Mein Schickſal heißt: Dir angehören!

Parthenia.
Wie,
Du meinſt wohl —

Ingomar.
Sieh', ich hab' mir's überlegt!
Du ſchämſt dich meiner nicht, nur meiner Sitte;
Denn, bin ich auch kein Grieche, bin ich doch
Ein Mann, und der muß gelten allerwegen;
Selbſt vor den Göttern gilt ein rechter Mann,
Drum auch vor dir und vor den andern dort;
Es muß ſo ſein! Nicht wahr, Parthenia,
Du ſchämſt dich meiner nicht?

Parthenia.
Ich, dein mich ſchämen —

Ingomar.
Mir war, als tätest du's, und trotzig kehrte
Ich wahnverblendet dir den Rücken zu,
Als hing mir eine Welt an unſrer Sitte,
Die doch nur eben wie dies Tierfell iſt,

Bequem, weil lang gewohnt und viel getragen.
Hab' nun ich meines Schildes mich entschlagen,
Der dort im Moor liegt, brach ich meinen Speer,
Was gälte mir dies Tierfell eben mehr?

Parthenia. Was sagst du — Wie —
(Für sich.) Mir will das Herz zerspringen!

Ingomar. Gesinnung macht den Mann und nicht sein Kleid,
Und wenn es mich beschwert, was soll ich's tragen?
Im neuen wird mein Herz nicht anders schlagen!
So werf' ich meines Volkes Sitte ab,
Ich folg' dir in die Mauern jener Stadt,
Ich will ein Grieche werden.

Parthenia. Du mir folgen! —
(Für sich.) So reich die Wonne und so eng' die Brust!

Ingomar. Und sieh', nun ist mir wohl, da dies beschlossen;
Gar vieles, weiß ich, hab ich zu erwerben,
Zu lernen noch — doch das, beim Strahl der Sonne,
Das tröstet mich, ich weiß, ich werd' es lernen;
Du liebst mich noch! Ich fühl's, wie Siegesjubel,
Wie Götterstimmen zuckt's durch meine Brust,
Du liebst mich noch, wirst noch mich lieben müssen!

Parthenia (für sich). Und wer denn, Himmel, müßte ihn nicht lieben!
(Laut.) Mir folgen, sagst du, nach Massalia —
Und lebt ein Gastfreund dort, dich aufzunehmen?

Ingomar. Ein Gastfreund! Nein! Was braucht es das? Den ersten,
Der dort des Weges herkommt, sprech' ich an
Um Salz und Feuer; gleich die Männer dort,
Denn Griechen nennt sie ihre Tracht.

Parthenia. Die dort!
Ihr ew'gen Götter! Gießt ihr alles Glück
Auf mich herab in dieser einen Stunde,
Was bleibt noch übrig für des Lebens Rest?
Er ist's, er ist's!
(Dem in Begleitung Alpenors auftretenden Myron in die Arme sinkend.)
Mein Vater!

Myron. Kind! Mein Kind!
Du hier! Gerettet! Mir zurückgegeben!
Habt Dank, ihr Himmlischen — Nein, habt nicht Dank,
Was ließt ihr mich nicht ihren Retter sein?
Ich hätt' die Räuber alle, ich allein —
(Ingomar erblickend und ängstlich zurückweichend.)
Wie, was? Adrast — Alpenor — Rettet, helft!
Herbei, die Tectosagen —

Parthenia. Sorge nicht —
Er war es, Ingomar, der deinem Kinde
Die Freiheit schenkte, der in deine Arme
Zurück zur Heimat schützend es geleitet!
Myron. Er, sagst du, er! So kam der Mann allein —
Parthenia. Er tritt ein Freund, ein Bittender zu dir,
Und darf er gleich als Pflicht Gewährung fordern,
Mein Fürwort noch mahnt deine Dankbarkeit,
Ihm mild zu sein, wie er es mir gewesen.
Komm, hör' ihn an, und du indes, Elpenor,
Erzähl' mir von der Mutter, von Theano,
Von unsern Freunden, laß mich alles wissen,
Denn Sehnsucht leiht der ärmsten Kunde Wert.
Myron (der sich mittlerweile, von Parthenia geführt, Ingomar genähert, für sich). Er kam allein, das ist ein andres! Ei,
Willkommen auf Massalias Gebiet!
Sobald nicht, dacht' ich, wieder dich zu sehen.
Ingomar. Und ich nicht dich, und dennoch kam es so!
Myron. So kam es, ja!
Ingomar. Parthenia sagte dir,
Ich käme, dich zu bitten, und so ist's;
Ich fordre viel in wenig Worten. Sei
Mein Freund, und mehr noch, sei mein Lehrer: biete
Wegweisend mir die Hand als deinem Schüler:
Nimm unter deinem Dach mich auf und lehre
Mich eure Sitte, lehr mich unter Griechen
Ein Grieche sein! Das alles bitt' ich dich,
Und du gewähre mir's —
Myron. Was sagst du — ich,
Ich in mein Haus dich nehmen —
Ingomar. Meine Heimat,
Und heilig soll mir's sein!
Myron. Wie, seine Heimat!
Er will wohl gar nicht fort mehr — Griechensitte
Gedenkest du zu lernen, und von mir? —
Mir wird ganz schwül.
(Für sich.) Der Bursche zwar ist stark
Und wär' ein tücht'ger Helfer —
Ingomar. Rede, was
Beschließest du?
Myron. Ich weiß, versteh mich recht,
Ich weiß, ich bin zum Danke dir verpflichtet;
Doch sieh, ich bin ein armer Waffenschmied;

Und wollteſt du mein Gaſt ſein, müßteſt du
Mit uns der Armut Müh' und Sorgen teilen,
Dich unſerm Hausbrauch, unſrer Ordnung fügen —
Ingomar. Dem allen füg' ich mich —
Myron. Da gält's vorerſt
Das Tierfell abzulegen —
Ingomar. Gut, es ſei!
Myron. Dann Haar und Bart zu kürzen —
Ingomar. Haar und Bart!
Als Zeichen freier Abkunft gelten ſie
Bei uns daheim, und wachſen frei dem Freien;
Doch meine Freiheit — gut, ich kürze ſie!
Myron. Das läßt ſich hören.
(Für ſich.) Der iſt zahm geworden,
Und war doch wilder als ein ſcheues Roß! —
(Laut.) Das wär' die Tracht, nun aber höre weiter!
Ich habe Felder, Wieſen, dort am Hügel
Weingärten auch; da gibt es denn zu ſchaffen
Mit Pflug und Harke dort und da, und ſieh,
Da müßteſt du denn auch —
Ingomar. Doch wohl nicht Pflug
Und Harke führen, Sklavendienſt verrichten,
Wie Dachs und Maulwurf in der Erde wühlen?
Myron. Ei, wie gehabſt du dich?
Ingomar. Nur Sklaven führen
Bei uns daheim den Pflug; nur Sklaven ziemt's,
Und willſt du mich zu deinem Sklaven machen,
Beim lauten Donner —
Myron. Ei, gemach, gemach!
Die Götter wiſſen's, ich will nichts mit dir;
Du ſelber wollteſt ja ein Grieche werden;
Wir aber ſind ein ackerbauend Volk,
Und drängt die Not, legt jeder Hand ans Werk,
Nicht ich allein, Actäa auch, mein Weib,
Selbſt jene dort, und alle greifen zu —
Ingomar. Parthenia, ſagſt du —
Myron. Ei, wer ſonſt? Sie hilft
So gut, als eine —
Ingomar. Wie, Parthenia!
Auch ſie — im Grund das Werk, das einer treibt,
Iſt nichts: der Sinn nur gilt, in dem wir's treiben;
Wohlan, ich will auch dem mich fügen!
Myron. Nun,

Wenn das ist, legst du wohl auch Hand mit an
An meinem Amboß, hilfst mir Schwerter schmieden —
Ingomar. Das will ich meinen! Da gilt's Kraft um Kraft;
Ja! pocht der Hammer und der Stahl kreischt: Nein!
Hei, Schwerter schmieden, das muß lustig sein,
So lustig fast, als Schwerter schwingen —
Schwingen!
Myron.
Wie, Schwerter schwingen! Nein, da schwingt sich nichts;
Wir sind ein stilles Volk und lieben Frieden;
Und darum, denk' ich, wär' es wohlgetan,
Du gäbst mir gleich dein Schwert —
Mein Schwert —
Ingomar.
Nun ja;
Myron.
Verpönt mit schweren Strafen ist's, bewaffnet
Zu gehen in Massalia; drum gib,
Ich will dir's wahren!
Ingomar. Ich, mein Schwert dir geben!
Mein Schwert, das Vaters Erbe —
(Das Schwert vom Wehrgehänge reißend, und es Myron hinhaltend, heftig.)
Dieses Schwert,
Das Schutz und Sieg und Beute mir gewährt!
Ich dieses Schwert von meiner Seite lassen —
Myron (ängstlich vor Ingomar zurückweichend).
Parthenia —
Ingomar. Dies Schwert dir geben!
Das Blut eh' meiner Adern, eh' mein Leben!
Mein Schwert bin ich, denn eins ist Schwert und Mann;
Komm einer her, und nehm' er's, wenn er kann!
Parthenia (die bisher abseits mit Elpenor gesprochen, hinzutretend).
Was streitet ihr? —
Myron. Er will sein Schwert nicht geben,
Und schwere Strafen, weißt du, stehen drauf,
Massalia bewaffnet zu betreten!
Parthenia. Ei, wer das End' will, muß den Anfang wollen!
(Sie geht auf Ingomar zu, und nimmt ihm das Schwert aus der Hand; es Myron hinreichend.)
Da ist das Schwert, und jetzt — die Sonne sinkt,
Ich sehn' mich nach der Mutter, laß uns gehen —
Myron. Er gab das Schwert — ja — Wunder sind geschehen!
Du frei — das Schwert — doch heimwärts nun, mein Kind,
Daß früher dein die Mutter sich erfreue!
Elpenor, meinen Dank den wackern Fischern,

Doch ihrer Hilfe braucht es nun nicht mehr;
Und kommt nun, kommt!

(Er geht mit Elpenor und Parthenia rechts im Hintergrunde der Bühne ab.)

Parthenia (im Begriffe abzugehen, sich umwendend).
Was säumst du, Ingomar?

Ingomar (wie aus einem Traume auffahrend).
Wie, Ingomar! Und galt das mir? Bin ich
Denn Ingomar? Mir wirbeln die Gedanken,
Den Boden unterm Fuße fühl' ich wanken,
Und kaum mehr weiß ich, ob ich's jemals war!

(Während er langsam den Abgehenden folgt, fällt der Vorhang.)

Fünfter Akt.

Schauplatz wie im ersten Akt.

Elpenor (aus dem Hause Myrons tretend und zurücksprechend).
Was säumst du, Myron? Komm, sie warten dein!

Myron (auf der Stufe des Hauses erscheinend).
Da bin ich schon, und gleich, gleich folg' ich dir;
Mein rußig Werktagkleid nur legt' ich ab,
Geziemend vor dem Rate zu erscheinen.
(Ins Haus rufend.)
Den Gürtel her, Actäa, und den Mantel.

Elpenor. Ich will voraus und melden, daß du kommst —

Myron. Nein, bleib und sprich noch einmal, ist es Wahrheit,
Was schreckensbleich du mir ins Ohr geraunt? —

Elpenor. Die Höhen wimmeln rings von Tectosagen,
Und in den Rat berufen dich die Väter!
Es ist so, wie ich sagte!

Actäa (die indes mit Parthenia, Myrons Gürtel und Mantel tragend, aus dem Hause getreten). Große Götter,
Was sagt Ihr? — wie —

Myron. Was kümmert das euch Weiber?
Den Mantel her, Parthenia!

Actäa. Myron, sprich!
Die Tectosagen, sagt ihr, vor den Toren?

Myron. Ei, still doch, still! Sie sind noch nicht herein,
Und wenn Verrat nicht Schloß und Riegel öffnet —

Actäa. Er wird sie öffnen! Aller Orten wohnt
Verrat; auch jene werden Helfer finden —

Gewiß, sie werden's — Ja, sie sind vielleicht
Bereits gefunden —

Myron. Wie — bereits gefunden —
Verräter sagst du —

Aetäa. Nicht umsonst begann's
Zu knistern in des Herdes Flammen, als
Er unser Haus betrat! Sie warnten; doch
Vergebens —

Elpenor. Ei, sie meint den Ingomar,
Den Tectosagen, deinen Lehrling —

Myron. So,
Den meinst du? Nun, dann ist kein Sorgen!

Parthenia. Nein;
Er ist kein Späher, kein Verräter!

Myron. Recht,
Der Ingomar ist echt, und haltet Farbe;
Wer ihn am Pflug, wer ihn am Amboß sah,
Der weiß das! Er ist stark, und falsch sind nur
Die Schwachen; darum sei getrost —

Elpenor. Komm endlich:
Sie harren dein!

Myron (halb von Elpenor fortgezogen).
Sei ruhig! Laß nicht Angst
Mit Schrecken, die nicht sind, den Sinn dir trüben!
Die Väter, wisse, ziehen mich zu Rat,
Als einen, der verkehrt mit jenen Wilden;
Drum sei getrost! Jedweder Hammer fand
Noch seinen Stiel, es wird auch hier sich Griff
Und Handhab' finden! Ich, zum mindesten,
Ich fürcht' die Tectosagen nicht, ich nicht —
Ich hab's bewiesen —

Elpenor (ihn fortziehend). Komm doch, sag' ich, komm!

(Beide links im Hintergrunde ab.)

Aetäa. Da geht er hin, und mich verzehrt die Angst!
Die Feinde vor dem Tor! Er vor den Rat
Beschieden! Wenn sie nun, anstatt zu Rat,
Für seine Torheit ihn zur Rechenschaft,
Vielleicht zur Strafe zögen —

Parthenia. Quäl dich nicht!
Die Väter wissen ja von Ingomar,
Und billigten, daß er ihn aufgenommen.

Aetäa. O, daß er's tat, daß er ihn aufgenommen,
Der Unheil, weiß ich, unserm Hause bringt!

Parthenia. Er brachte, denk' ich, dir dein Kind zurück.
Aetäa. So tat er, aber zückt' er einst nicht auch
Das Schwert auf dich, und schleppt' er nicht den Vater
Als Sklaven mit sich fort? Und Gutes soll
Von ihm uns kommen? Nein, sein Anblick schon,
Das lange Haar, der struppicht wirre Bart,
Beklemmte mir das Herz.
Parthenia. Jetzt trägt er beide
Gekürzt nach Griechenbrauch —
Aetäa. Die Kinder riefen
Ihm auf der Straße Faun und Satyr nach,
Denn zott'ge Felle bargen ihm die Glieder —
Parthenia. Du weißt, er geht wie andre jetzt gekleidet.
Aetäa. Ja, griechisch ist sein Leibrock und sein Mantel;
Doch Haltung, Gang, der Stimme rauher Schall,
Der starre Trotz in Mienen, Blick und Wort,
Die sind und bleiben des Barbaren! Legte
Er auch das Tierfell ab, er bleibt ein Wilder,
Und ewig haftet Waldgeruch ihm an.
Parthenia. Das muß wohl sein, denn Freiheit, Mut und Kraft,
Wie seine Wälder, atmet seine Seele.
Aetäa. Des Bären rohe Kraft! Erwürgte nicht
Im Kampfspiel jüngst, beim Fest der Artemis,
Der Wilde fast im Ringen seinen Gegner,
Und schlug den andern mit dem Cestus tot!
Parthenia. Doch schlug er nicht den Wolf auch, der so lang'
Das Land verheert, und als letzthin im Hafen
Lysippus Nachen mit dem Sturme rang,
Wer wagte sich hinan, um ihn zu retten?
Wer überhebt, als er, am Amboß wie
Am Pflug, den greisen Vater seiner Mühen?
Aetäa. Das tut er, ja! Ich weiß das, und er auch,
Und pocht darauf, und achtet meiner kaum!
Ich aber, stellt' er sich auch an, als wäre
Er treu wie Gold, ich bleib' dabei, ich fürchte,
Des Feindes Späher ist er, ein Verräter,
Und ihm ins Antlitz will ich es behaupten!
Wo steckt er —

(Gegen das Haus hinrufend.)

Ingomar!
Parthenia. Nein, Mutter, laß!
Bei allen Göttern, ehr' des Gastes Rechte;
Sein Herz weiß nichts von Argliſt und Verrat!

Actäa. Nein, sag' ich —
(Rufend.) Ingomar! Du sollst es sehen,
Wie er erschrickt, zusammenfährt, errötet;
Geschehe dann, was wolle! Ingomar!
Parthenia. O wie verkennst du diese Kinderseele,
Dies treue Herz —
Ingomar (aus dem Hause tretend und die Stufen hinabsteigend).
Da bin ich! Riefst du mich?
Actäa. Jetzt endlich kommst du! Dreimal mußt' ich rufen.
Ingomar. Ich hämmerte und sang ein Lied dazu —
Und so mag's sein —
Actäa. Ein Lied — Nun ja, ganz recht,
Des Wiedersehens Freude macht dich singen;
Wie, oder weißt du nicht, die Tectosagen
Umlagern rings die Stadt.
Ingomar. Die Tectosagen!
Wie, nehmen hier sie ihren Weg vorbei
Ins Allobrogenland; denn dorthin war
Ein Fehdezug beschlossen —
Actäa. In der Tat!
Ein Fehdezug ins Allobrogenland!
Du aber nützest wohl des Zufalls Laune,
Um deine Freunde heimzusuchen —
Ingomar. Nein!
Was sollt' ich auch? Sie ziehen ihres Weges,
Ich geh' den meinen.
Actäa. So! Doch gibt es Leute,
Die meinen, die vermuten, die behaupten,
Dein Weg und ihrer sei derselbe!
Ingomar. Wie,
Mein Weg und ihrer —
Actäa. Ja, man sagt sogar
Du hättest hier dich eingeschlichen, bloß
Um jenen Tür und Tor zu öffnen —
Ingomar. Ich —
Wer sagt das?
Actäa. Ich, ich sag' dir's in den Bart,
Daß du ein Späher bist und ein Verräter!
Das bist du —
Ingomar (rasch auf Actäa zuschreitend).
Weib, ich aber sag' dir — Nein!
Dir sag' ich nichts! (Er geht ins Haus ab.)

Aetäa. Er geht — Er schweigt und geht,
Und spottet meines Zorns! Er achtet es
Der Müh' nicht wert, nur Rede mir zu stehen!
Er wagt es — Muß ich das mir bieten lassen,
Ich, Myrons Hausfrau, eine Bürgerin
Massalias —

Parthenia (gegen das Haus zuschreitend und hineinrufend).
Ingomar!

Aetäa Du rufst ihn — Soll
Zum zweitenmal mich seine Roheit kränken?

Parthenia. Nein, Antwort geben, Rede stehen soll
Er dir —

Aetäa. Jetzt will ich keine Antwort mehr,
Und wär' es — doch wo denk' ich hin? Gefahr
Bedroht vielleicht des Vaters Haupt und ich —
Mich treibt's ihm nach zur Burg — du hör indessen
Den Ingomar, und glaub ihm, wie du pflegst,
Und mögen es zum Heil die Götter wenden!
Ich kenn' ihn, mich, mich soll er nicht verblenden!

(Sie geht links im Hintergrunde ab.)

Parthenia (unmutig einige Schritte auf und nieder gehend).
Sie geht und zürnt, und er trägt Schuld daran,
Er ganz allein, denn hat sie Unrecht auch —

(Ingomar tritt aus dem Hause und steigt langsam, gesenkten Hauptes die Stufen herab.)

Parthenia. Da ist er — Tritt heran! Sprich, weißt du nicht,
Daß unsre Sitte längst des Sklavenjoches
Das Weib entband, dem Mann es gleichzustellen
Als Freundin, als Genossin seiner Rechte?

Ingomar. Ich weiß, so haltet ihr's!

Parthenia. Und hieß ich dir
Drum nicht, der Hausfrau Myrons, meiner Mutter,
In Ehrfurcht stets zu nahen? Oder nennst
Du's Ehrfurcht, trotzig ihr den Rücken kehren?
Sprich, rede! Mahnt' ich so nicht oft, und wenn
Ich's tat, was tatest du nicht, wie ich sagte?

Ingomar. Du sagtest so; du sagtest aber auch,
Wenn deine Mutter, wie das Alter pflegt,
In Unmut grundlos hadernd mich verletze,
So sollt' ich schweigen und von hinnen gehen!
So ging ich denn, und schwieg! —

Parthenia. Und konntest du
Nicht still und heiter ihr ins Auge schauen,

Und ruhig sprechen: Nein, du irrst; ich bin
Kein Späher, kein Verräter! Doch du ließest
Wie immer deiner Laune Zaum und Zügel,
Und gabst auch mich nun ihrem Unmut preis!

Ingomar. So zürnst auch du mir?

Parthenia. Wirst du nie denn lernen
Nach ihrer Art die Menschen nehmen: eh' du sprichst,
Der Worte Maß und ihr Gewicht erwägen?

Ingomar. Nie lern' ich's, nie! Was gab ich mir nicht Mühe,
Und prägte deine Worte mir ins Herz,
Und wiederholte sie beim Schlafengehen;
Beim Amboß und am Pfluge kaut' ich dran,
Recht bald mir euer Wesen anzueignen,
Gewandheit, Artigkeit und feine Sitte!
Ich werd' es niemals lernen!

Parthenia. Faß' nur Mut,
Du hast schon zugelernt!

Ingomar. O meine Wälder!
Da prägt das Herz vollwichtig aus die Worte,
Und echt, wie der Gedanke, ist die Tat;
Ihr aber preßt in Formeln euer Leben,
In: Guten Tag! Schön Dank! und: Darf ich bitten!
Ihr nennt das fein, gefällig, edel, schön! —
Ich kann das nicht und werd' es niemals lernen;
Was mich bewegt, sei's Liebe, sei es Haß,
Lust oder Leid, das strömt von meinen Lippen,
Das zuckt im Antlitz mir, das funkelt mir
Im Blick! Ich muß! Ich bin der, der ich bin,
Ich kann nicht anders!

Parthenia. Und du sollst auch nicht;
Ich wollte dich nicht anders, als du bist:
Mir tut es wohl zu wissen, was dein Blick,
Dein Antlitz, deine Lippe spricht, ist wahr,
Ist alles echt, ist alles tief empfunden;
Doch auch die Offenheit der edlen Seele
Bedarf Beschränkung! Sieh, du hast so viel
Gelernt, du ehrst Gesetz und Ordnung, hast
Dich losgesagt vom Dienst der blut'gen Götter
Für meines Volkes kunstgeschmückten Glauben;
Du bist ein Grieche schon dem Herzen nach,
Nur Anmut fehlt und Ebenmaß der Sitte,
Und das wird kommen! Wer aus rohem Stein

Ein Götterbild ins Leben rief, gewiß,
Der muß auch noch den Marmor glätten lernen!
Ingomar (sich Parthenien nähernd).
Und wenn ich's lernte, wenn auch das gelänge,
Parthenia, wenn ich dann —
Parthenia (einen Schritt zurücktretend). Noch hast du's nicht
Gelernt, wirst nicht so schnell es lernen —
Ingomar. Sieh,
So bist du! Statt des Schülers Fleiß zu lohnen,
Rückst ferner stets das Ziel du mir hinaus;
Ja, du entziehst mir, was du schon gewährt!
Sonst suchtest du mich auf, sprachst Trost mir zu,
Erzähltest Märchen, sangst mir Lieder vor;
Jetzt meidest du, jetzt fliehst du meine Nähe —
Parthenia. Und sprech' ich denn nicht eben jetzt zu dir!
Auch das noch mußt du lernen, dankbar froh
Den guten Augenblick genießen —
Ingomar. Ja,
Du sprichst zu mir, dein Auge blickt mich an;
Fahr' hin, was war, und komm', was kommen kann!
Nicht rückwärts mehr, noch vorwärts will ich schauen,
Nur trunken dir ins Auge tauch' mein Blick!
Myron (außer der Bühne).
Parthenia, Parthenia!
Parthenia. Horch, der Vater!
Myron (anfangs außer der Bühne, dann hastig mit der ängstlich nacheilenden Aktäa auftretend). Herbei! Parthenia!
Parthenia. Da bin ich, Vater!
Myron. Recht so! Und Ingomar? Auch hier! Nun wohl —
Aktäa. Was hast du? Sprich! Was treibt, wie sinnverwirrt,
Dich durch die Straßen? Soll ich's endlich hören?
Myron. Luft! Laßt zu Atem erst mich kommen! Wißt,
Er wird gleich hier sein —
Aktäa. Wer? der Feind?
Myron. Was Feind!
Der Feind nicht, Seine Gnaden der Timarch
Kommt wegen Ingomar —
Aktäa. Da seht nun selbst;
Ich sagt' es ja, er wird uns Unheil bringen!
Myron. Da sprachst du tolles Zeug; denn Ansehn bringt
Er uns und Ehre! Doch, da sind sie schon;
Ihr tretet dort ans Haus; ich schreit' indes
Begrüßend ihm entgegen —

Aetäa. Anſehn! Ehre!
Mir pocht das Herz, als wär's ein Schmiedehammer!
Der Timarch (der indes in Begleitung einiger Diener aufgetreten, zu Myron, der ihn mit tiefen Bücklingen empfangen hat).
Genug! Laß, Myron, uns zur Sache kommen!
Wo iſt dein Lehrling?
Myron. Hier, erlauchter Herr:
Gefällt dir's, tritt mit ihm ins Haus!
Timarch (indem er ſeinem Gefolge einen Wink gibt, zurück zu treten).
Wozu?
Dies ſind die Deinen, und wir ſind allein!
Tritt denn heran! — Du nennſt dich Ingomar?
Ingomar. Du ſagſt es! —
Myron (halblaut zu Ingomar). Sag doch: Herr! — Verſtehſt du: Herr!
Aetäa (halblaut zu Myron).
Ja, lehr du den, was Sitte heiſcht und Brauch!
Timarch. Du willſt hier, hör' ich, Griechenſitte lernen;
Ja, haſt ſie ſchon gelernt und willſt nun ganz
Der unſre, ganz Maſſalias Bürger werden?
Ingomar. So wünſch' ich —
Timarch. Und Maſſalia gewährt
Den Wunſch! Ein Haus im Umkreis ſeiner Mauern
Erbaut es dir, und fügt drei Hufen Landes
Und volles Stimm- und Bürgerrecht dazu —
Ingomar. Wie, mir?
Parthenia (für ſich). Ihr guten Götter!
Myron (zu Aetäa). Siehſt du, Frau!
Timarch. Noch mehr; denn dreißig Unzen Silber ſoll
Als Mitgift hier des Myron Kind empfangen,
Und ſoll dein eigen, deine Hausfrau ſein.
Ingomar. Parthenia!
Timarch. Dies alles nennſt du dein,
Wenn erſt uns deine Tat bewährt, es liege
Maſſalias Wohlfahrt wahrhaft dir am Herzen!
Ingomar. Was ſoll ich tun? Sprich! Wollt ihr anders nicht,
Ich ſoll die Erd' aus ihren Angeln heben,
Das Meer ausſchöpfen, Stern' vom Himmel reißen,
Das andre tu' ich alles, was es ſei!
Timarch. So hör mich an! Du weißt, die Tectoſagen
Umlagern rings die Stadt; du ſelber, einſt
Der Ihren einer, kennſt dies Volk am beſten
In ſeiner Kühnheit, ſeiner Beutegier,
Und treten ſie uns feindlich nun entgegen —

Ingomar. Den Allobrogen gilt ihr Fehdezug,
Euch nicht, gewiß euch nicht —
Timarch. Wie dem auch sei,
Sie sind gefährlich, und Massalia
Gedenkt für lange Zeit mit deiner Hilfe
So schlimme Nachbarn ferne sich zu halten,
Und so vernimm denn, was dein Auftrag ist:
(Ingomar einige Schritte beiseite führend.)
Du sollst hinaus ins Tectosagenlager,
Als kämst du, deine Freunde heimzusuchen,
Und Botschaft von der Heimat zu vernehmen;
Und so erkundend die Gelegenheit,
Des Lagers Wall und Tor, der Wachen Ordnung
Und Feldgeschrei, kehrst abends du zurück,
Bei Nacht Massalias waffenfähig Volk
Hinauszuführen, daß ein gleiches Los,
Wie jene vielen räuberisch bereitet,
In raschem Anfall rächend sie ereile!
Sieh, das ist alles; wenn du das getan —
Ingomar. Das tu' ich nicht —
Timarch. Was sagst du? —
Myron. Ingomar!
Ingomar. Ich tu's nicht, sag' ich! Sendet, wen ihr wollt
Hinaus, um jene zu berücken; ich —
Ich will Vertrauende nicht hintergehn,
Nicht Schlafende verraten, nicht ans Messer liefern,
Die meiner Heimat Sprache sprechen! Ich tu's nicht!
Timarch. Du wirst es tun, bedenkst du recht den Preis,
Den Myron, den Massalia dir bietet.
Ingomar. Fahr' alles hin, denn sie — sie ist mir alles;
An ihr mit tausend Wurzeln hing mein Leben,
Und blühen sollt' es, dacht' ich, wenn der Frühling käme!
Und dennoch fahr' sie hin, denn hätt' ich sie,
Und hätt' in ihr ich alles Glück der Erde,
Mir wär's Verzweiflung, hätt' ich's so erkauft,
Hinwürgend schnöd im Schlafe meine Brüder!
Timarch. Wie, trägst du der Barbaren Wohl im Herzen,
Und willst ein Grieche sein?
Ingomar. Ich wollt' es werden;
Ich sagte mich von meinem Volke los,
In ihrer Heimat meine zu begründen,
Und mir war's Ernst damit, und treulich stünde
Ich treulich euch zur Seite, gält' es offnen Streit;

Ihr aber ſinnt Verrat und ſchnöde Ränke,
Und eure Waffen ſind Betrug und Liſt!
O ſchämt euch, ſchämt euch!

Timarch. Zähm' die raſche Zunge
Und wiſſe, bis die Sonn' im Mittag ſteht,
Gewähr' ich dir Bedenkzeit, zu erwägen,
Ob Hilfe nicht du unſerm Anſchlag leiſtſt?
Verſagſt du ſie, ſo ſoll dein Hauch nicht mehr,
Treubrüchiger, die Lüfte hier verpeſten!
Verbannung und noch Schlimmres ſei das Los
Des Spähers, des Verräters! Wähle denn!
Du aber, Myron, der ſo übel uns
Beriet, daß dieſem Mann wir rückhaltslos
Vertrauten, ſieh dich vor; denn zeigte ſo
Sich deine Treue von der ſeinen Art,
Die rühmend du zum Himmel wollteſt heben,
Wir fänden zu gering vielleicht ihr Maß,
Und machten's voll mit deinem Blut und Leben! —
(Er geht mit ſeinem Gefolge ab.)

Aetäa (nach einer Pauſe).
Wer hat nun recht? Wo iſt das Anſehn nun,
Die Ehre, die dein Ingomar uns brachte?
In üblen Leumund bringt er unſer Kind,
Dich bringt er in Verdacht und mag vielleicht
Noch Schlimmres, mag noch um den Kopf dich bringen!

Myron. Um meinen Kopf mich bringen! Fahr er hin!
Ich will nichts wiſſen mehr von ihm! Ich ſchließe
Dir meine Türe! Fort! Sie ſollen ſehen,
Ich ſei Maſſalias treuer Sohn und Bürger!
Hinein mit dir ins Haus, Parthenia! (Zu Ingomar.)
Fort, ſag' ich —

Ingomar. Myron!

Myron (während Aetäa und Parthenia ins Haus treten).
Nichts! Kein Wort mehr, ſchweig! —
Wir ſind allein zwar, und ſo ſag' ich dir,
Wie ſehr du in die Klemme mich gebracht,
Der Himmel weiß es, hätte ich zwei Köpfe,
Den einen wollt' ich gern für dich verlieren;
Ich aber hab' nur einen! Drum hinweg! (Mit erhöhter Stimme.)
Ich bin ein treuer Mann und guter Bürger,
Und ſo fahr hin, ich ſag' mich los von dir!
(Er tritt ebenfalls ins Haus und ſchließt hinter ſich die Tür.)

Ingomar. Es iſt vorbei; dahin iſt alles, alles!

Die Zukunft lag so hell, so licht vor mir;
Denn hätt' ich sie auch niemals mir verdient,
Ich hätt' sie doch vielleicht mir einst errungen!
Doch nun fuhr alles, alles hin! Nie wird
Sie mein sein, nie! Selbst sehen werd' ich sie,
Selbst ihrer Stimme Klang nicht mehr vernehmen!
Nie mehr! —
Nur ja zu sagen braucht ich! Aber hätte
Ich tausend Jahr' auch Frist mich zu bedenken,
Nein müßt ich sagen, nein und wieder nein! —
Mag sein, zu derb und rauh war meine Rede,
Wo gleichen Dienst auch mildre Worte taten!
Ich fand sie aber nicht: ich kann nicht fälschen,
Was echt und wahr mir aus der Seele quillt!
Das eben ist's! Und lernt' ich jahrelang,
Ich lernt es nicht und werd' es niemals lernen!
Ich bin ein Wilder und hinaus zum Tier des Waldes,
Zu meinesgleichen stößt mich das Geschick!
Was säum' ich noch? Hinweg denn, fort, hinaus!
Und sperrt ihr feiger Argwohn mir das Tor,
Daß nicht mein Volk zur Rache ich bewehre,
Ich sterbe oder brech' durch ihre Speere!
Ich will, muß fort —

Parthenia (die während der letzten Worte Ingomars aus dem Hause getreten ist und sich ihm unbemerkt genähert hat). Fort willst du, Ingomar?

Ingomar. Die Götter wollen's so! Wir müssen scheiden.
Und gegen Götter ist kein Widerstand!

Parthenia. Du gehst, und wohin gehst du?

Ingomar. Frag' mich nicht,
Wohin ich gehe? Sind auf Erden doch
Zwei Orte nur für mich! Ein Himmel, wo
Du bist, und wo du nicht bist, eine Wüste,
Und dahin geht mein Weg; der Sohn der Wildnis,
Zurück zur Mutter lenk' ich meinen Schritt;
Sie gab mir Treue als mein Erbteil mit,
Und schützend will ich jenen sie bewahren,
Die meine Brüder sind, wenn auch Barbaren!
Denn ohne Treue schwankt, ein Kahn im Meer,
Ein Rohr im Wind, die Seele hin und her,
Und dacht' ich anders einst, ich hab's empfunden
Fürs ganze Leben, seit ich dich gefunden,
Denn wie kann lieben, wer nicht Treue hält!

Parthenia. Und du willst fort —

Ingomar. Ich muß. Ich dank' dir vieles!
Mir rohe Kraft mir sonst der Große Mah,
Und schien das Leben mir ein voller Krug,
Nur sodender, je mehr er überschäumte,
Du flochtest mir den Kranz um seine Ränder;
Du lehrtest an der Kraft mich Mäßigung,
Am reichen Stoff die edlen Formen ehren;
Du lehrtest mich der Liebe Zauber kennen,
Der Liebe, deren Glück das Los der Götter,
Und deren Schmerz selbst noch Entzücken ist!
Dies alles dank' ich dir, und zu vergelten
Gedacht' ich's einst mit solchem Maß des Glückes,
Wie keinem Weib noch zugemessen ward!
Doch das ist nun vorbei, und im Verluste
All meines Glückes, jeder Hoffnung bar,
Ist nur ein Trost, ich tat so wie ich mußte!
Und so leb wohl! Dein Bild begleitet mich,
Bewahre meins! Parthenia, leb wohl!

Parthenia. Und jetzt gleich willst du fort! Du sollst nicht — nein,
Nicht jetzt gleich —

Ingomar. Jäher Tod läßt sanft hinüber;
Wer langsam stirbt, der stirbt zehntausendmal!
Ich weiß, du siehst mich ohne Schmerz nicht gehen,
Und das genügt! Leb' wohl!

Parthenia. Du willst es so;
Ich halte dich nicht länger! — Doch dein Schwert,
Das, kommend, du dem Vater anvertraut,
Du hast dein Schwert vergessen!

Ingomar. Fahr' es hin!
Die Hoffnung wand es einst mir aus den Händen,
Und jetzt, jetzt —

Parthenia. Nein, du sollst dein Schwert nicht missen;
Du gabst es mir, ich geb' es dir zurück! (Sie geht rasch ins Haus ab.)

Ingomar. Du sollst nicht, sag' ich — bleib — Umsonst, sie geht!
So dehnt zu Jahren sich die herbe Stunde,
Und immer heißer quillt mein Schmerz empor,
Als wollt' er töten, und er tötet nicht!
O Schmach und Hohn! Ein Stückchen Stahl zerfägt
Des Lebens Band, dem schärfern Stahle aber,
Dem tiefen Weh der Seele hält es Stand!

Parthenia (mit dem Schwerte zurückkehrend).
Hier ist dein Schwert, und blank, wie du's gegeben,
Bewahrt' ich dir's! —

Ingomar (nach dem Schwerte langend). Hab' Dank!
Parthenia. Nein, laß, ich will
Dir's tragen —
Ingomar. Wie, was sagst du?
Parthenia. Trug ich einst
Dir Speer und Schild, warum nicht jetzt das Schwert?
Ingomar. O damals — Nein, du sollst nicht das Gelett
Mir geben — Hier gleich, laß gleich hier uns scheiden!
Parthenia. Nein, Ingomar, ich will dein Schwert dir tragen!
Ingomar. Wohlan denn — bis zum Markte —
Parthenia. Bis zum Markt —
Nein, noch ein Stückchen weiter — bis ans Tor —
Noch weiter, bis zum Meer, und übers Meer
Hinaus, und über Berg und Tal und Ströme,
Nach Oft und Weft, wohin dein Lauf sich kehrt,
Wohin dich irrend deine Schritte tragen,
So lang mein Herz pocht, meine Pulse schlagen,
So lang ich atme, trag' ich dir dein Schwert!
Ingomar. Parthenia, du willst —
Parthenia (das Schwert fallen lassend und Ingomar umschlingend).
Dir folgen, folgen,
Wohin du gehst; dein Weg soll meiner sein,
Dein Ziel sei meines; wo du Hütten baust,
Da sei mein Vaterland; die Sprache, die
Von deinen Lippen tönet, will ich reden;
Was dich beglückt, das soll mir Wonne sein,
Und was dich schmerzt, das will ich mit erleiden!
Dein bin ich, dein, und nichts von Scheiden mehr! —
Ingomar. Ihr ew'gen Götter! Täuscht mich Traumeswahn?
Du liegst an meiner Brust, du liebst mich, du,
Massalias Kind, den Fremdling, den Barbaren!
Parthenia. O nenn dich mir mit diesen Namen nicht!
Was sind wir gegen dich? Wie starrten sie
Beschämt, verstummt dich an, die stolzen Griechen,
Als du, der Sitte hier zu lernen kam,
Sie ihnen lehrtest, jene hell'ge Sitte,
Die uns die Götter in das Herz geprägt!
Wie groß, wie herrlich standest du vor mir,
Als du, um recht zu tun, mehr als dein Leben,
Die Hoffnung deines Lebens aufgegeben!
Wie schämt' ich mich, daß ich dich lehren wollte,
Und was denn lehren? Was sie selbst mir erst
Durch lange Jahre mühsam angelernt,

Ohnmächt'ge Formen, Worte, Flittertand:
Du aber hatteſt aus der Götter Hand
Unmittelbar das echte Gold empfangen,
Den Drang der Seele, der das Gute muß!
Und ich — ich hatte töricht mich vermeſſen,
In Lügenform dein wahrhaft Herz zu preſſen!
Vergib, vergib mir! Jetzt erkenn' ich's klar,
Ein Grieche ſein iſt nichts, und alles, alles,
Ein wahrhaft menſchlich Herz im Buſen tragen!

Ingomar. Parthenia, mein, die Sinne ſchwinden mir,
Mein, mein —

Parthenia. Ich war ja längſt ſchon dein! Ich war's
Seitdem du weinen lernteſt und dich fürchten:
Seit deiner Hand, die meinem Leben drohte,
Das nackte Schwert entſank; ſeit jenem Tag
Belebte ein Gedanke unſre Seelen,
Ein Wunſch, ein Hoffen unſrer Herzen Schlag,
Und ſtrebt' ich mädchenhaft dir's zu verhehlen,
Ich liebte mehr nur, mehr dich jeden Tag:
Ich liebte dich, heut lernt' ich dich verſtehen,
Und meint' ich ſonſt zu dir herabzuſehen,
Und wähnt' ich ſtolz, du ſollteſt mich verdienen,
Und legt' ich dir ſo harte Prüfung auf,
Laß dienend mich ſo blinden Stolz nun büßen,
Denn lieberkauft, und dein in jedem Sinn
Als Weib, als Magd, als Sklavin ſink' ich hin,
Und beuge mich im Staub zu deinen Füßen!

Ingomar (ſie raſch aufhebend).
Zu meinen Füßen, meine Sklavin! Nein;
Zwei Stämme einer Wurzel laß uns ſein,
Empor in eines Himmels Wölbung dringend,
Unlösbar feſt in eins die Zweige ſchlingend.

(Während Ingomar und Parthenia ſich eng umſchlungen halten, treten Myron und Actäa aus dem Hauſe.)

Actäa. Da ſich nun ſelbſt!
So ſchlag' das Wetter drein!

Myron.
Was ſoll das? Willſt du um den Hals mich bringen,
Du ungeratne Dirne! Fort mit dir ins Haus!

Parthenia (Ingomar umſchlungen haltend).
Nicht ohne ihn!

Actäa. Mir lähmt's die Glieder!

Myron (zu Ingomar).
Wie,
Hab' nicht das Gaſtrecht ich dir aufgekündet,

Und hieß ich dich nicht andre Herberg' suchen?
So mach dich auf den Weg!
Ingomar. Nicht ohne sie!
Sie hat gewählt, ihr werdet uns nicht trennen;
Mein ist sie, mein, fürs ganze Leben mein!
Myron. Wie, rast ihr, seid ihr toll?
Aetâa. Und sieh nur, dorten
Naht eben der Timarch —
Myron. Gerade jetzt!
Das fehlte noch —
Aetâa. Und sieh nur, sieh, Barbaren
An seiner Seite —
Myron. Wie, es wird doch nicht —
Doch nein, sie tragen grüne Zweige ja:
Gesandte, denk' ich, sind's, der Tectosagen!
Aetâa. Was wird nun werden —
Myron. Still, da kommen sie!

(Der Timarch mit seinem Gefolge tritt auf, in Begleitung Alastors und Novios, die grüne Zweige in den Händen tragen.)

Timarch. Hier ist der Mann, nach dem ihr ausgesendet,
Und gebt nun, bitt' ich, eure Botschaft kund!
Novio. Er ist's!
Alastor. Fürwahr, er ist es! (Auf Ingomar zugehend.)
Ingomar!
Ingomar. Wie, seh' ich recht? Ihr seid es —
Alastor. Sei gegrüßt
Im Namen unser aller, Ingomar!
Ingomar. Habt Dank dafür, und sagt, was führt euch —
Alastor. Höre!
Uns führt der lang beschloßne Fehdezug
Ins Land der Allobrogen hier vorbei,
Und Kunde ward uns, einer unsres Stammes
Wohn' dienstbar hier bei diesem Griechenvolk —
Novio. Da dachten wir, es hätten unterweges
Massalias Männer lauernd dich im Busch
Gefangen und als Sklaven fortgeschleppt —
Alastor. Darob ergrimmten alle, Volk und Führer,
Und sandten uns zu diesen Griechen her,
Zu sehen, ob sie dich als Sklaven halten,
Der unsers Namens Ruhm und Zierde war;
Und wär' es so, so wollen sie, statt Krieg,
Dem Allobrogenvolk ein Bündnis bieten,
Und so den Aeduern und den Helvetern.

Und, mit gesamter Macht die Stadt belagernd,
Nicht ruhen, bis sie solche Schmach gerächt!
Timarch. Nein, wackre Boten eines edlen Volkes,
Da sei die Huld der ew'gen Götter vor,
Daß eitler Wahn und nichtiges Vermuten
Bewaffne Galliens tapfre Völker alle
Zum blut'gen Krieg mit dieser armen Stadt!
Es ist nicht, wie ihr denkt: der Mann dort —
Alastor. Halt!
Wir sind an ihn gesandt, und er soll reden!
Novio. Sprich ohne Scheu, und sag's heraus, sie führten
Als Sklaven dich hinweg!
Ingomar. Ich bin ein Freier,
Und freie Wahl hat mich hierher geführt:
Und war ich dienstbar hier, so war's mein Wille,
Der Joch und Zügel selbst sich auferlegt!
Alastor. Dein freier Wille war es! Nun mag sein;
Wie aber, rede, wie erging dir's hier?
Denn besser dünkt dies Volk sich als wir andern
Und schilt Barbaren uns! So sprich denn, hielten
Sie freundlich dich, gleich einem werten Gast?
Novio. Verletzten dich nicht Hohn und Stachelreden,
Und gaben sie dir gleiches Recht und Ehren,
Wie andern hierzulande —
Alastor. Sprich! In Schutt
Und Trümmer soll Massalia liegen, wenn
Ein Wort, ein Blick nur dich gekränkt!
Timarch (geschmeidig). Laßt, Freunde,
Hier auch mein Zeugnis gelten —
Alastor. Laß' ihn reden!
Timarch (ängstlich). Ihr müßt mich hören —
Ingomar (zum Timarchen). Sei doch ruhig nur;
Ich brauch' den beiden ja nicht mehr zu sagen,
Als daß du heut' das Bürgerrecht mir botest,
Und Haus und Hof und ihre Hand dazu,
Parthenias Hand —
Novio. Die unsre Sklavin war!
Alastor. Die also hat dein Herz von uns gewendet!
Wenn das ist, nun so sei's! Lebt wohl; wir brechen
Noch heute auf ins Allobrogenland;
Massalia habe Frieden!
Timarch. Laßt noch mehr
Als Frieden, laßt uns eure Freundschaft haben,

Und ward der Euren einer gleich geachtet
Dem eingebornen Volke dieſer Stadt,
Gewährt auch unſern Bürgern frei Geleite
Und heilig Gaſtesrecht in euren Bergen;
Wir bieten euch ein Bündnis, geht es ein!

Alaſtor. Uns ward dazu nicht Vollmacht! Kommt hinaus
Und pfleget Rat mit unſers Volkes Führern,
Und hört, was ſie beſchließen —

Timarch. Wohl, es ſei;
Ich folge euch, und leih' der Götter Huld
Dem Werk Gedeihen! Komm denn — doch zuvor
Ein Wort zu dir noch, wackrer Ingomar!

(Er tritt mit Ingomar einige Schritte in den Vordergrund, während Alaſtor und Novio ſich dem Hintergrund der Bühne zuwenden.)

Wenn erſt zur Tat du deine Hand verweigert,
Uns beſſres Spiel, als wir gehofft, bereitend,
Haſt treu du dich in klugem Wort bewährt;
Und alſo geben wir, wie wir's verhießen,
Dir Myrons Kind, ein ſtattlich Haus dazu,
Und dreißig Unzen Silber, und gewähren
Dir jedes Vorrecht, andern Bürgern gleich!

(Zu Myron.)

Hier ſteht dein Eidam! Alles Glück mit euch!

(Er geht mit den Tectoſagen und ſeinem Gefolge im Hintergrunde der Bühne ab.)

Myron. Nun, Alte, ſieh, wer hat nun recht gehabt!
Das iſt ein Eidam! Haus und Hof, dazu
Das Bürgerrecht und dreißig Unzen Silber!

Actäa. Ein Tectoſage bleibt er aber doch!

Ingomar. Parthenia mein, auf ewig mir errungen!
Ich faſſ' es kaum! Erfüllt des Herzens Triebe,
Gelöſt der Knoten, der ſich wirr verſchlang,
Verſöhnt die Götter, der Geſchicke Drang
So mild ans Ziel geführt —

Parthenia. So führt die Liebe!

(Während ſich die Liebenden umſchlingen, und Myron und Actäa hinzutreten, fällt der Vorhang.)

Druck von Hesſe & Becker in Leipzig.

Friedrich Halms
ausgewählte Werke

in vier Bänden.

Herausgegeben und mit Einleitungen versehen

von

Anton Schlossar.

Mit drei Bildnissen, einem Briefe und einem Gedichte als Handschriftenproben.

Dritter Band.

Inhalt: Verbot und Befehl. — Der Fechter von Ravenna. — Wildfeuer. — Begum Somru.

Leipzig.
Max Hesse's Verlag.

Verbot und Befehl.

Luſtſpiel in fünf Akten.

Nec mentem servare potes, licet omnia claudas;
Desine, credo mihi, vitia irritare vetando:
Nitimur in vetitum semper cupimusque negata.
Ovid.

Einleitung.

Das vorliegende Stück, das einzige Luſtſpiel, welches Friedrich Halm geſchaffen, iſt von dem Dichter ſchon im Juni 1844 begonnen worden. Doch hat er die Arbeit daran unterbrochen und erſt im April 1847 wieder aufgenommen, im November desſelben Jahres war das Ganze vollendet und wurde am 29. März 1848 im Wiener Burgtheater zuerſt aufgeführt. Die Durchführung dieſes ſeinen Luſtſpieles erinnert in den Verwicklungen und Charakteren daran, daß ſich Halm eifrig mit den ſpaniſchen Dramatikern beſchäftigt hat, vielleicht hat auch der Humor Gozzis auf den Dichter gewirkt und ein gewiſſer Shakeſpeareſcher Geiſt durchweht die anmutige graziöſe Komödie. In der Hauptſache ruht die Entwicklung des heiteren Stückes auf der Verwechſlung, welche der Sekretär des Inquiſitionstribunals in Venedig: Antonio Tentori dadurch hervorbringt, daß er den Befehl der Inquiſitoren an den Nobile Piſani, ſich der ſchönen Stella Vendramin zu nähern, um ſie womöglich zu ehelichen, und das Verbot desſelben Tribunals an den Hafenkommiſſär Beccari, durch übermäßige Zärtlichkeit gegen ſeine Gattin Marta ſich nicht öffentlich lächerlich zu machen, verwechſelt, da Tentori in ſeiner Weinlaune das Protokoll zuſammenhanglos geführt hat. Piſani erhält alſo das Verbot, ſeiner Leidenſchaft für Stella nicht Raum zu laſſen und Beccari den Befehl, ſeine Frau nicht zu vernachläſſigen. Dadurch entſtehen die köſtlichſten Verwechſlungen, heitere Eiferſuchtsſzenen und ſchließlich wird der Zweck des Tribunals gerade dadurch erreicht. Wenn auch außer der mit prächtigem Humor gezeichneten Figur des Sekretärs und den beiden Epiſodengeſtalten, den Gecken Fregoſo und Adimari, die Stella mit ihren Bewerbungen verfolgen, keine eigentlichen komiſchen Perſonen auftreten, ſo bietet doch jeder Akt eine reiche Zahl der vortrefflichſten und gelungenſten Luſtſpielſzenen. Hierzu kommt der Gegenſatz, welchen der ernſte Rat des ſich unfehlbar dünkenden Tribunals hervorruft und das ausgezeichnete venezianiſche Kolorit. Man beachte in dieſem Stück auch die politiſchen Beziehungen und die Ausfälle, welche ſich gegen Geiſtestyrannei, Bureauherrſchaft u. dgl. wenden und wohl auf die Verhältniſſe des Staates deuten, in dem Halm ſein Stück,

wenn auch vor dem März des Jahres 1848, verfaßt hat. — Leider hat aber die Zeit der ersten Aufführung kurz nach dem Ausbruch der revolutionären Bewegung in Wien die Aufnahmefähigkeit für dieses treffliche Lustspiel daselbst überaus beeinträchtigt. — Der Hofburgschauspieler Karl la Roche, dem Halm das Stück im Druck gewidmet, hatte bei den Erstaufführungen im Burgtheater in der, wenn auch nicht umfangreichen Rolle des Sekretärs Tentori eine überaus naturwahre Charakterfigur geschaffen.

Personen:

Geronimo Venier, Leonardo Dolfin, Andrea Morosini, } Mitglieder des Rats der Zehn und Staatsinquisitoren.
Stella Bendramin, eine edle Venetianerin, Witwe.
Camill Pisani, ihr Vetter.
Fregoso, ein edler Genueser.
Adimari, ein Edelmann aus Florenz.
Pasquale Beccari, Hafenkommissär zu Capodistria.
Marta, seine Frau, Stellas Milchschwester.
Benvolio, ein Page Stellas.
Antonio Tentori, Sekretär
Bernardo, Türhüter
Lorenzo, Amtsdiener } der Staatsinquisition.
Messer grande, Anführer der Sbirren.
Zanetto, sein Gehilfe.
Edelleute und Damen, Masken, Diener, Pagen, Sbirren.

Das Stück spielt zu Venedig, abwechselnd im Dogenpalast und im Palaste Bendramin.

Dem k. k. Hofschauspieler und Regisseur Herrn

Karl La Roche

in aufrichtiger Hochachtung gewidmet vom Verfasser.

Zueignung.

Des Dichters Lied verhallt im Sturmestoben,
Und schlägt der Zwietracht loher Brand empor,
Wer liebt den Gestalten Blick und Ohr,
Die Phantasie aus Duft und Schaum gewoben?
Solch Schicksal mußte auch dies Lied erproben;
Dir aber, der sie mit heraufbeschwor,
Dir schweben wohl noch seine Klänge vor,
Die längst im wilden Drang der Zeit zerstoben.
So sei's denn eigen denn, und wenn mit Scherz,
Mit Ernst es bald berührt der Hörer Herz,
Und neckend spielt mit wechselnden Gefühlen,
Dein eigen doppelt, weil dir's doppelt gleicht,
Dem bald Melpomene den Lorbeer reicht,
Thalias Rosen bald die Schläfe kühlen!

H. H.

Hütteldorf, den 20. August 1856.

Erster Akt.

Sitzungssaal der Staatsinquisitoren im Dogenpalast zu Venedig. Drei Türen rechts, links und im Hintergrund, von denen jedoch keine als Haupteingang hervortreten darf. In der Mitte der Bühne, aber nicht eben im Mittelpunkt, sondern etwas mehr auf die rechte Seite hinüber, ein runder Tisch mit rotem Tuch behangen, worauf Schreibgeräte, eine Klingel und drei Larven; um den Tisch herum, jedoch so, daß seine der Türe links zugekehrte Seite frei bleibt, drei Lehnstühle. Im Vordergrunde rechts ein kleiner viereckiger Tisch, ebenfalls mit rotem Tuch behangen und mit Schreibgeräte versehen; dahinter ein einfacher Stuhl, ebenfalls so gestellt, daß der darauf Sitzende auf die Türe links hinblickt; über die Rücklehne des Stuhls ist die Amtstracht des Sekretärs der Staatsinquisition (ein bis an die Kniee reichender schwarzer Talar) hingeworfen; die dazugehörige Kappe liegt auf dem Tisch. Im Vordergrunde links in der Nähe der Tür ein Armstuhl. Nacht; Lichter auf den Tischen.

Erste Szene.

Bernardo und Zanetto (treten durch die Türe links ein).

Bernardo. Ist es wahr, ist es möglich? — Ser Antonio, sagst du, der Sekretär des Tribunales in solchem Zustand! — Und die Herren Inquisitoren, die heute Sitzung halten, Messer grande, der längst hinging, die Vorladungen zu bestellen! — Horch, da schlägt's dreiviertel — Sie können hier sein jeden Augenblick, die gnädigen Herren und Ser Antonio — Nein, es ist nicht möglich!

Zanetto. Es ist so, sag' ich Euch! Als ums Abendläuten plötzlich die Botschaft kam, die gnädigen Herren würden sich gegen Nacht zum Rat versammeln, und Ihr mich fortsandtet, Ser Antonio aufzutreiben, da lief ich nach seiner Wohnung hinüber, und fand sein Stübchen erleuchtet wie eine Kirche, und duftend wie einen Rosengarten. Er selbst aber hinter einem wohlbesetzten Tisch und vollen Flaschen behaglich im Lehnstuhl sitzend: „Sollst leben!" rief er mir entgegen und umarmte und küßte mich; er feiere sein Jugendfest, sagte er —

Bernardo. Umarmen — Küssen — Sein Jugendfest —

Zanetto. So sagte er, und dann nötigte er mich zu trinken und jauchzte und sang Barcarolen. Als ich aber mit meinem

Auftrage hervorrückte, ward er böse und ballte die Fäuste und schrie: Wir wollten ihn nur hänseln und zum besten haben! Und hättet Ihr mir nicht den Lorenzo, seinen Paten, nachgeschickt, der ihn zu einer Gondelfahrt beredete und ihm weis machte, sie würden auf dem Rialto sein hübsches Bäschen, die kleine Marina treffen, wer weiß, ob wir ihn nur aus dem Hause gebracht hätten! Aber horch, da sind sie — (An die Türe links eilend und sie öffnend.) Beide Türflügel auf, oder sie nehmen ein Stück Wand mit!

Zweite Szene.

(Auf der Schwelle erscheint Lorenzo, den etwas taumelnden Antonio unterstützend, der den Hut schief aufs Ohr gedrückt, und mit seinem Stock in den Lüften herumfechtend, sich auf die rechte Schulter seines Führers lehnt.)

Lorenzo. Hier habt gefällig acht! Hier kommt die Schwelle!
Antonio. Die Schwelle — Recht mein Sohn! — Die Schwelle —
(Indem er von Lorenzo unterstützt eintritt.)
Sind
Wir drüben jetzt und geht's nun eben fort?
Lorenzo. Ganz glatt und eben, Herr!
Zanetto (zu Bernardo, der die Hände zusammenschlagend Antonio anstarrt).
Nun seht einmal,
Und überzeugt Euch selbst!
Antonio (während er auf Lorenzo gestützt schwankend und wankend vorwärts schreitet).
Dank, Dank, mein Junge
Und da wir nun auf ebnem Weg wandeln,
Hör weiter nun, mein Sohn —
Ach, Ser Antonio,
Bernardo.
Seid Ihr's denn wirklich?
Ei sieh da, Bernardo,
Antonio.
Und du, Zanetto, bist du auch hier, Bursche!
Nun, desto besser; hört nur auch mit an,
Was ich dem wackern Jungen hier erzähle! —
Erzählen — was erzähl' ich ihm denn nur —
Mir fällt's nicht ein — mir ist so sonderbar
Zu Mut, so wirr — so wirblicht! Helf' mir Gott,
Kaum mehr entwirr' ich, wer ich bin. Sagt an,
Wer bin ich? Sagt mir, wer ich bin —
Ihr seid
Lorenzo.
Mein lieber Pate, Herr —
Und Sekretär
Zanetto.
Im Dienste der erlauchten Republik —

Antonio. Das bin ich, ja — und dafür ſoll ſie leben,
Soll leben die erlauchte Republik!
Hoch, hoch! Herab die Mützen und ſchreit: Hoch
Die Republik! Schreit, ſag' ich, Burſche —

Zanetto und Lorenzo (ihre Mützen in die Luft werfend, während Bernardo die Hände ringt).
Hoch
Die Republik! Hoch, hoch!

Bernardo (für ſich). Herr Gott im Himmel!

Antonio (noch immer auf Lorenzos Schulter geſtützt).
Ja, ich bin Sekretär — das will was ſagen,
Und dennoch — unter uns geſagt — es iſt
Ein Mumienleben, dies Beamtenleben,
Ein ſtreuſandtrockenes Regiſterleben,
Ein Leben, grau von Aktenſtaub, geſprenkelt
Mit Tintenflecken, ein fortwährendes
Halbtrauerleben —

Bernardo (für ſich). Er iſt toll, rein toll.
Er ſpricht ſich um den Dienſt —

Antonio. Es iſt ein Leben,
Wie ſag' ich nur — ein Leben, ſo halbbrüchig
Wie meine Akten; auf der einen Spalte
Langweilig Zeug und auf der andern — nichts!
Ein Leben ſag' ich — Blitz, da faßt mich wieder
Der Schwindel an — es flirrt mir vor den Augen —

Lorenzo (ihn zum Lehnſtuhl links hinführend).
Kommt, Herr, nehmt Platz; das Stehen wird Euch ſauer.

Bernardo (halblaut zu Zanetto).
Ein Mann von ſeinen Jahren, ſo geſetzt,
So ehrbar ſonſt —

Zanetto. Und heut juſt fällt ihm ein
Ein Jugendfeſt zu feiern —

Antonio (das Wort auffaſſend). Jugendfeſt —
Das war es, davon will ich euch erzählen!
Denn wißt, ich war auch jung zu meiner Zeit,
Und lebt' ich auch von Kloſterſuppen nur
Und kargem Bettelbrot, ich war auch jung
Und wild und luſtig, bis im Arſenal
Als Regiſtrant ich ſpäter Dienſte nahm:
Dann war's vorbei, dann galt es ſchreiben nur,
Und was ſonſt Reiz und Schmuck verleiht der Jugend,
War wie ein unnütz Schlagwort weggeſtrichen
Aus dem Regiſter meines Lebens —

Zanetto (zu Bernardo). Horch,
Da schlägt's!
Bernardo. Die Stund' ist voll! Und er — er sitzt
Und plaudert sorglos in den Tag hinein! (Zu Antonio.)
Bei allen Heil'gen, Ser Antonio,
Besinnt Euch doch —
Antonio. Aufs Ende, meinst du? Recht,
Mein Sohn! Wir sind daran schon, nah' daran;
Wir blieben, denk' ich — Ja beim Registranten!
Ich war's zehn Jahre nur, dann rückt' ich vorwärts;
Das heißt, ich saß mich vorwärts, denn gilt's gleich
Bei unserm Tribunal gar lange sitzen,
Man sitzt am End' doch weich, und seht, so saß ich mich
Allmählich weiter, bis zum Sekretär
Des Tribunals ich endlich mich emporsaß!
Soll leben — hoch! Das Tribunal soll leben! (Zu Lorenzo.)
Nun bist du stumm? Das Tribunal soll leben!
Lorenzo (die Mütze schwenkend).
Hoch, hoch das Tribunal!
Zanetto (beiseite zu Bernardo). So geht's nun fort,
Und was soll werden? Ich an Eurer Statt
Führ' tüchtig auf ihn los, und so durch Schreck und Zorn
Versucht ich zur Besinnung ihn zu bringen.
Bernardo. Weiß Gott, ich setz' den schuldigen Respekt
Beiseite und versuch's!
Antonio. Wo blieben wir?
Beim Sekretär? — Ganz recht; als Sekretär
Ich war, da fiel mir meine Jugend, meine
In Tint' ersäufte, nie auch nur
Von eines Urlaubs flücht'gem Sonnenblick
Erhellte Jugend ein — denn, mein Sohn
Mir ward kein Urlaub je bewilligt, keiner —
Und so beschloß ich einmal jedes Jahr
Ein Jugendfest im stillen zu begehen.
Da sitz' ich denn am blütenweißen Tisch
Und vor mir duften herrliche Gerichte,
Lampreten, Hummern, Dalmatiner Wachteln —
Was sagt ihr, he, zu Dalmatiner Wachteln? —
Da sitz' ich denn bei edlem Malvasier
Und trink' in meine Jugend mich zurück,
Zum Teufelsjungen, der ich sonst gewesen.
Zanetto, nun du trafst mich heute ja
Bei meinem Schmaus, du sahst ja, wie ich's treibe!

Lorenzo, ging's nicht luſtig her? War nicht
Der Wein wie Öl —
Lorenzo. Wie Öl, weiß Gott, wie Öl!
Antonio. Die Wachteln mürb —
Zanetto. Wie Butter, Herr!
Bernardo (ganz nahe vor Antonio hintretend). So! Waren
Sie mürb, die Wachteln? Ging es luſtig her?
Ei ſchön, recht ſchön!
(Sich plötzlich zu Antonio niederbückend und ihm ins Ohr ſchreiend.)
Die Sitzung aber, Blitz und Brand!
Die Sitzung, Ser Antonio!
Antonio (auftaumelnd). Wie, was, Sitzung!
Wer ſpricht von Sitzung?
Bernardo. Ich, ich ſprach davon!
Beſinnt Euch endlich, daß uns Botſchaft ward,
Die gnäd'gen Herren wollten gegen Nacht
Zum Rat ſich hier verſammeln! Ihr wart fern,
Da lief Zanetto, Euch herbeizuholen,
Und da Ihr ſäumtet, ſandt' ich Euren Paten
Lorenzo nach, Euch anzutreiben —
Antonio. Ja,
Jetzt fällt mir's ein — Der Schuft Zanetto — Ja
So war's — Zanetto war es —
Zanetto. Ser Antonio —
Antonio. Jetzt weiß ich alles — Ja, du wollteſt ſchurkiſch
Mein Feſtmahl mir vergällen — aber ich —
Ich ging mit Zahn und Klauen dir zu Leib! (Auf Lorenzo zugehend.)
Und dann kam der und ſprach vom Mondenſchein,
Von einer Gondelfahrt, von ſeinem Bäschen.
Und ſprach und ſprach, bis er hierher mich lockte —
Wohin denn nur — Ha, jetzt erkenn' ichs erſt,
Hier an mein Tretrad, meine Ruderbank,
Hieher in mein Gefängnis haſt du mich
Gelockt — doch auch auf deine Richtſtatt, Burſche,
Denn hier erwürg' ich dich! (Er faßt Lorenzo an der Kehle.)
Lorenzo. Laßt los, Herr Pate,
Laßt los!
Bernardo (Lorenzo beiſpringend). Herr Gott im Himmel, Ser Antonio!
Antonio (Lorenzo laſſend und auf Bernardo losgehend).
Dich, alter Schurke, dich erwürg' ich auch!
Du haſt das Schelmſtück, wett' ich, angegeben,
Du haſt mir abgelauſcht, daß einmal jährlich,
Ein einzig Mal ich mich des Lebens freue,

Und du mißgönnst mir diesen einen Tag!
Ich aber will dir zeigen —
Bernardo (zurückweichend). Hört mich doch,
Ich bitt' Euch, lieber Herr —
Antonio. Herr, lieber Herr!
Nun leugnet noch, daß Ihr mich narrt! Herr! Herr!
Bin ich ein Herr? Bin ich ein Nobile,
Steh' ich im goldnen Buch der Hochgebornen,
Die Macht und Ehren unter sich vererben?
Bin ich vom Teig, aus dem man Dogen knetet?
Kann mehr ich werden je, als Sekretär,
Als einer, der da sitzt, und ohne Urlaub
Durch dreißig lange Jahr' Diktando schreibt?
Herr nennt Ihr mich? Ich bin ein Lasttier, bin
Ein Knecht, ein Hund, kein Herr, und ihr seid Schurken.
Und meine Hände sollen euch erwürgen!

Dritte Szene.

(Während Ser Antonio wiederholt drohend auf die in der Ecke rechts zusammengedrängten drei Diener zugeht, tritt durch die Mitteltüre Messer grande ein, schwarzes Kostüm militärischen Schnittes, Stulpstiefel, Stoßdegen, langer schwarzer Mantel, weißer Stab.)

Messer grande. Ich komm' zu melden, Ser Antonio —
Antonio (sich rasch umwendend).
Wie — melden — Messer grande — Ei willkommen! (Für sich.)
Der steht wohl auch im Bund mit jenen Schurken.
Er mag nur kommen, ich erwürg' ihn auch! (Laut.)
Woher des Wegs? Was bringt Ihr, Messer grande?
Messer grande. Ich komm zu melden — (Zu den Dienern.)
Tretet ihr beiseite,
Hier gilt's Geschäfte! (während sich die Diener in den Hintergrund zurückziehen).
Zu berichten, komm ich,
Daß ich soeben auf Befehl des Tribunals
Den hochgebornen Herrn Camill Pisani
Hieher gestellt!
Antonio. Camill Pisani! So!
Messer grande. Auch daß ich ferner einen sicheren
Pasqual Beccari, Hafenkommissär
Zu Capodistria, dermalen hier auf Urlaub,
Zu stand gebracht!
Antonio. So habt Ihr — Schön, recht schön! (Für sich.)
Gleich pack' ich ihn! Mir zuckt's schon in den Händen!

Meſſer grande. Hier meine Vollmacht, Herr, und nun geruht
Mir weitere Befehle zu erteilen.
Antonio (das ihm hingereichte Blatt entfaltend).
Wie — Moroſinis Hand! — Recht hübſch, fürwahr
Recht täuſchend — Nein, das iſt nicht nachgeahmt!
Der Schnörkel hier — und der — Herr Gott im Himmel —
Und dieſer — Sitzung — Sitzung heute nacht!
(In den Lehnſtuhl links zurücktaumelnd.)
Da lieg' ich — Gnad' mir Gott — Ich bin ein Mann
Des Todes!
Meſſer grande (zu Bernardo, während Lorenzo und Zanetto zu Antonio hineilen). Ei, was fehlt dem guten Herrn?
Bernardo (ausweichend). Ein Schwindelanfall, ſcheint es —
Antonio (für ſich). Heute nacht
Noch Sitzung — und die Vorgeladnen draußen,
Und dieſer hier, der auf Befehle harrt!
Befehle — Lieber Gott! — Was pflegt' ich denn
Nur ſonſt — doch ja, ſo war's —
(Nach einer Pauſe ſich ſammelnd, zu Meſſer grande gewendet.)
Verwahrt ſie abgeſondert.
Meſſer grande. Sehr wohl! Habt ſonſt Ihr etwas zu befehlen?
Antonio. Nein, Meſſer grande! Geht mit Gott —
(Für ſich.) zum Teufel!
Meſſer grande (im Abgehen zu Bernardo).
Fürwahr, mich dauert der verdiente Mann;
Habt acht auf ihn und pflegt des würd'gen Greiſes!
(Durch die Mitteltüre ab.)
Antonio (nach einer Pauſe wehmütig).
Am End' iſt alles, alles nur ein Traum!
Ich ſitz' daheim im Lehnſtuhl, nick' ein wenig,
Und könnt' ich es nur über mich gewinnen,
Und täte wieder meine Augen auf,
So wär's vorüber, und ich ſäß' vergnügt
Bei Cyperwein und Dalmatiner Wachteln!
Doch nein, es iſt kein Traum! — Dies iſt mein Arm,
Dies hier mein Bein, und heute nacht iſt Sitzung!
Bernardo (der indeſſen zu ihm herangetreten).
Begreift Ihr's endlich, Ser Antonio?
Lorenzo (der vom Stuhle rechts das Amtskleid geholt hat).
Herr Pate, hier, legt Euer Amtskleid an!
Zanetto. Ihr habt kein bißchen Zeit mehr zu verlieren!
Antonio (während Lorenzo und Zanetto ihm in den Talar hineinhelfen)
Lorenzo, Dank, und hör' mich an! Auch ihr,

Zanetto, Freund Bernardo, hört mich an!
Vergebt mir, bitt' ich, meinen Ungestüm;
Sei einer schlangenklug sein ganzes Leben:
In jedem Menschen steckt ein Quentchen Tollheit,
Und früher oder später bricht's heraus!

Bernardo. Ei, Ser Antonio, laßt die eitlen Worte.

Lorenzo (Antonion das Barett aufstülpend).
Und nun noch das Barett!

(Rechts außer der Szene wird zweimal vernehmlich gepocht.)

Lorenzo. Da pocht es, Herr,
Sie sind's!

Antonio. Was sagst du? Wie, die gnäd'gen Herren.

Zanetto. Das Zeichen war's, das all' uns gehen heißt,
Die nicht berechtigt, sie von Angesicht
Zu schauen.

Antonio (nach einer Pause, resigniert). Führt mich denn zu meinem Tisch,
Und überlaßt mich meinem Schicksal!

Bernardo. Ei,
Faßt Mut! Was ist's denn auch um eine Sitzung.

(Es wird ein drittes Mal gepocht.)

Lorenzo. Da pocht es wieder!

Antonio. Geht denn, Kinder, geht.

Lorenzo. So lebt denn wohl!

Zanetto. Und übersteht es glücklich!

Antonio (nach einer Pause, während die drei Diener durch die Mitteltüre eilig abgehen). Mir wird der Kopf so wüst, so bleiern schwer!
Die Hände zittern mir! — Da soll ich nun
Hier sitzen, soll mit eines Protokolles
Grimmsaurem Nachgeschmack mein Jugendfest
Beschließen! — Das ist hart! Weiß Gott, zu hart!
Einmal in einem Jahr voll Schweiß und Mühen,
Ein einzig Mal, und dieses einmal Sitzung;
Doch still, sie kommen, still!

Vierte Szene.

Antonio, Leonardo Dolfin, Andrea Morosini und Geronimo Venier (treten in ihrer Amtstracht, in langen schwarzen Talaren mit weiten herabhängenden Ärmeln aus der Seitentüre rechts).

Venier. Wie gesagt, ihr Herren, in England halten sie das anders! Sie sehen lieber das Volk sich frei und selbständig aus sich selbst herausbilden, als daß sie durch Verbote und Befehle vorausbestimmend auf den Gang seiner Entwicklung einzuwirken versuchten!

Antonio (der während dieſer Rede, auf den Tiſch geſtemmt, ſich mühſam vom Stuhle emporgearbeitet). Untertänigſt pflichtſchuldigen Reſpekt — in Ehrfurcht erſterbend — großmächtigſte hochweiſe Herren —

Venier. Habt guten Abend, Antonio! — Sie meinen, die Gemüter der Menſchen ließen ſich nicht durch Drohung und Gewalt einſchüchtern, ohne daß zugleich alle Keime von Selbſtgefühl und Tatkraft in ihnen erſtickt würden; und das Volk belauern und bevormunden hieße nur, es zur Tücke und Heuchelei erziehen!

Dolfin. Seltſam, ſehr ſeltſam! Und England, ſagt Ihr, iſt mächtig und blüht und gedeiht!

Moroſini. Genug der müßigen Worte! Mögen andere Staaten andere Wege gehen, Venedig iſt unter Verboten und Befehlen zu ſeiner Größe herangeblüht, und wehe dem, der hier tolle Willkür an die Stelle des ruhigen Gehorſams zu ſetzen verſuchte! Laßt uns an unſer Geſchäft gehen!

Venier. Ihr ſeht ſo ernſt und finſter, Moroſini! Sind ſchlimme Nachrichten aus der Levante eingelaufen, oder beſtätigt ſich die Nachricht von dem Ausbruch einer Verſchwörung zu Raguſa, und ſind wir — ich ſchaudre es auszuſprechen — ſind wir, um ein geheimes Bluturteil auszufertigen, ſo unvermutet zum Rate berufen worden?

Moroſini. Ihr bebt vor dem Gedanken zurück, ein Bluturteil über Staatsverbrecher, über Hochverräter zu fällen? — In der Tat, Venier, unſere Vorfahren im Amte — Doch, gefällt es euch, laßt uns Platz nehmen!

(Sie ſetzen ſich um den in der Mitte der Bühne befindlichen runden Tiſch, ſo daß Venier in der Mitte, Moroſini rechts und Dolfin links zu ſitzen kommt.)

Antonio (der ſich bisher an den Tiſch gelehnt mühſam aufrecht gehalten, ebenfalls auf ſeinen Stuhl niederſinkend). Gott ſei Dank, wir ſitzen! Stünden wir nur ſchon wieder auf!

Moroſini (in ſeiner Rede fortfahrend). Unſere Vorfahren im Amte, ſage ich, würden dieſes allmächtige und allwiſſende, unſichtbar waltende Tribunal, das in alle Zweige der Verwaltung eingreift, wie es in alle Familiengeheimniſſe eindringt, ſie würden, mein' ich, dieſes Tribunal kaum zu dem gemacht haben, was es iſt, wenn ſie Eure zarte Scheu vor Bluturteilen geteilt hätten! Gleichwohl hegt keine Beſorgniſſe, Venier —

Antonio (gähnend, für ſich). Herr Gott, mir kommt der Schlaf!

Moroſini (fortfahrend). Es ſind nur einige — häusliche Angelegenheiten, möchte ich ſagen, die weniger wichtig als eben unverſchieblich dieſe außerordentliche Beratung nötig machten. — Der Geſandte Venedigs am kaiſerlichen Hofe iſt geſtorben. Die Weisheit der Republik hat ihren Geſandten, wie ihr wißt, zu allen Zeiten nur

ſehr geringe Bezüge ausgeworfen, indem ſie darauf rechnete, der Ehrgeiz der edlen Venetianer würde ſich nichtsdeſtoweniger um ſo hohe Poſten dringend bewerben und wetteifern, ſie aus eigenen Mitteln ſo glänzend als möglich zu verſehen. Anfangs bewährte auch der Erfolg die Richtigkeit dieſer Vorausſetzung; allein allmählich erloſch der edle Gemeingeiſt, der früher die Söhne der Republik belebte, und bald wurde es als Strafe angeſehen, Würden zu übernehmen, deren Verleihung früher als die höchſte Ehre galt. Mit dem leidenſchaftlichen Begehren nach jenen Ämtern aber erſtarb auch das Beſtreben, ſich für die Übernahme derſelben gehörig auszubilden, und ſo findet ſich dermalen unter den Edlen Venedigs nur ein einziger, dem jener ſo wichtige Geſandtſchaftspoſten mit Beruhigung übertragen werden könnte; Camill Piſani meine ich! Allein, er iſt leider arm, und alſo außer ſtande, als Bewerber um eine Stelle aufzutreten, die, was ſie an Ehre und Anſehen verleiht, an Glanz und Aufwand zurückempfangen will.

Venier. Camill Piſani, ſagt Ihr! In der Tat ein ausgezeichneter Mann! Keiner taugt für den erledigten Poſten wie er, und ſo wird die Republik wohl zu ſeinen Gunſten eine Ausnahme machen und von ihrer weiſen Sparſamkeit abgehen müſſen.

Moroſini. Die Republik macht keine Ausnahmen; ihre Grundſätze ſtehen feſt, unabänderlich ſind ihre Beſchlüſſe!

Dolfin. Zum Glück iſt Camill Piſani noch unvermählt!

Venier. Noch unvermählt, ſagt Ihr? — Und was ſoll das hier ändern oder beſſern?

Moroſini. Ihr ſcheint, Venier, während Eures Aufenthaltes in England vergeſſen zu haben, daß dieſes Tribunal vorlängſt die Obervormundſchaft über die Erbtöchter und die reichen Witwen der Nobilis übernahm, ſo daß ſie nur mit ſeiner Zuſtimmung ſich vermählen, nur jene mit ihren Schätzen bereichern können, in deren Händen ſie die Zwecke der Republik zu fördern vermögen!

Venier. Ihr denkt alſo Piſani, wie es ſcheint, durch eine reiche Heirat in die Lage zu ſetzen, euch die Laſt jenes Geſandtſchaftspoſtens abzunehmen!

Moroſini. Dies iſt unſere Abſicht, und die Umſtände begünſtigen ihre Ausführung! Da iſt Stella Piſani, verwitwete Vendramin — Sekretär, merkt Namen auf und achtet der Beſchlüſſe, die wir faſſen!

Antonio (der auf ſeinem Stuhle eingenickt, aufſtammelnd). Pflichtſchuldigſt untertänigſt zu Befehl!

(Er ſchreibt einige Zeilen, nickt aber bald wieder ein und fährt ſo abwechſelnd fort, bis ans Ende der Szene.)

Moroſini (fortfahrend). Da iſt Stella Vendramin, ſage ich, eine

geiſtreiche artige Frau, die von ihrem Vater, wie von ihrem Gatten her unermeßlichen Reichtum ererbte und daher vollkommen geeignet wäre, durch ihre Hand Piſani ſeinen bedrängten Umſtänden, die Republik ihrer Verlegenheit zu entreißen. Während ſich jedoch mehr als ein Bewerber der lebhaften Witwe verſtohlen zu nähern verſuchte, zeigt ſich Piſani, obwohl ihr entfernter Verwandter und wie man wiſſen will, vor ihrer Vermählung ſogar ein ſehr leidenſchaftlicher Bewunderer ihrer Vorzüge, Piſani, ſag' ich, zeigt ſich gegen ihre Liebenswürdigkeit ſo gleichgültig, daß ſein Benehmen nur dem ängſtlichen Beſtreben, in keiner Beziehung als eigennützig zu erſcheinen, zugeſchrieben werden kann.

Dolfin. Ihr nennt den wahren Grund, es iſt kein andrer!

Moroſini. Da nun, wie ihr wißt, einerſeits der erledigte Geſandſchaftspoſten ſchleunig beſetzt werden muß, und andererſeits die ſpröde Stella mittlerweile denn doch den Bewerbungen eines ihrer Anbeter Gehör ſchenken könnte, ſo ſchien es mir angemeſſen, euch ungeſäumt zum Rate zu verſammeln und Camill Piſani vorladen zu laſſen, damit ihm, wenn es euch anders genehm iſt, im Namen des Tribunals bedeutet werde, wie man derlei Mißgriffen vorbeugt, und ſeiner unzeitigen Schüchternheit ein Ziel geſetzt ſehen möchte, und vielmehr mit Wohlgefallen wahrnehmen würde, wenn er ſeiner edlen Verwandten jene Aufmerkſamkeit widmete, jene Huldigungen darbrächte, die ſie in ſolchem Übermaße verdiene! — Dies, wenn es euch genehm iſt, genügt; gehorcht Piſani unſerm Befehle, ſo kann es nicht fehlen, daß die Vorzüge des edlen Paares das Ihre tun, und die Republik dem Ziel ihrer Wünſche entgegenführen werden.

Dolfin. So muß es kommen; unbedingt trete ich Eurem Antrag bei.

Venier. Piſani verdient das reichſte Glück, und möge er es auf dieſem Wege finden, wie er es verdient!

Moroſini. Ihr ſtimmt uns bei, dieſe Angelegenheit wäre alſo abgetan!

Dolfin. Erlaubt mir denn meinerſeits, eure Aufmerkſamkeit mit einem andern, freilich minder folgenreichen, aber doch nicht ganz unwichtigen Gegenſtand in Anſpruch zu nehmen. Das Tribunal hat zu allen Zeiten darauf gehalten, daß die Beamten der Republik, beſonders in den Provinzen, ihr Anſehen als Staatsdiener ſorgfältig aufrecht erhalten. Nun hat ein ſicherer Pasqual Beccari, Hafenkommiſſär zu Capodiſtria, unlängſt Marta Verdani, die Milchſchweſter der edlen Frau Stella Vendramin, derſelben, von der eben die Rede war, geheiratet. — Ihr merkt doch die Namen auf, Antonio?

Antonio (aus ſeinem Halbſchlummer auftaumelnd). Aufzuwarten — untertänigſt gehorſamſten Reſpekt.

Dolfin (fortfahrend). Diese Marta Verdani ist jung und hübsch, und so bemächtigte sich des angehenden Ehemannes eine so übermäßige Zärtlichkeit, daß er ihrer selbst an öffentlichen Orten nicht Herr zu werden vermag, sondern den Ermahnungen seiner Vorgesetzten zum Trotz seine Gattin mit Galanterien aller Art, mit Schmeicheleien, ja mit Liebkosungen auf so auffallende Weise überhäuft, daß das junge Paar unter dem Beinamen der Turteltauben zum Gelächter der Stadt, ja der ganzen Provinz geworden ist.

Morosini. Zum Gelächter, sagt Ihr? — Die Diener der Republik mögen gefürchtet, gemieden, gehaßt, aber verlacht dürfen sie nicht werden.

Dolfin. So denk' auch ich, und da sich nun dieser Beccari, zufällig beurlaubt, gerade dermalen mit seiner Gattin hier zu Venedig in dem Hause der Milchschwester dieser letzteren, der schon früher genannten Stella Vendramin, aufhält, so hab' ich ihn durch Messer grande vorladen lassen, damit er, wenn es euch anders genehm ist, im Namen des Tribunals allen Ernstes vermahnt werde, seiner tollen Leidenschaft nicht mehr so töricht Raum zu geben, vielmehr sich künftig den Gesetzen des Anstandes zu fügen, und sich jener unziemlichen, Ärgernis gebenden Huldigungen zu enthalten, die ihm das Mißfallen des Tribunals zuziehen müßten!

Morosini. So geschehe es! Der Anstand muß gerettet, das Ansehen der Republik in ihren Dienern aufrecht erhalten werden! Und Ihr, Venier! tretet Ihr unsrer Meinung bei?

Venier. Was fragt ihr mich, ihr Herren? Ich bin ein Kriegsmann, bin unter der Flagge der Republik bei Kompaß und Steuerruder aufgewachsen — sendet mich der Flotte des Capudan-Pascha entgegen, die Kandien bedroht, aber fragt mich nicht um meine Meinung, wenn ihr eine Heiratsstiftung oder die väterliche Zurechtweisung irgend eines jungen Ehepaares vorhabt! Zwang ist mir verhaßt; dünkt euch hier seine Anwendung nötig, so mögt ihr es verantworten, wie es die verantworten mögen, die mich von meiner Galeere weg in euren Rat beriefen! Und nun (aufstehend) genug für heute, ihr Herren; gewährt mir vielmehr, bitt' ich, eure freundliche Teilnahme an einem kleinen Fest, das ich heute nacht in meinem Kasino gebe! Nehmt ihr meine Einladung an?

Dolfin. Mit beiden Händen und aus vollem Herzen, edler Venier!

Morosini. Unsre Geschäfte sind abgetan! Wir folgen euch! (Zu Antonio, der bei dem Geräusche des Aufbruchs der Inquisitoren ebenfalls aus seinem Halbschlummer aufgefahren.) Antonio, gebt noch heute den vorgeladenen Parteien unsere Beschlüsse kund, und habt gute Nacht!

Antonio (unter tiefen Bücklingen). Untertänigſt — gehorſamſt — in Reſpekt erſterbend —

Moroſini. Ihr aber, Venier, laßt uns nun ſehen, wie weit es die Engländer mit ihrer volkstümlichen Entwicklung in Gaſtereien und Trinkgelagen gebracht haben. Denn Ihr gebt uns doch ein britiſches Nachteſſen — nicht wahr, ein britiſches Nachteſſen?

Fünfte Szene.

Antonio (während die Inquiſitoren durch die Seitentür rechts abgehen, in ſeinen Stuhl zurückſinkend).

Sie gehen, ſie ſind fort! Gott ſei geprieſen,
Die Angſt iſt aus, die Qual iſt überſtanden!
Der Moroſini fand kein Ende heut;
Mir war, als hört' ich Waſſerfälle brauſen,
Mühlräder klappern, Wetterfahnen knarren! —
Nun iſt mir wieder wohl! — Der Schwindel wich,
Ich fühl' mich friſch und munter; nur erſchöpft
Und müde bin ich, und der Ruh bedürftig;
Und drum hinweg nach Hauſe!

(Er ſteht auf, ſinkt aber alsbald wieder in den Stuhl zurück.)

Halt! Ich muß
Den vorgeladenen Parteien erſt
Kund geben, was die Herren Inquiſitoren
In ihrer Weisheit über ſie beſchloſſen! —
Was aber — was beſchloſſen ſie denn nur?
Mir war der Kopf ſo ſchwer, ſo eingenommen,
Und über all die Worte iſt der Sinn,
Der Sinn zuletzt abhanden mir gekommen!

(In das vor ihm liegende Papier blickend.)

Die Namen ſtehen hier, und da und dort
Bruchſtücke — abgeriſſne Reden — doch
Wo paſſ' ich die, wo füg' ich jene an?
Mir bricht der Angſtſchweiß aus! — Ich hab's vergeſſen
Wie war's denn nur? — Es wurde zweierlei
Beſchloſſen, wenn mir recht iſt, ein Verbot
Und ein Befehl! — Doch was nun weiter? — Wie,
War nicht die Rede von zwei Liebespaaren?
Weiß Gott, ſo war es. — Ja, zwei Liebespaare;
Dem einen wird verboten, und dem anderen
Befohlen ſich zu lieben! Recht, ganz recht!
Jetzt frägt ſich eins nur, welchem von den beiden

Das eine oder andere auferlegt?
Das frägt sich, ja, doch weiß ich's nicht zu sagen!
(In das vor ihm liegende Papier blickend.)
„Marta Verdani und Pasquale Beccari —
Camill Pisani, Stella Vendramin —"
Camill Pisani ist ein hübscher Mann,
Und Stella Vendramin ist Witwe, reich,
Unmäßig reich. — Bei denen braucht es wohl
Nicht erst Befehle, scheint es, sich zu lieben,
Und was hier denkbar, ist nur ein Verbot;
Die andern sind vermählt, nicht lange zwar,
Doch „Ehstand, Wehstand" spricht des Volkes Mund:
Das neckt sich, zankt sich, liegt sich in den Haaren, bis
Zuletzt: Habt Acht! und: Liebt euch! kommandiert
Muß werden!
(In das vor ihm liegende Papier blickend.)
Ja, so ist es! Jedes Wort
Rückt nun von selbst mir an die rechte Stelle;
Ich hab' es endlich und so führ' ich's aus!
(Er klingelt. Messer grande tritt durch die Mitteltüre ein.)

Antonio. Der edle Herr Camill Pisani komme!
(Während Messer grande durch die Seitentüre links abgeht.)
Ja ja, die Praxis hilft nicht immer aus;
Da gilt's zurecht sich finden, kombinieren;
Den Staatsmann macht zuletzt nur seiner Takt,
Der scharfe Blick, das richtige Erkennen.

Sechste Szene.

Antonio. Camill Pisani (tritt durch die Seitentüre links ein; bei seinem Anblick rafft sich Antonio mühsam empor, und bleibt hinter dem Tische in unsicherer Haltung stehen).

Pisani. Dem Ruf des hohen Tribunals gehorchend,
Erschein' ich hier vor seinen Schranken —
Antonio. Nennt
Vorerst mir, bitt' ich, Euren Namen, Herr,
Und fügt hinzu, so fern es Euch bekannt,
Warum Ihr vor das Tribunal geladen?
Pisani. Camill Pisani nenn' ich mich! Warum
Ich aber vor das Tribunal berufen,
Laßt Euch mich fragen, denn ich weiß es nicht!
Antonio. Kennt Ihr die Witwe Stella Vendramin?

Piſani. Wohl kenn' ich ſie, die Zierde aller Frauen,
Und ihr Verwandter rühm' ich mich zu ſein!
Antonio (für ſich). Ei, Vogel, pfeifſt du ſo? Nun iſt's gewiß
Ich folg' der rechten Fährte! (Laut.)
Wiſſet denn,
Das Tribunal iſt unzufrieden, Herr,
Mit ihr und Euch!
Piſani. Wie, was? Verkennt Ihr mich?
Ich bin Camill Piſani! Seht Euch vor,
Denn Irrtum ſcheint's, hält täuſchend Euch umfangen!
Antonio. Das Tribunal irrt niemals!
Piſani. Unzufrieden
Mit mir — und ſie — und Stella Vendramin,
Wie reihte ſich ihr Name an den meinen,
Wie käme ſie —
Antonio (für ſich). Er leugnet, es iſt richtig! (Laut.)
Vergebens, edler Herr, bemäntelt Ihr
Mit eitlen Redensarten Eure Schuld!
Bemüht Euch nicht; das Tribunal weiß alles,
Mehr als Ihr ſelbſt vielleicht —
Piſani. Und was, San Marco,
Was, ſagt mir endlich, weiß das Tribunal?
Antonio (ab und zu in das vor ihm liegende Papier blickend).
Entnehmt es aus dem Auftrag, der mir ward,
Euch allen Ernſtes zu ermahnen, Herr,
Nicht Raum zu geben mehr der Leidenſchaft,
Die Euch und Stella Vendramin verzehrt.
Piſani. Mich — Stella Vendramin — Bin ich von Sinnen?
Antonio (wie oben). Des Anſtands Pflichten künftig Euch zu fügen,
Nicht ferner durch mißfäll'ge Huldigungen
Den Groll des Tribunals herauszufordern,
Und ihm und andern Ärgernis zu geben!
Piſani. Verläumdung! Aberwitz! Dies iſt ein Irrtum —
Antonio. Das Tribunal irrt niemals!
Piſani (für ſich). Bin ich toll?
In Liebesflammen, meint das Tribunal,
Verzehre Stellas Herz ſich und das meine;
Ich aber fühl' das meine frei bis jetzt,
Und Stella — wär' es möglich — ſollte Stella
Mir unbewußt mein Bild im Herzen tragen,
Mich lieben — (Laut.)
Nein, es iſt nicht! Glaubt mir doch!

Ihr sprecht von Dingen, die nicht sind, noch waren:
Erklärt mir —

Antonio. Spart unnütze Fragen, Herr!
Ihr habt gehört; geht denn, gehorcht und schweigt,
Schweigt gegen jedermann, bei Eurem Leben!
Mehr hab' ich nicht zu sagen!

Pisani. Hört mich an,
Bei Gott, Ihr müßt mich hören —

Antonio (ablehnend). Edler Herr,
Habt gute Nacht! (Mit einer tiefen Verbeugung auf die Mitteltüre deutend.)
Gefällt's Euch, dort hinaus!

Pisani. Mit Unruh' kam ich, und mit Angst und Sorgen
Und Zweifel schwer beladen kehr' ich heim!
Es gärt in mir, und wunderbar bewegt,
Mir selbst ein Rätsel, brüt' ich über Rätseln!
(Er geht langsam durch die Mitteltüre ab.)

Siebente Szene.

Antonio dann Messer grande.

Antonio. Der edle Herr zeigten sich sehr ungnädig, und schienen Lust zu haben, mir zu Leibe zu gehen, aber das Ansehen des Tribunals läßt dergleichen Gelüste nicht zum Ausbruch kommen! Nun zu dem andern! (Er klingelt.) Mich fröstelt, ich wollte, ich wäre zu Bett! Meine Gesundheit ist durch und durch erschüttert, und dieses Jahr müssen sie mir einen dreimonatlichen Urlaub geben, wenn ich nicht ganz und gar zugrunde gehen soll.

Messer grande (tritt durch die Mitteltüre ein).

Antonio (der, während der letzten Worte seinen Tisch verlassend, sich etwas schwankend dem Ratstisch der Inquisitoren genähert hat). Laßt Zanetto und Lorenzo sich bereit halten, Messer grande, mich nach Hause zu bringen. Vorerst aber laßt mir den andern, den Pasquale Beccari kommen!

Messer grande. Zu Befehl, Ser Antonio! (Er geht durch die Seitentüre links ab.)

Antonio (indem er sich behaglich in einem der Lehnstühle der Inquisitoren niederläßt). Der Bursche ist unser einer, nur ein Beamter, und so wollen wir die strenge Form beiseite lassen und es uns bequem machen.

Achte Szene.

Antonio. Pasquale Beccari.

Beccari (tritt durch die Mitteltüre links ein, und fällt sogleich auf beide Knie nieder). Hochmächtiges gestrenges Tribunal, ich bin unschuldig!

Antonio. Ihr ſeid Hafen-Kommiſſär zu Capodiſtria, und nennt Euch Pasquale Beccari?

Beccari. Ja, ſo will es mein Unſtern, aber ich bin unſchuldig!

Antonio. Ihr ſeid verheiratet?

Beccari. Nein, ich bin nicht verheiratet, ich bin unſchuldig!

Antonio (für ſich). Der Spitzbube verleugnet ſeine Frau. (Laut.) Wie, Ihr ſeid nicht mit Marta Verdani verheiratet?

Beccari. Ja, mir iſt, als wäre ich verheiratet, aber ich bin doch unſchuldig!

Antonio. Zum Teufel mit Eurer Unſchuld! — Steht auf und vernehmt in demütiger Unterwerfung, was ich Euch im Namen des Tribunals zu eröffnen habe. — Ihr lebt in Unfrieden mit Eurer Frau, und zeigt Euch gleichgültig gegen ihre Liebenswürdigkeit —

Beccari. Ich — ſprecht Ihr von mir? — Ich gleichgültig, ich mit meiner Frau im Unfrieden leben — Ihr wißt nicht —

Antonio. Das Tribunal weiß alles! — Leugnet nicht und bedenkt Euren Vorteil. Eure Frau iſt jung und hübſch — und (ab und zu in das vor ihm liegende Papier blickend) darum ſolltet Ihr ſie nicht vernachläſſigen, ihr keinen Anlaß geben, den Schmeichelworten heimlicher Bewerber zu lauſchen, die ſich ihr bereits vielfach verſtohlen zu nähern verſucht haben!

Beccari (ſtarr vor Staunen). Bewerber — Schmeichelworte — zu nähern verſucht —

Antonio (wie oben). Und ſo vernehmt denn! Das Tribunal läßt Euch allen Ernſtes ermahnen, Euren Mißhelligkeiten ein Ziel zu ſetzen, und künftig Eurer Frau die Aufmerkſamkeit zu bezeigen, die Huldigungen darzubringen, die ſie in ſo hohem Grade verdient!

Beccari. Huldigungen — Zehntauſend Millionen Teufel will ich ihr auf den Hals hetzen! — Mir ſchwindelt — ich weiß nicht, wie mir wird! Alle meine Furcht iſt weg, und ich fühle, auch mein Reſpekt, meine ſchuldige Devotion will mich verlaſſen! — Heimliche Bewerber — Wer ſind dieſe Schufte, dieſe verſtohlen ſich nähernden Verſucher? (Raſch auf Antonio zugehend.) Wer ſind ſie? Ich will es wiſſen! Nennt ſie mir!

Antonio. Weicht zurück! Ihr habt die Befehle des Tribunals vernommen! Geht hin, erfüllt ſie und ſchweigt, ſchweigt gegen jedermann bei Leib und Leben.

Beccari. Schweigen — Blitz, Höllendonnerwetter! (Er ſchlägt mit der Fauſt in den Ratstiſch der Inquiſitoren.) Reden will ich, reden! Ich Unglückſeliger, beginne ich nicht ſogar zu fluchen! — Aber gleichviel! Ich will reden, ich will die Namen dieſer Schufte wiſſen! Ihr ſollt nicht von der Stelle, eh' ich ſie weiß!

Antonio (vor dem andringenden Beccari ſich um den runden Tiſch

herum flüchtend). Weicht zurück, sag' ich — Der Mensch ist gefährlich! (Er klingelt und zieht sich auf die linke Seite der Bühne hinter den dort stehenden Lehnstuhl zurück.) Im Namen des Tribunals weicht zurück!

Beccari (ihn verfolgend). Nennt sie mir, sag' ich — Schmeichelworte — O ich will ihnen schmeicheln — Nennt mir die Namen oder —

Antonio (zu Zanetto und Lorenzo, die durch die Seitentüre links eintreten). Bringt ihn fort, bringt ihn fort, er ist rasend!

Beccari (während er sich vergeblich sträubend von Lorenzo und Zanetto durch die Seitentüre links abgeführt wird). Laßt los, ihr Schergen lichtscheuer Tyrannei! — Herr Gott, ich lästere, ich rebelliere — Laßt los, sag' ich — Nennt mir die Namen jener Schufte, damit ich sie (schon außer der Bühne) erwürge, vergifte, zu Asche verbrenne —

Antonio (erschöpft in den Lehnstuhl, hinter dem er sich verborgen, niedersinkend).

Das war ein Tag, das war ein Jugendfest!
Einmal des Jahrs und dieses Einmal Sitzung!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Festlich geschmückter und glänzend beleuchteter Saal im Palaste Vendramin, der im Hintergrund durch mehrere offene Spitzbogen von einer mit Balustraden umgebenen Terrasse getrennt wird, welche die Aussicht auf San Giorgio Maggiore und den Canal grande gewährt. Im Saale links und rechts zwischen der dritten und vierten Kulisse zwei Flügeltüren einander gerade gegenüber, und ebenso im Vordergrund der Bühne links und rechts zwischen der ersten und zweiten Kulisse zwei kleinere Seitentüren einander gerade gegenüber. Im Vordergrunde der Bühne rechts ein Tischchen, auf dem eine Mandoline und mehrere Notenblätter liegen; daneben ein Lehnstuhl; links ein Tisch mit Schreibgeräte. Auf der Terrasse, über welcher der Mond am Nachthimmel sichtbar ist, drängen sich Ballgäste und Masken durcheinander, und eilen Diener und Pagen mit Erfrischungen hin und her. Von Zeit zu Zeit aus der Ferne Musik.

Erste Szene.

Stella Vendramin tritt im Hintergrunde rechts auf; ihr folgt Adimari.

Adimari. Ihr flieht mich, Herrin dieses Feenschlosses,
Ihr flieht mich, Stella, doch Ihr flieht vergebens.

Denn dienstbar wie das Eisen dem Magnet,
Und treu wie Euer Schatten folg' ich Euch.

Stella. In diesem Falle seht Euch vor, denn Eisen rostet leicht, und es soll Leute gegeben haben, die ihren Schatten dem Teufel verschrieben.

Adimari. Grausame Circe, seht Ihr selbst Euch vor,
Denn wer wie Ihr der Liebe Recht verhöhnt,
Pflegt doppelt ihre Allmacht zu empfinden!

Stella. Doppelt, sagt Ihr! — Gott steh' uns bei! In zwei Männer auf einmal sollte ich mich verlieben!

Adimari. Ihr haßt uns, scheint's, haßt unser ganz Geschlecht,
Und um so grimmer, inniger, je mehr
Wir insgesamt Euch huldigend verehren!

Stella. Wie, was sagt Ihr? Insgesamt! Das ganze Männergeschlecht huldigend zu meinen Füßen, und ich Wert und Verdienst jedes einzelnen prüfen, den Würdigsten aus Tausenden erwählen! — Wenn es so ist, so sind hundert Jahre wohl die geringste Frist, die ich fordern kann, einer solchen Aufgabe zu genügen! — Das werdet Ihr einsehen und so laßt uns dieses Gespräch — in hundert Jahren fortsetzen!

Adimari. Wie, unerbittlich Grausame, Ihr wollt —

Stella. In hundert Jahren — vergeßt nicht in hundert Jahren!

(In die Seitentüre links ab.)

Adimari. Bleibt, steh' ich, Stella bleibt!

(Nach einer Pause.)

Wer dies nun hörte,
Und weiß nicht, daß ich Adimari bin,
Der Schöne, wie sie zu Florenz mich nennen,
Der Mann, dem kein, kein Weib noch widerstand,
Der möchte wohl für einen Korb es nehmen,
Für einen runden, wohlgeflochtnen Korb!
Nur daß zum Glück ich oft genug erfahren,
Wie seltsam launenhaft der Frauen Sinn,
Wie ungern ihre Schwäche sie bekennen,
Und daß ich eben Adimari bin,
Der Schöne, wie sie zu Florenz mich nennen!

(Er geht im Hintergrunde rechts ab.)

Zweite Szene.

(Die Seitentüre links öffnet sich und Stella zieht die sich sträubende Marta daraus hervor.)

Stella. Komm', sag ich; du sollst nicht deine Stunden einsam in deinen Gemächern verseufzen! Komm, sei vernünftig! Tanzgewirre und Festesjubel erwarten dich!

Marta (mit sentimentaler Resignation). Nein, laßt mich, Madonna! Für mich ist auf Erden keine Freude mehr! (Links in einen Stuhl sinkend.) Seit jenem unglücklichen Tage, da Pasquale so spät in der Nacht heim kam, auf meine Frage, wo er gewesen, so hartnäckig schwieg, so bleich und verstört mit allen Zeichen der tiefsten Erschütterung im Zimmer auf- und niederrannte, seit jenem Tage ist mein Unglück entschieden! — Damals fühlte ich zuerst, daß er sein Herz von mir gewendet, daß seine Liebe mir verloren sei, damals —

Stella. Marta, du sprichst im Fieber — Pasquale, dieses treue arglose Gemüt —

Marta. Das ist er! Aber was vermögen nicht schnöde Buhlerkünste, und wenn er auch diesen getrotzt hätte, wer widersteht Zaubermitteln und Liebestränken?

Stella. Liebes unvernünftiges Kind, welche seltsame Wege geht deine Phantasie? Dein Gatte, den ich erst heute noch dich mit Schmeichelworten und Liebkosungen überhäufen sah —

Marta. Ja so tut er, wenn er sich beobachtet weiß; sind wir allein, so läßt er seinem Unmut freien Lauf, überschüttet mich mit Vorwürfen —

Stella. Vorwürfe — Unmut — Am Ende ist er eifersüchtig —

Marta. Eifersüchtig — Er heuchelt es zu sein, um seine eigene Treulosigkeit vor sich selbst zu rechtfertigen. Genug der eitlen Worte! (Überaus sanft und weich.) Mein Unglück ist entschieden, und mein Entschluß ist gefaßt —

Stella. In der Tat, Närrchen, du machst mir bange. Du denkst doch nicht ans Kloster — Du willst doch nicht —

Marta (aufspringend und hastig auf und niedergehend). Nicht rasten, noch ruhen will ich, bis ich meine Nebenbuhlerin entdeckt, bis ich die Schändliche erwürgt, zerrissen, vernichtet habe —

Stella. Gott steh' uns bei!

Marta (wie oben). Und ich werde sie entdecken, die Verworfene! Ich habe mir ein Pagenkleid zurechtgelegt, ich werde ihn verkleidet beobachten, bewachen, verfolgen, bis ich den Weg zu ihr gefunden und Zauber und Zauberin vernichtet habe.

Stella. Marta, Marta, bist du denn ganz und gar verrückt?

Marta (sich in den Lehnstuhl rechts werfend). O ich bin die unglücklichste aller Frauen!

Stella. Eher möchte ich dich die unklügste nennen! Welche Torheit, Marta, auf eine augenblickliche Mißstimmung deines Gatten, auf eitle Luftgebilde hin, dir die abenteuerlichsten Besorgnisse zu schaffen! Und gesetzt auch, sie wären mehr als Luftgebilde, was könnte trostlose Versunkenheit hier bessern, was sinnloser Ingrimm helfen? — Du solltest vielmehr, je begründeter sich deine Besorgnisse zeigen, um so mehr —

Marta. Um so mehr mich zu fassen, meinen Schmerz zu verbergen suchen, meint Ihr? Nun ja, Ihr freilich, Ihr hattet es leicht, Madonna! Euer Gemahl, der hinfällige Greis, mit dem nur Zwang Euch verbunden, der freilich konnte Euch nicht eifersüchtig machen —

Stella. Aber auch nicht glücklich, Marta, auch nicht glücklich!

Marta. Überdies trug er Euch auf den Händen, überhäufte Euch mit den kostbarsten Geschenken —

Stella. Aber mein Herz blieb leer, und Leere des Herzens ist das größte Unglück, das einer Frau widerfahren kann.

Marta. So! Und doch zögert Ihr noch immer, diese Leere auszufüllen? Ihr spottet der Bewerber, die Euch huldigend nahen, und selbst Fregoso, der stattliche Genueser, der reiche Florentiner Adimari —

Stella. Wie, diesen Gecken sollte ich Gehör schenken? — Eher wollte ich mich in meinen grämlichen Vetter Camill Pisani verlieben, oder in deinen treuherzigen Pasquale! Was meinst du dazu, kleine Eifersucht?

Marta. Ich meine, wer kalten Herzens ist, Madonna, hat gut Mäßigung predigen, und wer das Unglück hat, (mit hervorbrechenden Tränen) braucht nicht für Spott zu sorgen!

Stella (Marta umschlingend). Tränen, schon wieder Tränen! Beruhige dich, armes Kind, fasse dich! Mein Herz ist nicht kalt, wenn es auch für keinen dieser langweiligen Männer schlägt, ich spotte deines Unglücks nicht, wäre es auch nur ein geträumtes! Komm, komm, du mußt dich erheitern, zerstreuen!

Dritte Szene.

Die Vorigen; Adimari und Fregoso (die während der letzten Rede im Hintergrunde rechts aufgetreten sind).

Adimari. O holder Anblick, Lilie und Rose
In trauter Eintracht lieblich sich umschlingend!

Fregoso. Hier endlich, schöne Wirtin, find' ich Euch!

Wie lang entzieht Ihr uns das Fest des Festes,
Im Strahle Eures Auges uns zu sonnen!

Adimari. Zum Tanze, horch, lockt schmelzend Flötenklang!
Was säumt Ihr? Schenkt dem heitern Ruf Gehör,
Verscheucht den Ernst und laßt die Freude walten!

Stella. Ihr mahnt mit Recht! Doch seht, der Trotzkopf hier,
Verkehrt und störrig, will dem Augenblick
Sein Recht nicht gönnen, und statt heit'rer Lust
In trübem Sinnen eitlem Grame fröhnen!
Mein Wort vermag nichts; steht denn Ihr, Fregoso,
Mit Eurer Rede Zauberkraft mir bei,
Und zieht sie mit Euch in des Tanzes Wellen!
Ich selbst reich' Adimari meine Hand;
Zum Tanz, zum Tanz! Kein Sträuben, Marta, folge.

Marta (von Fregoso bei der Hand gefaßt, halblaut zu Stella).
Wo nur Pasquale bleibt?

Stella (ebenfalls halblaut). Er wird sich finden!

Marta (wie oben). Und wenn er mit Fregoso mich erblickt?

Stella. Das soll er! Laß ihn Eifersucht empfinden;
Wer wirklicher Gefahr ins Aug' geblickt,
Der läßt des Argwohns eitle Grillen schwinden!
Kein Säumen mehr! Kommt, Adimari, kömmt!

(Alle im Hintergrunde rechts ab.)

Vierte Szene.

(Nach einer Pause tritt Pasquale Baccari im Hintergrunde links ein, und schreitet, die Arme über die Brust gekreuzt, in tiefen Gedanken versunken, quer über die Bühne in den Vordergrund rechts.)

Pasquale. Ein Pagenkleid im Gemache meiner Frau verborgen! — Sonderbar, in der Tat sehr sonderbar! — Es könnte freilich ein Maskenanzug sein, aber heute wenigstens, bei diesem Maskenfeste scheint er nicht gebraucht zu werden! Übrigens können derlei Maskenanzüge auch zu anderweitigen Verkleidungen dienen, oder wohl gar bereits gedient haben! — Wenn das Tribunal recht hätte, wenn du es unverdient gelästert hättest — nimm dich zusammen, Pasquale! Pagenkleider lassen auf Pagenstreiche schließen, nimm dich zusammen.

Fünfte Szene.

Pasquale; Camill Pisani (ist mittlerweile im Hintergrunde rechts eingetreten und ebenfalls in tiefe Gedanken versunken, ohne Pasquale zu bemerken, in den Vordergrund der Bühne links vorgeschritten).

Camill. Sie liebt mich, liebt mich, sagt das Tribunal!
Sehr seltsam in der Tat! Zwar damals schon,
Am Gardasee in ihres Vaters Villa,
Als noch ein Jüngling mit dem halben Kind
Harmlose Tage tändelnd ich verbrachte,
Schon damals schien ihr Herz mir zugeneigt;
Sie weinte heiße Tränen, als wir schieden,
Und jetzt, besorg' ich, weint sie herb're noch;
Denn wie der Vater einst, hat jetzt im stillen
Das Tribunal mit ihrer Hand verfügt,
Mit ihrer reichen Habe sollt' ich sagen!
Ob sie ein Lebensglück damit zerschlagen,
Ein Herz zerbrechen — ei, wer wird viel fragen!
Das Tribunal verbietet's, das genügt!

Pasquale (ohne Camill zu bemerken). Soviel ist ausgemacht, Pasquale, du hättest dich von vornherein klüger und umsichtiger benehmen sollen! — Statt deine Frau mit dem Anschein treuherzigen Vertrauens in Sicherheit zu wiegen, bist du mit deinem Argwohn herausgeplatzt, und nun aufgeschreckt und erbittert, verhüllt sie in zehnfache Schleier, was du der Arglosen so leicht abgelauert hättest! Du warst im Vorteil und ließest ihn entschlüpfen! Pasquale, das war einfältig! Pfui, schäme dich, Pasquale!

Camill (ohne Pasquale zu bemerken).
Mir freilich, mir gilt's gleich! Ich dachte nie
Auch nur von fern daran, um sie zu werben,
Und jetzt am wenigsten, wo solche Schätze
Der Tod des Gatten ihr zu Füßen legt!
Doch eins gebeut mir, fühl' ich — Dankbarkeit
Für ihre stille Neigung, sie zu warnen,
Daß nicht Verrätern sie Vertrauen schenke,
Und besser als bisher sie leider tat,
Vor Späherblicken ihr Geheimnis berge!
Doch wie beginn ich's? — Strenges Schweigen ward
Vom Tribunal mir auferlegt; auch dünken
Mir Worte fast zu plump, zu derb! — Ja, wer
Ein Dichter wär' und selbst das Rauhe zart,
Das Schmerzlichste noch mild zu sagen wüßte!

Pasquale (wie oben). Aber nicht nur die Gesetze der Klugheit hast du mit Füßen getreten, auch den Befehl des Tribunals, deiner Frau mit Aufmerksamkeit zu begegnen, auch diesen dir bei Leib und Leben eingeschärften Befehl hast du links liegen lassen! Pasquale, du hast deinen Kopf verwirkt, du hast dich fortan als rechtlich kopflos, als geistig hingerichtet anzusehen! Fahr' so fort, Pasquale, und du wirst noch allen Ernstes über die Seufzerbrücke wandern müssen!

Camill (wie oben). Da fällt ein Lied mir bei, ein altes Lied,
Von meiner Amme oft mir vorgesungen,
Wie tröstend die Prinzessin — war's nicht so? —
Ihr krankes Herz in Schlaf singt — ja, so war's;
Ein traurig Lied, doch ernst beziehungsvoll,
Und ganz geeignet tröstend sie zu warnen!
Ans Werk denn — (Er tritt an den Tisch links um zu schreiben.)
Nein, sie kennt ja meine Hand,
Ich müßte fremder Züge mich bedienen!
Wo aber — (Pasquale gewahr werdend.)
Halt, da ist mein Mann; Pasquale
Beccari wähl' ich, ihm vertrau' ich mich!

Pasquale (wie oben). Du stehst am Scheideweg, Pasquale! Einen Schritt weiter und du bist verloren. Sammle, fasse, beherrsche dich! Versprich mir, gib mir die Hand darauf, möcht' ich sagen, künftig leiser aufzutreten, vor allem aber deine Frau, besonders vor Zeugen auf das Liebevollste zu behandeln, denn das Tribunal hat aller Orten seine Augen, seine Ohren, seine Arme, und wenn du dich am einsamsten glaubst —

Camill (hat sich ihm leise genähert und schlägt ihn nun auf die Schulter).
Habt guten Abend, Ser Pasquale!

Pasquale (zusammenfahrend und aufschreiend). O ihr himmlischen Heerscharen! Erbarmen, Gnade!

Camill. Seid Ihr toll?
Ihr bebt wie Espenlaub und schreit um Gnade!
Sagt an, was habt Ihr, sprecht!

Pasquale. Nichts, nichts — der Schreck — die Überraschung — Vergebt mir, edler Herr, und sprecht, was steht meinem hohen Gönner zu Diensten?

Camill. Ein Stück von Eurer Handschrift, Freund, nicht mehr!
Ich möchte nämlich, unter fremden Zügen
Verbergend sorglich, daß von mir es kam,
Ein Lied, Pasqual, Euch in die Feder sagen!

Pasquale. Ein Lied, edler Herr, ein Lied! — Ich bin Beamter der erlauchten Republik und es gibt verschiedene Lieder — Trinklieder, Spottlieder, politische Lieder —

Camill. Was fällt Euch bei? Wer denkt an Politik;
Von einem Liebeslied ist hier die Rede,
Von einem harmlos heitern Maskenscherz,
Zu dem mir Eure Feder dienen soll!

Pasquale. Ein Liebeslied, edler Herr, ein Maskenscherz! Daran darf ich mich wagen; befehlt über mich, ich stehe zu Euren Diensten! (Indem er sich dem Tisch links nähert und sich zum Schreiben zurechtsetzt, für sich.) Wer Teufel hätte dem trocknen tugendsteifen Patron irgend eine Bekanntschaft mit Liebesliedern zugetraut? — (Die Feder ansetzend, laut.) Die Überschrift, mein hoher Gönner —

Camill. Das brauchts nicht, schreibt nur gleich die Verse:
(Langsam aber nicht eigentlich diktierend.)

„Was du suchst, es steht zu ferne,
„Was du hoffst, es darf nicht sein;
„Trotzig Kind, sieh endlich ein:
„Unerreichbar sind die Sterne!
„Armes Herz, schlaf ein, schlaf ein!" (Innehaltend, für sich.)
Wie wird mir? Sprach ich Zauberworte aus!
Ins tiefste Leben dringt ihr Klang mir nieder,
Und meine Jugend steigt aus ihrem Grab
Und schwärmt und träumt und liebt und lächelt wieder!

Pasquale (schreibend). „Schlaf ein! schlaf ein!" — Beliebt nur fortzufahren!

Camill (wie oben). „Wer vertraut, der ist betrogen,
„Und wer glaubt, glaubt leerem Schein;
„Was geschieht, das muß so sein;
„Ruhig denn, empörte Wogen,
„Armes Herz, schlaf ein, schlaf ein!"

Pasquale (für sich). Sehr schön und ganz ungemein einschläfernd! An wen das Ding nur gerichtet sein mag?

Camill (seufzend). Es muß so sein! — Nun, habt Ihr's, seid Ihr fertig?

Pasquale (aufstehend). Hier ist das Blatt und darf man fragen —

Camill. Nein,
Mein Freund, man darf nicht fragen — (Innehaltend, für sich.)
Aber wie,
Wenn seine Hand sie etwa kennt und ihn
Bestürmte — (Laut.) Halt, um eins noch bitt' ich Euch;
Es könnte sich begeben, Ihr erführt,
Wer dieses Blatt empfing; in diesem Fall
Versprecht mir, schwört mir's zu, nicht mehr zu sagen,
Als ein Maske, oder noch bestimmter,
Ein weißer Domino hätt' Euch dies Lied

Diktiert! Verſprecht mir's, gebt die Hand mir drauf,
Ihr wollt ſo ſagen —

Pasquale (zögernd). Allerdings, mein hoher Gönner, wenn Ihr's befehlt, wenn Ihr's vertreten könnt —

Camill. Vertreten — Ei, mißtraut Ihr mir, Pasquale?
Hegt keine Furcht, ich ſteh' für alles ein,
Und dankverpflichtet bleib' ich Eurer Güte!

Pasquale (für ſich). Welche Geheimniſſe, welche Winkelzüge!
„Wer vertraut, iſt betrogen,
„Wer da glaubt, glaubt leerem Schein!"
Geht das Lied am Ende mich ſelbſt an? (Laut.) Habt Ihr mir noch etwas zu befehlen, edler Herr? Ich würde ſonſt etwas nach meiner Frau ſehen —

Camill. Ich halt' Euch nicht, Pasquale! Eure Frau,
Ihr werdet, denk' ich, ſie im Tanzſaal finden;
Dort ſah ich mit Fregoſo ſie vorhin
Im Wirbeltanz an mir vorüberſchweben!

Pasquale. Meine Frau, — Wirbeltanz — Fregoſo — Wäre der am Ende — (Stürmiſch abeilend.) So ſoll das Donnerwetter dem ambraduftenden, honiglispelnden Windbeutel von Genueſer auf den Kopf fahren. (Im Hintergrunde rechts ab.)

Camill. Was ficht den Burſchen an? Gleichviel! Die Zeit
Iſt günſtig: hier ans Band der Mandoline,
In deren ſüße Klänge ſie ſo gerne
Der eignen Stimme ſüßern Wohllaut miſcht,
Hier heft ich, Lied, dich an! Tu' deinen Dienſt,
Und warne ſie zu ſchweigen, ſtärke ſie,
Von mir ſich loszureißen; fühl' ich gleich,
Gelingt es ihr, ſo werd' ich's ſchwer verwinden! —
Wie iſt mir nur? — Die Bruſt wird mir ſo enge,
Die Stirn ſo heiß! Wie Schwindel faßt mich's an!
Iſt's Schmerz, iſt's Zorn, ich weiß es nicht zu nennen;
Ich weiß nur eines! Führſt du je, Geſchick,
Auf Schwertesläng' den Räuber mir entgegen,
Um deſſentwillen jenes Tribunal
In Feſſeln Stellas Neigung wagt zu legen,
Und trieſt ſein Herzblut nicht von dieſem Degen —
Dann tat'ſt du recht und trafſt die beſſre Wahl,
Und an Piſanis Glück war nichts gelegen!

(Er eilt links im Hintergrunde ab.)

Sechste Szene.

Marta (öffnet nach einer Pause die Seitentüre rechts, blickt umher, tritt endlich heraus und schreitet langsam dem Vordergrund rechts zu). Auch hier ist er nicht, und ich sah ihn doch vorhin sich hier herüberwenden! Wer weiß, in welchem Schlupfwinkel er zu den Füßen der Hexe schmachtet, die ihn umgarnte; denn so ist es, was auch Stella sagen mag, nur durch Hexenkünste und Liebestränke konnte Pasquales treues argloses Gemüt mir entfremdet werden! Ihn durch Eifersucht zu mir zurückzuführen, wie Stella meint — Ja, wer Stella wäre, wer wie sie mit einem Worte beglücken, mit einem Lied zur Mandoline gesungen — (Das an dem Band der Mandoline befestigte Blatt gewahrend.) Wie — was seh' ich — Pasquales Handschrift — (Das Blatt abnehmend und lesend.) „Armes Herz, schlaf ein, schlaf ein!" Stoßseufzer unglücklicher Liebe — an dieses Band geheftet — an Stella gerichtet — Pasquale — Stella — (In den Lehnstuhl rechts sinkend, schwach.) Ich falle in Ohnmacht! (Sogleich wieder aufspringend und heftig auf und niedergehend.) Nein, ich rase, ich wüte, ich morde! — Darum also diese Redensarten: „Unsere liebenswürdige Wirtin! Unsere vortreffliche Stella! Ihre heitere Anmut solltest du dir zum Muster nehmen." Darum also — Und ein Gedicht — An mich hat er nie auch nur einen Leberreim gerichtet: ich mußte mich mit der hölzernen Prosa, mit dem staubigen Kanzleistil seiner Liebesbriefe begnügen! Stella — meine Milchschwester, meine Nebenbuhlerin — Sie sollte — sie könnte — Ich muß der Sache auf den Grund kommen — Weg mit dieser fliegenden Hitze — Ruhe — Besonnenheit! — Folge nur dem Rat Pasquales: (Höhnisch auflachend.) „Armes Herz, schlaf ein, schlaf ein!" (Sie wirft sich, das Blatt wiederholt durchlaufend, in den Lehnstuhl rechts.)

Siebente Szene.

Marta. **Pasquale** (tritt ohne Marta zu bemerken im Hintergrunde rechts auf und schreitet dem Vordergrunde links zu).

Pasquale. Fregoso macht unserer edlen Wirtin den Hof, Marta aber ist aus dem Saale verschwunden! Wo sie nur stecken mag! Auch das Lied, das ich für Herrn Pisani niederschrieb, macht mich unruhig! Er lächelte so sonderbar, als ich es ihm überreichte!

„Wer vertraut, der ist betrogen,
„Wer da glaubt, glaubt leerem Schein!"

Seltsam; mir ist immer, als ob das mich anginge! Wer sollte sich aber auch diese goldenen Worte mehr zu Gemüte führen, als ein Ehemann, ist doch letzthin — Halt — Was seh' ich — Marta —

lesend — einen Brief lesend — einen Liebesbrief; Treulose, jetzt hab' ich dich! (Er schleicht behutsam auf den Lehnstuhl zu, in dem Marta sitzt.)

Marta (die ihn schon früher bemerkt, ohne ihre Stellung zu verändern, für sich). Komm nur heran, Verräter, und fange dich in deiner eigenen Schlinge!

Pasquale (sich plötzlich von hinten über den Lehnstuhl niederbeugend).

Guten Abend, Madame!

Marta (läßt das Blatt sinken, und blickt ihm ruhig ins Gesicht).

Guten Abend, mein Herr!

Pasquale. Ich komme Ihnen ungelegen, wie es scheint!

Marta. Im Gegenteile sehr erwünscht, wie immer.

Pasquale. Madame, ich durchschaue die Larve der Gleichgültigkeit, die Sie vornehmen, werfen Sie sie weg! Sie lesen, Madame, was lesen Sie?

Marta. Warum sollte ich es Ihnen verhehlen — ein Gedicht, ein reizendes kleines Gedicht, zwar nur das Werk eines jungen Anfängers —

Pasquale. Eines jungen Anfängers? — Er soll nicht alt werden, Madame, dafür steh' ich Ihnen. — Wo ist das Gedicht — ich will es sehen!

Marta. Sie wollen es — (Aufspringend und ihm das Blatt hinhaltend.) Wohlan, hier ist es, teilen Sie mein Erstaunen!

Pasquale (zurückprallend, für sich). Was ist das? — Unerhörter Verrat! — Für sie, für meine Frau mußte ich jenes Lied niederschreiben!

Marta (für sich). Wie er dasteht, der entlarvte Bösewicht, beschämt und vernichtet dasteht!

Pasquale. Ich sehe, Madame, Sie erstaunen —

Marta. Allerdings erstaune ich, Talente in Ihnen zu entdecken, die ich Ihnen nie zugetraut hätte! Seit wann beschäftigen Sie sich mit Poesie?

Pasquale. Mit Poesie beschäftigen! (Für sich.) Rücke ich nun mit dem weißen Domino hervor, und sie ist mit ihm einverstanden, so muß sie mir geradezu ins Gesicht lachen! Gut, ich will es darauf ankommen lassen! (Laut.) Madame, ich habe mich nie mit Poesie beschäftigt; eine Maske, ein weißer Domino, ersuchte mich vorhin, jene Verse niederzuschreiben.

Marta. Ein weißer Domino! Vortrefflich, vortrefflich!

(Sie bricht in ein höhnisches Gelächter aus.)

Pasquale (für sich). Es ist richtig! Sie ist mit im Komplotte!

Marta. Vergeben Sie, daß ich lachte, wo ich vielmehr die Gewandtheit bewundern sollte, mit der Sie allen listigen Fragen nach dem Gegenstande ihrer dichterischen Begeisterung auszuweichen wissen.

Pasquale (losbrechend). Wer hier zu fragen hat, Madame, bin ich! Wie kommen Sie zu jenem Blatte; reden Sie, aber sehen Sie sich vor, ich will Wahrheit, ungeschminkte Wahrheit!

Marta. Hegen Sie keine Sorge! Meine Handlungen bedürfen nicht der Hülle irgend eines weißen Domino, und so erfahren Sie denn, was Sie ohnehin erraten haben werden, ich habe dieses Blatt gefunden, hier an dem Bande dieser Mandoline befestigt gefunden, und sehen Sie, ich befestige es nun wieder daran. (Sie tut es.) Seien Sie ruhig, der weiße Domino soll nicht um die Früchte seiner Bemühungen kommen!

(Die Tanzmusik hat aufgehört; mehrere Masken und andere Gäste, unter ihnen Stella im Gespräch mit Fregoso, erscheinen teils auf der Terrasse im Hintergrunde der Bühne, teils auf der Bühne selbst.)

Pasquale. In der Tat, Madame, Ihre Verschmitztheit läßt sich nur mit Ihrer Unverschämtheit vergleichen.

Marta. Ihre Stärke, mein Herr, scheint wohl nur die letztere zu sein!

Pasquale. Sie vergessen, daß ich Ihr Herr und Gebieter, Ihr Richter bin, Madame, Ihr Richter über Leben und Tod!

Marta. Auch Tragödiendichter? — Aber Ihr Pathos überschlägt sich; bleiben Sie doch lieber beim Schäfergedicht!

Pasquale. Madame, ich schwöre Ihnen — (Indem er heftig auf sie zufährt, gewahrt er die mittlerweile eingetretenen; für sich.) Grundgütiger Gott! Wir haben Zuhörer — und der Befehl des Tribunals — Ich werde beobachtet, angezeigt — Da gibt es nur ein Mittel! (Laut zu Marta.) Ich schwöre Ihnen, Madame, nie flammte Ihr Auge so strahlend, nie blühte Ihre Wange so frisch! Himmlische Marta! Wer kann dich sehen, und dir widerstehen!

(Er macht Miene sie zu umarmen.)

Marta (sich ängstlich gegen links zurückziehend). Sie sind von Sinnen! Lassen Sie mich! — Sie überschreiten alle Grenzen —

Pasquale (sie verfolgend). Des Anstandes und der Schicklichkeit? Gleichviel! Mag die ganze Welt sehen, welchen Zauber du über mich ausübst! (Für sich.) Ich möchte sie erwürgen, die Treulose!

Marta (wie oben). Zurück, erbärmlicher Heuchler!

Pasquale (wie oben). Scheim, wie grausam du dich auch anstellst, ich kenne deine Zärtlichkeit. (Für sich.) Wenn ich sie nur allein hätte! (Laut.) Ich weiß, daß du mich liebst, innig glühend, wie ich dich liebe —

Marta (hat die Seitentür links erreicht). Ich sterbe vor Ärger und Scham! Zurück, schändlicher Gleißner!

(Sie tritt in das Seitengemach links und schließt hinter sich ab.)

Pasquale (vor der Türe). Verschlossen! — Gut, mag sie sich

verſchließen! — Der Schein iſt gerettet, die Gefahr vorüber, und der Reſt wird ſich finden! Ja, mein teurer Herr Piſani, obwohl Ihr ein großer Herr ſeid, und ich nur ein armer Schreiber, der Reſt wird ſich finden.

Achte Szene.

(Während Pasquale links im Hintergrunde abeilt, treten Stella und Fregoſo in den Vordergrund der Bühne. Die übrigen Masken und Ballgäſte verlieren ſich wieder allmählich im Hintergrunde der Bühne.)

Fregoſo. Glaubt meinem Worte, Herrin, kein Geſchlecht
Italiens darf ſich beſſern Adels rühmen,
Als jenes der Fregoſo, denn wir ſtammen
Von Alboin, dem Longobardenkönig.
Stella. Ei, was Ihr ſagt, von König Alboin!
So muß ich wohl fortan: Mein Prinz, Euch nennen.
Fregoſo. Entriß des Schickſals Grimm uns eine Krone,
So gab es Reichtum zum Erſatz dafür;
Durch alle Meere kreuzen meine Schiffe,
Und weite Ländereien nenn' ich mein;
Es lebt kein Zweiter, glaubt mir, weit und breit,
An Reichtum und Geburt mir zu vergleichen,
Und wie Ihr ſelber ohne Gleichen ſeid,
Wem ziemte Euch, als mir die Hand zu reichen!
Erwägt, bedenkt! Ich weiche nicht von hier,
Eh' Eure Lippen dieſen Troſt mir ſchenken!
Stella. Bedenken, ſagt Ihr! Gut, ich will's bedenken!
Fregoſo. Und wann, o redet, wann entſcheidet Ihr?
Stella. Fragt Adimari, Euren Mitbewerber;
Ihm gab vorhin ich meinen Willen kund,
Er nennt die Friſt Euch, die ich mir bedungen!
Fregoſo. O holdes Wort, das tröſtend mir erklungen!
Hinweg, hinweg! Zu Adimari hin,
Ihm gierig Eure Worte abzufragen!
O feſſelte doch Schlummer mir den Sinn,
Bis Eures Wählens Stunde mir geſchlagen!

Neunte Szene.

Stella (während Fregoſo im Hintergrunde rechts abgeht).
So könnt' es kommen, edler Paladin;
Gewiß hält feſter Schlummer Euch umwunden,

Wenn meine hundert Jahre hingeschwunden! (Um sich blickend.)
Doch sieh, ich bin allein! O sei willkommen,
Vertraute Stille, die mein Herz erfrischt!
(Sich in den Lehnstuhl rechts niederlassend.)
Erschöpft, betäubt vom wirren Festgebraus,
Nach traulichem Gespräche sehn' ich mich
Mit meinen Freunden! Wo schwand Marta hin,
Wo mag Pasquale weilen; selbst der Vetter,
Der ernste trockene Vetter, der so fromm,
Geduldig stets von mir sich necken läßt,
Camill selbst bleibt mir fern! Wär' dieses Fest
Nur schon vorüber, und ich könnte wieder
Bei meinen Büchern, meiner —
(Nach ihrer Mandoline greifend.) Wie,
Ein Blatt am Band befestigt! Von Fregoso
Vermutlich oder Adimari!
(Das Blatt vom Band lösend.) Wie,
Was seh' ich? (Lesend.)

„Was du suchst, es steht zu ferne,
Was du hoffst, es darf nicht sein!"

Wie wird mir? (Fortfahrend.)

„Trotzig Kind, sieh endlich ein,
Unerreichbar sind die Sterne,
Armes Herz, schlaf ein, schlaf ein!"

(Von ferne Tanzmusik, aber ernster und gehaltener.)
Das ist das Lied; oft sang es mir Camill
Am Ufer, wo Zitronen duftend blühten,
Wenn Abendwolken überm Haupt uns glühten,
Und um den Kahn hingleitend sanft und still,
Mit jedem Ruderschlage Perlen sprühten!
Das ist das Lied, das liebste meiner Lieder,
Und zauberhaft verweht vor seinem Klang
Der Nebelflor, der lang mein Herz umschlang;
Die Bilder meiner Kindheit steigen nieder,
Mein blauer Gardasee, ich seh' dich wieder!
Wer aber hat dich, Lied, mir zugewendet?
Fremd ist die Handschrift — doch ein Fremder — Nein,
Dich kennen ich nur und Camill allein;
Er muß es sein, er hat dich mir gesendet!
So denkt er noch der Zeit, die uns vereinte,
Des blassen Kindes, das mit ihm geschifft,
Mit ihm dahinsprang über Flur und Trift,
Das weinte, als er schied, so schmerzlich weinte!

Und warum kömmſt du, Lied? Und welchem Herzen
Gilt warnend dein Gebot: Schlaf ein, ſchlaf ein?
Dem meinen — Ei, was hätt' es zu verſchmerzen?
Und ſeinem, — ſeinem — Warum wiegt' er's ein?
Wohl eines Weibes Herz mag ſchweigend brechen,
Ein Mann, wie er, ſo ganz des Namens wert,
Piſani ſollte wagen, handeln, ſprechen,
Und wenn mein Reichtum ſeinem Stolz es wehrt —
Wohin gerat' ich? Schwinden mir die Sinne?
Der ernſte trockne Vetter! — Trocken — nein!
Ich weiß nicht, was ich laſſe, noch beginne,
Mein Herz wallt auf! — Schlaf ein, mein Herz, ſchlaf ein!
Hinweg zum Feſt! — Du aber, Lied der Lieder,
Dich küſſ' ich — küſſ' ich — noch einmal und wieder,
Und nun ruh hier an meinem Herzen aus,
Der Diener vor der Tür — der Herr im Haus!

(Sie verbirgt das Blatt im Buſen und eilt im Hintergrunde rechts ab.)

Marta (die während Stellas letzten Worten unbemerkt aus der Seitentüre links getreten, mit höchſtem Pathos).

Sie küßt das Blatt! Sie liebt Pasqualen! Rache!

(Der Vorhang fällt raſch.)

Dritter Akt.

Saal wie im vorigen Akt. — Tag.

Erſte Szene.

Marta (tritt aus der Seitentüre links). Mein Gemüt ſchwankt hin und her und findet keine Ruhe! Stella war nie heiterer als ſeit dem Augenblicke, da ſie jenes verhaßte Blatt empfing; Pasquale ſcheint dagegen betrübt und unruhig; der Schuldbewußte bemüht ſich, mich durch Zuvorkommenheit zu gewinnen, aber mein gerechter Zorn verſagt ihm alle Annäherung! Sie freilich, ſie zerſchmilzt gegen ihn in Freundlichkeit, ſie überhäuft ihn — Doch ſieh, da kommen ſie!

Zweite Szene.

Marta; Stella und Pasquale (erſcheinen auf der Terraſſe im Hintergrunde der Bühne, wo ſie bald ſtehen bleibend, bald auf- und niedergehend ſich unterreden).

Marta. Wie ſie lächelt, wie ihre Augen blitzen — Pasquale aber geht ſtumm und niedergeſchlagen neben ihr her; ſeine Miene iſt

mehr die eines Opferlammes, als eines begünstigten Liebenden! Ja, immer deutlicher, immer klarer wird mir's, ihre Macht über ihn ist nicht von dieser Erde! Pasquale ist zu demütig, zu schüchtern, zu zahm, als daß er wagen sollte, den Blick zu Stella zu erheben, wenn nicht sie selbst, die Verräterin, mit geheimen Künsten, mit übernatürlichen Mitteln —

Dritte Szene.

Vorige. Page (der durch die Seitentüre links eingetreten).

Page. Madonna —

Marta. Leise, Benvolio, leise! Was bringst du mir? Warst du bei Meister Alberto —

Page. Ja, Madonna —

Marta. Und nannte er dir ein Mittel gegen Zauberei und Liebestränke? Rede, sprich, was sagte er?

Page. Erst sah er mich eine Weile an, der boshafte Alte, dann grinste er hämisch und meinte, wenn ich selbst etwa mich für bezaubert hielte, oder des Glaubens wäre, einen Liebestrank bekommen zu haben, so wäre eine tüchtige Birkenrute das beste Mittel dagegen —

Marta. Leise, sag' ich dir, leise! Gabst du ihm denn nicht die Goldstücke und sagtest ihm, daß eine Dame dich sende!

Page. So tat ich; die Goldstücke steckte er auch richtig ein, und sagte dann ganz ernsthaft, es stehe kein Mittel gegen Zauberei in seinen Büchern; das Beste, was Ihr tun könntet, wäre, Ihr ginget in den Dogenpalast und würfet in einen der Löwenrachen nächst der Riesentreppe einen Zettel mit Eurer Anklage und dem Namen des Zauberers und des Bezauberten —

Marta. In einen der Löwenrachen nächst der Riesentreppe —

Page. Die Staatsinquisition werde dann unverweilt beide verhaften, den Zauberer nach Umständen verbrennen, den Bezauberten aber so lange sitzen und fasten lassen, daß er aller Bezauberung gewiß los und ledig würde —

Marta. Verbrennen, grauenvoll — Genug, nimm dies Goldstück, geh und schweige!

Page. Wie das Grab, Madonna! (Im Abgehen.) Wenn ich dem boshaften Alten seine Rute nicht gedenke, so will ich in meinem Leben keinen Schnurrbart tragen und statt Fechten Strumpfstricken lernen! (Durch die Seitentüre links ab.)

Vierte Szene.

Vorige (ohne Pagen).

Marta. Sitzen und Fasten, das möchte hingehen, möchte sogar der etwas gefährdeten Schlankheit seines Wuchses sehr zuträglich

ſein — aber verbrennen — nein, ich bin nicht grauſam und blutdürſtig, ich bin ſanft und fromm, nur zu ſanft, zu geduldig — verbrennen — nein, lieber will ich ſelbſt das Opfer ihres Verrates und meines Kummers werden! (Überaus reſigniert.) Im Grabe iſt Ruhe, mögen ſie leben und glücklich ſein.

Pasquale (der indeſſen mit Stella in den Vordergrund der Bühne getreten).
Vergebt mir, Herrin!

Stella. Kurz und gut! Ihr ſeid
Ein Meiſter in der Kunſt — ein Haar zu ſpalten!
(Für ſich.) Wo bleibt er nur, was mag ihn ferne halten?

Pasquale. Ich meinte nur —

Stella. Wir hörten's lang und breit!
Doch da iſt Marta! Komm den Zwiſt zu ſchlichten,
Der feindlich mit Pasquale mich entzweit!

Marta (für ſich). Die Liſt'ge tut, als wären ſie im Streit!
(Laut.) Madonna, klagt nur erſt, ſo werd' ich richten

Stella. So hör denn; täglich wächſt der Sonne Brand,
Und fort aus der Lagunen Schlamm und Sand
Ins Hochgebirge dünkt mich's Zeit zu flüchten,
Nach unſerm Salvoli am Gardaſee;
Darüber ſchreit nun dieſer Ach und Weh;
Es ſei denn doch zu früh — die ſchlechten Straßen —
Und im Gebirge liege wohl noch Schnee —
Und dies und das, ganz kurz in eins zu faſſen,
Er will nicht fort! —

Marta (ſpitzig). Wer mied' auch gern den Ort,
Wo überreiches Glück uns widerfahren! —

Pasquale. Vor Reu' und Mühſal, Herrin, Euch zu wahren,
War mein Beſtreben, und ich führe fort —

Stella. Erſpart es Euch; ich wage, was ich wage!
Du aber, Marta, wenn ich dich nun frage,
Nicht wahr, du ſprichſt nicht: Nein! du ſehnſt dich auch
Nach Blumenduft, nach rein'rer Lüfte Hauch,
Nach meinem blauen See, den grünen Matten.
Nach Einſamkeit im dunklen Waldesſchatten —

Pasquale. Waldeinſamkeit iſt ſchön, ſehr ſchön, auf Ehre,
Wenn ſie nur eben nicht zu einſam wäre!

Stella. Zu einſam Einſamkeit! Ihr ſeid von Sinnen!

Marta (für ſich). Von Sinnen? Ich verſteh' ihn ganz genau;
Zu einſam, meint er, um ſein ſchnöd' Beginnen
Zu bergen vor den Blicken ſeiner Frau!

Stella (für ſich). Er ſäumt noch immer! Wie die Zeit ſich dehnt!
(Laut.) Und du ſtehſt ſchweigend, Marta?

Marta. Vor Entzücken!
Mein Salvoli, nach dem ich mich gesehnt,
Das ewig fern ich meinem Wunsch gewähnt,
Mein Salvoli soll wieder ich erblicken!
(Für sich.) Betrügt sie mich, will ich auch sie berücken.
Stella. Wie freut mich deine Freude!
Pasquale (für sich). Sonderbar!
Die Freude birgt wohl eine ihrer Tücken!
Marta. Nach Salvoli! Ist's möglich, ist es wahr?
Wie sel'ge Tage wollen wir genießen;
Denn daß sie nicht zu einsam uns verfließen,
Dafür ist wohl gesorgt; ein gutes Buch
Belebt die Einsamkeit, dann kömmt Besuch,
Ihr nehmt den Vetter mit —
Pasquale (für sich). Will's da hinaus!
Vortrefflich ausgedacht, das muß ich sagen!
Marta. Er liest uns vor in regnerischen Tagen,
Er schifft uns abends in den See hinaus,
Pasqual indes geht Hirsch und Rehe jagen —
Pasquale (für sich). Nein, Teuerste! Pasquale bleibt zu Haus!
Stella. Der Vetter, meinst du —
(Für sich.) Himmel, merkte sie —
(Laut.) Der Vetter sollte mit nach Salvoli?
Doch was ist das? — Pasqual bemerk' ich eben,
Sieht ganz erhitzt, verstört aus! — Seid Ihr krank?
Bedürft Ihr Hilfe —
Pasquale. Herrin, vielen Dank!
Nur Wallung war's! Es geht noch nicht ans Leben.
Stella. Ich will von jenem Trank Euch wieder geben;
Er half Euch damals, als Ihr schwindelkrank,
Und wird auch jetzt wohl Euer Übel heben!
Marta (für sich). Jetzt ist's heraus! Das war der Liebestrank!
Stella. Wo blieben wir! Ganz recht, du meinst, es sollte
Der Vetter mit, da frägt sich denn zunächst —
Pasquale (für sich). Ich wollt', er wäre wo der Pfeffer wächst!
Stella. Es frägt sich, ob er will; denn wenn er wollte —
Doch sieh, da ist er selbst!
(Für sich.) Mein Antlitz glüht!
Hinweg! Erlöscht, verräterische Flammen!

Fünfte Szene.

Vorige; Camill.

Camill (der mittlerweile im Hintergrunde links eingetreten, vorwärts ſchreitend; für ſich). Es ringen Furcht und Wunſch mir im Gemüt,
Und beide muß ich, Furcht wie Wunſch verdammen!
Der Warnung folgend, iſt ſie mir verloren,
Und beide ſind wir's, widerſtrebt ſie ihr!
Stella. Fürwahr, Camill, Ihr kommt wie herbeſchworen;
Denn eben war von Euch die Rede hier.
Camill. Ich hätte Stoff Euch zum Geſpräch geliehen?
Ihr macht mich ſtaunen, Baſe!
(Für ſich.) Wehe mir,
Ich ſuch' ſie auf, und ſollt' ſie fliehen, fliehen!
Stella. Wir haben einen Anſchlag ausgeheckt,
Und ſehen gerne teil daran Euch nehmen,
Nur müßt Ihr erſt zu ſchwören Euch bequemen —
Camill. Zu ſchwören — wie —
Stella. Ei, Vetter, Ihr erſchreckt,
Als wollten wir zu einem Mord Euch dingen!
Marta (für ſich). So neckiſch! Soll der auch in ihre Schlingen!
Stella. Beruhigt Euch, Ihr ſollt nicht mehr uns ſchwören,
Als nur das eine, daß aus innrem Drang
Ihr unſern Vorſchlag annehmt, ohne Zwang,
Aus freier Neigung uns wollt angehören!
Camill. Euch angehören! —
(Für ſich.) Dieſes Wortes Klang
Nur fehlte noch, mich gänzlich zu betören!
Ihr angehören!
Stella. Vetter, wird es bald?
Camill. Ich ſchwöre —
Stella. Gut! So laßt uns denn nun hören,
Was meint Ihr, ſprecht, zu einem Aufenthalt
In Salvoli?
Camill. Wir, träum' ich oder wache?
Nach Salvoli, nach jenem Paradies,
Aus dem zu früh mich Tatendrang verſtieß,
Dorthin — mein Gott, wie arm iſt doch die Sprache! —
An jenen See, aus deſſen klaren Wellen
Sein Blau der Himmel borgt, an jenen Strand,
Wo ich Verwaiſter eine Heimat fand,
An jene heil'gen, nie vergeſſnen Stellen,
Wo ich zuerſt, was Leben heißt, empfand —

Nach Salvoli — mein Herz will überquellen —
Nach Salvoli — doch nein, Ihr treibt nur Scherz!
Stella (für sich). Er liebt mich, liebt mich! Jauchze, trunknes Herz.
Pasquale (für sich). Der Jubel, diese Seligkeitsgebärden!
Und alles das geht Marta, Marta an!
O Tribunal! — Es ist verrückt zu werden!
Marta (für sich). Der Vetter und Pasqual, ein Zwiegespann!
Schwand alle Weiblichkeit aus diesem Weibe?
Stella. Camill — kein Scherz ist's, den ich mit Euch treibe;
Steht wahrhaft Euch nach Salvoli der Sinn,
So hört von mir in vollem Ernst: Kommt hin!
Camill. Nach Salvoli! —
(Für sich.) Der Stimme süßes Beben,
Der Wangen Glut, des Auges feuchter Strahl —
Sie liebt mich, liebt mich — und das Tribunal
Und sein Verbot — sein Ingrimm, der mein Leben
Und ihres mit bedroht — o Meer von Qual,
Und kein Entrinnen rings, kein Widerstreben!
Stella. Ihr schweigt, Camill —
Camill (für sich). Jetzt sammle all dein Mark,
Verwirrter Geist! Es gilt ihr Leben wahren,
Und nur Entsagung wahrt es! Zeig dich stark,
Und laß die Schatten eitler Hoffnung fahren! (Laut.)
Vergebt — ein Mann wie ich, erdrückt vom Schwalle
Andringender Geschäfte ist nicht frei,
Und drum — wie reizend Euer Vorschlag sei,
Annehmen kann ich ihn in keinem Falle! — (Für sich.)
Verblute, Herz, das Opfer ist gebracht!
(Stellung der Personen: rechts Pasquale, Stella; Camill, Marta links.)
Pasquale (für sich).
Er tut, als wollt' er nicht! Ja, wenn wir's glaubten —
Stella (für sich). Mir starrt das Herz, wer hätte das gedacht!
(Laut.) Geschäfte wären's, die Euch nicht erlaubten —
Camill. Geschäfte, dringende Geschäfte —
Stella. Gut,
Sie mögen für den Augenblick Euch hindern,
Doch später, wenn der Drang der Arbeit ruht —
Camill. Er wächst mit jedem Tag, statt sich zu mindern!
Marta (für sich). Sie bringt in ihn, Pasquale stirbt vor Wut!
Stella (tritt, an Pasquale vorübergehend, an die äußerste Rechte; für sich).
Das ist es! Daher kömmt sein Widerstreben,
Er zweifelt noch, ich muß den Zweifel heben!
Doch wie beginn' ich's nur?

(Sie zieht ein Blättchen Papier aus dem Busen. — Stellung der Personen: rechts Stella, Pasquale; Camill, Marta links.)

Camill (für sich). Mein Mut ist hin!
Fort möcht' ich, fort, und bleib' gefesselt stehen;
Kaum weiß ich, was ich will und wo ich bin,
Und find' nicht Kraft zu bleiben noch zu gehen.

Stella (hat das Blättchen ins Schnupftuch gehüllt und tritt, an Pasquale vorübergehend, ganz nahe zu Camill hin).
Ein Wort noch, Vetter, sag' ich Euch! Ich will! —
Ihr konntet sonst dem Wort nicht widerstehen —
Ich will es! Kommt nach Salvoli, Camill!

(Sie läßt das Schnupftuch fallen, das sie bisher so gehalten, daß Camill das Blättchen hätte gewahren können, und tritt, an Pasquale vorübergehend, wieder an die äußerste Rechte.)

Camill (das Schnupftuch nicht bemerkend).
Ich kann nicht, kann nicht! Wär' ich nie geboren!

Pasquale (hebt das Schnupftuch auf, aber so, daß das darin verborgene Blättchen auf dem Boden liegen bleibt; das Tuch Stella hinreichend).
Das Schnupftuch hier entfiel Euch —

Stella (es nehmend; für sich). Wehe mir!

Marta (an Camill vorübergehend und rasch in die Mitte tretend).
Und sieh, hier liegt auch noch ein Blatt Papier!

(Das Blättchen aufhebend und Stella hinreichend.)

Ist's Euer?

(Stellung der Personen: rechts Stella, Pasquale; Marta, Camill links.)

Stella (mit gepreßter Stimme). Nein, ich habe nichts verloren!

Marta. Nicht Euer — so entfiel vielleicht es einem
Der beiden Herren — Euch, Pasqual?

Pasquale. Nicht mir!

Marta (zu Camill). Dann Euch?

Camill (der indes an die äußerste Linke getreten; gedankenlos).
Ich weiß von nichts, von gar nichts!

Marta. Keinem
Gehört das Blatt —

Stella (für sich). Vor Scham möcht' ich vergehen!

Marta. So bleibt es denn dem Finder! — Laßt doch sehen!

(Liest mit zornbebender Stimme.)

„Was so nah liegt, scheint dir ferne,
Und was dein ist, gibst du auf;
Blinder, blick doch endlich auf,
Denn es strahlen deine Sterne;
Zagend Herz, wach auf, wach auf!" (Das Blatt entsinkt ihr.)

Pasquale (für ſich).
Die Antwort auf das Lied! Wie wenn am Ende —
Camill (der indes aufmerkſam geworden; für ſich).
Ich Unglückſeliger! (Raſch das Blatt vom Boden aufhebend; laut.)
Das Blatt iſt mein.
Pasquale (für ſich). Sie trug's bei ſich und fand es bloß zum Schein!
Marta (für ſich). Sie warf es hin, damit Pasqual es fände!
Stella (für ſich). Bedeck mich, Nacht, und Wolken hüllt mich ein!
Camill (für ſich).
Ja! ſpricht ihr Herz, ſprach auch das Schickſal: Nein!
Pasquale (für ſich).
Wach auf, wach auf, mein Herz! Sein Herz erwachen,
Und mir, mir vor der Naſe — Hohn und Schmach!
Marta (für ſich). Vor meinen Augen ſtellt ſie frech ihm nach,
So recht ins Angeſicht mich zu verlachen!
Das Maß iſt voll, es gibt noch Löwenrachen!
(Geht raſch im Hintergrunde rechts ab.)
Stella. Wohin? Bleib, Marta, bleib! — Doch ja, ſie wollte
Vorhin zur Stadt, wohin ich ſelbſt auch ſollte,
Wär's nicht zu ſpät — (Nach Camill hinüberblickend; für ſich)
Er ſchweigt, ſchweigt immer noch —
Wie, wenn ein Irrtum nur — ich muß ihn ſprechen;
Klar muß ich ſehen, ſollt' das Herz mir brechen! (Laut.)
Pasquale, ſeht nach meiner Gondel doch,
Ich will denn doch zur Stadt! —
Pasquale. Gleich ſoll's geſchehen!
(Im Abgehen gegen Camill hingewendet; für ſich.)
Es gärt in mir, und wenn mein Anſchlag reift,
Denk', Bürſchlein, einen Strick ich dir zu drehen,
Den all dein Witz nicht mehr vom Hals dir ſtreift!
(Im Hintergrunde links ab.)

Sechſte Szene.

(Vorige ohne Pasquale.)

Stella (Pasquale mit dem Blicke folgend; halblaut).
Wir ſind allein!
Camill (für ſich). Jetzt waffne dich, mein Herz,
Und ſcheu nicht gegen ſie für ſie zu kämpfen!
Stella (die indeſſen raſch auf Camill zugeſchritten iſt).
Camill, aus allem, was hier vorgegangen,
Entnehmt Ihr —

Camill. Daß es Scherz war, Base, Scherz.
Ein heitres Spiel der Laune, keck, verwegen,
Von mir begonnen, von Euch ausgeführt —
Stella. Was sagt Ihr, wie, ist's möglich —
Camill. Möglich, Base,
Ist alles, nehmt mein Wort zum Pfand, nur nicht,
Daß, was nur Scherz war, unrecht ich verstände —
Stella. Nur Scherz, Camill, nur Scherz —
Camill. Sie zittert — Tränen —
Fahr alles hin, und geh die Welt in Trümmer!
Vergib mir, wenn ich frevelnd dich verletzt,
Im Staube fleh' ich's hier zu deinen Füßen!
Stella (für sich). Ich wußt' es wohl, er liebt mich, liebt mich doch!
(Laut.) Steht auf, Camill! Pasquale kehrt zurück;
Kommt heute abend, denn ich muß Euch sprechen!
Camill. Ihr wißt nicht, was Ihr fordert, doch es sei!

Siebente Szene.

Vorige; Pasquale (im Hintergrunde hastig eintretend. Gleich darauf Fregoso und Adimari).

Pasquale. Die Gondel ist bereit! Doch eben langen
Die Herrn Fregoso an und Adimari,
Und wünschten sehr —
Stella. Jetzt sagt Ihr — nein — unmöglich —
Sucht einen Vorwand, schickt sie fort —
Pasquale (während Fregoso und Adimari im Hintergrund links eintreten).
Sie folgen
Mir auf der Ferse —
Stella. Ach, da sind sie schon!
Gleichwohl — Ich kann, kann nicht sie jetzt empfangen;
Entschuldigt mich, Camill! — Ich bin beschäftigt,
Bin unwohl; morgen, morgen —
(Halblaut zu Camill, vertraut.) Heute abend!
(Rasch in die Seitentüre ab.)
Camill (für sich). Sie liebt mich — Heute abend — und das Blatt —
Das Tribunal! — Mir wirbeln die Gedanken!
(Sich verbindlich zu Fregoso und Adimari wendend, die mittlerweile mit Pasquale aus dem Hintergrunde langsam vorgeschritten sind.)
Im Auftrag meiner Base, werte Herren,
Erlaubt mir —
Fregoso. Spart uns, nochmals anzuhören,
Was eben selbst aus ihrem schönen Mund

Nur allzudeutlich leider wir vernahmen.
Wir kommen ungelegen! Gut, wir wollen
Denn morgen nochmals unser Glück versuchen;
Die Stunde drängt, wir dringen auf Entscheidung.
Und so lebt wohl!
(Will abgehen, hält aber inne, und führt Camill einige Schritte beiseite.)
Nur eins noch im Vertrauen —
Ich weiß, sie schätzt Euch — Eure Base, mein' ich —
So sagt ihr denn, und legt es ihr ans Herz,
Fregoso sei der letzte seines Stamms,
Der letzte, sagt ihr das, der einzige,
Es ist kein zweiter mehr zu haben, keiner —

Camill. Fürwahr, mein Herr —

Fregoso. Und setzt noch das hinzu,
Es sei ein groß' Geschick, nicht bloß die Gattin,
Die Mutter von Fregosos werden können;
Die Mutter von Fregosos, sagt ihr das,
Und so lebt wohl! Gedenkt nur der zwei Worte:
Der einzige, die Mutter von Fregosos!
(Abgehend.)
Kommt, Adimari, kommt!

Adimari. Gleich folg' ich nach!

Pasquale (mit Fregoso im Hintergrunde links abgehend).
Erlaubt mir, Herr, Euch das Geleit zu geben!

Adimari (Camill bei der anderen Hand fassend und auf die andere Seite ziehend). Pisani, auf ein Wort! Was wollt' ich sagen?
Ganz recht! Die Weiber, nun, Ihr kennt sie ja,
Die Weiber haben mich verwöhnt, verhätschelt;
's ist schad' um mich, doch ist's nun einmal so;
Ich bin, gesteh' ich, flüchtig, flatterhaft!
Sagt, bitt' ich, Eurer Base denn, ich kehre
Noch diese Woche nach Florenz zurück!
Ich will nicht sagen, wie man dort mich nennt!
Ich prahle nicht, gewiß, ich nicht! — Genug,
Ich kehre, sagt ihr, nach Florenz zurück!
Mehr nichts als das! Setzt allenfalls hinzu,
Im Fluge müss' man Schmetterlinge haschen!
Im Flug, versteht Ihr — Sagt das Eurer Base,
(Schon im Abgehen.)
Im Flug, im Flug! — Habt guten Tag, Pisani!
(Im Hintergrunde links ab.)

Achte Szene.

Camill (allein). Trug je die Erde ſolch ein Geckenpaar,
Und Stella duldet ſie in ihrer Nähe!
Sie ſpielt und ſcherzt, und ahnt nicht, was ihr droht,
Und wie das Tribunal ſchon ſeine Klauen
Nach ihr und ihrer Habe gierig ſtreckt!
Und das ertragen wir? Iſt denn ein Leben,
Das Willkür und Gewalt in jeder Regung,
Im Drang der Liebe ſelbſt in Feſſeln legt,
Auch nur der Mühe wert, es zu bewahren?
Nein, weg damit, ich werf' euch's vor die Füße,
Und biet' euch Trotz, ihr Dunkelwaltenden;
Ich will ſie retten oder untergehen!
Und wenn ich nicht ſie rette, wenn an ihr
Der Grimm der Würger mein Vergehen rächte!
Weh mir, Verderben bricht, wohin ich ſchaue,
Verderben über ſie und mich herein;
Ein Weg nur bleibt, er muß betreten ſein,
Flucht heißt, er raſche Flucht! Daß leicht ihr werde,
Was unabwendbar das Geſchick verhängt,
Gibt's nur ein Mittel, ſchleunig zu entweichen,
Mich zu verbergen fern in fremdem Land,
Wohin nie forſchend ihre Blicke reichen!
Es muß ſo ſein; bezwinge deinen Schmerz,
Es gilt ihr Wohl! — Schlaf ein, ſchlaf ein, mein Herz!

Neunte Szene.

Camill; Pasquale.

Pasquale (der während der letzten Worte im Hintergrunde links eingetreten, für ſich). Er iſt allein; jetzt wäre die beſte Gelegenheit, ihm auf den Zahn zu fühlen, und gibt er mir auch nur einen Schein von Blöße, ſo ſoll er zeitlebens an mich denken.

Camill (ohne Pasquale zu bemerken).
Wie aber führ' ich's aus! Raſch ſoll's geſchehen
Und ohne Abſchied! — Nein, ich will, ich muß,
Muß heute abend ſie noch einmal ſehen,
Und dann, dann fort, ſo weit der Fuß mich trägt!

Pasquale. Mein edler Herr!

Camill. Sieh da, Pasquale Beccari!
(Für ſich.) Er könnt' mir ſchaffen, denk' ich, was ich brauche!

(Laut.) Ihr kommt zur guten Stunde, hört mich an!
Wenn jemals der Pisanis edles Haus
Sich Euch und Eurem Stamme hilfreich zeigte,
So leistet jetzt mir einen Dienst dafür,
Und tilgt an einem Tag die Schuld von Jahren!

Pasquale. Einen Dienst, mein hoher Gönner? (Für sich.) Will er mir etwa noch eine Liebeslied an meine Frau diktieren? (Laut.) Und welchen Dienst, mein edler Herr?

Camill. Mich nötigt ein geheimer, wicht'ger Grund,
Venedig zu verlassen, unbemerkt
Und spurlos zu verschwinden.

Pasquale. Zu verschwinden, sagt Ihr! Ist es möglich — (Für sich.) Eine Beförderung ist mir nicht so lieb als die Nachricht! — (Mit einem Kußhändchen.) Schönes Wetter und glückliche Reise!

Camill. Da nun auf mich so mancher Blick gerichtet,
Wo unbewacht Ihr Eure Wege geht,
So leiht mir Euren Beistand! Wißt Ihr, sprecht,
Kein segelfertig Fahrzeug hier im Hafen?

Pasquale. Allerdings, mein edler Herr! Da ist gleich eine maltesische Felucke, die heute abends nach Ragusa unter Segel geht! Ich kenne den Schiffspatron, habe ihm vordem gute Dienste geleistet, und mein Vorwort würde ihn gewiß bewegen —

Camill. Mehr braucht es nicht! Ich segle nach Ragusa!

Pasquale. Nur bleibt zu bedenken, daß in Ragusa, wie Ihr nicht zu wissen scheint, soeben eine kleine Meuterei ausgebrochen ist. Man behauptet, sie hätten die Markuslöwen ins Meer geworfen, und sich unabhängig von der Republik erklärt. Unter diesen Umständen sich ohne Vorwissen des Tribunals nach Ragusa begeben, wäre daher ein Schritt, der sehr leicht mißdeutet werden könnte.

Camill. Was niemand weiß, kann niemand übel deuten,
Und ich muß fort, noch diesen Abend fort!
Sprecht, wollt Ihr oder nicht auf jenem Schiffe
Aufnahme mir verschaffen? Sagt's heraus!

Pasquale (für sich). Wenn nur nicht eine neue Spitzbüberei dahinter steckt! (Laut.) Eure Wünsche sollen erfüllt werden, mein hoher Gönner! Noch diese Stunde begebe ich mich auf das Schiff und bringe alles in Richtigkeit! — Ihr reiset, denk' ich, mit geringem Gepäck und allein?

Camill. Allein; nur meinen Pagen nehm' ich mit!

Pasquale (für sich). Pagen!! Hatte er jemals einen Pagen? Und das Pagenkleid, das im Gemache meiner Frau — Alle Wetter, wenn sie verkleidet — (Laut, schüchtern und demütig.) Ihr habt einen Pagen, mein hoher Gönner?

Camill. Seit wenig Tagen erſt! Ein junges Blut,
Kaum ſproßt ihm Flaum noch um die zarten Wangen!

Pasquale (für ſich). Zarte Wangen — Wenn es wäre, wenn der Böſewicht —

Camill. Entſchloſſen erſt und wieder nun bedenklich!
Was habt Ihr, welche neue Schwierigkeit
Erhebt ſich zwiſchen mir und meinem Wunſche?

Pasquale. Keine, mein hoher Gönner, durchaus keine; ich überlege nur, wie ich Euch alles am bequemſten einrichte! Wann wollt Ihr an Bord gehen? Soll Euch Eure Gondel ans Schiff bringen, oder wollt Ihr, was ſicherer wäre, vom Schiff aus mit einem Nachen abgeholt werden?

Camill. Das letztre ſcheint mir vorzuziehen! Laßt
Denn heute abend, wenn die Sonne ſank,
Am Hinterpförtchen des Palaſtes hier
Den Nachen meiner harren —

Pasquale. Hier —

Camill. Ja, hier!

Pasquale. Ihr wollt von hier —

Camill. Von hier aus zieh' ich hin
Ins öde Meer hinaus, ins öde Leben,
Wohin mich Schickſal, Wind und Wetter führt!

(Er verbirgt das Geſicht in den Händen.)

Pasquale (für ſich). Es iſt entſchieden — er will ſie mitnehmen. Ich ſoll ihm meine eigene Frau entführen helfen! — Hat je die Sonne einen abgefeimteren Spitzbuben beſchienen?

Camill. Und nun lebt wohl! Beſorgt was nötig iſt,
Und gebt mir Nachricht! Eins nur bitt' ich Euch,
Gelobt mir, nie den Ort, wohin ich mich
Gewendet, kund zu geben, nie und niemand,
Selbſt meiner Baſe nicht! Gelobt es mir,
Selbſt meiner Baſe nicht!

Pasquale. Eure Baſe ſoll nichts erfahren, ich ſchwör' es Euch, mein edler Herr!

Camill. Genug! Lebt wohl,
Und meinen beſten Dank für Eure Liebe.

(Er geht links im Hintergrunde ab.)

Zehnte Szene.

Pasquale (allein). Und meinen wärmſten Haß für deine Niederträchtigkeit! Daß Weiber berückt, entführt werden, das erlebt man alle Tage! Aber dieſer Böſewicht will noch nebenbei von dem Bewußtſein gekitzelt werden, den argloſen betrogenen Gatten als Werk-

zeug zu seinem verruchten Zwecke mißbraucht zu haben, und das ist satanische Bosheit! Doch selbst der Teufel hat Hörner, bei denen er zu fassen ist! Er will ja nach Ragusa, nach dem rebellischen Ragusa, will sich unbemerkt und verstohlen fortmachen — Alles nur Zwirnfäden, aber zusammengedreht geben sie doch einen Strick. Er ist zwar ein Patrizier, und wenn ich dem Löwen im Dogenpalast bloß Entführung ins Ohr raune, so wedelt er höchstens vor Vergnügen mit dem Schwanze, aber werfe ich ihm Einverständnis mit Ragusa, Hochverrat und Entführung in den Rachen, so brüllt er auf und faßt und zerreißt ihn, und das soll im Handumdrehen geschehen sein! (Er setzt sich an den Tisch links hin und wirft einige Zeilen auf das Papier; während des Schreibens.) Freilich wird Marta mit verhaftet, aber der kleine Schreck kann ihr nur wohlbekommen! (Nachdem er geschrieben, aufstehend.)

Es ist geschehen! Hochverrat, da steht's!
Ein großes Wort und kann den Kopf ihm kosten!
Den Kopf!
Mir wird ganz wirr zumut!
Die Klage
Ist falsch; es ist doch Unrecht —
Pah, ist's Unrecht,
So ist die Schuld Venedigs, nicht die meine!
Wär' ich ein Mann, wie anderswo sie sind,
So schaffte ich mein Recht mir mit dem Schwerte!
Venedig aber schnürt von Kindesbeinen an
In Demut uns die Seelen, wickelt sie
In Ehrfurcht vor Geburt und Reichtum, hält
Zu einem lebenslangen, ew'gen Bückling
Die Rücken uns gekrümmt; wir sind nicht Männer,
Wir sind nur Knechte, und drum sind wir feig!
Und fände vor Gericht Venedigs Bürger
Auch gegen den Patrizier sein Recht,
So trät' ich hin und klagte frank und frei:
Doch in Venedig gibt's für unser einen
Verbot nur und Befehle und kein Recht;
Wir müssen's stehlen, wenn wir's haben wollen,
Erschleichen müssen wir's: Angeberei,
Verleumdung, Trug und Lüge sind die Waffen,
Die, wenn auch Recht nicht, Rache doch uns schaffen!
Ist's Unrecht also, was ich hier vollbringe,
Venedigs ist die Schuld; ich fühl' mich rein!
Drum frisch ans Werk, und töricht Herz, schlaf ein!

(Während er rasch im Hintergrunde links abgeht, fällt der Vorhang.)

Vierter Akt.

Schauplatz wie im vorigen Akte. Abendröte, dann Dämmerung; später Nacht.

Erste Szene.

Stella (hält einige Papiere in der Hand, die sie später auf den Tisch rechts legt).

Nein, töricht war die Sorge, die ich hegte!
Er liebt mich, liebt mich! Stimme, Blick und Schritt,
Gebärden, Mienen, Worte und Bewegung,
Nur Liebe sprachen alle, Liebe aus!
Sie sprachen, sag' ich, nein, sie sprachen nicht,
Sie strebten nur vergebens, zu verhehlen,
Was mächtiger als alle Absicht war;
Das Herz befiehlt und läßt sich nicht befehlen!
Woher jedoch dies ängstliche Bestreben,
Vor mir zu bergen seines Herzens Wahl,
Die doch vorhin das Lied mir kundgegeben?
Wozu der Winkelzüge Angst und Qual,
Statt dreist der Wahrheit Fahne zu erheben?
Ich sinne nach und finde nicht den Grund!
Besorgt er Gegenliebe nicht zu finden?
Ich gab das Gegenteil ihm, denk' ich, kund,
Und sah er's nicht, so zählt er zu den Blinden!
Ist's seine Armut, die zurück ihn hält,
Sich mir, der Überreichen, zu verbinden,
Die Furcht, mißgünstig werde mir die Welt
Als Eigennutz verdächt'gen sein Empfinden? —
Dagegen läßt sich wohl ein Mittel finden,
Und dann — dann hefte nie mehr sich mein Blick
Auf Erdenstaub und eitles Weltgetriebe;
Dann, Herz, tauch nieder in den Born der Liebe,
Und denk und fühl und atme nur dein Glück!
Was säumt er nur? — Schon flieht der Sonne Schein,
Er sollte längst — Horch, Schritte — Ist er's — nein!

Zweite Szene.

Stella; Marta.

Stella (zu Marta, die aus dem Seitengemache rechts eintritt und langsam in den Vordergrund der Bühne vorschreitet).

Du bist es, Marta —

Marta. Ja, ich bin's, Madonna!

Stella. Ich sah dich nicht seit du zur Stadt gefahren;
Du bliebst sehr lange —

Marta. Ich hätte vielleicht noch länger bleiben, niemals zu Euch zurückkehren sollen!

Stella. Was sagst du, Marta — Niemals? hör' ich recht —

Marta. Aber wir sind an einer Mutterbrust gelegen, sind als Schwestern nebeneinander aufgewachsen, und wie sehr mein Herz auch gekränkt wurde, ich bin sanft, nur zu sanft, zu nachsichtig, zu milde.

Stella. Du siehst so blaß aus, so verwirrt; du sprichst
So ernst, so feierlich; ich fürcht' beinahe —

Marta. Ja, es kommt eine Stunde, wo die Schuld in ihrer stolzen Sicherheit sich unsicher fühlt, wo sie ihre Zeit abgelaufen und den Tag des Gerichtes gekommen sieht! — Ihr fürchtet, Madonna, und habt Ursache zu fürchten! (Hart vor Stella hintretend.) Alles ist entdeckt!

Stella. Entdeckt? —
(Für sich.) Mein Gott, was meint sie nur?

Marta. Aber ich bin sanft! ich will nicht den Tod des Sünders, ich will, daß er lebe und sich bessere! — Die Rächer nahen! Flieht, da es noch Zeit ist, flieht!

Stella (für sich). Verrückt! Kein Zweifel mehr, sie ist verrückt!

Marta (stolz auf und nieder gehend; für sich). Da steht sie, vernichtet vom Bewußtsein ihrer Schuld und meiner Großmut!

Stella (schüchtern nähertretend). Du bist so aufgeregt; wie wär' es, Marta,
Wenn du vielleicht ein niederschlagend Pulver —

Marta. Unglückselige, so gedenkt Ihr meine Warnung zu vergelten! Vergiften — nein, Ihr vergiftet keinen mehr! Vernichtet Euer Zaubergeräte, schafft beiseite, was Zeugnis gegen Euch ablegen könnte! — Die Rächer nahen, flieht!

Stella (für sich). Sie spricht im Fieber; ihre Sinne schwärmen!
(Laut.) Du scheinst mir krank; ich sende nach Pasqual,
Wie, oder sehnst du dich nach einem Arzte?

Marta. Ist es möglich? Ihr behandelt mich wie eine Schlafwandlerin, wie eine Fieberkranke! Ihr wähnt Euch sicher, Ihr verschmäht meine Warnung! — Fahrt denn hin, Madonna! Verblendung, seh' ich, hält die Schuld umfangen, und selbst Engel warnen sie vergebens! (Sie geht langsam in die Flügeltüre rechts ab.)

Dritte Szene.

Stella (ihr eine Weile sprachlos nachstaunend).
Wenn dies nicht Wahnsinn ist, beim ew'gen Gott,
So ras' ich selbst, und seh' bei Tag Gespenster!

Wie, oder wär's vielleicht nur eine Liſt,
Pasqual, mit dem ſie hadert, zu erſchrecken,
Und ſpiegelt ſie Wahnſinn aus Liebe nur
Geſchickt uns vor, ihn zu Vernunft zu bringen?
So iſt es, hoff' ich — Still, was war das? Horch,
Die Welle rauſcht, es legt die Gondel an,
Ein raſcher, leichter Schritt dringt nah und näher —
Frohlocke, Herz! Er iſt's, der teure Mann,
Er iſt's —

Vierte Szene.

Stella; Camill.

Stella (Camill, der im Hintergrunde links auftritt, entgegentretend).
Willkommen, Vetter, ſeid willkommen! —
Wie, ſchweigt Ihr? Seid Ihr übler Laune wieder?
Gebt Antwort doch, ich ſagte Euch: Willkommen!
Camill. Wohl Freude iſt beredt, doch ſtumm iſt Trauer;
Sie haßt die bittern Worte, die ein Gott
Ihr auf die Lippen legt; ſie zagt und zögert
Das eigne Todesurteil auszuſprechen,
Und lieber ſchweigt ſie, wenn die Wahl ihr bleibt,
Als raſch und rauh mit einem Lebewohl
Ein freundliches Willkommen zu erwidern.
Stella. Was ſagt Ihr — wie, mit einem Lebewohl —
Camill. So iſt's! Geſchäfte rufen heute noch
Von hier mich fort in weite dunkle Ferne!
Ich werd' Euch lang' nicht, lang' nicht wiederſehen;
Ich komme, um zu ſcheiden!
Stella. Um zu ſcheiden?
Camill. Das herbe Wort iſt ausgeſprochen, Stella,
Und ohne Aufſchub will's vollzogen ſein;
Der Nachen harrt mich fortzutragen —
Stella. Halt!
Ich hab' mit Euch zu ſprechen, wie Ihr wißt,
Ihr ſollt mir raten —
(Mehrere Papiere vom Tiſche rechts nehmend und ihm hinreichend.)
Nehmt und leſt!
Camill (nachdem er die Blätter durchlaufen).
All Eure Güter, Schlöſſer, Ländereien.
Seh' hier ich aufgezeichnet! Ihr ſeid reich;
Wer weiß das nicht! — Was aber ſoll dies Blatt
In meinen Händen; ich bin unerfahren

In solchen Dingen; auch ist jetzt so kurz
Die Zeit mir zugemessen —
Stella. Nicht so kurz,
In aller Kürze nicht den einen Rat
Mir zu erteilen, wie ich denn mich wohl
Am kürzesten all dieser reichen Güter
Entled'gen könnte.
Camill. Wie, entledigen?
Verkaufen, meint Ihr, und zu welchem Zweck?
Stella. Ein reich'res Gut, mein Freund, mir zu erringen!
Camill. Ein fürstliches Besitztum müßt' es sein,
Für solche Güter Euch Ersatz zu bringen!
Stella. Ein fürstliches Besitztum? Wie man's nimmt;
Die Neigung ist's, die hier den Wert bestimmt!
Camill. So meint Ihr bei dem Handel zu gewinnen?
Stella. Gewinnen? Handel? —
(Für sich.) Er begreift so schwer!
(Laut; anfangs zögernd, später immer wärmer.)
Und wie,
Wenn meinem Reichtum darum ich entsagte,
Damit ein Herz, das mir der Reichtum nahm,
Das Stolz verblendet, Stolz und falsche Scham,
Vielleicht der Armen zu gestehen wagte,
Was schweigend nur der Reichen es gezollt —
Camill. Ist's wahr, ist's möglich —
Stella. Wenn mein schnödes Gold
Ins Meer ich streute, um geliebt zu sein,
Wenn ich verarmte, um den Edelstein,
Der alle überstrahlt, mir zu erwerben,
Ein Herz, geliebt und liebend bis zum Sterben,
Ein edles Herz, treu, innig wahr und rein,
Dein Herz, Camill —
Camill (zu ihren Füßen niedersinkend.)
O, es war immer dein!
Stella (zu ihm niedergebeugt).
Mein, ist es wirklich mein? Ist mir's gelungen,
Bezwang ich endlich dir den starren Sinn,
Vergißt du, daß ich reich geboren bin —
Camill (sie umschlingend).
Arm oder reich! Von deinem Arm umschlungen,
Vor Wonne trunken, liebend und geliebt,
Was kümmert's mich, der das Juwel errungen,
Ob Gold ihm, oder Blei die Fassung gibt!

Stella. Arm oder reich! Nur eins mit dir, Camill,
Im Leben und im Tod noch dir verbunden,
Und keine Trennung und kein Scheiden mehr!
Camill (ſich aus ihren Armen reißend).
Kein Scheiden ſagſt du — Unglückſelige!
Ich kam nur, um zu ſcheiden —
Stella (ihn zurückhaltend). Wie, du könnteſt —
Camill. Was hältſt du mich? Mein Leben wollt' ich wagen,
Doch deines, deines zög' ich mit hinab!
Wir müſſen ſcheiden — Ein Verbot
Führt zwingend mich von hinnen —
Stella. Ein Verbot?
Und wer — wer dürfte dir verbieten —
Camill. Ragen
Nicht dort San Marcos Kuppeln, ſind wir hier
Nicht in Venedig —
Stella. Wie, das Tribunal?
Camill. Dämpf' deiner Stimme Klang! Vor wenig Tagen
Berufſt mich's insgeheim, und mir eröffnend
Du liebteſt mich, verbietet mir's zugleich —
Weil einem andern wohl ſie deine Hand,
Das heißt dein reiches Erbe zugeſchlagen —
Verbietet mir mit ſtreng gemeſſnem Wort
Auch nur von ferne deiner Leidenſchaft
Gehör zu ſchenken —
Stella. Meiner Leidenſchaft?
Camill. Mir aber, der verwirrt, betrübt, entzückt
Erfüllt ſieht, was der Jüngling ſehnend träumte,
Mir reißt nur jenes drohende Verbot
Den alten Wunſch zum glühenden Begehren —
Stella. Und jenes Lied —
Camill. Dich warnen ſollt' es, nicht
Vertrauen an Verräter zu verſchwenden,
Unwürd'gen nicht dein Herz zu öffnen —
Stella (erſt mit unterdrücktem, ſpäter mit lautem herzlichen Lachen).
Wie,
So war mit jenem Stern in deinem Liede
Nicht ich gemeint, du ſelber warſt der Stern,
Der unerreichbar ferne Stern — und ich —
Die auf den Stern ſoviel ſich eingebildet,
Ich war der Stern nicht — nur das trotz'ge Kind?
Camill. Iſt's möglich — wie du kannſt in dieſer Stunde —

Stella (noch immer lachend).
Du warst der Stern — und ich das trotz'ge Kind —
Camill (gereizt). Unfähig Eure Heiterkeit zu teilen,
Erlaubt mir auch ihr Zeuge nicht zu sein!
Stella (ihm in den Weg tretend).
Du sollst nicht — Bleib und richte nicht zu schnell!
Ein Doppelantlitz, wisse, trägt das Leben,
Und wem der Blick für Heitres nicht gegeben,
Sieht selten auch das Ernste klar und hell!
Wir lieben uns; wie seltsam dies gekommen,
Was allen Ernst erst plötzlich mir genommen,
Davon ein andermal — Jetzt gilt es, Freund,
Vor allem, was da werden soll, erwägen —
Camill. Was werden soll? — Wohin ich schaue, starrt
Unmöglichkeit mir wie ein Fels entgegen,
Und fruchtlos klimmt an seinen schroffen Wänden
Der Blick empor, und findet keinen Pfad!
Stella. Der Fehler ist, du siehst's von unten an;
Hoch aus den Lüften, wie der Vogel zwitschernd
Herabschaut auf der Erde Dampf und Qualm,
Von oben mußt du's schauen frisch und heiter,
Von oben her reicht Geist und Auge weiter!
Camill. Du hoffst, du könntest hoffen —
Stella. Hör mich an
Das Tribunal verbeut, daß wir uns lieben,
Die Frag' ist nun: Gehorchen oder nicht?
Wenn wir nun nicht gehorchten, wenn wir flöhen,
Noch diese Stunde rasch entschlossen flöhen? —
Dein Nachen liegt bereit uns fortzutragen,
Ein segelfertig Fahrzeug nimmt uns auf!
Wenn wir entkämen, wenn's gelänge —
Camill. Nein,
Und wieder nein! — Du kennst die Finstern nicht,
Die höh're Lust nicht kennen, als zu brechen,
Was ihnen widerstrebt, als zu ergreifen,
Was fliehend ihrem Arm entrinnen will!
Stella. Wohlan, und wenn sie uns ergriffen, sprich,
Was kann das Schlimmste sein, das uns begegnet?
Camill. Du fragst noch — Kerker, Folterqualen, Tod
Für dich und mich!
Stella. Und wenn wir nun gehorchten,
Wenn wir uns trennten, Freund, was dann, wohin
Dann würdest du dich wenden, was ergreifen?

Camill. In weite Ferne flieh' ich, nicht zu ſchauen,
Was nicht zu ändern; wie der wunde Hirſch
Ins Waldesdickicht tief verberg' ich mich,
Einſam der Sehnſucht Foltertod zu ſterben!
Stella. Und meinſt du denn, ich würd' es überleben,
Getrennt von dir nicht auch in Gram vergehen?
Wenn nicht gehorchend denn wahrſcheinlich nur,
Wenn wir gehorchen aber unvermeidlich
Dasſelbe ſchlimmſte Schickſal unſer harrt,
Wär' dies nicht Grund genug, um kühn zu wagen,
Was uns den Himmel öffnet, wenn's gelingt,
Und auch nur tötet, wenn es fehlgeſchlagen!
Camill. Beim ew'gen Gott, auch mir erſcheint es ſo!
Iſt's Traum, iſt's Wahrheit? Das Verworrne klar,
Ein Weg gebahnt, wo erſt nur Felswand war,
Wie ungleich auch der Kampf, der Sieg doch möglich!
Ich fühl' mich neugeboren — Frühlingsatem
Belebend haucht dein Wort mir in die Seele:
Groll regt ſich, Unmut, Scham, der Mut erwacht,
Und wie mein Zweifel flieht vor deinen Gründen,
Drängt Hoffnung vorwärts zur entſchloſſnen Tat!
Warum auch zögern noch — der Nachen harrt,
Der Abend dämmert und die Stunden eilen!
Komm, laß uns fliehen —
Stella. Halt! Ich nannte, Freund,
Dir Gründe, deren Macht dich überzeugte,
Nun braucht's noch einen, mich zu überzeugen,
Und dieſen letzten Grund, der ſchwerer wiegt
Als alle andern, den mußt du mir nennen,
Wenn Bürgſchaft mir für meine Zukunft werden,
Wenn ich dir folgen, dir vertrauen ſoll!
Camill. Noch einen Grund?
Stella. Du ſchweigſt, Camill?
Mir bangt vor dieſem Schweigen! — Rede, ſprich!
Wenn noch ein Funke jenes heil'gen Feuers
Dein Herz durchglüht, mit dem ſo oft für mich
Du meines Vaters raſchem, wildem Zorne,
Obgleich ein Knabe noch, entgegentrateſt,
Weil ich im Recht, und er im Unrecht war;
Wenn nicht im Lauf der Jahre und der Dinge
Der edle Venezianer ganz und gar
Den Menſchen und den Mann in dir verſchlungen,
Wenn deine freie Stirn, dein helles Auge

Nicht Trug und Lüge sind, Camill, wenn du
Der Mann bist, den ich träumte, den ich liebe,
So nenne mir den einen letzten Grund!

Camill. Und wenn ich dir nun sagte, was mein Herz
So manche bange Nacht in stillem Grimm,
In finstrem Groll mir mahnend zugeflüstert,
Wenn ich dir sagte: Komm, wir müssen fliehen,
Weil kein Befehl uns Liebe je gewähren,
Und drum auch kein Verbot sie wehren kann;
Weil wir im Recht und sie im Unrecht sind,
Und weil nur Feige willig Unrecht tragen;
Weil wir nicht Sklaven, weil wir frei geboren,
Nicht Venezianer bloß, auch Menschen sind;
Wenn ich dir sagte: Komm, wir müssen fliehen,
Weil's Pflicht ist, Pflicht, der blinden Macht zu zeigen,
Daß alle nicht geduldig alles tragen,
Noch Willkür allen alles bieten darf;
Wir müssen fliehen, weil dich zu besitzen,
Der Mann nur wert ist, der durch kühne Tat
Dich zu erringen wagt und zu beschützen,
Wär' dies vielleicht der eine letzte Grund,
Und willst du jetzt mir folgen und vertrauen?

Stella. Camill, nun darf ich's, denn du bist ein Mann!
Hier bin ich, nimm mich hin fürs ganze Leben;
Ob Fluch ob Segen dieser Tag uns bringt.
Wenn nur im Glück mich deine Arm' umweben,
Wenn nur im Sturz ein Abgrund uns verschlingt!
Und nun hinweg, eh' Späher uns erwachen;
Kein Überlegen und kein Säumen mehr!
Ich eile reisefertig mich zu machen —

Camill. Und ich, Geliebte, seh' nach meinem Nachen.

Stella. Auch mit Juwelen will ich mich versehen!

Camill. Soll doppelt arm ich dir zur Seite stehen?

Stella. Was sind Juwelen gegen einen Stern,
Und ständ' er fern auch, unerreichbar fern!

Camill. Verhöhnst du mich und neckst und spottest wieder?

Stella. Was unterfängt sich nicht ein trotzig Kind?
Doch fort nun, fort! Hier treffen wir uns wieder!

Camill. Ich geb' dir's heim, wenn erst zu Schiff wir sind!

(Camill eilt im Hintergrunde links, Stella in die Flügeltür links ab.)

Fünfte Szene.

(Die Dämmerung hat sich mittlerweile in Nacht verwandelt. Nachdem die Bühne einige Augenblicke leer geblieben, treten im Hintergrunde rechts Messer grande und Zanetto in Begleitung von sechs Sbirren auf, von denen zwei mit verschlossenen Blendlaternen versehen sind. Messer grande und Zanetto tragen weiße Stäbe in den Händen, und sind wie alle übrigen in schwarze Mäntel gehüllt.)

Messer grande (nachdem er mit den übrigen geräuschlos in den Vordergrund getreten; zu Zanetto). Habt Ihr meine Befehle pünktlich vollzogen, sind alle Ausgänge des Hauses wohl verwahrt, ist der Dienerschaft eingeschärft worden, bis auf weiteres ihre Gemächer nicht zu verlassen?

Zanetto. Alles in Ordnung, Messer grande!

Messer grande. Laßt Euch denn noch einmal die Wichtigkeit unserer heutigen Aufgabe ans Herz legen! Wir haben vier Verhaftungen in diesem Hause vorzunehmen, und zwar wegen Hochverrat und Zauberei! Verdoppelt demnach Eure Wachsamkeit, und paßt auf wie niemals! Die Namen der Angeklagten wißt Ihr —

Zanetto. Auf den Fingern kann ich sie herzählen, Messer grande!

Messer grande. Gut, so laßt uns denn ans Werk gehen! Ihr, Zanetto, durchsucht hier die Gemächer rechts, ich will jene links vornehmen; beim Haustore treffen wir zusammen! Noch einmal tut Eure Schuldigkeit, Bursche!

Zanetto. Sorgt nicht, Messer grande, mir soll nicht Feder noch Klaue entgehen! Ans Werk denn, vorwärts!

(Er geht mit drei Sbirren durch die Flügeltüre links ab.)

Messer grande. Ihr anderen aber folgt mir — Still, waren das nicht Schritte? — Sie kommen näher — Drückt euch hier sachte in die Ecke und paßt auf!

(Er zieht sich mit den Sbirren in die hintere Ecke der Bühne links zurück.)

Sechste Szene.

Messer grande. Camill. Später Stella.

Camill (tritt hastig im Hintergrunde der Bühne links auf und stürzt an den Sbirren vorbei in den Vordergrund der Bühne).

Das Pförtchen ist verrammelt! Tür und Tor
Verschlossen, Grabesstille rings umher,
Wir sind verraten, fürcht' ich —

(Er schreitet auf die Flügeltüre links zu.)

Messer grande (ihm entgegentretend). Halt!
Ergebt Euch, edler Herr, Ihr seid gefangen!

Camill (ziehend). Gefangen? Wer wagt Hand an mich zu legen?
Messer grande. Camill Pisani, Euer Schwert! Im Namen
Des hohen Tribunals verhaft' ich Euch
Um Hochverrat und um Entführung!
Camill (das Schwert sinken lassend).
Entführung? Sind sie denn, wie Gott, allwissend?
Stella (aus der Flügeltüre links tretend).
Was geht hier vor? — Weh mir, was muß ich sehen?
(Rasch vortretend, während sich zwei Sbirren Camills versichern.)
Verwegene, bei meinem Zorn zurück!
Was wagt ihr, meinen Vetter anzufallen
Hier unter meinen Augen? Seht euch vor,
Ihr seid im Hause Stellas Vendramin!
Messer grande. Madonna, seid Ihr Stella Vendramin,
So folgt mir, denn mir ward vom Tribunal
Befehl, um Zauberei Euch zu verhaften.
Stella. Auch mich? mit ihm? — Dann tut, was Eures Amtes,
(Zu Camill tretend und ihn umschlingend.)
Dann teil' ich dein Geschick ja, dann ist's gut!
Camill. Mich mochte rächend ihre Wut verderben,
Du aber, Reine, was hast du getan?
Messer grande. Beliebt euch aufzubrechen —
Stella. Messer grande!
Gewährt uns eine Gunst nur, wenn Ihr könnt;
Laßt Hand in Hand den letzten Weg uns gehen,
Gönnt einen Kerker, und ein Grab uns beiden!
Messer grande. Darüber wird das Tribunal entscheiden;
Und nun genug der Worte, bringt sie fort!
(Während Camill und Stella, die sich fest umschlungen halten, im Hintergrunde rechts von den Sbirren abgeführt werden.)
Das eine Pärchen wär' ins Garn gegangen,
Was sonst im Neste, nimmt Zanetto aus!
(Er geht ebenfalls im Hintergrunde rechts ab.)

Siebente Szene.

(Die Bühne, die wieder ganz dunkel geworden, bleibt einige Augenblicke leer, dann öffnet sich leise die Seitentüre links, aber so, daß Pasquale, der dahintersteht und vorsichtig hervorblickt, nur dem Publikum sichtbar wird.)

Pasquale. Es ist still geworden! Der saubere Herr Pisani ist in Sicherheit gebracht, dessen wäre ich gewiß, mich wundert nur, daß der verkleidete Page nicht in Ohnmacht fiel, oder doch mindestens in ein unerhörtes Jammergeschrei ausbrach!

Marta (leiſe die Seitentüre rechts öffnend, aber ebenfalls ſo, daß ſie vorſichtig herausblickend, nur dem Publikum ſichtbar wird). Es iſt geſchehen! Die Faſſung, mit der Stella ſich in ihr Schickſal ergab, war ſtaunenswert, daß aber das Hafenherz Pasquale auch nur einen Augenblick an Widerſtand denken konnte, das ging nicht mit natürlichen Dingen zu, und iſt nur ein Beweis mehr für ihre Schuld!

Pasquale (wie oben). Ich möchte doch gern nähere Nachrichten einziehen! Ob ich mich herauswage? Und warum nicht? (Aus der Seitentüre links tretend.) Was hätte ich auch zu beſorgen!

Marta (wie oben). Was regt ſich da? — Welcher Schatten ſchwebt geſpenſterhaft durch den Saal? Es kommt näher, immer näher — Ach du mein Herr Gott! (Sie ſchlägt die Türe zu.)

Pasquale (zuſammenfahrend). Ein Seufzer? Ein Stöhnen? — Was war das?

Achte Szene.

(Voriger; Zanetto mit den Sbirren; ſpäter Marta.)

Pasquale (nach einer Pauſe, während welcher Zanetto und die Sbirren aus der Flügeltüre rechts geräuſchlos eintreten). Wenn die arme Marta doch nicht ſo ſchuldig geweſen wäre, als ich glaubte, wenn ſie ſich aus Verzweiflung ein Leid angetan hätte und es mir auf dieſe Weiſe anzeigte — meine Haare ſträuben ſich — fort aus dieſem Aufenthalte des Schreckens!

Zanetto (dem Forteilenden entgegentretend). Halt da, wer ſeid Ihr, ſteht uns Rede!

Pasquale (zurücktaumelnd). Ach du mein grundgütiger Gott, was werde ich ſein, als ein armer ſündiger Menſch!

Marta (wie früher die Seitentüre links öffnend). Das iſt die Stimme Pasquals, er iſt alſo nicht verhaftet!

Zanetto (während einer der Sbirren die Blendlaterne öffnet). Eure Züge ſind mir bekannt! Ihr ſeid der Hafenkommiſſär zu Capodiſtria, Pasqual Beccari! Gewiß, Ihr ſeid es!

Pasquale (verbindlich). Ich erlaube mir gehorſamſt, derſelben Meinung beizupflichten.

Zanetto. Wohlan denn, Pasquale Beccari, ſo verhaft' ich Euch im Namen des hohen Tribunals wegen Bezauberung!

Pasquale. Mich verhaften — Im Namen des Tribunals, das iſt ein Irrtum! Ich ſtehe ſehr gut mit dem Tribunal, bei meiner Ehre ſehr gut, und wegen Zauberei — Sehe ich aus wie ein Hexenmeiſter, habe ich jemals in meinem Leben unternommen, wozu Hexerei gehörte? — Es iſt ein Irrtum!

Marta (aus der Seitentüre rechts heraustretend). Es iſt kein Irrtum! Teurer Gatte, unterwirf dich der heilſamen Buße, die das Tribunal

über dich verhängt, denn nur auf dieſe Weiſe entrinnſt du der Macht des Zaubers, der deine Seele beſtrickt!

Pasquale. Wie, iſt es möglich — Marta, nicht als Page verkleidet — nicht verhaftet?

Marta (zu Zanetto). Ihr ſeht, ſeine Sinne ſchwärmen! Tut was Eures Amtes, verhaftet ihn!

Pasquale. Verhaften — O Dalila, die ihren Samſon den Philiſtern ausliefert! (Zu den beiden Sbirren, die ſich auf Zanettos Wink ſeiner verſichert haben.) Laßt mich los, daß ich ſie erwürge! Mich verhaften, und du ſollteſt leer ausgehen! Nein, du mußt auch dran glauben! Verhaftet dieſe Unwürdige! Es muß ein Verhaftsbefehl gegen Marta Beccari beſtehen, ich ſelbſt habe ihn erwirkt. Verhaftet ſie, Ihr müßt ſie verhaften!

Zanetto. Spricht er wahr? Seid Ihr Marta Beccari?

Marta. Allerdings, mein Herr, ich bin die Gattin jenes Unglücklichen!

Zanetto. Wohlan denn, Marta Beccari; ſo verhaft' ich Euch im Namen des Tribunals wegen böslicher Entweichung von Eurem Gatten!

Pasquale. Wohl bekomm' es, Madame! Mitgefangen, mitgehangen! Jetzt bin ich befriedigt, jetzt iſt's gut!

Marta (zu Zanetto). Iſt's wahr? Iſt's möglich? Ihr ſcherzt oder Ihr irrt Euch, mein Herr! Ihr müßt Euch irren!

Pasquale (höhniſch). Nein, es iſt kein Irrtum! Teure Gattin, unterwirf dich der heilſamen Buße, die das Tribunal über dich verhängt!

Marta. Verruchter Böſewicht, war dir's nicht genug, meine Ruhe gemordet zu haben, willſt du mich auch meines Rufes und meiner Freiheit berauben?

Pasquale. Ihr ſeht, ihre Sinne ſchwärmen! Tut was Eures Amtes, verhaftet ſie!

Marta. O, daß ich ein Rieſe wäre und Donnerkeile in den Händen führte!

Zanetto. Genug der Worte! Laßt Euch belieben aufzubrechen!

Pasquale. Madame, darf ich Ihnen meinen Arm anbieten?

Marta. Ungeheuer, hinweg! — Grauſames Schickſal, ich gehe, aber ich bin unſchuldig.

Pasquale. Gerechtes Schickſal! Ich gehe, aber ſie muß mit!

Zanetto. Fort mit ihnen, bringt ſie fort!

(Während ſich alle zum Abgehen wenden, fällt raſch der Vorhang.)

Fünfter Akt.

Schauplatz wie im ersten Akte.

Erste Szene.

Leonardo Dolfin, Geronimo Venier und Andrea Morosini (sitzen an dem in der Mitte der Bühne befindlichen runden Tisch, Antonio Tentori an seinem Tisch im Vordergrunde der Bühne rechts. Lichter auf den Tischen.)

Morosini. Es gilt Venedig! Sagt nicht: Nein, Venier!
Dolfin. Es drängt die Not! Ihr dürft es nicht verweigern.
Venier. Bedenkt nur, was ihr fordert, edle Herren!
Ragusa ist in Aufstand, und Corfu
Zeigt Neigung, diesem Beispiel nachzufolgen;
Der Türke, wie er uns schon Negroponte
Und Kandien nahm, ist auf Morea jetzt
Im Anzug, und ich soll mit schwacher Flotte,
In Eile nur notdürftig ausgerüstet,
Und neugeworbnes, kriegsunkund'ges Volk
An Bord, ich soll dem Capudan Pascha
In seinem Siegeslauf entgegentreten?
Morosini. Der Staat ist in Gefahr; wer soll ihn retten
Als eben Ihr, der einz'ge, der's vermag?
Dolfin. Der tücht'ge Feldherr ist allein ein Heer,
Und was Ihr seid, bewiesen Eure Taten!
Venier. Wohlan, versuchen läßt am End' sich alles;
Und kann ich gleich nicht bürgen fürs Gelingen,
Eins kann ich dennoch, freudig kann ich Blut
Und Leben an die gute Sache wagen,
Und das — das will ich, und so nehm' ich's an!
Morosini. Ich wußt' es wohl, Ihr konntet's nicht verweigern!
Dolfin. Geht hin, Venier, und kehrt als Sieger heim!
Venier. Es könnte sein, ich kehrte gar nicht wieder;
Doch das gilt gleich! Ihr tragt die Sache morgen
Dem großen Rate vor und stimmt er bei,
So geh' ich noch vor Abend unter Segel;
Der Rest sei Gott empfohlen! Ihr indes
(Dreimaliges Pochen außer der Bühne links; Antonio fährt ängstlich zusammen.)
Vergönnt mir, bitt' ich, schon von heute an
Enthoben mich zu achten meines Dienstes
Als Mitglied dieses hohen Tribunals;
Denn ehrlich euch zu sagen —

Morosini. Ser Antonio,
Seht, was es gibt!
Antonio. Demütig dienstergebenst
Alleruntertänigst schleunigst zu Befehl! (Im Abgehen; für sich.)
Gewiß ist's Messer grande, der sich meldet!
O unglückselig'ges Jugendfest! Wenn nicht
Die Angeklagten Zeit zur Flucht gewannen,
Wenn er sie stellt, so muß ans Tageslicht
Mein Irrtum kommen, und ich bin verloren!
(Durch die Seitentüre links ab.)
Venier. Mit einem Wort, ihr Herren, dieses Amt
War nie für mich, noch ich je für dies Amt!
Mir ekelt vor dem leid'gen Horchgeschäft,
Vor diesem Schnuppern, Wittern und Belauern,
Mir engt's die Brust ein, dieses Heimlichtun,
Dies Allmachtheucheln und Allgegenwart,
Dies lächerliche Vize-Herrgottspielen;
Mich kränkt's, Venedig wie ein Kind gegängelt,
Mit eitlem Ammenspuk genarrt zu sehen,
Mich kränkt es, und wohin auch soll es führen?
Denn bleibt das Volk das Kind, zu dem ihr's macht,
Was wird zuletzt mit einem Volk von Kindern,
Und reift's zum Mann, wie wollt ihr Antwort geben,
Wenn's Rechnung fordert für verlorne Zeit,
Verlorne Kraft und ungeschehn'e Taten!
Dolfin. Wie, Rechnung fordern, sagt Ihr, Antwort geben!
Euch steckt noch Euer England stets im Sinn!
Morosini. Was sprecht Ihr nur, Venier! Ihr schmäht Venedig
Und wagt doch Blut und Leben für sein Heil!
Venier. Das eben ist's, das macht das Herz mir schwer,
Daß wir fürs Vaterland nicht leben dürfen,
Nur sterben, wenn es Not tut, und nicht mehr!

Zweite Szene.

(Vorige mit Antonio.)

Antonio (aus der Seitentüre links ganz verstört eintretend; äußerst kleinlaut). Hochweise, gnädige Herrin — (Sich den Angstschweiß abtrocknend; für sich.) Die Angst schnürt mir die Kehle zu! Er bringt sie — alle bringt er sie — es ist mein Letztes —

Venier. Ei, Ser Antonio, Ihr seht so bleich, als hättet Ihr draußen Gespenster begegnet — Was habt Ihr —

Antonio. Nichts, gar nichts, gnädigster Herr — Ein bißchen

Schwindel, oder vielmehr nur die Folgen eines Schwindelanfalls — (Für sich.) Unseliges Jugendfest!

Morosini. Und was gab es draußen! Redet, was bedeutet uns jenes Pochen?

Antonio. Messer grande kam zu melden, er habe die Verhaftungen vollzogen, zu deren Vornahme ihn das Tribunal mit diesem hohen Erlasse beauftragt. (Er reicht Morosini ein Papier hin.)

Morosini. Verhaftungen? — Ist's möglich, seh' ich recht? Camill Pisani, Stella Vendramin, die Eheleute Beccari —

Dolfin. Wie, die beiden Paare, von denen erst unlängst hier die Rede war, deren eines den Befehl erhielt, in nähere Verbindung zu treten, während dem andern verboten wurde, sich seiner Zärtlichkeit allzu rücksichtslos hinzugeben —

Antonio (für sich). Ja, ja — Verbot und Befehl, das war eben mein Unglück —

Morosini. Und Ihr ließet sie verhaften, Stella Vendramin, Camill Pisani, verhaften?

Venier. Lest hier die Anzeigen, die sich heute in unserm Löwenrachen fanden, und sagt mir, wie ich es hätte vermeiden können!

(Er übergibt sowohl Dolfin als Morosini ein Blatt Papier.)

Dolfin (lesend). Wie — ist's möglich — Stella Vendramin wird angeklagt, durch Zauberkünste und Liebestränke sich der Neigung Pasqual Beccaris versichert zu haben —

Morosini (ebenfalls lesend, während außer der Bühne links verworrenes Geräusch von Stimmen und heftiger Wortwechsel, aber noch ganz entfernt, hörbar wird). Camill Pisani — Hochverrat — Einverständnis mit Ragusa — Entführung der Marta Beccari — Unmöglich, ganz und gar unmöglich — aber horch, welch seltsames Geräusch da draußen?

Dolfin. Ein verworrenes Gebrause von Stimmen, Drohungen, Wehklagen, Verwünschungen —

Venier. Auch Frauenstimmen werden hörbar — wahrscheinlich ein Wortwechsel der Verhafteten mit Messer grande!

Morosini. Seht, was vorgeht, Antonio, und gebietet Stillschweigen, im Namen des Tribunals, Stillschweigen!

Antonio. Pflichtschuldigst zu Befehl! — (Im Abgehen; für sich.) Stillschweigen gebieten! — O ich möchte sie knebeln lassen, wenn es nur anginge! (Durch die Seitentür links ab.)

Venier. Nun, könnt Ihr mir Unrecht geben? Mußte ich sie nicht verhaften lassen?

Morosini. Ihr tatet wie Ihr mußtet, aber die Anklagen sind grundlos — Zuverlässigen Beobachtungen zufolge gehorcht Pisani gewissenhaft den Befehlen des Tribunals, bewirbt sich ebenso eifrig als erfolgreich um die Gunst Stellas Vendramin und denkt weder an

Marta Beccari noch an Ragusa. — Seine Feinde sind es, die ihn aus Eifersucht und Mißgunst mit Verläumdungen verfolgen, aber das Tribunal weiß alles!

Dritte Szene.

Vorige; Antonio (aus der Seitentüre links eintretend, während das früher entfernte Geräusch eines heftigen Wortwechsels immer näher dringt).

Antonio. Großmächtigste, hochweise —

Morosini. Ohne Umschweife! Was bringt Ihr, faßt Euch kurz!

Antonio. Die Verhafteten, im Vorgemach zusammentreffend, haben sich untereinander verständigt; die Eheleute Beccari, auf deren Anzeigen hin die Verhaftungen im Palaste Vendramin stattfanden —

Dolfin. Wie, was sagt Ihr, Marta Beccari, Stellas Milchschwester —

Venier. Beccari, seit Jahren der Schützling des Hauses der Pisani, Beccari hätte sich hinreißen lassen —

Antonio. Beide ließen sich hinreißen, ihre Wohltäter anzuklagen; aber jetzt nehmen sie ihre Anklagen zurück; noch mehr, Pisani und Beccari haben Bittschriften aufgesetzt —

Morosini. Wo sind sie? Wo habt Ihr diese Bittschriften?

Antonio. Das ist es eben; sie wollen, jedem Vermittler mißtrauend, ihre Gesuche selbst dem Tribunal überreichen, und Messer grande ist kaum imstande den Sinnlosen zu wehren, die immer näher dringen —

Vierte Szene.

Vorige, Messer grande, Stella, Marta, Pisani, Pasquale.

Messer grande (außer der Bühne). Zurück, Verwegene!

Stella, Marta, Pisani, Pasquale (außer der Bühne verworren durcheinander). Wir müssen vors Tribunal! Gerechtigkeit! Wir widerrufen!

Antonio. Sie sind nicht mehr zu halten!

Morosini (zu Venier und Dolfin). Die Larven vor, sie dürfen unsre Züge nicht erblicken!

(Während die Inquisitoren rasch die vor ihnen auf dem Tische liegenden Larven vornehmen, springen die Flügel der Seitentüre links gegen die Bühne zu auf, und es erscheint Messer grande rücklings von Stella, Marta, Camill und Pasquale hereingedrängt, welche ihrerseits teils von dem abwehrenden Messer grande, teils von den gekreuzten Hellebarden zweier Sbirren an der Schwelle festgehalten werden. Camill und Pasquale halten Bittschriften in den Händen, die sie den Inquisitoren hinzureichen sich bemühen.)

Messer grande. Zurück, ihr sollt nicht —

(Pasquale, Stella, Marta und Camill zugleich.)

Pasquale. Wir widerrufen —

Stella. Ihr müßt uns hören —

Marta. Erbarmen, Gnade. —

Camill. Gerechtigkeit und Menschlichkeit —

(Pasquale und Camill zugleich.)

Pasquale. Les't diese Bittschrift —

Camill. Les't und richtet!

Morosini. Antonio, nehmt ihre Bittgesuche! (Es geschieht.)
Und nun entfernt sie, Messer grande! Weicht
Zurück, bei unserm Zorne weicht zurück!

Messer grande. Zurück, Zurück!

(Er drängt die vier Verhafteten zurück; die Flügel der Seitentüre fallen hinter ihm und den Abgehenden zu.)

Fünfte Szene.

Morosini, Venier, Dolfin, Antonio.

Morosini. Was war das? Welche Wut,
Welch' seltsam wilder Drang erfaßt sie alle?
Antonio, reicht uns die Gesuche her!

(Antonio reicht eines der beiden Gesuche Dolfin, das andere Morosini.)

Morosini (dem Vernier über die Schultern in das Blatt blickt; lesend).
Ist's möglich, ist Pisani toll geworden? (Liest.)
„Vergebens tritt eure Macht zwischen mich und Stella Vendramin, ihr könnt uns töten, aber nicht unseren Herzen verbieten, für einander zu schlagen!"

Dolfin. Und hier, Beccari! Hört nur, bitt' ich, hört! (Liest.)
„Der Befehl uns zu lieben, mußte mich wie meine Gattin an der Echtheit unserer Liebe zweifeln machen, und dieser Zweifel war es, der uns zu jenen ganz grundlosen Anklagen verleitete" —

Antonio (für sich). Gott steh' mir bei! Jetzt bricht das Wetter los!

Venier. Sehr seltsam in der Tat!

Morosini. Sagt unbegreiflich!
Der eine, dem befohlen ward zu lieben,
Beklagt sich trotzig über ein Verbot,
Und dieser hier, der ein Verbot empfing,
Beccari faselt sinnlos von Befehlen!

Venier. So viel ist klar, ein Mißverständnis liegt
Zugrunde hier, doch wer dran Schuld trägt —

Antonio (auf beide Knie niederfallend). Erbarmen, Gnade! Mein Jugendfest, mein unglückseliges Jugendfest trägt an allem Schuld!

Venier. Wie, Ser Antonio?
Dolfin. Jugendfest?
Morosini. Steht auf!
Was meint Ihr, sprecht, mit Eurem Jugendfest?

Antonio (aufstehend). Hochgnädige Herren, ich feiere jährlich still und einsam ein Fest zum Andenken an meine Jugend, die mir in Arbeit und Mühe ungenossen hinschwand; heuer nun im Taumel jenes Festes, plötzlich zu einer Sitzung abgerufen, begab es sich —

Morosini. Und was begab sich? Tod und Teufel, redet!

Antonio. Erst heute, als der hochedle Herr hier (auf Venier zeigend) bei der Ausfertigung der Verhaftsbefehle für jene beiden Paare wiederholt der Beschlüsse erwähnte, die das Tribunal früher hinsichtlich ihrer gefaßt habe, erst heute erfuhr ich selbst, was sich begeben und wie ich wahrscheinlich in der Verwirrung, in der Eile, im Schwindel —

Morosini. Ihr habt doch nicht, Unsel'ger, unsern Auftrag
Wie einen Handschuh etwa umgekehrt,
Doch nicht Pisani das Verbot erteilt
Und den Befehl Beccari? — Habt Ihr — redet —

Antonio. Hochgnädigste Herren, es wird wohl so gewesen sein!

Venier. Ei närrische Geschichte!
Dolfin. Ist's denn wahr,
Ist's möglich nur?

Morosini. Was wär' nicht möglich denn,
Wenn Unverstand mit Trunkenheit im Bunde;
Denn leugnet es nur nicht, Ihr war't betrunken!

Antonio. Betrunken! Hochgnädigster Herr, eingenommen, betäubt, schwindlich! — Aber betrunken, pfui, ein hartes Wort für einen alten Diener!

Morosini. Was alter Diener! Wenn vor Torheit nicht
Das Alter schützt, was frommt uns Euer Alter?
Ich wollt', Ihr spieltet noch mit Steckenpferden,
Und hättet nüchtern Euren Dienst getan!

Antonio. Gleichwohl, hochgnädigster Herr, da trotz meines Verstoßes die fraglichen Angelegenheiten einen erwünschten Erfolg zu nehmen scheinen —

Morosini. Erfolg! Was wißt Ihr vom Erfolg und ob
Er uns erwünscht, ob nicht? Erfolg! Erfolg!
Ihr hättet keine Jugendfeste feiern,
Nicht Euren Witz im Krug ersäufen sollen,
So wäre nicht erfolgt, was jetzt erfolgte!
Und sprecht mir künftig vom Erfolg nicht mehr,
Als wär't Ihr unsersgleichen, nicht ein Schreiber!

Antonio (gereizt; unter vielen Bücklingen). Ein Schreiber! So, ein Schreiber, so, so! Erlaube mir gleichwohl in tiefſter Ehrfurcht unvorgreiflich zu bemerken, daß ein Jugendfeſt nur ein Tag, ein Tag eigentlich keiner, und einmal im Jahre ſo zu ſagen gar nichts iſt. Und da ich nun doch einmal in Ungnade gefallen bin, erlaube mir reſpektsvoll hinzuzufügen, daß zwar die Alten von Kentauren halb Roß halb Mann gefabelt, daß jedoch in unſeren chriſtlichen Zeiten Geſchöpfe, die halb Aktenbündel, halb Fleiſch und Blut, halb Menſch, halb Stuhl wären, wohl nicht ſtatuiert, daß ſelbſt Schreiber als Luft, Licht und Freude bedürftige Weſen, ſozuſagen als Menſchen angeſehen werden dürften —

Moroſini. Wie, Ihr erfrecht Euch, Menſch, Ihr wagt —

Antonio (mit ſteigendem Unmut mit vielen Bücklingen). Der Schreiber, da es denn doch um ſeinen Dienſt getan iſt, der Schreiber wagt noch ferner untertänigſt gehorſamſt zu bemerken, daß Tadeln wohl als ein Kinderſpiel, ſich tadellos verhalten dagegen als ein höchſt ſchwieriges Kunſtſtück angeſehen werden müſſe, und daß demnach gewiſſe Herren, wenn ſie an der Stelle gewiſſer Schreiber ſtänden, früher oder ſpäter gewiſſer Vergehen wegen eben ſo gewiß von geheimen Sekretären zu ordinären Schreibern degradiert worden wären, als andere ehrliche Leute —

Dolfin. Verwegner, ſchweigt!

Venier. Antonio, ſeht Euch vor —

Antonio (wie oben). Und da ich nun denn doch die Seufzerbrücke werde paſſieren müſſen, unterſtehe mich noch in Ehrfurcht erſterbend leiſe anzudeuten, daß, wenn der Schreiber ſo oft die Verſehen großer Herren auf ſich genommen, die großen Herren auch einmal das Verſehen des Schreibers und zwar um ſo mehr auf ſich nehmen dürften, als die Verwechſlung eines Verbotes mit einem Befehl auch dem nüchternſten Verſtande ganz leicht begegnen kann, wenn beide, Verbot und Befehl nämlich, mit Reſpekt zu ſagen, gleich widerſinnig ſind —

Moroſini. Verſtummt! Bei unſerm Zorn, kein Wort mehr! Geht und harret Eures Urteils! (Auf die Mitteltüre zeigend.) Fort! Hinweg!

Antonio (aufatmend; für ſich). Es bricht mir den Hals, aber ich hab's ihnen geſagt! (Laut mit einem tiefen Bücking.) Pflichtſchuldigſt untertänigſt zu Befehl! (Durch die Mitteltüre ab.)

Sechſte Szene.

Moroſini; Dolfin; Venier.

Venier. Das nenn' ich von der Leber weggeſprochen;
Wer hätte das dem Alten zugetraut?

Doch wie, Ihr ſchweigt! Ihr ſeid verſtimmt, Dolfin,
Und Ihr nicht minder, ſcheint es, Moroſini!

Moroſini. Ich ſeh' es Eurem Lächeln an, Venier,
Unwichtig dünkt Euch, was hier vorgegangen;
Mir füllt's mit banger Sorge das Gemüt!
Nicht ſo, als ob der Irrtum dieſes Schreibers,
Sein freches Schmähen, und das ungeſtüme
Vorlaute Weſen der Verhafteten,
Als ob Raguſas Aufſtand und Corfus
Dumpfgärende Bewegung, ja als ob
Die Türkenflotte ſelbſt, die drohende,
Vereinzelt Furcht in mir erregen könnte;
Doch daß zugleich ſie kommen, daß zugleich
Des Irrlichts Flamme aufſprüht da und dort,
Daß fern und nah des Zweifels wildes Fieber
Der Menſchen ruh'gen Pulsſchlag uns verwirrt,
Daß rings die Völker wie Sirokkohauch
Ein Drang nach Neurung anweht und Bewegung,
Das iſt's, wovor ich bange, was mich ſchreckt!

Venier. Irrlicht — Sirokko, — ſagt Ihr — Wie, mein Freund,
Wenn's Frühlingshauch und Morgenröte wäre!

Dolfin. Der Meinung Moroſinis pflicht' ich bei;
Wohin wir blicken, droht Gefahr, und baut
Nicht weiſe Strenge vor, ſo wankt erſchüttert
Gewalt und Anſehn dieſes Tribunals.

Venier. Allwiſſend, freilich, zeigt ſich, iſt es nicht,
Und mit der Allmacht auch ſteht's nicht am beſten!

Moroſini. Ihr ſcherzt und ſcherzt, uns aber ſcheint es Pflicht,
Wie jene Mauern ſorgſam wir erhalten,
Die flutbezwingend an Chioggias Küſte,
Die Väter kühn ins Meer hinaus gebaut,
Venedigs geiſtige Murazzi auch,
Dies Tribunal, in alter Kraft zu wahren,
Und weil das Schwert in unſre Hand gelegt,
So brauchen wir's zu richten und zu ſtrafen!

Venier. Zu ſtrafen, ſagt Ihr! Wie den alten Mann,
Der einmal nur in Jahren ſich verging,
Den hart genug dafür Ihr angelaſſen,
Ihr wollt ihn ſtrafen und womit denn ſtrafen?

Moroſini. Für mindere Vergehen als das ſeine
Schlang manchen die Lagune ſchon hinab.

Venier. Wie, raſt Ihr? Wollt Ihr morden ſtatt zu richten?
Verdient ein raſches Zorneswort den Tod,

Wie, oder brachte euch Antonios Irrtum
So ſchweren Nachteil denn ihn zu verdammen?
Ihr wolltet, daß Piſani Stella freie,
Um als Geſandten ihn nach Wien zu ſenden;
Sie liebt ihn, führt denn euren Vorſatz aus!
Wenn ihr ein Übermaß von Zärtlichkeit
An Marta und Pasqual Beccari ſonſt
Getadelt, hat ſich's jetzt in Argwohn nicht
Und Eiferſucht verkehrt? Ward nicht erfüllt,
Was ihr verboten, was ihr anbefohlen?

Dolfin. Ihr irrt, Venier! Es wurde nicht erfüllt;
Denn was Antonio ihnen auftrug, war's
Das Gegenteil von dem gleich, was wir wünſchten,
Sie mußten es für unſern Willen nehmen,
Und heilig halten, doch ſie taten's nicht!

Moroſini. So iſt's! — Der liebte dem Verbot zuwider
Und jener trotzte hadernd dem Befehl;
Verbrecher ſind ſie wie Antonio!

Venier. Verbrecher, weil ſie trotz Antonios Torheit
Erraten gleichſam, was ihr wahrhaft wollt!

Moroſini. Wo wir befohlen, gibt es kein Erraten,
Gibt's blinden, ſchweigenden Gehorſam nur,
Und wer ihn weigert, mag die Folgen tragen.

Venier. O Toren, die ihr ſeid, für die umſonſt
Erfahrung warnt und mahnt, für die umſonſt
Geſchichte ihre ew'gen Bücher ſchreibt,
Für die kein Licht iſt, bis die Flamme lodernd
Die Wimpern euch verſengt! Ihr wollt ſie ſtrafen?
Ihr ſolltet ſie belohnen, ſag' ich euch;
Denn nie vielleicht, nie ward ein größ'rer Dienſt
Als eben heut durch jene euch geleiſtet!

Moroſini (ſpöttiſch).
Und was denn wär' es, redet, das ſo ſehr
Zum Danke jenen, meint Ihr, uns verpflichtet?

Venier (zwiſchen beide tretend und ihre Hände faſſend, anfangs leiſe, dann mit immer heftiger ausbrechender Empfindung).
Die eine Lehre, die ſie euch gegeben,
Die eine große Lehre, merkt ſie wohl,
Zu viel Regieren ſei vom Übel eben;
Es leb' auch in des ärmſten Bettlers Bruſt
Ein hohes, unberührbar Heiliges,
Wohin Befehl nicht, noch Verbote reichen;
Den Zug der Herzen, Zweifel und Vertrauen

Und Haß und Liebe könn' kein Tribunal,
Selbſt nicht das eure, hemmen oder wenden;
Gewalt erreiche und vermöge nichts,
Als Lüge, Trug, Angeberei, Verleumdung,
Verſumpfende Gemeinheit groß zu ziehen:
Gehorſam finde nur wer Gründe gibt,
Und nicht der Zwang, die Überzeugung herrſche;
Die Lehren ſind's, die jenen ihr verdankt,
Und wehe, wenn ſie euch ans Herz nicht gehen;
Denn ſchwinden muß Venedigs Ruhm, wie Rauch
Verwehen machtlos in der Lüfte Hauch,
Wenn dieſe Lehren machtlos euch verwehen!

(Pauſe.)

Ihr ſchweigt! Gebt Antwort! Faßt ihr meine Worte,
So zeigt's durch Taten; ruft die Harrenden
Vor euren Richterſtuhl, eröffnet ihnen,
Wie Irrtum täuſchend ſie und uns befangen,
Und was ſie auch verbrochen, ſeht es nach!

Dolfin. Ihr ſchwärmt, Venier!

Morosini. Das Tribunal irrt niemals,
Und nicht Vergeben, Strafen iſt ſein Amt.

Venier. Ihr wollt nicht? — Euch genügen nicht die Qualen,
Die Angſt und Zweifel über ſie verhängen,
Noch herber ſollen euren Grimm ſie fühlen,
Ihr kennt nicht's Höh'res als Gewalt und Macht?
Wohlan denn, wißt, auch ich bin eine Macht,
Und wollt ihr nicht von euren Opfern laſſen,
So will auch ich nicht eure Flotte führen;
Und ſänk' Venedig hin in Schutt und Trümmer,
Ich will nicht, ſag' ich; zwingt mich, wenn ihr könnt!

Dolfin. Iſt's möglich? Wie, Venier —

Morosino. Vertrauend blickt
Das ſchwer bedrängte Vaterland nach Euch,
Und Ihr — Ihr könntet Herz und Ohr verſchließen
Dem Hilfeflehenden, in dieſer großen
Ereignisreichen Zeit am Kleinen haften,
Und auf dem Wege zur Unſterblichkeit
Um eines Sandkorns willen ſtehen bleiben?

Venier. Ein Sandkorn, ſagt Ihr, nun ſo räumt es weg!
Faßt groß und frei, wie Ihr von mir es fordert,
Den Drang der Zeit und ihre Forderung auf,
Laßt mehr die Sache als die Form Euch gelten,
Und meint nicht feſt und ſtandhaft Euch zu zeigen,

Indem Ihr Euch nur eigenſinnig zeigt!
Genug der Opfer wird Raguſa, wird
Corfu der Strenge des Geſetzes liefern,
Vermehrt nicht ihre Zahl! gebt jene frei,
So halt' ich Wort und führe eure Flotte!

Moroſini. Es geht nicht an, bedenkt —
Das Tribunal

Dolfin.
Kann weder ſeinen Irrtum eingeſtehen,
Noch ſeines Dieners Schuld, den Ungehorſam
Der andern allen gänzlich überſehen!

Venier. Doch milde ſtrafen kann's, wie Mütter tun,
Mit leichter Hand und unterdrücktem Lächeln,
Nur daß geſtraft ſei, nicht um weh zu tun!

Dolfin. Nicht weh zu tun!

Moroſini. Ihr meint doch nicht, wir ſollten —

Venier. Komödie ſpielen? Ja, das wollen wir!
Verbot iſt und Befehl des Stückes Titel,
Den Knoten ſchürzt Antonios Jugendfeſt,
(Sich an den Tiſch zum Schreiben hinſetzend.)
Und ſeht, hier ſchreib' ich die Entwicklung nieder,
Mög' alle nur ſie uns zufrieden ſtellen!

Moroſini (während Venier ſchreibt, Dolfin bei der Hand faſſend, und einige Schritte beiſeite ziehend, leiſe).
Gefährlich dünkt mich, offen Euch zu ſagen,
Veniers verkehrtes, ſchwärmeriſches Weſen,
Und ſpart uns nicht ein Türkenſchwert die Mühe,
Und kehrt er heim, und wär's als Sieger auch,
So wär' es, denk' ich, Zeit —

Dolfin (ebenfalls leiſe). In Ruheſtand
Den Schwärmer zu verſetzen? — Zählt auf mich!

Venier (aufſtehend und Dolfin ein beſchriebenes Blatt hinreichend).
Hier leſ't ihr Herren, und dünkt es euch genehm,
So unterſchreibt, und laßt uns Frieden haben!

Dolfin (lieſt und reicht das Blatt Moroſini).
Fürwahr, es läßt ſich hören, Moroſini!

Moroſini (nachdem er geleſen). Es ſei Venier, um Euretwillen ſei's!

Venier. Wohlan, ſo ſäumt nicht, unterſchreibt! Ich rufe
Antonio herbei, daß, eh' ich ſcheide,
Mein Werk vollendet und kein Rücktritt ſei!
(Er klingelt, während Dolfin und Moroſini zum Tiſch treten und unterſchreiben.)

Antonio (gebeugter Haltung und geſenkten Hauptes aus der Mitteltüre eintretend, weinerlich).
Hochgnädige, hochweiſe Herren —

Dolfin (Venier das unterschriebene Blatt hinreichend).
Es ist geschehen!
Venier (zeigt Antonio das Blatt und legt es dann vor sich auf den Tisch hin).
Ser Antonio,
Seht hier das Urteil, das wir über Euch
Und die Verhafteten, die draußen harren,
Zu Recht gesprochen! Gebt es jenen kund
Und tut, was Euch betrifft, nach unsrem Willen!
(Zu Dolfin und Morosini.)
Und nun hinweg, ihr Herren! Morgen trägt
Die Meerflut den Osmanen mich entgegen,
Und da ich heut dies Tribunal besiegt,
Den schlimmsten Feind, dem je ein Staat erlegen,
Vielleicht daß auch der mindre mir erliegt;
Und so lebt wohl —
Dolfin. Lebt wohl!
Morosini. Auf Wiedersehen!

Siebente Szene.

Antonio (während die drei Inquisitoren durch die Mitteltüre links abgehen, unter vielen Bücklingen). Pflichtschuldigst untertänigsten Respekt! — Da gehen sie hin und ich werde sie nie mehr wiedersehen, nie mehr! — Sie haben mich zwar ganz gewiß zum Tode verurteilt, aber es treibt mir doch das Wasser in die Augen, daß ich sie nie mehr sehen werde, die hochgnädigen Herren! — Aber mir geschieht ganz recht! Wie konnte ich so verruchte Redensarten gegen meine hochgnädigen Herren in den Mund nehmen, wie konnte ich so gottlose Dinge auch nur denken — Ob sie mich erdrosseln, ersäufen oder gar rädern lassen? Mir schaudert's, meine Haare sträuben sich! — Warum noch länger zaudern? — Gewißheit ist besser als der Zweifel! (Er tritt zum Tisch und nimmt das Blatt.) Was ist das? — Welche seltsame Wendung! — O weises Tribunal! — (Das Blatt durchlaufend.) „Camill Pisani — Pasquale Beccari" — Gnädig, überaus gnädig! Da werde denn ich wohl um so schlimmer wegkommen — Aber wie, was seh' ich — (Liest.)

„Ihr, Antonio Tentori, habt noch heute einen dreimonatlichen Urlaub anzutreten. Benützt ihn, um fern von Venedig und den Geschäften des Tribunals Eure jährlichen Jugendfeste für den Rest Eures Lebens im voraus zu feiern, damit Ihr nicht ein zweites Mal unsere Befehle mißverstehen und in bewußtloser Angst die Achtung verletzen möget, die Ihr Euren Vorgesetzten schuldig seid." —

Was ist das? — Sie lassen mich leben und geben mir Urlaub, dreimonatlichen Urlaub! — Statt meinen Kopf zu nehmen, gewähren

ſie mir eine Wohltat, nach der ich dreißig Jahre vergebens ſeufzte — Da ſteckt etwas dahinter! — Dreimonatlicher Urlaub, zurückkommen, meine Stelle beſetzt finden, allmählich beiſeite geſchoben, penſioniert werden — Das iſt es! Ein Damoklesſchwert haben ſie über mir aufgehangen; mich, den Menſchen, wollen ſie leben laſſen, aber den Sekretär, die beſſre Hälfte meines Ichs um ſo qualvoller hinrichten! — Doch die Befehle des Tribunals müſſen vollzogen werden! — (Er klingelt; Meſſer grande tritt aus der Seitentür links ein.) Laßt die Verhafteten eintreten! (Während Meſſer grande mit einer Verbeugung abtritt.) — Unſeliges Jugendfeſt, daß ich dich ins Leben rufen, dich mit Malvaſier und Dalmatiner Wachteln groß ziehen mußte, um von dir verräteriſch in den Abgrund eines dreimonatlichen Urlaubs geſtürzt zu werden!

Letzte Szene.

Antonio, Stella, Camill, Marta und Pasquale (treten aus der Seitentüre links).

Antonio (in ihre Mitte tretend, ſo daß Marta und Pasquale zu ſeiner Rechten, Stella und Camill zu ſeiner Linken zu ſtehen kommen). Bereitet euch insgeſamt mit ſchuldiger Ehrfurcht das Urteil zu vernehmen, das das hohe Tribunal über euch zu fällen geruhte!

Pasquale. Ach, du grundgütiger Gott!

Camill. Wie es auch laute, ſprecht!

Antonio. Camill Piſani, Ihr habt Euch dem Verbote des Tribunals zuwider Eurer Leidenſchaft für Stella Vendramin hingegeben —

Stella. Im Irrtum iſt das Tribunal! Ich bin
Die Schuldige; nicht er —

Antonio. Madonna, das Tribunal irrt niemals! Camill Piſani, Ihr habt Euch ſchwer vergangen; gleichwohl gedenkt das Tribunal Euch Gnade für Recht widerfahren zu laſſen, wenn Ihr Euch ſogleich mit Stella Vendramin vermählen und Euch ſodann um den erledigten Poſten eines Geſandten am kaiſerlichen Hofe bewerben wollt!

Camill. Iſt's wahr, iſt's möglich? Stella mein!
Kaum faßt mein Herz das Übermaß der Wonne —

Stella. Und meins — Doch ſtill, ſchlaf' ein, mein Herz, ſchlaf' ein!

Antonio (während Camill und Stella ſich umſchlingen). Pasquale Beccari, Ihr habt den Befehlen des Tribunals entgegengehandelt und Eurer Frau Gelegenheit zu gerechten Klagen gegeben —

Marta. Ihr wißt nicht, lieber Herr —

Antonio. Das Tribunal weiß alles, und weil es alles weiß,

und die mildernden Umstände erwägt, die zugunsten des Schuldigen sprechen, so will es ihm für seine Vergehen eine andere Strafe auflegen, als die, augenblicklich nach Capodistria zurückzukehren und Venedig binnen Jahresfrist nicht wieder zu betreten!

Pasquale. Träum' ich oder wach' ich?

Marta. In das Paradies unsrer Häuslichkeit sollen wir zurückkehren?

Pasquale. Dem Leben, der Freiheit, meiner sanften zärtlichen Marta bin ich zurückgegeben!

Antonio (während Marta und Pasquale sich umschlingen).

Das jauchzt vor Wonne, schwelgt in Seligkeit;
Und ich allein, ich muß — auf Urlaub gehen!
Sonst freilich — ich gesteh' es unverhohlen —
Sonst wünscht' ich mir's, jetzt schwand die Sehnsucht hin
Ach nach Verbotnem steht des Menschen Sinn,
Und trotzig stößt er von sich, was befohlen!

(Der Vorhang fällt rasch.)

Der Fechter von Ravenna.

Trauerspiel in fünf Akten.

Den Menschen macht sein Wille groß und klein!
Im engen Kreis verengert sich der Sinn;
Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.

Einleitung.

„Der Fechter von Ravenna" gehört durch die Geschlossenheit seiner Komposition, durch die scharfe Charakteristik der auftretenden Personen, durch die edle echt poetische Sprache und nicht zuletzt auch durch das deutsch-patriotische Gefühl, welches der Poet in die ergreifende Dichtung gelegt hat, zu den besten und wirkungsvollsten Dramen Halms. Der Dichter hat die Arbeit daran schon im März 1852 begonnen, mußte sie aber wegen seiner Erkrankung liegen lassen, sie wurde am 17. November 1853 vollendet. Am 18. Oktober 1854 ist der „Fechter" im Wiener Burgtheater anonym zur Aufführung gelangt. Kein Mensch — die intimsten Freunde des Dichters etwa ausgenommen — kannte den Namen des ungenannten Verfassers, welcher sein Stück auf dem Umwege über Dresden an den Direktor Laube nach Wien gesendet und sich die Antwort unter: „F. Wilhelm, Dresden, poste restante", erbeten hatte. Halms Hauptgrund, seinen Namen zu verschweigen, lag in dem Wunsche, eines seiner Stücke, sich selbst überlassen, von dem Einflusse des Namens seines Verfassers weder begünstigt noch benachteiligt, seinen Weg machen zu sehen. Er ahnte nicht, daß eine der lächerlichsten, für ihn aber kränkendsten literarischen Verdächtigungen nach der Aufführung des „Fechters" sich an dieselbe knüpfen werde. Ein Schulmeister zu Pfaffenhofen in Bayern, Franz Bacherl, hatte kurz zuvor ein schülerhaftes Trauerspiel „Die Cherusker in Rom" an Laube gesendet, der

aber dieſes Machwerk nicht weiter beachtete und verwarf. Nichtsdeſtoweniger trat aber Bacherl, unterſtützt von einigen bayriſchen Lokalpatrioten hervor und behauptete allen Ernſtes, der „Fechter“ ſei ein Plagiat, an ſeinen „Cheruskern“ begangen, weil einige Stellen in den letzteren eine gewiſſe Ähnlichkeit mit ſolchen im Fechter aufwieſen. Eine ganze Reihe von Aufſätzen und Unterſuchungen in der Fechterfrage erſchien zumal in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (1856), welche für den ſich ſtets als „Teutſchen“ Dichter gebärdenden Bacherl Partei nahm. Als Dingelſtedt in München zum erſten Male bei der Aufführung des „Fechters“ am 15. April 1856 den Namen Halms als Verfaſſer auf den Theaterzettel ſetzte, kam es zu einem unerhörten Theaterſkandal, welcher ſogar für den Intendanten Dingelſtedt den Verluſt ſeines Poſtens bewirkte. Halm hatte ſich ſchließlich zu einer öffentlichen Erklärung veranlaßt gefühlt, in welcher er auch die Quelle ſeines Stückes angab und die Geſchichte der Entſtehung desſelben auseinanderſetzte. Bacherl aber, der ſich nun wirklich für berühmt hielt, wanderte als Rhapſode in verſchiednen Städten umher und trug ſeine „Dichtungen“ vor, was allerdings einen gewiſſen Zulauf des Publikums zur Folge hatte, das aber den „teutſchen“ Poeten und Schulmeiſter eigentlich auslachte.

Obgleich Otto v. Schorn in ſeiner Schrift: „Die Autorſchaft des Fechters von Ravenna“ (Düſſeldorf 1856) noch für Bacherl eintrat und manche Schriften die „Streitfrage“ behandelten, wurde es ſchließlich doch allen Beſonnenen klar, wie lächerlich ſich die Verteidiger des Schulmeiſters gemacht hatten. Bacherl zog 1867 nach Amerika und iſt dort 1869 geſtorben. Im übrigen wäre hierüber die biographiſche Einleitung im I. Bande dieſer Ausgabe S. 58 ff. (VII. „Der Fechter von Ravenna“) zu vergleichen.

Die Fabel des Stückes hält ſich ziemlich an die von Halm ſelbſt genannte Quelle, einen Aufſatz über Thusnelda und Thumelicus in Göttlings „Geſammelten Abhandlungen“ (Halle 185[illegible]). Thusnelda weilt gefangen in Rom, ihr Sohn Signar, von den Römern Thumelicus genannt, wurde zu Ravenna zum Gladiator ausgebildet; er iſt im römiſchen Geiſte erzogen und fühlt ſich in ſeiner Denkweiſe ganz zum Römer geworden, ſogar glücklich in dieſem unrühmlichen und gefährlichen Berufe. Thusnelda, die Cheruskerfürſtin, aber haßt nach wie vor die Römer als Todfeinde, welche ihr Volk oft bekämpft hat, das aber doch unterlegen iſt. Durch einen teufliſchen, von der Gemahlin dem blutdürſtigen Kaiſer Caligula eingeflüſterten Plan ſoll Thumelicus im Zirkus vor dem Kaiſer ſelbſt fechten und erliegen, während ſeine Mutter Thusnelda mit ihren Prunkgewändern geſchmückt, dem Eichenkranz im Haar, anweſend iſt. Aber die Fürſtin zieht den Tod dieſer Schmach vor, kurz vor dem Zirkusſpiele erſticht ſie den

noch in kurzen Schlummer versunkenen Sohn und stößt sich dann selbst den Dolch in die Brust. Sowohl diese Hauptpersonen als auch einige Nebenfiguren, die aber für die Charakteristik des Stückes und des verlotterten Zustandes im damaligen Rom höchst bezeichnend erscheinen, sind musterhaft charakterisiert, die Handlung ist spannend und einheitlich durchgeführt, die schönen Verse insbesondere in den Deutschland verherrlichenden Stellen atmen echte Begeisterung und so wird der reiche Beifall erklärlich, welcher dem „Fechter von Ravenna" auf allen deutschen Bühnen entgegengebracht wurde.

Personen:

Cajus Cäsar Caligula.
Cäsonia, seine Gemahlin.
Cassius Chärea, Präfekt } der prätorianischen Leibwache.
Cornelius Sabinus, Tribun }
Cajus Piso, } Senatoren.
Titus Marcius, }
Flavius Arminius, } römische Ritter.
Gallus, }
Valerius, }
Thusnelda, } in Rom gefangen.
Ramis, ihre Verwandte }
Merowig.
Glabrio, Vogt der Fechterschule zu Ravenna.
Lycisca, ein Blumenmädchen, seine Tochter.
Thumelicus, }
Köyx, } Fechter.
Gnipho, }
Aper, }
Cälius, Pförtner.
Senatoren, römische Ritter, Freigelassene, Fechter, Sklaven, Sklavinnen, Wachen.

Schauplatz: Rom.

Der k. k. Hofſchauſpielerin Frau

Julie Rettich

in dankbarer Verehrung gewidmet vom

Verfaſſer.

Zueignung.

Begünſtigt das Geſchick ein redlich Streben,
So fügt es, daß auf einſam rauhem Pfad
Ein freundliches Gemüt dem Wandrer naht,
Erquickend Troſt und Beiſtand ihm zu geben.

So ſah ich meine Pfade dich umſchweben,
Und pflegen meiner Lieder junge Saat,
Und wenn er ſchüchtern vor die Menge trat,
Des Dichters Traum verkörpern und beleben!

Ich gab das Wort; du liehſt ihm Fleiſch und Blut,
Der Anmut Zauber und der Wahrheit Glut,
Und leg' dies Lied ich huld'gend vor dir nieder,

Iſt mir zu Mut faſt, große Künſtlerin,
Als reicht' ich nicht ein Weihgeſchenk dir hin,
Als gäb' ich deine Gabe nur dir wieder!

Hütteldorf, den 20. September 1856.

F. H.

Erster Akt.

Halle in den Gärten Mark Antons. Im Hintergrunde Arkaden, durch deren mittlere der mit einem Vorhang zu schließende Haupteingang den Anblick in die Gärten gewährt; links und rechts Türen. An den Wänden der Halle Nischen mit Bildsäulen auf hohen Piedestalen; auf den Stufen dieser letzteren, wie unter den Arkaden, sind in malerischen Gruppen mehrere Gladiatoren gelagert, und zwar an dem Piedestale der ersten Statue rechts Thumelicus, an jenem der gegenüberstehenden ersten Statue links Kŏyx, Aper und Gnipho.

Der Pförtner Cälius und Glabrio, der Vogt der Fechterschule zu Ravenna, treten durch den Haupteingang von links auf.

Cälius. Es geht nicht, sag' ich dir!
Glabrio. Besinn dich doch!
Und sieh mich an! — Ich bin's, der Glabrio,
Der Vogt der Fechterschule zu Ravenna;
Und Cajus Cäsar sandte mir Befehl
Zum Kampfspiel, das bevorsteht, meine Fechter,
Die tüchtigen, gewiegten Bursche nämlich,
Nach Rom zu bringen, und ich bracht' sie denn
Wie früher in die Gärten Mark Antons,
Damit sie Pflege hier und Obdach fänden;
Da kommst du nun und sprichst: Es geht nicht! Nein
Ich kann's nicht dulden!
Cälius. Hör mich doch nur an!
Hier geht's nicht, hier im linken Flügel, der
Als Staatsgefängnis dient; dafür steht drüben
Der rechte Flügel euch zum Dienst bereit!
Hier findet sich, wenn's etwa not tut höchstens
Für dich ein stilles Plätzchen.
Glabrio. So? Ja so,
Im rechten Flügel! Ich bin irr gegangen!
Und hier der linke, sagst du — In der Tat,
Ein seltsam Staatsgefängnis! Offne Türen,
Und nirgend Wächter! — Oder steht es leer?
Cälius (nach der Seitentür rechts zeigend).
Da drinnen sitzen zwei germanische Frauen
Seit manchem Jahr schon, doch in leichter Haft.
Sie dürfen hier im Haus und in den Gärten

Nach Willkür ohne Wächter ſich ergehen;
Bei alledem begreifſt du —

Glabrio. Recht, ganz recht!
Ich muß mit meinen Jungen rechts hinüber.

Cälius. Wo haſt du ſie?

Glabrio. Dort unter den Arkaden,
Und auf den Stufen hier, wo jedem es
Behagte, ſtrecken ſie die müden Glieder,
Und welche Glieder — ſieh nur —
(Den links im Vordergrunde hingeſtreckten **Gnipho** mit dem Fuß anſtoßend.)
Gnipho, auf!
Streck deinen Arm her! — Sieh nur dieſe Sehnen,
Und dieſe Bruſt — (Mit der flachen Hand daraufſchlagend.)
voll Mark und Widerhall!
Dann dieſe beiden, Köyx hier — gerad
Herausgeſagt, ein zweiter Herkules,
Der König meiner Schar, der alle andern
Wie Krähenvolk ein Falke überfliegt —

Thumelicus (mit einer Bewegung des Unmuts aufſpringend, für ſich).
So lüg' und lüge, und erwürge dran!

Glabrio. Und jener dort — tritt her, Thumelicus!
Ich bitt dich, ſieh mir dieſen Jungen an!
Iſt das ein Stück? — Erſt zweiundzwanzig Jahre,
Schön wie Apoll, und friſch wie eine Roſe!
Wird der den Weibern in die Augen ſtechen,
Wird das ein Blinzeln und ein Schmachten geben,
Wenn der zum Kampf hinaustritt!

Köyx (im Vordergrunde links, für ſich). Kupplerſeele!

Glabrio (die Arme in die Seite ſtemmend, zu **Cälius**).
Was ſagſt du? Hab' ich wackre Burſche nicht
Dem Cäſar aufgefüttert?

Cälius. In der Tat!
Recht ſchmucke Ware! Doch nun komm hinein
Und zeig' dich dem Tribun, damit er gleich
Dem Cäſar deine Ankunft melde.

Glabrio. Recht!
Nur laß mir, eh' der Cäſar Muſtrung hält,
Erſt meine Jungen Bad und Frühmahl haben!

Cälius. Gut, gut, ich will's beſorgen!
(Sie gehen durch den Haupteingang nach links ab.)

Thumelicus (in heftiger Bewegung vortretend). Götter gebt
Geduld mir oder macht mich raſend! — König —

Der König unſrer Schar — Es macht mich lachen
Der König Köyx! — Gnipho, he!
Gnipho. Was ſoll's?
Thumelicus. Du ſtehſt ja gut mit ihm?
Gnipho. Mit wem?
Thumelicus. Mit Köyx,
Mit unſrem König! Frag ihn doch von mir,
Ob er vielleicht von König Midas ſtamme?
Köyx (aufſtehend, während auch **Aper** ſich erhebt).
Was ſoll das, Burſche? Suchſt du etwa Streit?
Thumelicus (ſich immer mehr erhitzend).
Ja, du erlogner Herkules! Du König
Von Nichts und Nirgendheim —
Gnipho. Du biſt von Sinnen.
Aper (der leiſe an **Thumelicus** rechte Seite getreten iſt).
Recht, Junge, gib ihm's heim und noch was drüber!
Thumelicus. Ja, du Nachteule nur, nicht Falke, ja.
Ich ſuche Händel!
Köyx. Such denn anderswo;
Ich hab nicht Zeit, die Rute dir zu geben!
Thumelicus (auf ihn zuſtürzend, während die Gladiatoren im Hintergrund ſich allmählich erheben und neugierig näher treten).
Bei allen Göttern, frecher —
Gnipho (**Thumelicus** zurückhaltend und mit ſich fortziehend). Halt, zurück!
Beſinnt euch! Nehmt Vernunft an, haltet Frieden!
Köyx. Ja, bring ihn fort, und ſchaff ihm einen Arzt!
Der Burſche wird vor Dünkel noch verrückt,
Weil Glabrio ihn friſche Roſe nennt,
Und weil des würd'gen Alten würdig Kind,
Lycisca, ab und zu in müß'gen Stunden
Sich luſtberauſcht auf ſeinem Schoße wiegt!
Thumelicus. Dir freilich, Neidhard, wird es nicht ſo gut.
Gnipho (bemüht ihn fortzuziehen).
Komm, ſei vernünftig! Komm!
Köyx. Mir nicht ſo gut?
Sie hat mich auch geküßt, du liebe Einfalt,
Recht oft geküßt! — Wen küßte ſie auch nicht!
Thumelicus (ſich losreißend und auf ihn zuſtürzend).
Das lügſt du, wie ein Hund! (Er ſchlägt ihn.)
Köyx (den Schlag erwiderend). Ei, willſt du Schläge,
So hab' ſie!
Gnipho (abwehrend). Nein, ihr ſollt nicht! Haltet ein!

Ayer (Thumelicus zu Hilfe kommend).
Schlag zu! Ich helf' dir, Bruder!
(Getümmel; einige Gladiatoren wehren ab, andere mischen sich in den Streit.)
Glabrio (der während der letzten Reden im Hintergrunde von links wieder aufgetreten, stürzt mit geschwungener Peitsche auf die Streitenden zu).
Blitz und Brand!
Laßt ab, ihr Schlingel! Habt ihr schon zu lang
Die Peitsche nicht gekostet?
(Indem er sie schlägt.) Auseinander,
Ihr ungeschlachten Bengel! — Meint ihr denn,
Ich hätte euch mit Grütze, Hammelfleisch,
Maiskuchen vollgestopft, damit ihr nun
Zu eigner Kurzweil euch die Haut zerbläutet?
Im Zirkus habt ihr sie zu Markt zu tragen,
Sonst nie und nirgends! — Merkt euch das, ihr Burschе,
Und nun hinüber in den rechten Flügel!
Macht fort! Hinweg!
(Die Gladiatoren, bis auf Köyx und Thumelicus, gehen langsam im Hintergrunde nach links ab.)
Glabrio (da Köyx zögert, ihn schlagend). Nun, hörst du, Köyx?
Köyx. So,
Mich schlägst du, dieser aber, der den Streit
Begann, geht leer aus! Gut, er wird's bezahlen!
Auf Wiedersehn im Zirkus, frische Rose!
(Er geht ebenfalls im Hintergrunde links ab.)
Thumelicus (ihm nachstürzend, heftig).
Im Zirkus, ja du frecher Prahler —
Glabrio (ihn bei der Hand fassend und in den Vordergrund führend).
Bleib!
Nicht von der Stelle! — Ei, was gab es nur?
Du bist ganz wirr, mein Söhnchen?
Thumelicus. Wenn du je
Wohlwollen mir in treuer Brust gehegt,
So zeig es jetzt und laß im nächsten Spiel
Mich diesem Köyx gegenüberstehen!
Glabrio. Dem Köyx! Hm! Der Bursche sah schon Blut!
Ist kühn und stark und Meister im Gefechte!
Thumelicus. Ein Herkules, nicht wahr? Der weit uns alle,
Wie Krähenvolk ein Falke, überfliegt?
Der König unsrer Schar? Mag sein, er ist's.
Doch ist er's, nun so will ich auch nicht leben!
Glabrio. Ei, Hitzkopf du! Was mäkelst du um Worte?
Preist jeder Krämer seine Ware doch!

Du ſichſt ſo gut und ſchulgerecht wie er,
Und biſt gewandter, wenn er ſtärker iſt!
So freu dich deines Werts, und gönn ihm ſeinen!

Thumelicus. Er darf nicht leben, der Lycisca ſchmähte!

Glabrio. Er ſchmähte ſie? — Dies zeigt nur, daß ſie ihn
Verſchmäht! Laß ſolche Neckereien nicht
Den Sinn dir trüben! Nebenbei erfahre,
Lycisca folgt uns nach!

Thumelicus. Nach Rom? Lycisca?

Glabrio. Sie brach mit Markus Vibius — du weißt —
Dem Krummbein, der ihr Freund war, und in Rom
Verſucht ſie nun ihr Glück!

Thumelicus. Ihr Glück verſuchen!
Was du ihr Glück nennſt!

Glabrio. Ei, von Sträußebinden
Und Kränzeflechten lebt ſich's nicht! Biſt du
Nicht auch mit Leib und Seel' dem Cäſar eigen,
Und mußt nach ſeiner Laune beides wagen,
So muß ſie's auch! Wer leben will, muß dienen!
Das iſt der Lauf der Welt!

Thumelicus. Und ſo behält
Zuletzt der Kéyx recht und ihre Reize
Sind eben Ware nur, und ich —

Glabrio. Nun ja,
Du möchteſt ſie umſonſt allein beſitzen!
Doch das iſt dummes Zeug! Ein ſchönes Weib
Und Sonnenſchein muß jeder jedem gönnen,
Bleibt jedem doch ſein Stück Genuß dabei!
Ich muß nun fort, mich im Palaſt zu melden;
Du aber, daß nicht wieder Streit erwache,
Du darfſt mir nicht hinüber zu den andern;
Ich trete dir mein eigen Stüblein ab,
Das hier herüben ich mir ausbedungen,

(Nach der Seitentüre links zeigend.)

Dies hier mein Söhnchen! Gib dich nun zufrieden
Und pfleg' der Ruhe, bis das Bad bereit,
Und kommt Lycisca, ſend' ich ſie herüber!
Nun, iſt's ſo recht, du Schelm? — Nur gräm dich nicht,
Denn das macht blaß und hager! Geh zur Ruhe,
Geh, geh mein Söhnchen.

(Er hat während der letzten Worte **Thumelicus** zur Türe links gebracht; nachdem derſelbe abgegangen.)

Seht den Jungen an!
Den Eifersücht'gen spielen! Dummes Zeug!

(Er geht im Hintergrunde links ab; nach einer Pause öffnet sich die Seitentür rechts.)

Ramis. Der wüste Lärm verstummte! Sie sind fort!
Was säumst du, komm Thusnelda! Laß den Hauch
Der Frühlingsluft die müde Brust dir weiten,
Und labe dich an frischem Maiengrün!

(Nachdem Thusnelda herausgetreten.)

Du schweigst, und schwerer noch als sonst liegt Schmerz
Und Trauer, scheint's, auf deiner Seele! — Sprich,
Geliebte! Was bewegt dich? Rede!

Thusnelda. Nichts!
Denn was sind wirre, müßige Gedanken,
Ohnmächt'ge Wut, verzweifelndes Gebet,
Und Haß und Liebe, die nicht Ausdruck finden,
Was sind sie mehr auch? Eine Welt von Schmerzen.
Und doch ein Nichts nur, nur ein leeres Nichts!

Ramis. Genug, Thusnelda! Komm hinaus ins Grüne,
Und wend' die Blicke ab von deinem Leid!

Thusnelda. Abwenden? Und wohin denn wend' ich sie,
Daß meines Lebens Fluch und Qual sie nicht,
Daß Rom sie nicht, und üb'rall Rom begegnen?
Vor mich hin? — Auf ein Grab in röm'scher Erde?
Wie, oder heft' ich sie auf diese Mauern,
In denen Rom lebendig mich begräbt? —
Und blick' ich rückwärts, ist's nicht wieder Rom,
Das meine Jugend ich vergiften sehe?
Ist's Rom nicht, das mit trugvoll schlauem Wort
So lang den greisen Vater mir bestürmte,
Bis er, Segest, der freie deutsche Fürst,
Sein Volk verleugnend, meinen Bitten trotzend,
Dem Römerfeldherrn Knecht und Späher ward?
Und als Armin nun, Deutschlands bester Mann,
Um meine Hand warb, die Segest versagte,
Dem Gegner Roms mit hartem Wort versagte,
Und als ich dann dem Manne meiner Wahl,
In dunkler Nacht aufs rasche Roß gehoben,
Halb überredet, halb freiwillig folgte,
War Rom es nicht, und wieder, wieder Rom,
Das rächend auf des Vaters bleiche Lippen
Den Fluch mir legte, der nach Jahren noch

Ein Donner, der nicht ausgerollt, mein Herz
Durchzittert —

Ramis. Schweres Leid kam über dich,
Doch auch die Kraft, es groß und ſtill zu tragen!
Dies tröſte dich! Du zeigteſt ſchwergeprüft
In jahrelanger Knechtſchaft herber Qual
Dich größer als dein Schickſal, du bewieſeſt
Dich deines Volkes, deiner ſelbſt, Armins,
Des großen Gatten wert —

Thusnelda. Unſelige!
Verhöhnſt du mich? Wie, oder fühlſt du nicht,
Daß meine Schmach iſt, was du preiſeſt, daß
Armins Gemahl, in Feindeshand gefallen,
Das ſtolze Rom um ſeinen Sieg betrügen,
Daß ſie Trotz bieten ſeiner Allmacht, daß
Sie hätte ſterben müſſen? Und ich wollte,
Ich wollt' auch ſterben! Stolz das Haupt erhoben,
Siegfreudig trat ich vor Germanicus;
Schon überleg' ich, welcher Römerhand
In raſcher Wendung ich das Schwert entreiße,
Das Tod mir, aber Freiheit geben ſoll;
Da plötzlich regt ſich's unter meinem Herzen,
Und eines neuen Lebens erſte Ahnung
Durchzuckt mich mit geheimnisvoller Luſt.
Das Herz der Mutter ward in mir geboren,
Und: Lebe, liebe hieß ſein erſter Schlag!
Da neigt mein Haupt ſich, und mein Vorſatz ſchwindet,
Und ſtumm den Feſſeln biet' ich meine Hand.

Ramis. Wie, du bereuſt es, daß du nicht vermocht,
Ein zweites ungebornes Leben noch
Mit deinem hinzumorden —

Thusnelda. Und warum
Vermocht ich's nicht? Wozu erhielt ich's, als
Daß Rom nur ſichrer mich beherrſche, daß
Tiber, des Knaben Leben mir bedrohend,
Mich zwingen könne, im Triumphgepräng'
Dem Wagen des Germanicus zu folgen? —
Wozu erhielt ich ihn, als daß mein Kind
Sie mir entreißen und mir drohen könnten,
Es hinzumorden, folternd Glied für Glied,
Verſucht' ich jemals Hand an mich zu legen!
Wahnſinn'ges Mitleid, das zum Spott der Feinde,
Zu Gram und Schmach ihn grauſam aufgeſpart!

Trugvolle Schmeichelſtimme der Natur,
Die mich verlockt zu leben, wo im Tode
Des Lebens Blüte, Ruhm und Freiheit war!
Ramis. Und wenn ſie doch nun wahr geſprochen hätte,
Des Herzens Stimme? Wenn dir ſpäter nur,
Doch um ſo herrlicher das Glück erblühte,
Das blind verzweifelnd du verloren wähnſt,
Thusnelda, wenn du hoffen dürfteſt —
Thusnelda. Hoffen?
Ich hoffe nichts mehr.
Ramis. Wer noch lebt, der hofft;
Und du — du lebſt ja noch, und bald, bald wirſt
Du innig tief wie nie zuvor empfinden,
Was Leben iſt und Freude! Muß ich noch
Beſtimmter es dir ſagen! Freue dich,
Die Zeit iſt da und Rettung nahe!
Thusnelda. Rettung?
Ramis. Heut morgen war's — du lagſt und ſtöhnteſt noch
In wirren Fieberträumen; eben hatte
Der Wächter Tor und Gitter aufgetan,
Da ſchlich ich, Kühlung ſuchend, mich hinaus,
Und ſchritt im Buſche längs der Mauer hin,
Die an die Aula ſtößt der Prätorianer;
Da plötzlich fällt ein Stein mir vor die Füße!
Ich nahm's für Knabenſpiel! Doch ſieh, ein zweiter,
Ein dritter fällt! Da ſteh' ich ſtill, und jetzt
In unſrer Sprache markig friſchem Klang,
In unſrer Wälder trauten, vollen Tönen
Hebt drüben halblaut dieſer Reimſpruch an:

„Die ihr hier gefangen ſeid
„Rettung iſt euch nah' bereit!
„In des Mittags ſchwüler Glut,
„Wenn der Späher Auge ruht,
„Steig' ich von der Mauer nieder!
„Komm nur wieder! Komm nur wieder!"

So ſprach's und Schritte hört' ich ſich entfernen!
Ich freudetaumelnd wanke ſtill ins Haus,
Mit dir laut aufzujubeln! — Doch ich fand
Dich ſtumm und wild in dich gekehrt und ſchwieg,
Durch Zweifelqualen nicht dein Leid zu mehren!
Doch jetzt glüht Mittag und die Zeit iſt da!
Jetzt folg mir, komm hinaus, dem Glück entgegen,
Dem Rettungsboten, den Armin dir ſendet —

Thusnelda. Armin iſt tot!
Ramis. Die Römer ſagten ſo!
Sie wünſchen wohl, er wär' es!
Thusnelda. Und er iſt's:
Ich wär' nicht hier, wenn ich nicht Witwe wäre!
Ramis. Was träufſt du Gift in jede gute Stunde
Und Wermut dir in jedes frohe Wort?
Komm, komm, Thusnelda!
(Nach einer ablehnenden Bewegung dieſer letztern.)
Willſt du nicht mit?
Thusnelda. Nein!
Ramis. Wohlan, ich gehe! Harr du meiner hier,
Bis wiederkehrend ich die reife Frucht
Des Glückes greifbar in den Schoß dir lege!
(Sie geht in den Hintergrund nach rechts ab.)
Thusnelda. So viel getäuſcht, und doch ſo leicht vertrauend,
So leidensmüd', und noch ſo hoffnungsvoll!
Veracht ich's, oder ſoll ich es beneiden?
Und wenn ſie doch nun recht behielte! — Nein!
Die Götter wiſſen nicht mehr von Thusnelden!
Denn wüßten ſie von mir, und blickten ſie
Ins Herz der Mutter, der Gewalt und Liſt
Ihr einzig Kind aus ihren Armen riß,
Und beide trennt, und beide höhnend doch
Zuſammenknüpft mit einer Todesdrohung,
Und ſchauten ſie, wie einſam und allein
Ich Tag für Tag verfluche, und doch lebe,
Mich täglich drum verachte, und doch täglich
Die neue Schmach zur alten ſorgend füge,
O, ſchauten ſie's von ihrem Wolkenſitz,
Sie müßten weinen, heiße Tränen weinen,
Obgleich ſie thronend überm Erdenſtaube,
Dem Leid unnahbar, ſel'ge Götter ſind!
Sie aber ſehen's nicht; unmutig wenden
Den Strahlenblick ſie ab von feiger Schwäche,
Die Schmach der Knechtſchaft vorzog ew'gem Ruhm;
Die Götter wiſſen nicht mehr von Thusnelden!
Ramis. (Aus dem Haupteingange von rechts hereinſtürzend).
Er iſt's! Er kommt, Thusnelda!
Thusnelda. Wie! Wer kommt?
Wen meinſt du? Sprich —
Ramis. O ſchönſter Tag, der je

Mit goldnem Strahl die dunkle Erde küßte!
Er iſts! Er folgt mir —
Thusnelda. Wer denn folgt dir? Rede —
Namis. Hier, ſieh es ſelbſt!
Thusnelda (Merowig erblickend, der mittlerweile im Hintergrunde rechts eingetreten). Wie? Trügen meine Augen?
Du biſt es! Ja, die Tränen, die ſo haſtig
Dir niederrollen in den grauen Bart,
Verbürgen mir's, du biſt es, Merowig!
Merowig (kniend). Thusnelda! Meine Fürſtin!
Thusnelda. Weine nicht!
Die Götter wollen's, daß wir ſo uns finden
Und ihrer iſt die Macht! Steh' auf, mein Freund,
Und nun, bevor du ſprichſt von mindern Dingen,
Laß eins mich wiſſen! — Sprich, wie ſtarb Armin?
Merowig. So weißt du, Herrin —
Namis. Wie, ſo war's nicht Lüge
Und Trug und Täuſchung bloß?
Thusnelda. Still, keine Klagen!
Ich habe ihn beweint, als du noch hofftеſt!
Jetzt wein' ich nicht mehr, ich beneid' ihn nur!
Wie ſtarb der Teure? Rede!
Merowig. Wie er ſtarb?
Das Wort verſagt mir!
Thusnelda. Rede, zögre nicht!
Merowig. Du willſt es, ſo vernimm! Germanicus,
Der dich gefangen nahm, ward bald darauf
Zur Heimat einberufen, und Armin,
Dich zu befreien, Rom zu züchtigen,
Beſchloß nun ſelbſt, in Welſchland einzudringen.
Der Stämme ſicher, die an Rhein und Ems
Und Weſer wohnen, warb zu Bundgenoſſen
Er Marbod an, den Markomannenkönig,
Damit von Rhein und Donau ſich zugleich
Das ganze große Deutſchland ſüdwärts wälze!
Doch Marbod, ſtolz der eignen Macht vertrauend,
Und zürnend längſt dem Nebenbuhler nur
Um Deutſchlands Herrſchaft in Armin erblickend,
Verſagt das Bündnis! Harte Worte fallen,
Der Zorn der Fürſten reißt die Völker mit,
Und hier und dort ſchallt Drohung, klingen Waffen!
Thusnelda. So kam's zum Streit? Und trennte wieder Neid
Und Sorge für das eigne kleine Wohl

Im Angeſicht des allgemeinen Feindes
Die deutſchen Völker? Zog ihr Wahn es vor,
Vereinzelt ſich in Ohnmacht zu verzehren,
Wo ſie vereint, ein Wille, eine Kraft,
Groß, unbezwingbar, Weltgebieter wären!

Merowig. Es war ſo, wie du ſagſt und noch viel ſchlimmer!
Es kam zum Streit und Marbod warf beſiegt
Sich in der Römer Arme, die zwar Schutz
Ihm zugeſagt, doch Knechtſchaft nur gewährten;
Dagegen ſcharen um Armin die Trümmer
Des Markomannenreichs ſich her, und täglich
Wächſt ſeine Macht, doch auch der Feinde Zahl,
Die, dienſtbar nun dem früheren Genoſſen,
Nur mühſam ihren Groll in Demut bergen.
So harren ſie argliſtig ihrer Zeit,
Und leider kam ſie. Eines Abends fanden
Den teuren Helden blutend wir im Wald —

Ramis. Erſchlagen —

Merowig. Meuchlings hingeſtreckt, den Speer
Vom Rücken her ihm in das Herz gerannt,
Wie keins noch höher ſchlug für Deutſchlands Ehre!

Thusnelda. Ermordet! Er! Ermordet von den Seinen!
Armin, der Held der Teutoburgerſchlacht,
Der Retter, der Befreier,
Weh über Deutſchland! Wehe! — Schrieſt du nicht,
Und beteteſt um einen großen Mann,
Und ſendet ihn der Götter Huld dir zu
Und riß er dich empor aus deinen Nöten,
Dann weichſt du ſcheu vor ihm zurück, dann wird
Den kleinen Seelen bang vor ſeiner Größe,
Und dann — Weh' über Deutſchland, dreimal wehe!
Dann, wenn der Retter ſeinen Dienſt getan,
Dann nimmſt du ihn, den gottgeſandten Mann,
Und wirfſt ihn hin und ſchmetterſt ihn in Stücke!

(Nach einer Pauſe.)

Vollende! — Ward der Tat ihr Lohn, und jauchzten
Ihr Beifall zu die dankbar treuen Völker?

Merowig. Nein, Herrin! Mit der Trauerkunde kam
Ein großes Schweigen über alle Gaue!
Nicht Lob ward laut, noch Tadel! Erſt nach Jahren
Gab hier und dort ein Wort ſich flüſternd kund;
Erſt ſprach man unbeſtimmt von beſſern Tagen,
Dann nannte man den Mann, der ſie gebracht,

Und jetzt — jetzt fliegt weit über Berg und Tal
Ein Schmerzensschrei der Sehnsucht nach Armin,
Jetzt spricht's, soweit die deutsche Erde reicht,
Aus jedem Mund, jetzt tönt's aus Lied und Sagen,
Daß keinen Größern jemals sie getragen!

Thusnelda. So sind sie! Ja, das ist so ihre Art!
Was lebt mit ihnen, achten sie gering,
Und zerren dran, und treten es mit Füßen!
Was ist, gilt nichts, nur was da war ist heilig;
Des Deutschen Größe wächst nur aus dem Grab!

Merowig. Aus seinem Grabe wuchs nicht bloß ein Name,
Es stieg sein Geist uns leuchtend draus empor,
Und riß uns fort auf seines Strebens Pfade!
Vereinigung der Kräfte war sein Ziel,
Die Herrschaft Roms zu brechen war sein Wunsch;
Und nun glüht dieser Drang in jeder Brust,
Zum Kampfe rüstet sich, was waffenfähig;
„Ein einig Deutschland!" schallt es durch die Täler,
„Ein Reich und einen Führer!" jauchzt das Volk;
„Doch wer soll's sein; wer soll das Banner tragen?"
Da mahnt' ich sie, Thusnelda lebe noch,
Und habe einen Sohn Armin geboren!
„Ja," rief es: „Der soll's sein! Der soll uns führen,
Der Sohn Armins!"

Ramis. Ihr großen, guten Götter!

Thusnelda. Verwirren Fiebergluten mir den Sinn?
Sind's Träume, die berückend mich umspielen?
Ist's wahr, ist's wirklich?

Merowig. Glaube mir, es ist!
Noch mehr; ich ward erwählt mit zehn Genossen,
Und hergesandt nach Welschland, deinen Sohn
Und dich befreiend heimzuführen! Rascher
Der Rettung Werk zu fördern nahmen wir
In Roms germanischen Kohorten Dienst,
Und so gelang mir's, bis zu dir zu dringen;
Und dies zur Bürgschaft und Beglaubigung
Empfange hier, (knieend) was Deutschland dir gesendet,
Daß du in deines Sohnes Hand es legest,
Und daß er's brauche, wie's der Vater tat,
Für seines Volkes Ehre, seine Macht!

Thusnelda. Sein Schwert! Das Schwert Armins! Ich kenn' dich wohl,
Du edle Klinge mit dem armen Griff,
Ich kenn' dich wohl! Wie du bist, war er selbst,

So reich die Seele, und ſo ſchlicht der Mann!
Die Waffe iſt's, doch der ſie führen ſoll,
Mein Sohn —

Merowig. Du zitterſt, was bewegt dich —

Thusnelda. Ihn,
Den einſam und in Schmerzen ich gebar,
Ihn, meinen Sigmar, meinen letzten Troſt,
Rom riß ihn weg aus meinen Mutterarmen;
Mit einem Sklavennamen nennt es ihn,
Und läßt vergebens Jahr für Jahr mich flehen,
Sie möchten mir nur einmal, nur auf Tage
Zu ſehen ihn vergönnen! Lebt er noch,
Entraffte mild befreiend ihn der Tod,
Ich weiß es nicht! Was fordert ihr von mir,
Den Sohn Armins! Ich hab' ihn nicht! Allein,
Ein dürrer Stamm, ſteh' trauernd ich am Wege!

Merowig. Nein, traure nicht, Thusnelda, denn vernimm,
Er lebt —

Ramis (die ſich ſchon früher dem Hintergrunde zugewendet, raſch vortretend).
Hinweg! Im Hauſe wird es laut!

Thusnelda. Er lebt! — Und wo — wo lebt er?

Merowig. Zu Ravenna
In friſcher Jugendblüte wuchs er auf,
Und iſt zur Stunde, weiß ich, unterwegs
Nach Rom —

Thusnelda. Hierher? Nach Rom?

Ramis (wie oben). Ich höre Stimmen,
Und Schritte nahen! Fort!

Merowig (von Ramis fortgezogen). Die Stunde drängt;
Für jetzt nur dies! Du ſiehſt ihn wieder, bald,
Noch heut vielleicht! — Bereit iſt alles, dich
Und ihn zu retten! — Hoffe denn, vertraue —

Ramis. Komm, eile, flieh!

(Sie eilt mit ihm im Hintergrunde nach rechts ab.)

Thusnelda. Ihn wiederſehen! — Nur
Ein Wort noch, Merowig! — Ihn wiederſehen!
Iſt's Traum? Iſt's Wahrheit? — Nein, es iſt kein Traum;
Dies iſt das Schwert Armins, und ſoll ich nicht
In meines Sohnes Hand es drücken, ſoll
Zu Taten nicht ich ſeinen Mut entflammen.
Des Vaters Bild ihm vor die Augen ſtellen?
Ich ſoll und will es!

Große, gnäd'ge Götter!
Ich flehte oft zu euch in stiller Nacht,
Ihr möchtet einmal noch ein groß Geschick
Mir in die Hände, auf die Seele legen,
Mir eine ernste Sendung anvertrauen,
Daß, frei und unverwirrt von Haß und Neigung
Mein Werk erfüllend, ich mir selbst bewähre,
Ich sei Thusnelda noch, Armins Gemahl,
Und würdig eine Deutsche mich zu nennen!
Ihr habt's getan, habt Deutschlands Macht und Ehre,
Und seine Zukunft meiner Hand vertraut,
Und hier gelob' ich — faßt die Hand, die schwörend
Zu euch emporlangt, faßt und haltet sie —
Ich will vollbringen, was ihr auferlegt,
Ich will's vollbringen, und vermag ich's nicht,
So werd' ich brechen, wie im Sturm die Eiche,
Doch beugen, beugen werd' ich mich nicht mehr!

Thumelicus (nach einer Pause, aus der Seitentüre links tretend).
Es ist zu schwül da drin! Ich kann nicht schlafen!
Und immer seh' den Köyx ich vor mir —
Ei sieh — Wer ist das Weib dort mit dem Schwerte?

Ramis (ohne **Thumelicus** gewahr zu werden im Hintergrunde von rechts hereinstürzend). Er ist hinüber! Glücklich wie er kam,
Entsprang er auch!

Thusnelda (ihr entgegentretend, und auf **Thumelicus** zeigend).
Still! Sieh dich vor!
(Plötzlich zusammenzuckend.) Ihr Götter!

Ramis. Was hast du? Was ergreift dich —

Thusnelda. Siehst du nicht —
Dort — oder zeigt sich's meinem Auge nur?
O sieh nur, sieh!

Ramis. Beim Wolkenthron der Götter!
Das ist Armin vom Wirbel bis zur Sohle!

Thumelicus. Was starrt ihr mich so an, verrückte Weiber!
Was wollt ihr? Sprecht!

Thusnelda. Nein! Das ist nicht Armins
Verklärter, grabentstiegner Schatten! Nein,
Dein Auge blitzt und deine Stimme klingt,
Du lebst, du bist sein Sohn und dann — Weg Tränen
Mit euren dunklen Schleiern! — Dann, o dann
Laß fesselnd diese Arme dich umschlingen,
Und fest dich drücken an mein Mutterherz —

Thumelicus. Was willst du? Laß mich —

Thusnelda. Kennst du mich nicht mehr?
Ich aber kenne dich — die Narbe hier,
Und hier das braune Mal — Sigmar, mein Sohn,
Verleugnest du den Busen, der dich nährte,
Die Arme, die in Schlummer dich gewiegt?
Thumelicus. Sigmar? Den Namen hört' ich schon —
Thusnelda. Hier nimm
Dies Schwert — nimm hin; es ist dein Vatererbe,
Blitzt gleich ein reichres hell aus deinen Blicken!
O sieh mich an, noch länger, fester! Laß
In deines Auges klarem tiefem See
Erquickend mich die wunde Seele baden!
O Freude, Freude, deine Wogen schwellen,
Und wirr wie Wirbel rauscht es um mich her!
Thumelicus (von Thusnelda umschlungen).
Der Blick! Die Stimme! Bin ich toll?
Thusnelda. Still, still!
Musik! — Das sind der Heimat Lieder — Horch,
Wie sanft und schön! — Wie? Dämmert's? Wird es Nacht?
Ich seh' dich nicht mehr, doch ich halt' dich fest —
Ich lass' dich nicht — mein Sohn —
Thumelicus (die Taumelnde unterstützend). Sie taumelt, wankt!
Herbei!
Ramis (herbeistürzend). Sie bricht zusammen! Halte sie!
Thusnelda. Mein Sohn!
(Sie ist in Thumelicus Arme auf den Boden niedergeglitten, Ramis kniet an ihrer Seite; der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Halle des kaiserlichen Palastes, von Säulengängen umgeben, die im Hintergrunde den Einblick in innere Gemächer gewähren. Links und rechts an den Wänden Tische und Stühle mit Elfenbein und Gold ausgelegt, Dreifüße usw. Im Hintergrunde Sklaven und Freigelassene; in der Mitte der Bühne Senatoren und Ritter, teils in Gruppen miteinander sprechend, teils sich hin und her bewegend; im Vordergrunde rechts Flavius Arminius vereinzelt und teilnahmslos an eine Säule gelehnt. Valerius und Gallus treten aus der Mitte vor, während Titus Marcius von links auftritt.

Valerius. Da kommt er eben!
Gallus. Marcius, willkommen!

Marcius. Habt guten Tag, ihr Freunde! Cajus Cäſar
Iſt noch nicht ſichtbar?
Gallus. Nein; er ließ einſtweilen
Nur Caſſius vor, und Piſo.
Marcius (halblaut). Führte Cäſar
Aus dieſes Piſo Haus nicht deſſen Gattin,
Die Livia, mit ſich fort, und hieß den Mann
Den Scheidebrief ihr ſenden?
Gallus. Ja, ſo war's,
Bis eben auf den Scheidebrief!
Marcius. Wieſo?
Gallus. Es war wohl, denk' ich, mehr ein Wechſelbrief!
Marcius. Vortrefflich! Köſtlich!
Valerius (leiſe und warnend). Still doch, ſtill ihr Toren
(Laut zu Marcius.) Du warſt ja geſtern im Palaſt geladen?
Marcius. Das war ich, ja!
Valerius. Und ging es luſtig her?
Gallus. War Cäſar heiter?
Marcius. Erſt zu viel, und ſpäter
Zu wenig faſt! Cäſonia nämlich führte
Ihm Sulla zu, den Mathematiker,
Der Cäſarn, wie er vorlängſt ihm befohlen,
Das Horoſkop geſtellt —
Valerius. Was hältſt du inne?
Marcius (leiſe, indem er ſie mit ſich in den Vordergrund links hinüberzieht).
Laßt, bitt' ich, uns hierher beiſeite treten;
Dort drüben ſeh' ich Flavius Armin,
Und Überläufern trau' ich nicht!
Gallus. Nun rede,
Fahr fort!
Valerius. Was gab es?
Marcius. Sulla tritt herein,
Grüßt ernſt und ſtumm, und reicht dem Cäſar dann
Ein Täfelchen des kurzen Inhalts: „Cäſar,
Dir droht kein Brutus, doch ein Caſſius!"
Valerius. Was ſagſt du, wie?
Gallus. Ein Caſſius! Iſt's möglich?
Und er? Und Cäſar?
Marcius. Er ward totenbleich;
Dann ſprang er auf, und fuhr mit rauhen Worten
Den Sulla an; der aber unerſchrocken
Beharrt darauf, die Sterne ſprächen ſo!
Und Cäſar kneift die Lippen ſtumm zuſammen,

Wie Blitze zuckt es über seine Stirne,
Und glanzlos, matt zur Erde stiert sein Blick!
Doch plötzlich lacht er auf, und reibt die Hände:
„Ich hab' es, jauchzt er, die Gefahr ist aus!
Schreib, ruft er, Capito, dem Quästor zu,
Schreib: Cäsar will, daß unterm Beile blute,
Wer Cassius heißt auf römischem Gebiet!"
Wir stehen stumm und starr, da tritt zuletzt
Hoffärtig der Präfekt der Prätorianer,
Des Cäsars Günstling, Cassius tritt vor,
Und will das böse Spiel zum Guten wenden,
Und spricht halb scherzhaft: „Ei, wo denkst du hin?
Auch ich heiß' Cassius, da fiele ja
Mein Kopf auch unterm Beil! —" Der Cäsar schweigt,
Und mißt den Mann von oben bis nach unten,
Dann spricht er ruhig: „Und was täte das? —"
Und kehrt sich um, und Cassius ward euch blaß
Bis in die Lippen!

Gallus (während Cornelius Sabinus von links hereintritt).
O, das gönn' ich ihm,
Dem Giftpilz, den ein Sonnenblick der Gunst
So hoch aufschießen ließ aus Sumpf und Fäulnis,
Von Herzen gönn' ich's ihm!

Valerius (halblaut). Sprecht leiser, Freunde!
Cornelius Sabinus, der Tribun,
Des Cassius rechte Hand, trat eben ein.

Gallus. Sprich leiser denn, doch sprich, wie ging's zu Ende?

Marcius. Ganz gut! Cäsonia, die Augusta, schaffte
Den Sulla erst beiseit', dann unter Wein
Und Küssen nahm sie Cäsarn vor und zählte
Ihm auf, wie viele Tausend Cassius
Das Heer enthielte, welchen Lärm es gäbe,
Gelangte sein Befehl an die Legionen,
Und Cäsar — kurz und gut — beschloß zuletzt,
Er wolle unter seinen Cassiussen
Nur abtun, die am meisten ihm mißfielen,
Und damit gingen wir —

Valerius. Und das war alles?

Marcius. Nun ja! Nur hört' ich, ließen heute früh
Vor Tag noch vierzig Blutsentenzen ab
In die Provinzen!

Valerius. Wie, schon heute früh?

Gallus. Und was geschah denn —

Marcius. Still; der Caſſius;

(Caſſius Chärea, Präfekt der Prätorianer, iſt während der letzten Rede im Hintergrunde, aus den inneren Gemächern kommend, erſchienen und tritt jetzt mit einigen Sklaven in die Mitte der Bühne.)

Caſſius (zu den Sklaven). Die Sänfte vor! Der Cäſar will ins Bad!
Geh' einer hin, und meld' es der Auguſta!

(Während zwei Sklaven ſich entfernen, die übrigen Anweſenden vornehm grüßend.)

Ihr aber Conſulare, Cajus Cäſar
Erwartet euch!

(Während Martius, Gallus, Valerius, Flavius Armin und die übrigen Anweſenden, mit Ausnahme des Cornelius Sabinus grüßend abgehen, und im Hintergrund in den inneren Gemächern verſchwinden, für ſich.)

Ans Werk! Kein Säumen mehr!
(Zu einem dritten Sklaven.) Ich will Cornelius Sabinus ſprechen;
Geh', ſuch' ihn auf!

Cornelius Sabinus (vortretend). Er harrt ſchon deines Winkes!

Caſſius. Ich grüße dich, Tribun! Was bringſt du mir?

Cornelius. Nicht mehr, als daß die Fechter von Ravenna,
Die Cäſar für das Kampfſpiel her beſchied,
Heut morgen angekommen. — Ihre Namen
Und welcher Gattung jeder, zeigt dies Blatt!

Caſſius (die Rolle nehmend, die Cornelius ihm hinreicht).
Die Fechter von Ravenna! — Ja, ganz recht!
Es ward gemeldet ſchon!

Cornelius. Wie ruhte Cäſar,
Und fand ihn dieſer ſchöne Morgen wohl?

Caſſius. Ganz friſch und wohl, und gnädiger als je!

Cornelius (nach einer Pauſe). Wir ſind allein und ſicher, Caſſius!

Caſſius (nachdem er rings herumgeblickt).
Sind wir's? — Wohlan ſo wiſſe, täglich wächſt
Gefahr und Not und dringt auf Abwehr! — Nicht
Als ob ich mich an Kleinigkeiten ſtieße,
Wie etwa an den Streich, den Cäſar jüngſt
Dem Piſo ſpielte, oder daß er geſtern
Den reichen Lepidus enthaupten ließ,
Sein Gut dem leeren Staatsſchatz zuzuwenden —

Cornelius. Und wir ſind hier in Rom, und wir ſind Römer!

Caſſius. Ich will's ſogar verwinden, daß entweihend
Das alte Heiligtum der Dioskuren,
Sein eigen Bild er neben ihre ſtellen,
Und vom Senat als Schutzgott Latiums
Gebete fordern ließ und Weihaltäre!

Cornelius. So iſt nichts heilig mehr? — Beherrſcht nur Wahn
Und toller Aberwitz mehr Welt und Leben?

Caſſius. Faſt ſcheint es ſo! — Denn, alles dir zu ſagen,
Caligula iſt krank! — Du weißt, er war
Ein feiner Kopf ſonſt, faßte ſchnell und prüfte
Und wog die Dinge, war der Rede mächtig,
Den Künſten wohlgeneigt! — Doch nun ſeit Wochen —
Es ſei nun beim Geſchäfte, im Geſpräch —
Verſinkt er plötzlich in traumähnlich Brüten,
Starrt vor ſich hin, fährt jählings jetzt empor,
Jauchzt, tanzt und ſpringt, dann ächzt er kläglich wieder:
„Er habe Gift, man wolle ihm ans Leben!
Und ſchwankt und taumelt, bis erſchöpft, ohnmächtig
Er in ſich ſelbſt wie tot zuſammenbricht;
Nachts irrt er ſchlaflos durch die Hallen, ſieht
Geſpenſter da und dort in allen Ecken
Und tritt hinzu und ſpricht die Wände an,
Erwidert Geiſterreden, die nur er
Vernimmt —

Cornelius. Wahnſinnig alſo! Wie er längſt
In Wunſch und Willen Ziel und Maß verlor,
Verwirrt ſich dem verſtörten Geiſt nun auch
Der Dinge leiblich Maß, und ihr Verhältnis!
Und das erſchreckt dich! Was in deine Hand
Ihn liefert, macht dich ſorgen?

Caſſius. Wär' er toll,
Ganz toll, ich ſorgte nicht! Doch eben dieſe
Halbblindheit, dieſer mattunſichre Blick
Des Seelenauges, dieſes Niederliegen
Des Geiſtes, der dann wieder aufſchnellt plötzlich
Zum Tigerſprung, deſſ' Ziel nicht zu berechnen,
Das iſt es, was mich ſchreckt! Die wirre Laune,
Die heute früh ihn vierzig Blutſentenzen
Ausfert'gen ließ, könnt' einmal auf die Tafel
Auch meinen Namen ſetzen! — Kurz, ich will
Der Sorge quitt ſein, und für immer!

Cornelius. Wie,
So wollteſt du —

Caſſius. Er muß hinweg und bald!
Ich weiß, du ſehnſt dich nach dem alten Rom,
Du ſchwärmſt für Caſſius' und Brutus' Größe!
Wohlan, laß ihre Tat uns wiederholen!
Er muß hinweg! — Du ſtaunſt — du zweifelſt —

Cornelius. Nein,
Ich weiß, wo du vorangehſt, darf ich folgen!

Caſſius. Noch heute denn ſei Hand ans Werk gelegt!
Ich will beraten mit den Senatoren,
Du hol' der Prätorianer Stimmung aus;
Das übrige zu beſſrer Zeit! Ich ſehe
Den Cäſar nahen!

Cornelius (während in den Gemächern des Hintergrundes Caligula mit ſeinem Gefolge erſcheint, und langſam vorſchreitet).
Wer begleitet ihn?

Caſſius. Der Piſo, Freund, derſelbe, dem er jüngſt
Die Gattin ſtahl, dann Titus Marcius,
Der eitle Schwätzer, und was ſonſt noch kriecht,
Und buhlt, und bangt und zittert für ſein Leben!
Der Alte mit der Binde überm Auge,
Der jetzt an Cäſars Kleid die Falten ordnet,
Iſt Flavius Armin! — Du kennſt ihn wohl?

Cornelius. Der Bruder des Armin, der Varus ſchlug
Im Teutoburger Wald?

Caſſius. Das iſt er, ja,
Und ordnet jetzt an Cäſars Kleid die Falten!

Cornelius. An ſeiner Statt erröt' ich —

Caſſius. Er iſt eben
Nur ein Germane, wie wir Römer ſind!

(Caligula auf den Arm des Cajus Piſo geſtützt und von Titus, Marcius, Gallus, Valerius, Flavius Arminius und andern Senatoren und Rittern begleitet, iſt während den letzten Reden in der Mitte der Bühne angelangt; im Hintergrund Sklaven.)

Caſſius (nachdem er Caligula begrüßt, zu den Sklaven).
Ihr dort, die Sänfte vor!

Caligula. Du meinſt, ich ſoll
Ins Bad? — Nein, Caſſius! Ich bin erſchöpft,
Bin krank und müd', zum Niederſinken müde!

Caſſius. Bringt einen Stuhl, dem Cäſar einen Stuhl!

Caligula. Wie ich dir ſagte, Piſo, das Gewicht
Der Herrſchaft liegt zu ſchwer auf meiner Seele;
Die Pflicht zu ſtrafen reibt mein zart Gewiſſen,
Der Drang zu nützen meine Kräfte auf!
Dazu des Feldzugs in Germanien
Gefahr und Mühſal —

Piſo. Bracht' er dir doch Lorbeern,
Wie ſelbſt Germanicus, dein großer Vater,
Sie nie erwarb!

Caſſius (während ein Stuhl gebracht und in den Vordergrund der Bühne rechts ſamt einem Tiſchchen hingeſtellt wird, beiſeite zu Cornelius):

Er ließ ein Dutzend Sklaven,
Verkleidet als Germanen im Gebüsch
Sich zeigen; zwei Legionen mußten dann
Den Wald durchstreifen, und Trophäen bauen;
Das war sein Feldzug in Germanien!

Caligula. Ja, dieser Feldzug — deine Hand, Armin,
(von Arminius und Piso unterstützt, sich auf den Stuhl niederlassend)
Wir taten Wunder, und die Feinde liefen —
Du warst ja auch mit, Flavius —

Flavius. Ja, Cäsar!

Caligula. Und sahst sie laufen, die Germanen?

Flavius. Ja,
Sie liefen, Cäsar!

Caligula. Ei, du schämst dich wohl,
Du bist ja selber, weiß ich, ein Germane!

Flavius. Wenn Liebe für das große Rom, und Treue,
In Cäsars Dienst bewährt, zum Römer machen,
Bin ich ein Römer!

Caligula. Gut, recht gut gesagt!
Hab' Dank! (Pause.)

Cassius (sich Caligula nähernd).
Du bist nicht heiter! Welche Sorge
Beraubt uns deines Lächelns?

Caligula. Schwindel, Freund,
Nur Schwindel! — Sonderbar! Der Alte steht
Mir immer noch vor Augen!

Cassius. Welcher Alte?

Caligula. Ich will dir's sagen!
(Er winkt; die Anwesenden treten einige Schritte zurück, so daß nur Piso und Marcius, die sich hinter seinem Stuhle befinden, und Cassius, der vor ihm steht, in der Nähe bleiben.)
Heute Nacht, nachdem
Mich Livia verlassen — Im Vertrauen,
Das Weib ist unvergleichlich, Piso —

Piso. Du machst mich stolz, mein Cäsar!

Caligula. Sie war fort,
Und müd' und schlaflos lag ich hingestreckt,
Da rauscht der Vorhang, und wer schlüpft herein
Mein Vetter Drusus, der sich selbst vergiftet —
Silanus dann, mein Schwiegervater, der
Im Bad den Hals sich abschnitt, statt des Bartes;
Der streckte mir das blut'ge Messer hin,
Als hätte ich dem Narren es geschliffen —

Und endlich kam Tiberius, mein Ohm,
Mit einem Kiſſen, mit demſelben Kiſſen,
Mit dem ich ihn, wie meine Feinde lügen,
Erſtickt ſoll haben, und nun faßten ſie,
Die drei, ſich bei den Händen, und begannen — (konvulſiviſch lachend)
Ich lachte mich halb tot — es war auch wirklich
Zu ungereimt, zu närriſch — ſie begannen
Zu tanzen — langſam erſt, dann immer ſchneller —
Und immer enger kreiſen ſie um mich —
Und bringen immer näher mir heran — (aufſchreiend)
Da — ſieh nur, Caſſius — da ſind ſie wieder!
Zurück — ihr ſollt nicht — Weg,
Ihr kalten Hände! Weg von meiner Stirne —
(Er ſinkt außer ſich in den Stuhl zurück.)

Piſo (ſich abwendend, für ſich). Entſetzlich!
Marcius (ebenſo). Grauenvoll!
Caſſius. Mir ſträubt's das Haar,
Mir ſtockt das Blut im Herzen! —
(Laut.) Einen Arzt,
Schafft einen Arzt herbei!
Caligula (aufſpringend in höchſter Wildheit). Ich will nicht! Halt!
So wahr ich Cajus Cäſar, keinen Arzt,
Und Kopf herab, wer deutelt oder plaudert!
(Nach einer Pauſe gefaßt und gleichgültig.)
Wie ſteht es, Caſſius, mit meinen gelben
Hyrcaniſchen Hündchen, den ſechs Löwen, mein' ich,
Die Tubero mir von Damaskus ſandte?
Caſſius. Sie raſteten, und zeigen jetzt ſich friſch
Und grimm genug; du kannſt ſie, wann es ſei,
Beim Kampfſpiel brauchen.
Caligula. Deſto beſſer! — Sprachſt
Du nicht vorhin von Fechtern auch?
Caſſius. Von jenen,
Die heute von Ravenna angekommen;
Dies Blatt gibt Anzahl dir, und Namen kund!
Caligula (in die ihm überreichte Rolle blickend).
Hier fünfzig Stück, und die von Capua,
Von Nola — Gut? Das wird ein Metzeln geben,
Da wird der rote Saft des Lebens fließen,
Und Wohlgeruch mir dampfen!
(Plötzlich die Rolle auf den Tiſch neben dem Stuhl hinwerfend.)
Pah! Auch das
Wie abgenützt, wie ſchal! Gibt's kein Gewürz

Für ſtumpfe Gaumen mehr, und keinen Reiz
Für abgeſpannte Nerven!
Caſſius (der ſich indeſſen dem Hintergrunde zugewendet).
Raum! Gebt Raum,
Beliebt es, der Auguſta!
Cäſonia (von einigen Frauen begleitet, die im Hintergrunde zurückbleiben, aus der Mitte auftretend). Dank den Göttern!
Ich treff' dich noch; ich fürchtete beinah'
Ich käm' zu ſpät!
Caligula. Das Glück kömmt nie zu ſpät,
Und Schönheit kömmt erwünſcht, wann ſie auch komme!
Cäſonia. Und biſt du wohl? Du ſiehſt ſo blaß, mein Cäſar!
Caligula. Du aber ſtrahlſt wie Aphrodite ſelbſt!
Dies reizende Gewand, die edlen Glieder
Mehr zeigend als verhüllend, dieſes Haupt,
Das ſtolz ſich auf dem weißen Nacken wiegt,
Und denk' ich erſt, daß dieſes ſchöne Haupt —
Cäſonia. Daß dieſes Haupt? Nun —
Caligula. Daß es fallen muß,
Wenn ich's befehle, ſo entzückt mich's doppelt!
Für jetzt indeſſen — Komm, ich will hier ruhen! —
(während Cäſonia den ſichtlich Ermatteten zum Stuhl hingeleitet)
Für jetzt indes erſinn' dies ſchöne Haupt
Womit wir heut den Tag zu Ende bringen!
Cäſonia. So willſt du nicht ins Bad!
Caligula. Nein, nichts vom Bad!
(halblaut geheimnisvoll) Es mahnt mich an Silanus, der im Bad —
Cäſonia. Was kümmern uns die Toten? Sammle dich,
Stärk' deine kranken Nerven durch Muſik!
Caligula (wie früher). Aufſpielen, meinſt du? Daß die Geiſter tanzen!
Cäſonia (ſich abwendend, halblaut zu Caſſius, während Caligula im Lehnſtuhl ſitzend geſenkten Hauptes vor ſich hinſtarrt).
Mir graut vor ihm! — O, ſieh nur, Caſſius,
Wie ſtarr er vor ſich hinblickt! Wie bewege
Ich dieſer ſchlaffen Seele toten Sumpf?
Ich ſuch umſonſt, wohin den Blick ich wende!
Caſſius (halblaut). Und doch wär's nötig, daß ſich etwas fände!
Dies Brüten, weißt du, macht zuletzt ihn wild,
Und kein Liebkoſen zähmt den kranken Tiger.
Caligula (plötzlich auffahrend). Cäſonia, wo biſt du? Bleib bei mir!
Cäſonia (an ſeinen Stuhl herantretend).
Komm, laß die Gärten uns beſuchen, dort
Mit Ballſpiel uns ergötzen —

Caligula. Nein — Ja — Nein —
Ich kann mich nicht entſchließen noch, mich zu
Entſchließen! — Laß uns, meine Göttin, erſt
Das Kampfſpiel ordnen, das ich geben will!
Die Fechter ſind zur Stelle!
(Die neben ihm auf dem Tiſche liegende Rolle entfaltend und hineinblickend.)
Sieh doch, ſieh!
Thumelicus —, den Namen kenn' ich ſchon;
Woher nur kenn ich ihn? — Thumelicus —
Marcius (vortretend). Vielleicht, daß aus Thusneldens Bittgeſuch —
Ich trug dir's geſtern vor — der Name, Cäſar,
Dir im Gedächtnis blieb —
Flavius (erſchüttert). Thusnelda! —
Caligula. Wie!
Thusnelda, hieß nicht ſo das Weib Armins,
Der damals gegen Varus ſich empörte,
Und war's mein Vater nicht, Germanicus,
Der ſie gefangen nahm, als bald darauf
Er rächend in Germaniens Wälder brach?
Marcius. So war's! dein großer Vater brachte ſie
Nach Rom.
Caligula. Und ließ Tiber, mein Ohm, als ſie
Sich ſträubte, bei Germanicus' Triumph
Des Siegers Wagen zu begleiten, ließ
Er nicht das Kind aus ihren Armen reißen,
Das hier gefangen ſie Armin geboren,
Und drohte —
Marcius. Ja, er drohte ihr das Kind
Zu töten, wenn nicht jeglichem Befehl
Sie ſtumm ſich füge, und ſie fügte ſich!
Caligula (halblaut für ſich).
Ja, er verſtand's, der Alte mit dem Kiſſen! (Laut.)
Und was nur, ſprich, was will mir denn Thusnelda?
Was bittet ſie?
Marcius. Sie fleht um eine Gunſt,
Bisher ſo oft verſagt noch, als erbeten:
Man möchte einmal nur, nach vielen Jahren,
Den Anblick ihres Sohnes ihr vergönnen,
Der fern der Mutter, auf Tibers Geheiß
Erzogen in Ravennas Fechterſchule —
Caligula. Was ſagſt du, wie? — Iſt's möglich? Zu Ravenna,
Thumelicus —
Marcius. Der eben iſt ihr Sohn!

Caligula. Thumelicus, Armins, Thusneldens Sohn!
Flavius (für sich). Der Sohn Armins, mein Neffe!
Caligula. Sieh doch, sieh,
Wie das sich fügt, sie sehnt sich nach dem Sohne,
Und er ist hier, der Sohn Armins? Vortrefflich!
(Sich zurückbeugend zu Cäsonia.)
Was meinst du, Teure? Ließe sich daraus
Nicht etwas machen, etwas, wie ich's liebe?
Ein Spiel voll Reiz und Spannung, ein Genuß
Nicht bloß die Sinne stachelnd, auch den Geist,
Ein Anblick prickelnder als Taprobanes
Und Indiens Gewürze?
Cäsonia. Welcher Anblick,
Und welches Spiel denn, Cäsar?
Caligula. Welches Spiel?
Ein Kampfspiel, süße Unschuld! Denke nur,
Ein Jüngling, der vor seiner Mutter Augen
Ficht, blutet, fällt! — Das war nicht da noch, nie, (aufspringend)
Seit Blut zuerst des Zirkus Sand getrunken!
Flavius (für sich).
O Schmach und Gram! O Jammer und Entsetzen!
Caligula (der einige Schritte rasch auf und niedergegangen, plötzlich vor Cäsonia stehen bleibend, mit dem Ausdruck der Unentschlossenheit).
Auch dies zwar, recht betrachtet, ist am Ende
Nur leerer Schein, bedeutungsloses Nichts!
Cassius (leise zu Cäsonia).
Nun brauche deinen Witz! Laß nicht das Spielzeug,
Ergriffen kaum, der matten Hand entschlüpfen!
Caligula. Was ist denn dieser Sohn Armins mir auch?
Ein höchst unschädlich Ding, ein Feind aus Pappe,
Ein Fechter nur, und da sein Sieg unmöglich,
Gereicht mir's zum Triumphe, wenn er fällt?
Cäsonia. Wie, ist's nicht schon Triumph, daß deiner Größe
Armins Geschlecht nicht furchtbar mehr erscheint?
Ist's nicht Triumph, daß Kind und Mutter, die
Als Geisel ängstlich noch dein Ohm bewachte,
Dir nichts mehr sind, nur eben gut genug,
Ein Schaustück mehr, im Zirkus zu ergötzen!
Cassius (leise zu Cäsonia).
Vortrefflich! Nur so fort!
Cäsonia. Ist's nicht Triumph,
Daß, wenn mit den Germanen jahrelang
Dein Vater kämpfte, und sie nicht bezwang,

Daß dir, dem größern Sohn, der Sieg gelungen;
Daß du erſt, du Germanien bezwungen,
Denn nicht wer ſiegt in einer blut'gen Schlacht,
Nur wer den Feind verachtet und verlacht,
Der hat ihn wahrhaft in den Sand gerungen.

Caligula. Ja, du haſt recht! Das iſt's, das gibt Bedeutung,
Und Hintergrund dem luſtig grellen Spiel!
Nun ſteht das ganze Bild mir vor der Seele,
Thusnelda mit dem Eichenkranz im Haar,
Ihr Sohn in Tracht und Waffen der Germanen,
Erliegend vor den Streichen eines Gegners,
Der meine Waffen, meinen Purpur trägt,
All' dies verkünde laut wie Jovis Donner
Germaniens Fall, Caligulas Triumph!

Caſſius (halblaut zu Cäſonia).
Nun ſind wir ſicher!

Flavius (für ſich). Rettet, helft, ihr Götter!

Caligula. Wein, bringt mir Wein, und laßt Muſik erſchallen!
(Zu Cäſonia.) In meine Arme, holde Zauberin!
Das konnteſt du nur, nur ein Weib erſinnen!
In meine Arme! Denn nun iſt mir wohl;
Ein Wunſch, ein Ziel, ſteht wieder mir vor Augen,
Ich kann noch wollen, und ſo leb' ich noch!

Caſſius (für ſich). Nicht lang mehr, oder Sullas Sterne lügen!

Caligula. Wein ſchafft mir, Wein! Ein Feſt ſei dieſer Tag,
Der lächelnd mir die Perle neuen Reizes
An meines Lebens dürre Küſte warf!

(Muſik außer der Bühne, die bis an das Ende des Aktes fortwährt.)

Du Caſſius, führſt mir noch in dieſer Stunde,
Die Fechter von Ravenna vor! du Piſo,
Begrüß in meinem Namen den Senat,
Und ſag' den Vätern, daß ich zum Triumph
Des Cajus Cäſar insgeſamt ſie lade!
Was ſäumſt du? Geh!

(Piſo geht ab; Sklaven mit goldnen Bechern und Kannen treten auf.)

Cäſonia (eine Kanne ergreifend). Hier, Cäſar, hier iſt Wein!

Caligula (einen Becher ergreifend, in den Cäſonia einſchenkt).
Dank, Hebe! Dieſen Becher gutem Glück,
Und meines Spieles fröhlichem Gelingen!

Caſſius. Und wem verleihſt du das Ädilenamt,
Daß ordnend er des Zirkus Vorbereitung
In Obhut nehme?

Caligula (den Becher in der Hand im Kreise umherblickend).
Das Ädilenamt?
Wem ich's verleihe? (Nach einer Pause.) Flavius Armin!
Tritt näher! — Dir, der einst der Weserstrand
Des Bruders Bitten Ohr und Herz verschloß,
Und unerschüttert treu blieb seiner Fahne,
Du, der nur Römer ist, nicht mehr Germane,
Dir übertrag' ich das Ädilenamt!
Flavius. Mir, Cäsar, mir —
Caligula. Begib dich zu Thusnelden,
Und führ' den langentbehrten Sohn ihr zu;
Er sei der Ihre, bis das Spiel beginnt,
Dann soll er fechten vor der Mutter Augen,
Und sie soll schauen, welches Los ihm fällt!
Dies ist mein Wille, den verkünde ihr,
Und sorge, daß er pünktlich sich erfülle;
Denn käm' es anders, wärst du mehr Germane
Und wen'ger Römer, als du sonst behauptet,
Dann Heuchler, bei Kronions Donnerkeil,
(Wirft ihm den Becher vor die Füße.)
Dann rollt dein Haupt dahin, wie dieser Becher! —
(Halblaut zu Cäsonia.)
Was sagst du, Täubchen? Alle hab' ich nun,
Den ganzen Stamm Arminis in meinem Netze!
(Laut.)
Und nun hinweg! Laß hell die Flöten klingen!
Gesang erwache rings, und Becherschall!
Bis zum Olymp soll unser Jubel dringen,
Und in den Orkus dröhn' sein Widerhall!
Ich lebe wieder! Leben heißt genießen;
So laß denn, Wonne, deine Quellen fließen,
Und reiß' uns fort in deinem Wogenschwall!
(Er geht, Cäsonia führend, ab; die übrigen drängen stürmisch nach.)
Flavius (vortretend).
Verflucht, wer träumte, und vom Traum erwacht,
Das Spielzeug blinder Willkür, roher Macht!

(Der Vorhang fällt rasch.)

Dritter Akt.

Schauplatz wie im ersten Akte.

(Glabrio zieht Lycisca, die einen Kranz von Rosen im Haar, mehrere andere Blumenkränze am Arm, und ein Körbchen mit Blumen in der Hand trägt, aus dem Hintergrunde von links auf die Bühne.)

Glabrio. Nein, nicht aufs Forum! Hierher sollst du kommen,
Hier brauch' ich dich!
Lycisca. Und soll ich endlich hören,
Warum du mich, die angekommen kaum
Sich rüstig gleich an ihr Geschäft begab,
Die Käufer schon wie Bienen rings umschwärmten,
Warum du mich hinweg vom lauten Markte
Hierher entbotest in dies dunkle Haus?
Glabrio. Warum? Warum? Weil ich aus Rand und Band,
Weil ich zu müd' bin, noch den Arm zu rühren,
So tüchtig schlug ich auf die Schlingel los,
Weil du die Bursche zu Verstande bringen,
Begüt'gen sollst!
Lycisca (den Korb neben sich hinstellend und die Kränze darauf legend).
Was gab es nur? Sag' an?
Glabrio. Streit gab es, Streit, erst deinetwegen zwischen
Thumelicus und Këyx —
Lycisca. Diese Toren!
Glabrio. Dann fand der Junge, der Thumelicus,
Hier seine Mutter, ein Germanenweib,
Das Rom in Haft hält! Da dies Weib nun aber
Wie auch ihr Gatte war, von fürstlicher
Geburt —
Lycisca. Ist's möglich? Wie, dann wär' ja auch
Thumelicus ein Fürst! — Und wir, wir wagten
So ganz vertraulich mit ihm umzugehen!
Wenn's seine Ahnen nur nicht übelnehmen!
Glabrio. Das ist das Unglück eben! Wie du sprichst,
So sprachen auch die andern Bursche alle;
Mein Fürst, mein König! ging's von Mund zu Mund;
Dazwischen scholl es: Waldmann! deutscher Bär!
Und jeder neckte ihn mit neuen Possen!
Lycisca. Und er?

Glabrio. Er ſchlug mit Fäuſten rechts und links
Und da die andern ihm nichts ſchuldig blieben,
So hieß es: Peitſche 'raus, und wie geſagt,
Ich hab' mich lahm geprügelt an den Schlingeln;
Drum holt' ich dich, damit du Frieden ſtifteſt,
Und mir die Burſche wieder fügſam machſt;
Denn morgen iſt das Kampfſpiel, und du weißt,
Gemütsbewegung taugt nicht vor dem Kampfe.
Auch faßte Cäſar, der heut Muſt'rung hielt,
Vor allen den Thumelicus ins Auge,
Und hieß mich ſorgen, daß der Burſche ja
Beherzt und tapfer ſich beim Kampfſpiel zeige!
Lycisca. Der nichtig eitlen Sorge! Iſt der Junge
Doch wohlgeſchult, und mutig wie ein Löwe —
Glabrio. Bah, wohlgeſchult! Des Zirkus Sand iſt heiß,
Und wer zum erſten Mal mit blanken Waffen
Statt mit dem Holzſchwert ficht, wer einen Gegner
Wie Diodor ſich gegenüber ſieht —
Lycisca. Wie, doch nicht Diodor, den Kappadoker,
Den Sohn des Sieges, wie ſie hier ihn nennen,
Weil keiner den Koloß noch überwand?
Glabrio. Der eben ward zum Gegner ihm erkoren!
Lycisca. Dann hat der Cäſar ihm den Tod geſchworen;
Dann muß er, muß er fallen!
Glabrio. Dummes Zeug!
Im Kampf muß keiner fallen, als der fällt,
Und tritt der Junge nur wie ſonſt recht dreiſt,
Kaltblütig, freien Geiſtes in die Schranken,
Wer weiß, wohin der Sieg zuletzt ſich neigt!
Drum ſetze du den Trotzkopf ihm zurecht,
Glätt' ſeiner Stirne zorngeſchwollne Adern,
Daß Groll und Haß mit Schleiern nicht den Blick
Ihm morgen trüben; mach' ihm Poſſen vor,
Liebkoſ' ihn —
Lycisca. Nein, ich muß ihn reizen erſt,
Daß all' ſein Grimm ſich gegen mich entlade,
Und Reue dann in meine Hand ihn gibt!
Glabrio. Gut, gut, ich will dir nicht ins Handwerk pfuſchen;
Nur ſag' ihm — denn er liebt ja Kleiderprunk —
Er ſoll bewaffnet auf Germanenart
Im Zirkus fechten —
Lycisca. Soll er das?
Glabrio. Kein Wort

Von Diodor! Nenn' lieber ihm den Keyx,
Als wäre der zum Gegner ihm erkoren;
Lycisca. Und wenn ihn nun der Diodor erschlägt?
Glabrio. Wer weiß das? — Blitz und Brand! Und wenn es wäre —
Lycisca. Nun ja! Er ist ein Fechter! Er ist da,
In Schmach zu sterben, wie in Schmach ich lebe!
Was liegt an uns, wenn Rom sich nur ergötzt!
Glabrio. Was führst du da für Reden? Bist du toll?
Nur kein Gefühl, kein Mitleid, keine Rührung,
Wenn du nicht meine Peitsche kosten willst;
Auf Gold und Vorteil sieh, auf dein Vergnügen,
Das andre alles ist nur dummes Zeug!
Doch still, da kommt er! — Sieh nur, wie erhitzt,
Wie trotzig wild er dreinschaut, wie verstört!
Sieht so ein Bursche aus, bei allen Göttern,
Der morgen vor dem Cäsar fechten soll? —
Ans Werk denn, Mädchen! Nimm ihn in die Lehre,
Brauch deine Kunst; ich drücke mich beiseit'!

(Während Thumelicus aus dem Hintergrunde von rechts heraustritt, schleicht Glabrio im Hintergrunde nach links ab.)

Thumelicus (in den Vordergrund tretend, ohne Glabrio und Lycisca zu bemerken). Pest über mein Geschick! Da ich der Mutter
Als Kind bedurfte, mußt' ich sie entbehren,
Und find' sie nun, da ich sie missen könnte!
Dem Blute nach ein Fürst bedeut' ich doch,
Und bin und habe nichts; und keine Frucht
Erwarb ich von der Kunde meiner Abkunft,
Als daß die Schufte hier mich Bärenprinz
Und Bettelkönig schelten! Doch paßt auf;
Hier steht es eingekerbt, und ihr sollt zahlen!
Lycisca (die sich bisher im Hintergrunde rechts gehalten, ihre Blumen und Kränze hinwerfend, als wäre ihr das Körbchen entschlüpft).
O meine Blumen!
Thumelicus. Wie, Du hier in Rom,
Lycisca! Seh' ich recht?
Lycisca (knieend mit ihren Blumen beschäftigt). Und ist das alles?
Du hier in Rom! — Und bückst dich nicht einmal,
Und siehst nach meinen Blumen?
Thumelicus (des Körbchens und der Blumen gewahr werdend).
Blumen! — Wie,
Versahst du schon mit Ware deinen Kram,
Und treibst, kaum angekommen, mir zum Possen,
Das alte, häßliche Geschäft?

Lycisca. Wie, häßlich?
Sind meine Blumen häßlich? Sieh einmal
Die Rosen an, und hier die Anemonen —
Thumelicus. Hinweg mit dir! Ist hier ein Blumenmarkt?
Fort, sag ich, fort! Such' anderswo dir Käufer!
Lycisca (die mittlerweile ihr Körbchen wieder gefüllt und die Kränze darauf gelegt hat). Das will ich auch, du garst'ger Griesgram, der
Nur keift und schilt! Da war der Konsular,
Der eben mir begegnet, höflicher;
Ein Mann bei Jahren, grauen Haares schon,
Und lächelte und kniff mich in die Wangen,
Und warf dies Täfelchen mir in den Korb —
(Aufstehend und ihm ein Täfelchen hinreichend.)
Da sieh nur, lies! — Doch ja, du kannst nicht lesen!
Thumelicus. Ich will's auch, will's nicht können!
Lycisca. Höre nur!
(Lesend.)
„Du mit den Rosen im Korb, was, rosiges Mädchen verkaufst du?
„Rosen? Oder dich selbst? Oder auch beides zugleich?"
Thumelicus. Das nennst du höflich? Nun bei allen Göttern,
Dann sind auch Peitschenhiebe Höflichkeit!
Lycisca (sich an ihn schmiegend).
Du Schlimmer, sei nur gut! Versteh' doch Spaß!
Komm, komm, du Wildfang, laß uns Frieden haben!
Was kümmert uns der Alte? — Blick mich an,
Und lächle! Willst du nicht? — Doch sieh, was baumelt
Vom Gürtel dir herab? — Was soll dir nur
Das Fleischermesser?
Thumelicus. Laß, was kümmert's dich?
Lycisca. Was ist's nur? Sag mir's!
Thumelicus. Meines Vaters Schwert!
Lycisca. Ei, was du sagst? Und wer war denn dein Vater?
Thumelicus. Er hieß Armin und war ein deutscher Fürst,
Und schlug die Römer — Wie nennt es nur
Die Mutter — Ja, im Teutoburger Wald!
Lycisca.
Deutsch! Deutsch! Wie häßlich breit das Wort klingt: Deutsch!
Ein deutscher Fürst! — Du also bist wohl auch
Ein deutscher Fürst, wie deine Väter?
Thumelicus. Wie?
Willst du mich auch verhöhnen, wie die andern?
Mich wilden Mann und Bärenhäuter schelten?
Du wagst es, Dirne?

Lycisca. Ihr gerechten Götter!
Nichts will ich, nichts! — Ich will dich nicht verhöhnen,
Ich denk' nicht dran! — Ach, wie du mich erschreckt;
Die Knie zittern mir! Was nimmst du auch
Ein schlichtes Wort so übel? Möchte gleich
Ich selbst, gesteh' ich, keine Deutsche sein,
So ist's doch eben —
Thumelicus. Unglück nur — nicht wahr,
So meinst du doch? Nun freilich auf dem Markt,
Geschminkt, wie du, zur Schau sich stellen, kichern,
Nach rechts und links liebäugeln, schnöde Gunst
Um schnödes Gold verkaufen, freilich das
Ist etwas mehr als Unglück noch, das ist
Auch Schande!
Lycisca (schluchzend). Schön, recht schön! — Das ist mein Dank,
Daß von Ravenna ich dir nachgefolgt —
Und gleich vom Markt weg mich zu dir gestohlen —
Ich konnt' nicht früh genug dich wiedersehen —
Und dafür —
Thumelicus. Still, was greinst du?
Lycisca. Ja, verachte
Und schilt und schmäh' mich nur! — O mir geschieht
Nur recht! — Warum auch lieb' ich dich, ich Törin,
Und will von dir nicht lassen —
Thumelicus. Weine nicht!
Es macht mich wild, wenn ich dich weinen sehe!
Komm, trockne dir die Augen! — Sieh, mir kochte
Das Blut schon von der Mutter wirren Reden,
Von der Gefährten Hohn, von Këyx' Spott
Und nun kommst du noch —
Lycisca. Ich! — Bei allen Göttern!
Ich fand es herrlich, daß ein deutscher Fürst,
Der du doch einmal bist, im Zirkus morgen
Auf deutsche Art bewaffnet fechten soll —
Thumelicus. Im Zirkus? — Ich — auf deutsche Art bewaffnet —
Lycisca. Ein Helm mit Geierflügeln — denk' dir nur —
Ein Tierfell um die Schultern, und der Schild
Verziert mit Buckeln — Wie, das läßt dich kalt,
Du freust dich nicht? — Du liebtest ja doch sonst
Auffäll'ge Tracht und fremden Waffenschmuck
Und jetzt —
Thumelicus (heftig). Nein, sag' ich, nein! Ich will, will nicht
In deutschen Waffen fechten!

Lycisca. Bist du toll? —
(Lauernd.) Wie, oder hat die Mutter dir's verleidet?
Thumelicus. Die Mutter? Mir? Sie weiß ja nicht einmal —
Lycisca. Sie wüßte nicht, daß du ein Fechter bist?
Du hast es ihr verheimlicht, ihr verschwiegen —
Thumelicus. Sie fragte nicht danach, was sollt' ich's sagen?
Lycisca. Was also hält dich ab, bei allen Göttern —
Thumelicus. Ich will nicht fechten in der Bärentracht,
Will nicht zum Hohn mich, zum Gespötte wieder
Der Schlingel machen —
Lycisca. Wie, du fürchtest Hohn
Und Spott für dich? — Und ich frohlockte eben,
Daß du nun über jene sie verhängen,
Sie züchtigen wirst —
Thumelicus. Sie züchtigen? Und wie,
Womit denn? Rede!
Lycisca. Fragst du noch, womit?
Wenn du, des deutsche Abkunft sie verhöhnten,
Den Bärenhäuter, wilden Mann sie schalten,
Wenn du nun eben, wie zum Trotz den Spöttern,
Als Deutscher morgen in die Schranken trittst,
Und wenn du siegst — und du, du mußt ja siegen —
Thumelicus. Als Deutscher sie besiegen! — Ja, das ist's!
Lycisca. Wenn Köyx, der zum Gegner dir bestimmt —
Thumelicus. Der Köyx sagst du —
Lycisca. Wenn der freche Prahler,
Zerrissen von des deutschen Bären Tatzen,
Im Staube blutend dir zu Füßen liegt,
Ist das nicht Züchtigung, ist das nicht Rache?
Thumelicus. Der Köyx, mir zum Gegner ausersehen!
O, daß ich hier ihn hätte, Aug' in Aug'
Vor mir ihn hätte! Daß ich würgend schon
Die Lästerzung' ihm aus dem Rachen preßte!
O, wär's nur morgen schon!
Lycisca. So willst du fechten?
Im Ernst — Du willst —
Thumelicus. Verdorre diese Hand,
Wenn morgen nicht in Köyx Blut sie badet!
Lycisca. Du sträubst dich nicht mehr vor der deutschen Tracht?
Thumelicus. In eine Narrenjacke steck' ich mich,
Um diesen Schuft von Köyx zu erschlagen!
Lycisca. Dein Auge leuchtet, deine Wange glüht!
Sieh, nun gefällst du mir, nun bist du wieder

Mein lieber, ſchöner Fechter, wie du warſt,
Und dafür ſollſt du auch — Nein; jetzt noch nicht;
Erſt heute abends, wenn ich wiederkomme,
Und wenn du friſch und munter biſt, wie jetzt —
Dann ſollſt du auch dafür ein Küßchen haben!

Thumelicus (die Entſchlüpfende feſthaltend).
Warum nicht jetzt? O, laß es jetzt mich haben!

Lycisca (ſich ihm entwindend).
Nein, laß mich! Geh!

Thumelicus (ihr nacheilend). Du ſollſt, du mußt!

Lycisca (wieder entſchlüpfend). Nein! Nein!
Nicht vor heut abend!

Thumelicus (ſie umfaſſend). Jetzt gleich, jetzt!

Thusnelda (aus der Seitentüre rechts heraustretend). Mein Sohn!
(Während Thumelicus Lycisca fahren läßt, einen Schritt vortretend.)
Wer iſt das Weib?

Lycisca (zu Thumelicus). Iſt dieſe deine Mutter?

Thusnelda. Und du, wer biſt du? Rede!

Lycisca (die ihre Kränze auf den Arm genommen, und ihr Körbchen aufgerafft hat). Wie du ſiehſt,
Ein Weib wie du, nur etwas jünger wohl,
Nicht hochgeboren, aber hübſch und munter,
Nicht Fürſtin zwar, doch eine Römerin;
Ein Blumenmädchen gleich' ich meinen Roſen,
Ich blühe — und ich ſteche ab und zu!
Nun weißt du's, deutſche Fürſtin!
(Thumelicus einen Kuß zuwerfend.) Heute abend!
(Sie geht im Hintergrunde nach links ab.)

Thusnelda (nach einer Pauſe).
Ich weiß, mein Sohn, es zollen niedre Seelen
Dem Unglück Ehrfurcht nicht, nur Spott und Hohn;
Auch ſtaun' ich nicht, daß dieſe hier ſich zeigte,
Wie ihresgleichen eben, rauh und roh,
Ich ſtaune, daß du deiner wert ſie fandeſt,
Daß deine Liebe — denn geſteh' es nur,
Du liebſt ſie —

Thumelicus. Ich? — Nun ja, ich bin ihr gut;
Das Ding iſt hübſch, recht hübſch, und macht mir Spaß
Mitunter —

Thusnelda. Wie? Verſteh' ich dich? Du bringſt
Mit ihr nur müß'ge Stunden tändelnd hin;
Du liebſt ſie nicht, und achteſt ſie wohl kaum?
Mein Sohn, in Deutſchland ehren ſie die Frauen;

Der rohſte Krieger ſchätzt in jedem Weibe
Die Mutter, die im Schoße ihn getragen,
Und gläubig lauſcht er dem Prophetenwort
Von keuſcher Jungfraun unentweihten Lippen!

Thumelicus. Nun ja, in Deutſchland, doch wir ſind in Rom!

Thusnelda. Das ſind wir, ja, und waren's nur zu lange! —
Genug! Wenn freudetrunken ich bisher
Dem Glück nur lebte, wieder dich zu haben,
Laß Ernſtres nun fürſorgend uns bedenken!
Denn eine große Zukunft liegt vor dir,
Und welterſchütternde Geſchicke ruhen
Auf deinem Haupt, mein Sohn, in deinen Händen!

Thumelicus. Nun ſprichſt du wieder, was ich nicht verſtehe!

Thusnelda. Du wirſt es faſſen lernen! Jetzt nur dies!
Was du, der Sohn Arminś, geboren biſt,
Das weißt du, Sigmar; laß mich hören nun,
Was, meiner Hut entfremdet, du geworden
In meiner Feinde Hand?

Thumelicus. Was ich geworden?
Groß ward' ich, wie du ſiehſt, und ſtark und rüſtig!

Thusnelda. Dank ſei den Göttern, die dir Kraft verliehen,
Des Mannes beſtes Erbteil! — Doch ſag' an,
Wie brauchte Rom ausbildend deine Kraft?
Zu niedrem Knechtesdienſt? Am Pflug vielleicht,
Wie, oder tat es dir die Werkſtatt auf,
Und lehrte dich ein ſchnödes Handwerk treiben?

Thumelicus. Kein Werkzeug führt' ich jemals, als das Schwert;
Die Waffen brauchen, das iſt mein Gewerbe!

Thusnelda. Zum Krieger zogen ſie dich auf? Sie ſelbſt! —
Daran erkenn' ich euch, ihr großen Götter!
Den macht ihr blind, den ihr verderben wollt!
Ihr ſtürzt ihn nicht, ihr ſtreut ein Sandkorn nur
Ihm in den Weg, ausgleiten laßt ihr ihn,
Bis ſtrauchelnd er, der eignen Wucht erliegend,
Unhemmbar niederrollt, dem Abgrund zu,
Den ſelbſt er aufriß, daß er ihn verſchlinge! —
Nun ſind ſie unſer! Dank, ihr großen Götter!
Selbſt banden ſie die Geißel ihrem Rücken,
Selbſt ſchliffen ſie das Meſſer ihrer Bruſt;
Ihr haltet ſie nicht mehr, ſie ſind verloren!

Flavius Arminius (der während der letzten Reden im Hintergrunde von links aufgetreten iſt). Thusnelda!

Thusnelda (zuſammenſchreckend). Wehe mir!

Thumelicus. Was faßt dich an?
Thusnelda. Vernahmſt du nicht die Stimme, die da rief?
Nur einmal hört ich ſie und nie mehr, nie,
Vergeſſ' ich ihre tiefverhaßten Klänge!
Flavius (vortretend).
Thusnelda, hör mich an!
Thusnelda (ſich langſam nach ihm umwendend). Er iſt's! — Mich täuſcht
Kein Blendwerk! — Ja, er iſt's! — Was willſt du mir,
Verräter, der vom Vaterlande ließ,
Schmach deines edlen Stamms, Unwürdiger,
In deſſen Namen ſchon ſich Rom und Deutſchland,
Verrat und Treue, Sklavenſinn und Freiheit
Zu eklem Mißklang widerwärtig mengen,
Was willſt du, rede, Flavius Armin?
Flavius. Ich weiß, mein Anblick iſt dir unerwünſcht!
Als ich vor Jahren dir, dem Weib des Bruders,
An dieſer Stelle Troſt und Hilfe bot,
Da hießeſt du erzürnt von dir mich gehen,
Du fluchteſt mir —
Thusnelda. Ich tat dir, wie du einſt
Armin getan! Wie dort am Weſerſtrand,
Mit Hohn vergeltend redlich ernſte Worte,
Des Speeres Wucht du nach dem Bruder warfſt,
So ſchleuderte ich meinen Fluch nach dir,
Und warf dir meinen Abſcheu vor die Füße!
Geh, rief ich, und du gingſt! Was kehrſt du wieder?
Flavius. Nicht jener, der dich grollend einſt verließ,
Ein Alter, Mildrer kehr' ich dir zurück,
Und dich auch hoffte milder ich zu finden,
Gerechter, mäßiger, nicht bloß dem Grab,
Der Wahrheit auch und beſſrer Einſicht näher!
Denn nicht mein Wille war es, der entzweiend
Uns Brüder trennte; des Geſchickes Strömung
Riß jenen dahin, dort hinüber mich!
Und ſchwebte jetzt ſein Geiſt aus jenen Höhen,
Wo Wahrheit wohnt und Frieden, uns herab,
Wie dir vertrauend naht' ich dem Verſöhnten —
Thusnelda. Du lügſt; erbleichen, zittern würdeſt du
Vor ſeinem Anblick, ſcheu dein Angeſicht
Verbergen vor den lichtverklärten Zügen
Und leugneſt du's —
(Ihm **Thumelicus**, der bisher abgewendet geſtanden, mit raſcher Wendung gegenüberſtellend.)

Sieh her, hier ist Armin,
Und blicke ihm ins Auge, wenn du darfst?
Flavius (sein Gesicht in den Händen verbergend).
Armin, ihr ew'gen Götter!
Thumelicus. Sieh doch nur!
Was machst du, Mutter? Mich erbarmt des Mannes!
Thusnelda. Sei liebreich gegen alle wie die Sonne,
Erbarmen zeig' dem Wilde, das du fällst,
Dem Gegner, den du triffst, doch für Verräter
Nur Haß, und wieder Haß, und kein Erbarmen!
Flavius. Wohlan denn, da du unversöhnlich starr
Dich zeigst —
Thusnelda. Ja, nenn' mich so, ich bin es, bin
Dem Schlechten unversöhnlich bis zum Tode!
Flavius. So fahrt denn hin aus meiner Seele Grund,
Versöhnung, Scham und Reue! Fahret hin!
Ihr wollt nicht Liebe, habt denn meinen Haß!
Und so vernimm, was Cäsar dir gebietet;
Du sollst im Zirkus morgen, ist sein Wille,
In fürstlichem Gewand, den Eichenkranz
Im Haar, mit ihm der Spiele Zeugin sein,
Die dort er feiert —
Thusnelda. Ich? In fürstlichem
Gewand? Im Zirkus? — Ist das Hohn? Wie, oder
Birgt Schlimm'res noch mir feindlich deine Rede?
Flavius. Ei, bangt die stolze Tochter des Segest?
Vernimm erst dies noch, Cajus Cäsar will,
Daß dieser hier, dein Sohn, beim Kampfspiel morgen
Zum erstenmal in deiner Gegenwart,
Vor Rom und Cäsar seine Kunst bewähre.
Thusnelda. Wie, seine Kunst bewähren? Welche Kunst?
Du lächelst — Rede, Mann der halben Worte,
Welch Unheil droht mir? Sag's mit einem Mal!
Flavius. So weißt du nicht, daß Rom auch deinen Sohn
Wie Hunderte nur dazu aufgespart,
Daß seiner Wunden Anblick, daß sein Blut
Dem Pöbel Roms zum frohen Schauspiel diene?
Kennst du sie nicht, die Kampf und Wechselmord
Nach Regeln lernen und als Kunst betreiben
Und Fechter sich nach ihrem Handwerk nennen?
Kennst du sie nicht? — Wohlan,
(Rasch vortretend und auf Thumelicus hinweisend.)
hier siehst du einen,

Der morgen in Germanentracht und Waffen
Auf Tod und Leben vor dir fechten soll!
Thusnelda. Auf Tod und Leben? — In Germanentracht?
Sigmar — ihm glaub' ich nicht — sprich du zu mir!
Bist du, was jener sagt? — Bist du es, rede!
Thumelicus.
Der Mann spricht Wahrheit! Ja, ich bin ein Fechter!
Thusnelda. Ein Fechter — du? —
Thumelicus. Ich kämpf' zu Roß und Wagen,
Und bin im Sichellampf, im Netzwurf Meister!
Das bin ich — ja, frag' nur den Glabrio!
Thusnelda. Der Sohn Arminś!
(Sie verbirgt das Gesicht in den Händen; nach einer Pause rasch gegen Flavius vortretend.)
Das also ist's! — Ihr wollt
Nicht bloß den Sohn Thusneldens und Arminś
Hinschlachten grausam vor der Mutter Augen;
Ihr hülltet ihn, erfindrisch wie ihr seid,
Vorerst noch gern in deutsche Tracht und Waffen,
Ihr möchtet Schmach noch Schmach zum Morde fügen,
Und hinterlistig in Arminś Geschlecht
Auch Deutschland, seine Wiege, mit beschimpfen!
Das möchtet ihr? — Ihr aber werdet nicht!
Die Götter haben uns ein andres Ziel
Gesteckt! Gebiete, drohe Cäsar nur!
Ein größres Schicksal ist uns aufbehalten
Und leuchtender wird unser Ende sein!
Flavius. Du bist von Sinnen, Weib! Wenn Cäsar: ja!
Gebot, wer wagte: nein! zu sagen?
Thusnelda. Ich!
Nie wird Thusnelda, sag' es deinem Herrn,
Nie wird in Festesschmuck sie Zeugin sein,
Von ihres Kindes Schmach, von Deutschlands Schande!
Und nie wird dieser hier, der Sohn Arminś,
Des Vaters Waffen wie zum Spotte tragend,
Im Zirkus ringen um des Lebens Preis!
Nie, sag' ich, nie! — Er ist mein Sohn und wird
Nicht kämpfen —
Thumelicus (losbrechend). Ich nicht kämpfen! Willst du toll
Mich machen, rasend toll?
Thusnelda. Ihr ew'gen Götter!
Thumelicus. Nicht kämpfen sollt' ich, wenn schon Cäsars Huld
Den Recke mir zum Gegner auserlesen?

Nicht kämpfen? Ich daheim mich feig verkriechen,
Indes im Zirkus jubeln die Genossen
Den Todesgruß dem Cäsar bringen? Soll
Mit Fingern Keyx höhnend nach mir weisen,
Mich Hasenherz und Memme schelten dürfen?
Nicht kämpfen sagst du? Lieber gleich nicht leben!

Flavius (für sich). Der Glückliche! Er fühlt nicht seine Schmach!

Thusnelda. Sigmar! Mut ziemt dem Mann, und du bist mutig
Und sollst es zeigen auch, ich schwör' dir's, sollst
Dem stolzen Rom es bald und herrlich zeigen,
Nur jetzt nicht, hier nicht sollst du Kraft und Mut
In diesem schnöden Gaukelspiel vergeuden!

Thumelicus. Wie nennst du es? Ein schnödes Gaukelspiel!
Wenn Rom sich prangend wie zum Feste schmückt,
Wenn Cäsar, der Senat, die röm'schen Ritter,
Im feierlichen Zug zum Zirkus schreiten,
Des weite Räume schon ein wogend Meer
Von Stimmen und Gestalten brausend füllt,
Wenn nun auf Cäsars Wink die Schranken sich
Den Kämpfern öffnen, und es still wird, still,
Als wäre nie, was Sprache heißt, gewesen,
Und nun das Zeichen dröhnt, die Streiche fallen,
Der vordringt, jener weichend raschen Wurfes
Mit seinem Netz des Gegners Helm umschlingt,
Und der sich losringt, wieder sich verstrickt,
Jetzt trifft, und jetzt getroffen, blutet, taumelt
Und sinkend selbst die Brust dem Feinde bietet,
Den Streich empfängt und endet, und wenn jetzt
Wie plötzlich eine Wetterwolke birst,
Rings Beifall, donnerdröhnend, erderschütternd
Herabrauscht auf des Siegers trunknes Haupt,
Hier Rosen, Lorbeern dort ihm niederregnen,
Der Cäsar Beifall nickt und tausendstimmig:
Dem Sieger Heil! durch alle Lüfte schallt! —
Das wäre Spiel nur, schnödes Gaukelspiel?
Das ist der Sieg, das ist der Ruhm, das Leben!

Thusnelda. Von Siegen träumst du, Wahnverblendeter,
Begreifst du nicht, daß sie dich töten nur,
Am Sohn des Vaters Siege rächen wollen!
Und du — du könntest —

Thumelicus. Kämpfen will ich, kämpfen!

Thusnelda. Und Deutschland, Unglückseel'ger, das du schändest,
Des Vaters Namen, den du frech entweihst,

Die Hoffnung deiner Mutter, die du täuſcheſt!
Iſt nichts dir heilig mehr? Biſt du ein Fechter,
Weil Rom dich ſo genannt, dich ſo erzogen?
Du biſt der Sohn Armins, du biſt ein Deutſcher,
Uns, uns gehörſt du an!

Thumelicus. Was deutſch, was römiſch!
Ich bin ein Fechter, Kampf iſt mein Gewerbe;
Und wenn du etwa deines Deutſchlands wegen
Dich meines Standes ſchämſt, ſo wiſſe nur,
Ich ſchäm' nicht minder mich des deutſchen Namens,
Ich ſchäm' mich, wiſſe, ein Barbar zu ſein,
Und hier für alle Zeiten ſchwör ich ab
Des deutſchen Stammes Namen und Gemeinſchaft!
Zu Rom ward ich geboren, Rom erzog mich,
Ich bin —

Thusnelda. Halt ein, Unſeliger, halt ein!

Thumelicus. Ich bin ein Römer, will ein Römer ſein!
Und ſo geh' hin, und melde deinem Herrn,
Du Bote Cäſars, das ich fechten werde
Im Zirkus morgen, wie er mir gebeut,
Zu ſiegen, wenn die Götter mir's vergönnen,
Zu fallen, wenn ihr Ratſchluß mir's verhängt!

(Er geht raſch in die Seitentüre links ab.)

Flavius (nach einer Pauſe, zu Thusnelda, die wie erſtarrt, das Antlitz in den Händen verborgen, daſteht).
Thusnelda, mag auch dir noch unverſöhnt
Der alte Groll für mich im Herzen leben,
Aus meinem ſchwand er hin mit dieſer Stunde!
Was du auch ſprachſt, ich klage dich nicht an,
Was du auch ſinnſt, ich hindre nicht dein Streben;
Leb wohl! Wie hart du erſt an mir getan,
Betrübtes Mutterherz, dir ſei's vergeben!

(Er geht durch den Haupteingang nach links ab.)

Thusnelda. Ich wußt' es wohl, Schmach iſt die Frucht der Schwäche!
Ich hätte ſterben müſſen! Will mein Sohn,
Sein Volk verleugnend, ſich zum Feinde wenden,
Und wahnbetört den Ruhm des Vaters ſchänden,
Mein iſt die Schuld! — Doch ſorge nicht, Armin,
Ich geb' der Schmach nicht deinen Namen hin;
So darf er nicht, ſo wird dein Sohn nicht enden!

(Während ſie ſich zum Abgehen wendet, fällt raſch der Vorhang.)

Vierter Akt.

Schauplatz wie im vorigen Akte.

Merowig und Ramis (treten durch den Haupteingang ein, Thusnelda tritt aus der Seitentür rechts ihnen entgegen).

Thusnelda. Willkommen, Merowig! Du hältst mir Wort,
Und kömmst zur rechten Stunde; wollten nur
Die Götter, daß du auch zur guten kämst!
Merowig. So hoff' ich, Herrin, denn ich bring' dir Gutes,
Der Rettung frohe Kunde bring' ich dir.
Noch heute nacht bricht unsre treue Schar
In dieſe Mauern, euch hinwegzuführen!
Die Wächter ſind gewonnen, Roſſe harren,
Im Fluge durch die Eb'ne uns zu tragen,
Und iſt nur erſt der Appennin erreicht —
Thusnelda. Genug! Zu viel! Eh' wir der Ernte denken,
Laß erſt der Ausſaat uns verſichert ſein! —
Merowig. Du ſtehſt ſo ſtill, ſo trüb mir gegenüber!
So wär es wahr, wovon mir Ramis ſprach?
Er widerſtrebte dir; er will das bleiben,
Wozu ihn Rom gemacht, ein Fechter bleiben!
Ramis. Er hält zum Feind! Er iſt in Römerhand
Ein Römer worden!
Thusnelda. Nein, er iſt ein Deutſcher,
In jedem Herzſchlag, jedem Tropfen Bluts
Ein Deutſcher! — Deutſche Treue iſt's, mit der
Sein Herz an Rom hängt, weil es ihn erzogen;
Deutſch iſt der Mut, der ihn zum Kampfe drängt;
Deutſch ſelbſt der Wahn, der alles lieber will,
Als eben deutſch ſein! — Ja, er iſt ein Deutſcher,
Und daß er's iſt, das eben iſt vielleicht —
Thumelicus (außer der Bühne).
Jo, Bachus! Stoß an, Lycisca!
Thusnelda (zuſammenzuckend). Seine Stimme!
Merowig. Trinkſpruch und Becherklang!
Ramis. So iſt es! Ja,
Der Sohn Armins hält Tafel, lärmt und ſchwelgt
Und wiegt auf weichem Pfühl bei vollen Bechern
Sein Mädchen auf dem Schoße!
Thusnelda. Laßt ihn ſchwelgen!

Laßt ſeine Triebe keck und ungeſtüm,
Wie Meeresfluten, übers Ufer ſchlagen;
Laßt alle Blüten ſie vom Lebensbaum
In toller Haſt auf einmal niederſchütteln;
Laßt friſche Jugend ihre Blaſen werfen;
Aus trüber Gärung reift der edle Wein!

Merowig. Nur daß es Mannestrotz, nicht Knabenlaune,
Nur daß es Kraft ſei, Kraft, die überſprudelt,
Nicht Geiſtesohnmacht, die in Schlamm ſich wälzt;
Denn wo kein Aufſchwung, iſt kein Hoffen mehr! —

Thusnelda. Ihr grollt ihm, ihr mißachtet ihn, ihr beiden!
Und warum grollt ihr ihm? — Weil er ſo ſchroff
Mir erſt entgegentrat? — Er iſt ein Fechter
Und ſollte kämpfen nicht und ſiegen dürfen?
Iſt's nicht begreiflich, daß ſein Zorn entbrannte?
Iſt's menſchlich nicht, daß er nicht opfern wollte,
Wofür ich Hohn nur, nicht Erſatz ihm bot? —
Doch wenn du deinen Auftrag nur enthüllend
Ein Volk ihm zeigeſt — nein, ein Volk von Völkern,
Ganz Deutſchland, das zu ſeinem Banner ſchwört,
Wenn ich ihm Taten zu vollbringen nenne,
Die ärmſte ſicher der Unſterblichkeit,
Dann wird die Binde ihm vom Auge fallen —
Ein großes Schickſal macht den Menſchen größer —
Dann wird er fühlen, wer und was er iſt —

Lycisca (ſingt außer der Bühne in Begleitung eines Saiteninſtruments).

„Heißer Kuß und würz'ger Wein!
Bald vom Purpur deiner Lippen,
Bald vom Blut der Reben nippen;
Heißer Kuß und würz'ger Wein,
Das macht doppelt ſelig ſein!"

Thumelicus (außer der Bühne einſtimmend).

„Das macht doppelt ſelig ſein!"
Jo, Bachus! Jo!

Thusnelda (für ſich). Weh mir! Mein Herz erſtarrt
Bei dieſen Klängen! Wenn das falſche Rom
So ganz der Seele Schwingen ihm gelähmt,
So durch und durch ſein Herz vergiftet hätte —
Nein! Was auch komme, was die Stunden bringen,
Die Schande Deutſchlands wird mein Sohn nicht ſein!

Merowig (nach einer Pauſe).
Thusnelda! Vorwärts drängt die Zeit, und will
Entſcheidung!

Thusnelda. Ramis! Rufe meinen Sohn
Zu mir, und sorg' dann, daß vom Zwinger her
Kein Späherauge lauernd uns entdecke!
(Ramis in die Seitentüre links ab.)
Merowig. Ich wünschte sehr, du hättest nicht bis jetzt
Die Sendung ihm verhehlt, mit der ich komme!
Droht morgen doch das Kampfspiel; rasche Flucht
Allein entzieht ihn der Gefahr, und wenn
Er zweifelnd unsern Bitten sich versagte —
Thusnelda. Der Himmel, hoff' ich, wird uns gnädig sein!
Merowig. Du hoffst — das heißt, du fürchtest! — Nur wenn Hoffnung
Die Menschen aufgibt, flüchtet sie zum Himmel,
Und glaubtest wahrhaft du an deinen Sohn —
Thusnelda. Ich glaube an die Götter, und was komme,
Die Sache Deutschlands geb' ich nicht verloren! —
Da ist er! — Tritt beiseite!
Thumelicus (mit Ramis aus der Seitentüre links tretend).
Fahr' die Pest
Dir auf den Nacken! Kommen soll ich, Hexe!
Und wohin soll ich kommen, und zu wem?
Ramis. Hier deine Mutter mag dir Antwort geben!
Thusnelda (während Ramis im Hintergrunde nach links abgeht).
Tritt näher, Sigmar!
Thumelicus. Nun was soll es? — Rede!
Doch mach es, bitt' ich, kurz! Ich habe Gäste —
Vielmehr, ich bin zu Gast geladen — oder
Noch besser, man bewirtet mich! Gleichviel!
Was soll es, sprich!
Thusnelda. Mein Sohn, blick auf, und sieh
Den Mann hier!
Thumelicus. Diesen hier! Ei seht doch, seht!
Das Tierfell und der Helm mit Geierflügeln —
Ja so! Jetzt faff' ich's erst! —
(Vor Merowig hintretend und ihn von allen Seiten musternd.)
Fürwahr, recht hübsch!
Recht kleidsam und doch echt germanisch!
Thusnelda. Wie!
Verlassen dich die Sinne? — Wofür hältst
Du diesen Mann!
Thumelicus. Den Mann hier! Nun wofür
Denn sonst als einen, den mir Cäsar sendet,
An seinem Leibe mir die Tracht zu zeigen,
Die morgen ich im Zirkus führen soll!

Thusnelda. Unwürd'ger Irrtum, ſchmachvoll wie das Leben,
Das Rom dich führen ließ! Betörter, wiſſe,
Der Waffenbruder deines Vaters iſt's,
Der hier vor dir ſteht, der zu dir zu dringen
In Roms germaniſche Kohorten trat;
Der Helfer iſt es, den dir Deutſchland ſendet,
Dein Retter, dein Befreier —

Merowig. Und vor allem
Ein treuer Freund, wie er's dem Vater war!

Thumelicus. Ein Freund! Ein Retter! Ei, was ſchwatzt ihr da?

Merowig. Mein Fürſt — denn alſo nach des Vaters Tod
Geziemt es uns Cheruskern, dich zu nennen —
Mein Fürſt, mich ſendet Deutſchland und es ruft
Durch mich dir zu: Auf, ruft es, denk der Schmach,
Die in Arminis Geſchlecht ich mit erlitten;
Ergreif des Vaters Schwert denn, Sohn des Helden,
Und räche ſie und räch' die Heimat mit!

Thusnelda. Vernahmſt du es, mein Sohn? Sie rufen dir,
Die Völker all', die zwiſchen Rhein und Donau,
Vom Speſſart bis an die Karpathen wohnen,
Das ganze große Deutſchland ruft nach dir!
Auf, dröhnt es donnerlaut, und Schwerter klirren
Und Hörner ſchmettern drein — Auf, Sohn Arminis,
Auf, räche dich, und räch' uns alle mit!

Merowig. Die Fürſten, wie die Völker harren dein!
Tritt unter ſie! — Nur deines Winkes braucht's,
Nur deines Anblicks, und ſie ſind in Waffen!
Ans Werk denn! Dieſe Nacht noch fliehen wir —

Thumelicus. Bewältigt mich des Weines Kraft, und macht
Mich wirblicht — oder ſeid ihr toll? — Ich fliehen,
Ich Deutſchlands Völker zu den Waffen rufen?

Thusnelda. Verzweifelſt du? Du ſagſt, du ſeiſt ein Fechter
Und Kampf ſei dein Gewerbe; zeige denn,
Was du vermagſt! Doch Rom, dies ſtolze Rom,
Das unter Elfenbein und Goldgetäfel,
Wohin du greifſt, nur Schutt und Moder iſt,
Rom, dieſes Weltreich, dem ein Raſender
Gebieter, Rom, das nicht an ſeine Götter,
Nicht an ſich ſelbſt mehr glaubt, Rom, das uns beide
In Ketten ſchlug, und dich zum Fechter machte,
Und nun dich morden will, Rom ſei dein Gegner,
Rom ſchlage, ſtürze; Rom beſiege, Rom!

Thumelicus. Ei, heiß' doch lieber gleich den Mond vom Himmel
Herab mich holen! — Wer besiegte Rom?
Merowig. Wir schlugen's, wir, im Teutoburgerwald!
Thusnelda. Wie, wähnst du uns zu schwach? — So folg uns, komm
In unsre Wälder! Lerne dort frei sein
Und Freiheit schätzen, sieh Recht walten dort,
Wo hier nur Willkür herrscht, und Wahrheit, wo
Hier Trug und Lüge gleißen! Reife dort
Zum Mann auf unter Männern; fasse, fühle,
Daß wir jetzt *sind*, was diese hier *gewesen*,
Und stürze Rom, denn unser ist die Welt!
Thumelicus. Und warum stürzt' ich Rom? Was tat mir Rom
Je Böses, Deutschland Liebes je, daß ich
Für Deutschland Rom befehdete? — Was ist
Mir Deutschland? —
Thusnelda. Wie, das Land, für das dein Vater
Sein Blut vergoß, das Land, in dem Geburt
Zur Herrschaft dich berief, Cheruskerfürst,
Deutschland verleugnest du?
Merowig. Ist's möglich? Wie,
Du wolltest blind sein für der Heimat Winke,
Dein Ohr verschließen, wenn die Mutter ruft?
Du kannst, du wirst nicht —
Thumelicus. Warum könnt' ich nicht?
Wenn Deutschland, meine Mutter, wie du's nennst,
Durch zwanzig Jahre weder mein gedachte,
Noch dieser, die das Weib Armins, warum,
Bei allen Göttern, sollte ich nicht auch
Vergessen dürfen dieser Rabenmutter?
Was ist mir Deutschland, wiederhol' ich euch!
Ich bin kein Deutscher, kein Cheruskerfürst;
Ich war und bin, und bleibe was ich bin,
Thumelicus, der Fechter von Ravenna.
Thusnelda (nach einer Pause, sich abwendend zu Merowig).
Sprich du zu ihm, ich weiß nichts mehr zu sagen!
Merowig. Wär' ich der Mann, der über Sprudelworte
Der Dinge Kern vergißt, beim Hammer Thors!
Ich kehrte heim, und ließ dich nach Behagen
Hier Fechter sein und bleiben! — Doch du bist
Der Sohn Armins, der einz'ge, der vermöchte
Die Splitter deutscher Kraft in eins zu schmelzen,
Und darum bleib' ich, und beschwöre dich,
Vergiß in deinem Zorne gegen Deutschland

Nicht deiner ſelbſt, und tu' für dich, was du
Für uns nicht tuſt! Wir bieten dir ein Heer,
Gewalt und Macht, den Purpur der Cäſaren
Dir zu erobern! Stoße nicht von dir,
Was niemals wiederkehrt! Sei unſer Führer,
Und Rom gehorcht dir, und die Welt iſt dein!

Thumelicus. Gewalt und Macht! — Der Purpur der Cäſaren!
Das freilich läßt ſich hören und — fürwahr,
Ich will's bedenken! — Doch genug für heut'!
Ich muß hinein — Wir ſprechen mehr davon
Zu beſſrer Stunde! — Morgen oder —

Merowig. Morgen?
Steht morgen nicht das Kampfſpiel dir bevor,
Und wenn du —

Thumelicus. Wenn ich fiele, meinſt du? — Nein,
Ich muß, ich werde ſiegen!

Merowig. Tor! Und wenn
Du ſiegteſt, glaubſt du denn, du würdeſt dann
Noch wählen können; wähnſt du, Deutſchland werde
Zum Führer ſeiner Völker den erwählen,
Der ehrlos ſich ein Knecht mit Knechten ſchlug,
Den Fechter, dem im Zirkus Siegeskränze
Roms Pöbel zuwarf! — Nein, heut' mußt du wählen,
Jetzt oder nie mehr! — Später iſt's zu ſpät!

Thumelicus (im höchſten Ausbruch der Wut faſt ſtammelnd).
Ehrlos, weil ich ein Fechter bin! — Ehrlos —
Und für euch Deutſche, die die Hand im Schoß
Mich ruhig werden ließt, was ich geworden —
Iſt Aurelian nicht röm'ſcher Ritter, Valens
Nicht Kriegstribun, und waren auch nur Fechter —
Und ich — euch Wilden, euch Barbaren — ehrlos!
Wohlan, ſo hört und merkt es euch für immer;
Nie werd' ich, nie der Deutſchen Führer ſein!
Und wolltet ihr den Erdkreis mir erobern,
Und läg' ganz Deutſchland flehend mir zu Füßen —

Thusnelda (Merowig zurückwinkend, der in heftiger Bewegung vortritt).
Halt! Deutſchland ſoll und wird nicht dir, und keinem,
Der lebt und leben wird, zu Füßen liegen,
Und betteln, daß er's führe und beherrſche!
Nein, Deutſchland wird nicht flehen! — Aber ich,
Ich, deine Mutter, fleh' zu dir, mein Sohn,
Ich, die in Kummer dich gebar, in Gram
Dich aufgeſäugt, und im Verzweiflungsſchmerz

Verloren, ich, mein Sohn, beschwöre dich,
Laß nicht den Tag, der dich mir wiedergab,
Mir herber sein, als jenen des Verlustes!
Verrat' mich nicht, du meine liebste Hoffnung,
Erspare mir den letzten, tiefsten Schmerz,
Laß nicht mein einzig Kind mich überleben!
Denn kämpfst du morgen, fällst du ab von uns,
So bist in meinem Herzen du gestorben;
Denn lieber säh' ich kalt und starr und bleich
Dich tot vor mir, zerschmettert und erschlagen,
Als sieggekrönt und schmachbedeckt zugleich
Dein deutsches Haupt den Fechterlorbeer tragen!

(Nach einer Pause sich Thumelicus nähernd, der abgewendet steht.)

Du zürnst, mein Sohn? Mir solltest du nicht zürnen!
Ich lebte für dich, lebte, da der Tod
Mir Ruhm und Freiheit bot, so leb' nun du
Für mich; erstatt' mir, was ich dir geopfert!
Du trägst des Vaters Züge, strafe sie
Nicht Lügen! Du bist schön, so fühl' auch groß
Und schön; du bist ein Mann, so sei kein Fechter,
Und da Geburt dich zu dem Unsern macht,
So sei der Unsre! Komm!
(Seine Hand erfassend.) Mir war's versagt
Den schwachen Schritt des Knaben einst zu lenken,
Laß Führerin mich nun dem Manne sein!
Komm, Sigmar, komm!

Thumelicus (auffahrend und ihre Hand von sich schleudernd).
Nein, nein, und dreimal nein!

Thusnelda (taumelt zurück, nach einer Pause, die Hand aufs Herz gelegt).
So geh!

Thumelicus. Das will ich! Ruf mich nur nicht wieder,
Und hoff' noch dies und das mir abzudringen,
Denn was ich sagte, glaub' mir, bleibt gesagt!
(Er geht in die Seitentüre links ab.)

Merowig (nach einer Pause sich Thusnelden nähernd).
Thusnelda!

Thusnelda. Geh auch du!

Merowig. Nicht ohne dich!
Er will sein Schicksal, mag er es denn haben;
Ihm dünkt's Musik, wenn seine Fesseln klirren,
Du aber, deren Seele Freiheit braucht,
Du folg mir in die Heimat, zu den Deinen!

Thusnelda. Sprich nicht von mir! Ich brauch' nur noch ein Grab!

Ihn rette, meinen Sohn! Brich heute nacht
Ins Haus mit deinen Treuen, tragt ihn fort
Mit euren ſtarken Armen; mit Gewalt
Befreit ihn —

Merowig. Wen befreite je Gewalt?
Wer frei ſein ſoll, der muß die Freiheit wollen,
Und wer ein Knecht iſt, bleibt es, wo er ſei!

Thusnelda. Dem Sohn Armins verſagſt du Beiſtand?

Merowig. Nicht
Dem Sohn Armins, dem Fechter von Ravenna!
Ihn mit mir nehmen, hieße Gift ſtatt Heilung
Der Heimat bringen, ſtatt des Bandes, das
Vereint, das Meſſer, das zerſchneidet! Dich,
Dich laß mich heimwärts führen, laß dein Antlitz
Den Unentſchloſſenen mich zeigen —

Thusnelda. Nein!
Tu deine Pflicht, ich will der meinen folgen,
Ich bleibe! Kehr du heim! Doch heimgekehrt
Sag ihnen, während ſie zu Rate ſaßen,
Und zweifelten und überlegten, ging
Ein edler Geiſt und eine freie Seele
Im Druck und Drang der Knechtſchaft hier zugrund!
Sag ihnen, daß ſie ſich zu ſpät entſchloſſen,
Und warne ſie, daß dies: Zu ſpät! Zu ſpät!
Nicht Deutſchlands Fluch für alle Zeiten werde!
Kein Wort mehr! Geh! Ich will es!

Merowig. Ich gehorche!

(Er geht im Hintergrunde nach links ab.)

Thusnelda (nach einer Pauſe).
Er geht! — Sein Schritt verhallt — und nun iſt alles,
Iſt alles aus! — Er kämpft im Zirkus morgen,
Und fällt und ſtirbt, mit ew'ger Schmach ſich ſelbſt,
Des Vaters, wie der Heimat Ruhm befleckend!
Und ich ſäh' ruhig zu! — Ich ließ ihn ſinken,
Bevor das Äußerſte verſucht! — Doch was
Ergreif ich? — Fleh' ich Flavius an! Nein, nein!
Was kann als Unheil vom Verrat mir kommen!
Ihr ew'gen Götter, helft und rettet ihr!
Nacht liegt auf meinen Wegen, Nebel deckt
Mein Aug'! Ich weiß nicht Rat und Rettung! Eins
Nur glüht und flammt in meiner tiefſten Seele:
Die Schande Deutſchlands darf mein Sohn nicht ſein!

Lycisca (ſingt außer der Bühne wie früher).

„Heißer Kuß und würz'ger Wein,
Rebenmilch und Küſſetauſchen,
Das heißt doppelt ſich berauſchen;
Heißer Kuß und würz'ger Wein,
Das macht doppelt ſelig ſein!"

Thumelicus (außer der Bühne einſtimmend).

„Das macht doppelt ſelig ſein!"

Jo, Bacchus! Jo!

Thusnelda. Ihr ew'gen Götter! Ja,
Das iſt's! Ihr ſprecht zu mir aus dieſen Klängen!
Die Liebe hält ihn, Liebe muß ihn retten;
Ihr muß ich mich verbinden! — Wehe mir!
Ich ſollte — ich, Thusnelda — Zauderſt du,
Mein Stolz? Empörſt du dich, hoffärt'ger Geiſt,
Der kaum den Göttern ſich in Demut beugte?
Du widerſtrebſt, du willſt nicht — Lerne müſſen!
Es gilt des Sohnes Haupt! Lern bitten, knieen,
Und ſchäm dich nur, daß du dich erſt geſträubt!

Lycisca (aus der Seitentüre links tretend und zurückſprechend).

Genug für heute! Morgen mehr! — Nein, nein!
Du ſollſt nicht mit! Du bleibſt! — Ich ſchließ' dich ein!

Thusnelda (der Abgehenden in den Weg tretend).

Nicht weiter! Erſt vergönn' noch mir ein Wort!

Lycisca (vortretend).

Du biſt's! Ei ſieh doch, ſieh! Du willſt mich ſprechen!

Thusnelda. Dich ſprechen? — Bitten, bitten will ich dich!
Wie ungewohnt ich's ſei — ich will dich bitten!

Lycisca. Mich bitten? — Du, die deutſche Fürſtin, mich?

Thusnelda. Wenn dich mein Stolz verletzt, ſo ſiehſt du nun,
Die Götter rächen's! Laß mein Beiſpiel denn
Dich warnen! Komm mir ſanft und mild entgegen,
Und hör's erbarmend, wenn ein Mutterherz
Verzweifelnd aufſchreit: Rette meinen Sohn!

Lycisca. Wie deinen Sohn dir retten? Hör' ich recht?

Thusnelda. Das Kampfſpiel droht und morgen iſt's zu ſpät!
Laß nicht den Sand des Zirkus ihn betreten!
Nicht deinen Tränen wird er widerſtehen,
Er wird gehorchen, wenn du ihn beſchwörſt,
Zu fliehen, heut noch, dieſe Nacht zu fliehen!
Vergebens in der Heimat Mutterarmen
Erwartet ihn ein ruhmvoll würdig Los;
Er ſtößt das Heil von ſich, das ihm verkündet!

Lehr du ſein Glück ihn faſſen und ergreifen,
Brauch deine Macht, er liebt dich, liebt dich ja!
Lyciſca. Ein ruhmvoll würdig Los wär' ihm gefallen?
Thusnelda. Entflieh mit uns, und teile ſein Geſchick!
Gebieten ſollſt du dort, als Fürſtin herrſchen,
Wo du hier dienſt! Es gilt dein Heil, ſein Leben
Wenn du ihn liebſt, ſo rette, rette ihn!
Lyciſca (in heftiger Bewegung halblaut vor ſich hinſprechend).
Wär's möglich? Führte noch ein Weg empor
Aus meines Elends Tiefen? — Ich gebieten,
Ich dort als Fürſtin herrſchen, von mir werfen
Mein altes Leben, meiner Schmach vergeſſen? —
Vergeſſen? — Kann die Welt und kann ich ſelbſt,
Was war, vergeſſen? Kann verborgen bleiben,
Was offenkundig! — Nein, umſonſt, unmöglich!
Thusnelda. Du zweifelſt? Zweifle nicht! Ich fleh' zu dir
Wie zu den Göttern! Nicke mir Gewährung
Mild lächelnd zu! Sprich ja! Du mußt es ſprechen!
Lyciſca. Du dauerſt mich! — Wie ſag' ich dir, was hart
Doch immer bleibt, wie mild das Wort auch ſei!
Denn wiſſe nur, ich darf nicht ja! Nein muß
Ich ſagen! — Traum iſt deine Hoffnung, was
Du bitteſt, iſt unmöglich! Nicht für mich,
Noch deinen Sohn iſt Heil und Rettung mehr!
Thusnelda. Nicht Heil, noch Rettung mehr! Wo alles ſchon
Zur Flucht bereit, wo treue Freunde harren,
Uns heimzuführen! Nein, ich träume nicht,
Du aber biſt verzagt! Nichts iſt unmöglich
Dem Weib, das liebt, dem Mann, der ernſthaft will!
Lyciſca. Das eben iſt es, Wahnverblendete!
Ich bin kein Weib, ich bin ein Blumenmädchen,
Wir lieben nicht und werden nicht geliebt!
Und er — er iſt kein Mann, er iſt ein Fechter;
Die Peitſche ſchulte ihn: er kann gehorchen,
Doch wollen, wollen nicht! — Welch würdiges,
Ruhmvolles Los ihm auch die Heimat biete,
Ihm fehlt der Blick, der raſch das Rechte wählt,
Der Geiſt, der vorwärts drängt, der zähe Mut,
Der nicht vom Werke läßt, bis es vollendet!
Und ich — genug der Worte! Faſſe doch,
Wer ſank wie wir, der kann nur — tiefer ſinken!
Thusnelda. Wie, drückt dich Schmach? Wohlan, ſo rüche dich,
Und hat dein Leben Flecken, waſche ſie

Mit Römerblut hinweg! Es stehen Waffen,
Es stehen Heere deinem Wink bereit!
Komm, folg uns, rette meinen Sohn,
Und Rom soll dir bezahlen, was du littest!

Lycisca. Gibt Rache mir zurück, was ich entbehre?
Und würdet ihr Barbaren etwa minder,
Als hier die Römer mich verachten? — Nein!
Wenn je zu herrschen mir vom Glück bestimmt,
So ist's zu Rom hier, nicht in euern Wäldern,
Und ist schon Schmach mein Los, Rom reicht am End
Den bittern Trank in goldner Schale doch.

Thusnelda.
Und er — mein Sohn! — Wer rettet meinen Sohn?
Du Einzige auf Erden, die's vermag,
Sieh meinen Schmerz, laß einer Mutter Flehen
Dich rühren — oder muß ich — Ja, ich muß!
(Ihr zu Füßen sinkend.)
So sieh mich flehend hier zu deinen Füßen!
Erbarm dich meiner! Laß nicht wahnbetört
Den letzten Sprossen eines edlen Stammes,
Gleich einem wilden Tier im Zirkus enden!

Lycisca. Steh auf! Knie nicht vor mir! Dir ziemt es, mich
Bewegt es nicht! — Besorge nicht Verrat;
Ich werde, was du mir vertraut, verschweigen!
Noch mehr! Befrei ihn, wenn du kannst, und führe
Ihn heimwärts! Nur von mir erwart' nicht Hilfe!
Wenn euch das Schicksal faßt mit rauhen Händen
Und euch hinabzieht in den Schmutz der Not,
Als wärt ihr, wie wir andern, drin geboren,
So werd' ich's fördern nicht, doch auch nicht wehren!
Auch Elend will Genossen nicht entbehren,
Und muß ich sinken, geht nur auch zugrund!
(Sie geht im Hintergrunde nach links ab.)

Thusnelda. Verloren, alles, rettungslos verloren,
Und nirgend Rat und nirgend Hilfe mehr!
Ja, Wölfin Rom, du siegst und wir erliegen:
Der Geist, der nicht verdumpft in deinen Fesseln,
Verkehrt in Gift sich unter deinem Joch;
Als Scherge dient dir, wer zum Knecht nicht taugt,
Und so beherrschest du und hältst du alle! —
Weh mir unsel'gem, fluchbeladnem Weib,
Das Deutschlands Schmach in seinem Schoß getragen,
Das seine Schande ich zur Welt gebar!

O daß das Rad der Zeit zurück, zurück
Sich drehen ließe, Jahr für Jahr, und Tag
Für Tag, bis jene Stunde wiederkäme,
Die Stunde, da ich vor Germanicus
Scheu niedersenkte die erhobne Hand,
Weil zwei, zwei Leben ich in mir empfand!
O wär' die Stunde mir zurückgegeben!

Ramis (einen Eichenkranz in der Hand und einen Purpurmantel auf dem Arme tragend, tritt im Hintergrund von links auf).
Ein Bote Cäsars traf mich dort im Zwinger,
Und frug — Thusnelda, hörst du mich?

Thusnelda. Was soll's?

Ramis. Ein Bote Cäsars, wisse, frug nach dir
Und hieß mich diesen Eichenkranz dir bringen,
Und hier den Purpurmantel! Cäsar will
Im Zirkus morgen bei des Kampfspiels Feier
Damit geschmückt dich sehen!

Thusnelda. Will er das?

Ramis. Du möchtest, mahnte mich der Bote, ja
Des Kranzes nicht von Eichenlaub vergessen:
Denn Cäsar wünscht, daß morgen jeder Blick
Germania in dir verkörpert schaue:
Da dürfe denn das Eichenlaub nicht fehlen!

Thusnelda. Germania soll ich sein!

Ramis. So sprach er, ja!

Thusnelda. O daß in Wahrheit ich Germania wäre,
Des ganzen Deutschlands Mut in meiner Seele,
Des ganzen Deutschlands Zorn in meinem Blick,
Und seine Riesenkraft in diesen Armen;
Dann schnödes Rom, dann solltest du erbeben
Bis tief ins Mark der Erde, die dich trägt,
Dann sollte —
Horch! Wer spricht da? Welche Stimme
Umschwirrt mich? — Oder spricht es in mir? — „Auf!
Nimm Deutschlands Kranz und tu, was Deutschland täte,
Rein zu bewahren seine edlen Blätter!
Du drehtest gern das Rad der Zeit zurück?
Wohlan, wir geben jenen Tag dir wieder,
Und brauch ihn besser als das erste Mal!" —
(Nach einer Pause, rasch nach dem Kranze langend.)
Ich will Germania sein! Gib mir den Kranz!
(Zurückfahrend.) Nein, weg! Der Kranz ist blutig! Weg!

Ramis. Es ist

Des Purpurmantels Widerſchein, Thuſnelda!
Was haſt du? Faſſe dich!

Thuſnelda. Zur Ruhe, Herz,
Und ſammle deine Kraft, erſchöpfte Seele! —
Wie war es, was den Göttern ich verhieß,
Wenn einmal noch ſie eine ernſte Sendung,
Ein groß Geſchick in meine Hände legten?
„Ich will's vollbringen — ja, das war mein Wort —
Ich will's vollbringen, und vermag ich's nicht,
So werd' ich brechen wie im Sturm die Eiche,
Doch beugen — beugen werd' ich mich nicht mehr!"
So war es! (Den Kranz ergreifend und ſich aufs Haupt drückend.)
Komm denn, Deutſchlands Kranz, und rauſch'
Ein Teutoburgerwald um meine Schläfe!

Ramis. Was haſt du vor, Thuſnelda? Wie, du wollteſt —

Thuſnelda. Wort halten will ich!

(Indem ſie ſich von Ramis begleitet zum Abgehen wendet, fällt raſch der Vorhang.)

Fünfter Akt.

Der Schauplatz wie im vorigen Akte. Im Vordergrunde rechts ein Ruhebett, mit dem Kopfende ſo geſtellt, daß der darauf Liegende nicht die Zuſchauer, ſondern den Hintergrund der Bühne im Auge hat; am Fußende iſt eine grüne Decke hingelegt und ein Pfahl befeſtigt, an welchem von einigen Sklaven unter Anleitung Glabrios eine Art von Trophäe aus verſchiedenen Waffenſtücken, nämlich einem Helm mit Geierflügeln, einem mit Buckeln verzierten Schilde, einem Schwert mittlerer Länge, einem Bärenfell uſw. aufgerichtet wird.

Glabrio. Stülpt jetzt den Helm hier überm Schilde auf!
Das Schwert hierher! Ganz recht! Und nun — nun ſind
Wir fertig! — Geht denn, geht und ſorgt dafür,
Daß Ruhe bleibe, daß nicht wüſter Lärm
Ins Innerſte des Hauſes plötzlich breche,
Und Ruhbedürft'ge aus dem Schlummer ſchrecke!
Nun wißt ihr's, tut darnach und geht!
(Während die Sklaven im Hintergrunde abgehen, die Trophäe betrachtend.)
Fürwahr,
Recht ſchmucke Waffen, freilich etwas derb

Und ſchwer, doch ſeltſam, abenteuerlich,
Ganz wie's die dumme Jugend liebt! Ich denke,
Sie werden ihm gefallen! Doch die Zeit
Verſtreicht; des Kampfſpiels Stunde rückt heran!
Wo bleibt mir nur der Junge?

(Lycisca gewahr werdend, die aus der Seitentüre links tritt.)

Ei, ſieh da,
Mein Purpurröschen! Nun wie geht's, wie ſteht's?
Was macht er, ſprich, ſeitdem ich ihn verlaſſen?

Lycisca. Er badete und nahm ſein Frühmahl dann!

Glabrio. Und jetzt?

Lycisca. Jetzt ſalbt und ordnet er ſein Haar!

Glabrio. Wie aber läßt ſich ſeine Stimmung an?
Blick, mein' ich, Wort und Haltung?

Lycisca. Friſch und munter,
Als ging's zum Tanz und nicht zum Waffenſpiel!

Glabrio. Ein prächt'ger Junge das! Fürwahr, es tut
Mir leid beinahe —

Lycisca. Daß der Diodor
Zum Gegner ihm beſtellt? So bleibt's dabei?

Glabrio. Noch mehr; er hat Befehl, der Diodor,
Ihn nicht zu ſchonen!

Lycisca. Alſo iſt ſein Tod
Gewiß!

Glabrio. Sein Tod! Wer weiß das?

Lycisca. Du! Du weißt es!

Glabrio. Nun ſei nur klug, und härm' dich nicht, mein Kind!

Lycisca. Mich härmen! — Ach mir iſt, als ſollt' ich ihn
Beneiden!

Glabrio. Wie beneiden! — Dummes Zeug!
Doch du ſiehſt blaß, du biſt wohl krank, haſt Fieber —

Lycisca. Fürwahr, ich weiß nicht, was mich angeweht!
Geſchieht mir's oft doch, daß aus toller Luſt
Mein Sinn in Trauer umſchlägt über Nacht,
Und heut' ergreift, was geſtern er verworfen!
Es ſind wohl Launen!

Glabrio. Ja, das iſt's, mein Kind!
Das kommt von dickem Blut und hitz'ger Leber!
Ich will nach Simon ſchicken, dem Judäer;
Der ſoll dir raten! — Doch da kömmt der Junge;
Und nun hinweg mit dir! Er darf dich jetzt
Nicht treffen! Du biſt krank: du könnteſt ihn
Um ſeine Laune bringen! — Geh mein Kind,

Geh auf den Markt und ſieh nach deinen Blumen!
Lycisca. Nach meinen Blumen ſehen! — Du haſt recht!
Was frommt auch ſchwimmen, wo kein Ufer winkt;
Nein beſſer untertauchen, daß im Wirbel
Beſinnung ſchwindet und Bewußtſein flieht!
(Sie geht im Hintergrunde nach links ab.)
Glabrio. Was hat das Mädchen? Hing ihr Herz am Ende
Doch wirklich an dem Jungen? — Pah, ſie hat
Kein Herz — Was aber ſonſt? Ei, was wird's ſein,
Als tolle Jugend, die um nichts ſich freut,
Um nichts ſich härmt und ſich mit nichts beruhigt! —
Vor Abend noch iſt ſie die alte wieder!
Thumelicus (in einer kurzen Tunika, die Arme faſt bis zu den Schultern entblößt, mit dem Schwerte Armins umgürtet, tritt aus der Seitentür links).
Da bin ich, Glabrio!
Glabrio. Es iſt auch Zeit!
Das Kampfſpiel hebt bald an, und du, mein Knabe,
Mußt ruhen noch und Kräfte ſammeln! — Kennſt
Du nicht das Sprüchlein:
Fechter vor dem Kampf halt Ruh';
Schlägſt dafür dann dreifach zu!
Thumelicus. Ei freilich, kenn' ich's!
Glabrio. Nun ſo tu danach!
In deinem Stübchen drinnen iſt's zu ſchwül;
Drum hab' ich hier ein Lager dir bereitet;
Hier liegſt du kühl, und daß kein Sonnenſtrahl
Dich blendend necke, wehrt der Vorhang dort!
Thumelicus. Dank, guter Glabrio!
Glabrio. Und ſieh einmal:
Hier hab' ich deine Waffen aufgeſtellt!
Was ſagſt du, he? Das Bärenfell, der Helm
Mit Geierflügeln; wie das blinkt und flimmert!
Ausſehen wirſt du, wie der Kriegsgott ſelbſt!
Thumelicus. German'ſche Waffen! Freche Spötter ihr,
Nun wehrt euch, Wölfe, vor des Bären Tatzen!
Glabrio. Recht, recht, gib's ihnen heim! Da ſei kein Wort,
Das nicht ein Streich bezahle! Recht, mein Junge!
Doch mach dir's nun bequem! Komm, lockre dir
Den Gürtel! Ei wozu nur ſchleppſt du dich
Mit dieſem plumpen Eiſen? Wie, du denkſt
Doch nicht, damit den Zirkus zu betreten?
Thumelicus. Die Mutter meinte —
Glabrio. Laß die Mutter meinen!

Die kurze Klinge taugt nicht!
(Er löſt ihm das Schwert vom Gürtel und legt es auf das Ruhebett.)
Weg damit!
Und pflege nun der Ruh'! Ich will dich wecken
Und waffnen, wenn ſie kommen!

Thumelicus. Wenn ſie kommen!
Und wer ſoll kommen?

Glabrio. Wer da kommen ſoll?
Wer ſonſt als Cäſar, der mit Pomp und Prunk
Und feſtlicher Muſik euch beide, dich
Und deine Mutter, ſelbſt hier abzuholen,
Und in den Zirkus zu geleiten denkt.

Thumelicus. Wie, Cäſar ſelbſt?

Glabrio. Er ſelbſt! Noch keinem Fechter
Vor dir, mein Sohn, ward ſolche Gunſt zuteil,
So zeig im Zirkus nun dich ihrer würdig!

Thumelicus. Das werd' ich, ſorge nicht!

Glabrio. Ich hab' an dir
Mit Schlägen nicht geſpart, noch guten Worten,
So mach mir nun auch Ehre, hörſt du! Zeige
Dich kalt und ſicher! Siegbewußtſein iſt
Der halbe Sieg; bewach des Gegners Auge,
Sieh, was er will, bevor die Hand er regt —

Thumelicus. Ich weiß, ich weiß!
Und dann noch eins!

Glabrio. Und was?

Thumelicus.

Glabrio. Im Fall — verſteh mich recht, es wird nicht, doch
Es könnte ſein — im Fall du dich getroffen —
Ich meine — ſchwer verwundet fühlteſt, daß
Du ja aufs linke Knie dich niederläßt,
Aufs linke Knie und dann das rechte Bein
(Mit Gebärden das Geſprochene verſinnlichend.)
Vorſtreckend, auf den linken Arm geſtützt,
Anmutig, maleriſch zurückgebeugt,
Den letzten Streich erwarteſt.

Thumelicus. Sei ganz ruhig!
Auch dies behielt und weiß ich!

Glabrio. Gut denn, gut!
Und ſo leb wohl für jetzt! Ich muß hinüber,
Und nach den andern ſehen! Leg dich hin
Und ruh indes!

Thumelicus (dem Fortteilenden nachrufend). Wenn du den Kényx ſiehſt,
Der, wie ich weiß, zum Gegner mir erkoren —

Glabrio (im Abgehen.)
So, weißt du das?

Thumelicus. Wenn du ihn siehst, den Schuft,
So sag ihm, daß er heut' sein bestes tue,
Denn jedenfalls tut er sein letztes heut'!

Glabrio (schon im Hintergrund angelangt und beschäftigt, den am Haupteingang befindlichen Vorhang zu schließen).
Gut, gut! Ich will's bestellen! Leg dich hin!
Was säumst du nur? Ich weck' dich, wenn es Zeit!

(Er verschwindet hinter den Falten des zugezogenen Vorhangs.)

Thumelicus. Ein Weilchen ruhen! Und warum auch nicht?
Nicht schaden kann's, den Schlummer nachzuholen,
Den mir heut' nacht der Kampflust Fieber stahl!

(Er setzt sich auf das Ruhebett nieder und stützt den Kopf in die Hand.)

Wie floß einförmig sonst mein Leben hin!
Fechtschule, Peitschenhiebe, dann und wann
Ein bißchen Lob und mittags Hammelfleisch,
So zog ein Tag, so tausende vorüber!
Und was erlebt' ich jetzt in wenig Stunden?
Des Keyx Lügen, der Gefährten Spott,
Das Kampfspiel, das bevorsteht, jener Bote
Aus Deutschland, und nun Cäsar noch, der selbst
Zum Zirkus uns geleiten will! — Mir schwirrt
Das Haupt! Das war's wohl auch, warum so rauh,
So wild ich mich der Mutter zeigte! — Doch
Ich wollte ruhen ja; der Tag ist schwül,
Und denken macht so schläfrig —

(Da er **Thusnelden** erblickt, die während der letzten Reden aus der Seitentüre rechts, im weißen Gewande, mit dem Purpurmantel, den Eichenkranz im Haar, aufgetreten, aufspringend und ihr entgegentretend.)

Ei, sieh da!
Du bist es, du! Ich hörte dich nicht kommen,
Doch glückverheißend, mein' ich, nahst du mir;
Denn wie das Lied sagt, leise naht die Freude,
Und leichthin schwebt das Glück!

Thusnelda. Ja, leicht schwebt Glück
Dahin.

Thumelicus. Wie schön du bist! Wie stattlich steht
Der Kranz dir an; wie leuchtend flammt der Purpur!
Und wohl geziemt der Schmuck, denn Cäsar selbst
Will feierlich zum Zirkus uns geleiten:
Wir dürfen ihm nicht Schande machen!

Thusnelda. Auch
Nicht uns!
Thumelicus. Sieh hier, die Waffen werd' ich tragen!
Thusnelda. Sprich nicht von Künftigem, als wär's geweſen;
Die Zukunft iſt der Götter!
Thumelicus. Hör mich an!
Ich ſoll, meint Glabrio, der Ruhe pflegen,
Erſt aber muß es klar ſein zwiſchen uns!
Du zürnſt mir, ſeh' ich, noch von geſtern her;
Du zürnſt mir, weil ſich unſre Wege trennen,
Weil ich das bleiben will, was einmal ich
Geworden! Zürn mir nicht! Dein Rat mag weiſe,
Dein Weg der beſſre ſein, doch kann ich drum
Ihn gehen, kann ich ſein, was ich nicht bin?
Wär' ich der Mann für deine großen Plane,
Gewiß, ich hätte auch den Trieb danach;
Ich hab' ihn nicht! Ich will ein Fechter ſein,
Der erſte meinesgleichen, meiner Zeit.
Ich will dein wert mich zeigen, doch als Fechter;
Und kann denn auch der Menſch trotz allen Mühen
Je mehr, als was er iſt, vollkommen ſein!
Und ſo vergib, nicht was ich geſtern ſprach,
Wie ich's geſprochen! Was ich will, das muß
Ich wollen, haſſe mich nicht drum!
Thusnelda. Dich haſſen?
Dies Herz kann einſam ſich in Schmerz verzehren,
Verzweifeln kann es, Mordgedanken nähren,
Doch haſſen, dich, mein Kind! — Ihr ew'gen Götter,
Ihr wißt, ob ich ihn haſſe!
Thumelicus. Nun wohlan,
So laß mein Glück auf meinem Weg mich finden;
Was iſt, das iſt; die Götter wollen's ſo!
Thusnelda (die Hände ringend). Iſt keine Umkehr, iſt kein Aufſchub mehr?
Heut willſt du kämpfen? Du beharrſt darauf!
Thumelicus. Wie oft noch ſag' ich dir's! Heut werd' ich kämpfen.
Thusnelda. Die Zukunft iſt der Götter! — Fahre hin!
Thumelicus. Ergib dich in das Unvermeidliche,
Und zürn mir nicht mehr! Reich mir deine Hand,
Laß nicht in Groll uns ſcheiden!
Thusnelda. Scheiden! Nein!
Wir gehen einen Weg! Zum Abſchied nicht,
Ich reiche als Gefährtin dir die Hand,
Ich küſſe dich, als deine Führerin,

Ich drück' dich an mein Herz, und wenn in Tränen
Je Segen war, so überströmt er dich!
Warum, ihr Götter, mußt' ich ihn verlieren,
Warum verloren, so ihn wiederfinden? — (Ihn von sich stoßend.)
Genug! Hinweg!

Thumelicus. Nein! Ich versteh' sie nicht,
Und werd' sie nie verstehen! Doch die Zeit
Geht hin, und ich muß ruhen! Ich bedarfs!
(Er wirft sich auf das Ruhebett.)
Sieh da, noch eins! Verwahre mir mein Schwert!

Thusnelda.
Das Schwert Armins! — Du gibst es mir — du selbst —

Thumelicus. Verwahren sollst du mir's, denn Glabrio
Behauptet, daß es nicht zum Kampfspiel tauge!

Thusnelda. Zum Kampfspiel — freilich dazu taugt es nicht! —

Thumelicus (das Schwert an das Ruhebett lehnend).
Hier lehn' ich's her, und nimm mir's wohl in acht!
Und jetzt fürwahr, jetzt weiß ich nichts mehr — (Das Haupt zurücksinken lassend).
Schlaf,
Jetzt nimm mich hin!

Thusnelda (sich abwendend). Ja schlafe, schlafe!

Thumelicus. Wie,
Du gehst? — Nein, bleib, du störst mich nicht! Verweile.
Und wüßtest du ein Lied, so wär' es schön,
Du sängest mich in Schlaf!

Thusnelda. Ich weiß kein Lied!

Thumelicus (schläfrig, mit schwerer Zunge).
Vergaßt du sie? — Du wußtest sonst doch welche! —
Auf meinen Wimpern liegt's wie Blei! — Lycisca!
Wie hieß das Lied nur, das wir gestern sangen —
Heißer Kuß — und würz'ger Wein —
Rebenmilch — und Küssetauschen —
Heißer Kuß und — selig sein — (Er schläft ein.)

Thusnelda (die bisher abgewendet gestanden, nach einer Pause dem Schlummernden sich nähernd). Die Zeit ist da, und was geschehen soll
Muß jetzt geschehn!
Er schläft! Wie süß! Wie still!
Wie oft nicht lag an dieser selben Stelle,
Ein rosig Kind, er schlummernd mir im Schoß,
Und schaukelnd wiegt' ich ihn, und deckt' ihn zu,
Wenn rauh der Nachthauch durch die Halle strich,
Und kamen Fliegen, wehrt' ich sie ihm ab,
Und weckt' ihn, wenn ihn böse Träume quälten!

Und jetzt — jetzt steh' ich drohend neben ihm,
Die Hand erhoben und den Sinn gestählt,
In vollster Jugendkraft vom Baum des Lebens
Ihn wegzuschneiden wie ein dürres Reis!
Das Tier des Waldes ficht für seine Jungen,
Die Ranke sticht, der du die Rose raubst,
Und ich — ich will den arglos Schlummernden,
Ich, eine Mutter, will mein Kind ermorden!
(In den Vordergrund der Bühne stürzend.)
Nein, ihr gerechten Götter! — Gebt mein Wort —
Ich kann's nicht lösen — gebt es mir zurück!
Ich kann nicht, wo ich Leben gab, es nehmen,
Nicht morden, morden, wo ich lieben muß!
(Nach einer Pause sich dem Schlummernden wieder nähernd.)
Verstörter Geist, wohin verirrst du dich?
Was will ich mehr denn, mehr, als nur wie damals
Dich wahren vor des Lebens Winterfrost,
Dich wecken aus des Daseins finstrem Traum,
Dich schirmen vor dem Fliegenschwarm der Leiden,
Die jedem kommen, auch dem Glücklichsten?
Was will ich denn, als nur den Todesstreich
Von feiler Schlächter Händen dir ersparen?
Nein, Sigmar, nein! — Wenn zitternd diese Hand
(Sie ergreift das am Ruhebett liegende Schwert.)
Den Stahl ins Herz dir drückt, so ist's nicht Haß,
Nein, Liebe, Liebe ist's, die wenig fragt
Wie herb der Heiltrunk sei, wenn er nur rettet,
Und so —
(Zum Streich ausholend, aber zurücktaumelnd und das Schwert fallen lassend.)
Umsonst! Ich kann nicht!
(In die Kniee sinkend, während außer der Bühne in weiter Entfernung ein heiterer Festmarsch hörbar wird, und sich allmählich nähert.)
Ew'ge Götter!
Wenn ihr für Deutschlands Heil sein Leben fordert,
So nehmt es! Laßt die Lüfte, die er atmet,
In Gift sich wandeln; macht die Erde wanken,
Daß diese Mauern stürzend uns begraben;
Vernichtet uns mit eurer Blitze Glut!
Die Macht ist euer! Führt es ihr zu Ende!
Doch legt sein Schicksal nicht in meine Hände,
Nicht von der Mutter heischt des Sohnes Blut! —
(Aufhorchend und dann aufspringend.)
Was war das! — Horch! — Wenn nicht mein Ohr mich täuscht —

Nein, das ist Wahrheit! — Nah und näher dringt's!
Das ist Musik! Das ist Caligula!
Sie kommen ihn zu holen! Brausend wogt
Der Zirkus schon; Rom ruft nach seinem Fechter,
Ich aber geb' ihn nicht! Ich bin ein Weib,
Bin schwach und hilflos, doch ich geb' ihn nicht!
Versucht's, entreißt ihn mir! (Das Schwert aufraffend.)
Wenn ihr dort oben,
Ihr Himmlischen, nicht eure Blitze braucht,
Wohlan, so will ich Deutschlands Ehre wahren!
Ja, spielt nur auf, frohlockt nur siegestrunken!
Um meine Schläfe rauscht der Eichenkranz,
Ich bin das Weib Arminś, bin eine Deutsche,
Und war es früher, als ich Mutter war!
Thumelicus, den Fechter, fordert ihr?
Mein Sohn heißt Sigmar (Auf Thumelicus zustürzend.)
und mein Sohn bleibt mein;
Mit diesem Streich zerschlag' ich seine Ketten!
(Sie durchbohrt ihn mit einem raschen Stoße.)

Thumelicus (aufschreiend und sich emporrichtend).
Weh mir — der Këyx — Mutter — (Er sinkt zurück und stirbt.)

Thusnelda.
O mein Kind!
(Sie verhüllt ihr Gesicht mit der Linken im Mantel; die Rechte herabgesunken hält das Schwert; Pause.)

Glabrio (außer der Bühne).
Auf, auf, Thumelicus! (Den Vorhang, der fortan geöffnet bleibt, auseinanderschlagend.)
Wach' auf, mein Junge!
Sie kommen, es ist Zeit!
(Näher tretend und von der Trophäe am Fußende des Lagers den Helm herabnehmend.)
Geschwind, geschwind!
Leg deine Waffen an! — Wie, hört er nicht?
Nun, Weib, so rüttle ihn, daß er erwache!
(Da Thusnelda in ihrer vorigen Stellung verharrt.)
Ei, seid ihr taub, ihr beiden! Muß ich selbst
Den Jungen wecken?
(An die rechte Seite des Ruhebetts tretend und Thumelicus anfassend.)
Auf, Geselle! — Wie —
Ist's möglich — (Den Helm fallen lassend.)
Blut! (Gegen den Haupteingang hinstürzend und hinausrufend.)
Helft, rettet, helft! Herbei!
(Er kehrt zurück und beugt sich über den Leichnam, während Wachen, Gladiatoren und Sklaven im Hintergrund hereinstürzen.)

Aper. Was ſoll es?
Gnipho. Rieſſt du uns!
Aper. Was gibt es, rede?
Glabrio (mit dem Leichnam beſchäftigt).
Umſonſt! Kein Leben mehr! Er iſt dahin,
Tahin!
Flavius Armin (dem Caſſius und mehrere Senatoren und Ritter folgen, raſch auftretend). Wer rief um Hilfe hier?
Caſſius (während die Muſik außer der Bühne plötzlich abbricht). Was iſt Geſchehen?
Glabrio. Seht es ſelbſt! Da liegt er tot,
Mein ſchöner Fechter tot!
Flavius. Sigmar: — Der Sohn
Armins! —
Glabrio. Ermordet, meuchleriſch ermordet!
Caſſius. Und wer, wer war der Mörder?
Marcius (im Hintergrunde mit **Gallus** vor Caligula einhergehend).
Raum, gebt Raum!
Gallus. Dem Cäſar Raum!
Caligula (in feſtlichem Gewande, einen Kranz von Roſen auf dem Haupte, tritt, Cäſonia an der Hand führend, von Piſo, Valerius und andern Senatoren und Rittern begleitet, aus dem Hintergrunde raſch vor).
Iſt Rom fürs Tollhaus reif?
Was gafft das Volk und hemmt des Zuges Fortgang?
Warum verſtummte die Muſik? — Sagt an,
Was gibt es hier? — Wer iſt der Jüngling dort?
Bei meinem Zorn, gebt Antwort!
Glabrio. Herr, der dort
In ſeinem Blut liegt, iſt Thumelicus,
Mein beſter Fechter!
Cäſonia. Wie, Thumelicus!
Caligula. Der Sohn Armins! Die Würze dieſes Feſtes
Für meinen Gaumen! Schurke, hüteſt du
So meine Fechter!
Glabrio. Ich bin ſchuldlos, Herr!
Caligula. Wer alſo trägt die Schuld? Wer traf ihn? Rede!
Thusnelda (die bisher verhüllt und unbeweglich dageſtanden, den Mantel ſinken laſſend). Ich hab's getan!
Flavius. O meine Ahnung!
Caligula. Wie,
Thusnelda! Du — du trafſt den eignen Sohn!
Und warum tateſt du's?
Thusnelda. Warum ich's tat?

Du weißt es nicht? — Wohlan, ich will dir's ſagen! —
Du wollteſt über Deutſchland in zwei armen
Gefangnen, einem Weib und einem Fechter,
Triumphe feiern, in Armins Geſchlecht
Sein Volk aus ſichrer Ferne mit beſchimpfen!
Ich ſollte, meinteſt du, Germania ſpielen
Und meines Sohnes Ende jammernd ſchauen;
Ich aber, ob mit Schaudern auch und Grauen,
Ich ſpielte nicht, ich war Germania!
Ich ließ nicht meinen Sohn der Mutter Sinn,
Des Vaters Ruhm, der Heimat Ehre ſchänden;
Ich opferte mit prieſterlichen Händen,
Ich ſelbſt, den Nornen ſeine Jugend hin!
Die Ehre meines Volkes mußt' ich retten,
Und bin ein Weib, und ſchwach, und trage Ketten,
Und darum, Cäſar, darum traf ich ihn!

Caligula (während Flavius, der bisher in ſtummer Bewegung das Vorhergehende beobachtet, plötzlich raſch die Bühne verläßt).
Trotz alſo war's! Du Staub, du Hauch, du Nichts
Vermaßeſt dich, mein Feſt mir zu verkümmern!
So zittre, denn ich will mein Schauſpiel haben,
An dir es haben, da dein Sohn dahin!

Thusnelda. Mag zittern, wer dich fürchtet! Meine Furcht
Starb hin mit dieſem! Zittre du vielmehr,
Du, den ein Weib beſiegt, daß nicht der Duft
So edlen Bluts, die Alpen überfliegend,
Die Männer wecke, die den Varus ſchlugen!
Und bebt dein Dünkel vor den Menſchen nicht,
So zittre vor den Göttern, denn hier lege
Die Hand ich flehend auf des Sohnes Haupt,
Und ruf' ſie an, die ſelig dort im Licht,
Und die im Schoß des Dunkels walten, alle
Beſchwör' ich ſie, zu ſchauen, was ich leide,
Zu ſchauen, wie die Willkür roher Macht
Die Mutter zwang ihr eigen Kind zu morden,
Und Rache fordr' ich für dies teure Blut,
Vergeltung tauſendfach an dir und Rom,
Jahrhunderte, Jahrtauſende hinaus,
Daß noch die ſpäten Enkel dieſe Stunde
Und dich verfluchen!

Caligula. Törin, ruf' ſie nur,
Sie hören nicht die Götter —

Thusnelda. Ja, ſie hören!

Es wehen ferne Stimmen um mich her.
Und Bilder seh' ich aus dem Nebel tauchen!
Es dröhnt und donnert wie brausende Wogen,
Und Völker auf Völker kommen gezogen;
Die Mauern zerschellen, die Wälle zerbrechen
Glut rötet den Himmel, Blut rötet den Strom!
Sie kommen zu strafen, sie kommen zu rächen,
Und hinstürzt in Trümmer das blutige Rom!
Sieg, jubelt es, Sieg in germanischen Zungen,
Und von germanischem Schwerte bezwungen,
Germanischem Geiste untertan,
Seh' ich die Erde, den Ozean!
Ja, Götter der Heimat, wir siegen, wir siegen,
Und unsre Bedränger seh ich im Staub,
Seh' tausendjähriger Knechtschaft zum Raub
Ich knirschend zu unsern Füßen sich schmiegen,
Vergebens aufschreiend zu eurer Huld,
Vergebens sich waffnend —

Caligula (in höchster Wut). Reißt sie fort! Ergreift
Die Rasende! Was steht ihr stumm und bleich?
Sie lügt, ihr Wort ist Trug —

Thusnelda. Mein Wort ist wahr,
So heilig wahr, wie es mein letztes ist!

(Sich das Schwert in die Brust stoßend.)

So wahr als in dies Herz der Stahl sich taucht —
Den letzten Atem meine — Brust verhaucht —

(Taumelnd und zusammenbrechend.)

So wahr als — deine Kette, Rom — sich reißt —
Und frei zur Heimat — kehrt — mein freier Geist! —

(Sie sinkt an dem Ruhebett nieder und stirbt: allgemeine Erschütterung und Bewegung; Pause.)

Caligula. Auch sie dahin! —
(Zu Cäsonia.) Sieh nur, ob auch gebrochen.
Ihr Auge droht noch! — So gerade blickte
Der Alte damals — Fort! Verhüllt die Leichen!

(Sklaven breiten die grüne Decke über die Leichen.)

Besiegt von einem Weibe! Nimmermehr!
Nein! Euch zum Trotz will ich mein Schauspiel haben!
Wo ist des Festes Ordner, der Ädil,
Der dieses hier so schlecht behütet? Wo
Ist Flavius Armin? — Entkamen diese,
So werf' ich ihren Ohm und Schwäher meinen

Schoßhündchen, den hyrkanischen Löwen vor!
Auf! Schafft mir Flavius Armin zur Stelle!
Cassius. Eilt, sucht ihn!
Cornelius (eben eingetreten, zu den Forteilenden).
Bleibt! Ihr sucht umsonst!
Caligula. Umsonst?
Warum umsonst?
Cornelius. Weil Flavius Armin,
Sei's daß ihm Vorwurf oder Schreck den Sinn
Verwirrt, soeben in sein Schwert sich stürzte,
Er schäme sich zu leben, sprach er, seit
Sein Neffe fiel von seiner Mutter Händen!
Caligula. Tot, tot! Auch dieser tot! — Und ihr gabt's zu,
Ihr hieltet ihn nicht ab, feigherz'ge Memmen? —
O hätte doch das ganze Römervolk
Nur einen Kopf, so wüßt' ich, was ich täte!
(In höchster Wut.)
Ich will mein Fest, ich will mein Schauspiel haben,
Blut will ich sehen, Todesröcheln hören! —
Judäer, denk ich, wurden eingebracht,
Von jener Sekte, die sich Christen nennen;
Laßt diese denn mit meinen Hündchen spielen!
Auf, reihet euch zum Zug! — Musik! Musik!
Was feiert die Musik bei Cäsars Festen?
(Während die Musik beginnt.)
Zum Zirkus! Auf und jauchzt Triumph mir zu,
Denn ich bin Sieger, ich will Sieger sein!
Ruft: Heil! Heil, Cäsar! Heil Germanicus!
Die übrigen. Heil Cajus Cäsar! Heil Germanicus!
(Während Caligula mit Cäsonia abgeht, und die übrigen unter den Klängen festlich heiterer Musik ihnen nachdrängen, faßt Cassius den Cornelius bei der Hand und führt ihn in den Vordergrund der Bühne.)
Cassius (rasch und heftig). Du siehst, es drängt die Zeit! Er oder wir!
Wer lebte sicher in des Tigers Höhle! —
Erforschtest du der Prätorianer Stimmung?
Cornelius. Sie sind für uns!
Cassius. Und so auch der Senat!
Cornelius. Wann also meinst du —
Cassius (ihm die Hand reichend). Morgen!
Cornelius (einschlagend). Gut denn! Morgen!
(Während sie den Abgehenden sich anschließen, fällt rasch der Vorhang.)

Wildfeuer.

Dramatiſches Gedicht in fünf Akten.

Die Liebe iſt langmütig und freundlich; ſie blähet ſich nicht, ſie ſtellet ſich nicht ungebärdig, ſie ſuchet nicht das Ihre, ſie läßt ſich nicht erbittern, ſie trachtet nicht nach Schaden; ſie erträgt alles, ſie glaubet alles, ſie hoffet alles, ſie duldet alles.

Paulus 1. Kor. 13, 4.

Einleitung.

Das eigenartige, in pſychologiſcher Beziehung ſo merkwürdige dramatiſche Gedicht Friedrich Halms, welchem er den Titel „Wildfeuer“ gegeben, wurde vom Dichter im Jahre 1860 begonnen und vollendet. Die Hauptfigur des Stückes, ein Mädchen, das von Kind auf als Knabe erzogen wird und ſein Geſchlecht ſelbſt nicht kennt, ſeines unbändigen Temperamentes wegen aber vom Volke Wildfeuer genannt wird, hat die Veranlaſſung zu reichlichen kritiſchen Ausſtellungen und ſcharfen Unterſuchungen über die Möglichkeit einer ſolchen jahrelangen Verkennung des eigenen Geſchlechtes gegeben. Aber das Stück iſt eine wenn auch etwas ſeltſame, ſo doch an Schönheiten reiche Dichtung, mit welcher Halm nicht geringe Anerkennung beim Publikum fand. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die Grundidee der Verkleidung eines Mädchens als Mann und vollſtändige Täuſchung der ganzen Umgebung von dem Dichter anderwärts entlehnt, aber in der ihm eigenen beſonderen Weiſe durchgeführt wurde. Beinahe läßt ſich annehmen, daß Halm Wielands Erzählung: „Die Novelle ohne Titel“ im „Hexameron von Roſenhain“ kannte. Dort faßt eine Mutter, um das nur einem männlichen Leibeserben zuſtehende große Vermögen zu erhalten, den Entſchluß, da von ihren beiden Kindern der Knabe ſtirbt, die Tochter Galora als Knabe zu erziehen. Für den vermeintlichen jungen Grafen wird ein Mentor, Antonio, aufgenommen, der aber gerade der richtige Erbe iſt und in den ſich Galora verliebt, die nicht ſchön iſt und übrigens recht männliche Anlagen hat, aber ihr Geſchlecht kennt. Sie entdeckt ihm ihre Liebe und erfährt auch, daß

Antonio der richtige Erbe sei. Nachdem sie Antonios Neigung zu einer anderen erkannt, geht Galora ins Kloster. Antonio, dem nun das Erbe zufällt, vermählt sich aber mit der Geliebten. — Erst in der jüngsten Zeit ist auf die vielen auffallenden Ähnlichkeiten in Wielands Erzählung mit der Handlung in Halms Wildfeuer hingewiesen worden. Noch bei Lebzeiten des Dichters aber vermutete man eine andere Quelle, die ihm den Vorwurf zu seinem dramatischen Gedichte geboten habe. Es wurde nämlich am 10. Februar 1847 im Wiener Burgtheater ein Lustspiel: „Der Erbgraf" von Anton Pannasch, der eine Zahl nicht unwirksamer dramatischer Arbeiten verfaßt hatte, gegeben. Hier verkleidet die Mutter des jung verstorbenen Erbgrafen August dessen Zwillingsschwester als Mann, damit sie den Grafenstuhl besteigen könne, der eigentlich dem Haupte der zweiten Linie, Graf Eberhard, gebührt. Der Hofnarr aber durchblickt das Spiel und will es hintertreiben. Augusta ist in Eberhard verliebt und fügt sich nur wegen der Mutter in ihre Männerrolle, aus der sie übrigens öfter fällt, bis hierdurch und durch die List des Narren alles aufgedeckt wird. Um die Sache nicht vor die Öffentlichkeit zu bringen wird ausgesprengt, der junge Erbgraf sei in einer Fehde gefallen, Eberhard gelangt zur Regierung und vermählt sich mit Augusta.

Daß Halm den „Erbgrafen" gekannt, erleidet keinen Zweifel, aber auf Wielands Erzählung weist die, wie man sieht, noch größere Ähnlichkeit der Handlung mit „Wildfeuer". Allerdings hat Friedrich Halm ein feines, wenn auch bedenkliches Moment dadurch in sein Drama gelegt, daß René sein Geschlecht selbst nicht kennt und hierdurch Gelegenheit zu einer Reihe fesselnder, wenn auch psychologisch und physiologisch bedenklicher Szenen gegeben. René — eigentlich das Mädchen Renate — wurde von der frühesten Kindheit an in dem Glauben erhalten, es sei ein Knabe, damit es die nur im Mannesstamme erbende Grafschaft von Dommartin erbe. Sein Vetter Gerard, der echte Erbe, nimmt unter dem Namen Marcel de Prie als Waffenmeister Renés Dienste im Schlosse, vermutet aber, von dem ihm getreuen Seneschall Pierre darauf aufmerksam gemacht, daß der junge Graf ein Mädchen sei, obgleich er sich wild und unbändig genug, aber auch eigensinnig zeigt und in manchen Stücken die Mädchennatur nicht verleugnet. Nachdem Gerard dies zu ergründen unternimmt und schließlich vollständig überzeugt erscheint, daß Wildfeuer wirklich kein Knabe, zu der jungen Gräfin aber die Liebe in seinem Herzen erwacht ist, erweist auch das Benehmen Wildfeuers dem Waffenmeister gegenüber emporwachsende Liebe. Diese zeigt sich insbesondere, da Gerard schon von allen als der Erbe und vermeintliche Feind erkannt, von Wildfeuer in Mädchen-

kleidern in seiner Burg aufgesucht wird. Die Gräfin gibt schließlich den langgehegten Groll gegen den unerwartet entdeckten Erben auf, da er sogar edelmütig auf den reichen Besitz verzichten und das Land verlassen will und Wildfeuer wird nun erst zu der Überzeugung gebracht, daß sie wirklich ein Mädchen und daß sie echt weiblich den Vetter liebe, mit dem sie nun ehelich verbunden wird. — Noch hier zeigt der Dichter seinen Hang zur romantischen Ausschmückung und Anlage; in der psychologischen Entwicklung von Wildfeuers Charakter hatte er sich keine leichte Aufgabe gestellt, er weiß dieselbe durch verschiedene Züge, in denen auch das sinnliche Moment eine Rolle spielt, darzulegen, die hochpoetische Sprache und vortreffliche dramatische Durchführung tragen das ihrige dazu bei, den Zuschauer zu fesseln. In der Tat hat „Wildfeuer", das zuerst am Hoftheater zu Schwerin am 30. November 1863 und erst am 18. Oktober 1866 auf dem Wiener Burgtheater zur Darstellung gelangte, trotz aller gegnerischen Äußerungen eine große Zahl von stets besuchten Aufführungen auf vielen deutschen Bühnen gefunden.

Personen:

René von Loménie, Graf von Dommartin.
Adele von Loménie, Gräfin von Dommartin, Witwe, seine Mutter und Vormünderin.
Bertrand, Graf von Brienne.
Renard, Kanzler
Meister Etienne, Leibarzt
Pierre Banel, Seneschall
Marcel de Prie, Waffenmeister
} im Dienste der Gräfin von Dommartin.
Vignerol,
Laclos,
Ripaille,
} Vasallen des Hauses Loménie.
Jerome, Burgvogt auf Arbois.
Margot, ein Bauernmädchen.
Ritter, Edelleute, Reisige.

Das Stück spielt in der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts in Savoyen, und zwar im ersten und letzten Akte auf Burg Arbois, in den übrigen auf dem naheliegenden Schlosse Dommartin und in dessen Umgebung.

Seinem hochverehrten Oheim

Anton Freiherrn von Münch-Bellinghausen

in Liebe und Dankbarkeit gewidmet vom

Verfasser.

Zueignung.

Der Seele Drang, in trüb verworrner Zeit
Vom Druck der Gegenwart sich loszuringen,
Ließ — Jahre sind es — mir das Lied gelingen,
Das huld'gend heut dir meine Liebe weiht.

Aus Ernst und Scherz gemischt, aus Lust und Leid,
Wem würdiger vermöcht' ich's darzubringen,
Als dir, den mannhaft ernst in ernsten Dingen
Stets gegen Trübsinn Laune doch gefeit!

Nimm denn es hin, und wenn es dir erzählte,
Wie freudig Liebe, die es wahrhaft ist,
Für andrer Wohl des eigenen vergißt:

Erkenn, daß gleicher Trieb dich stets beseelte,
Daß aus den Zügen, die ich hingemalt,
Dein eigen Bild nur dir entgegenstrahlt.

Wien, den 17. April 1864.

E. M.

Erſter Akt.

Burg Arbois.

Altertümlicher Saal; die Wände Holzgetäfel, die Decke mit Schnitzwerk verziert, an den Wänden Familienporträts und dazwiſchen alte Waffenſtücke in maleriſcher Anordnung aufgehangen. Im Hintergrunde, in einer durch Spitzbogen von dem Saale getrennten und mit einem Vorhange zu ſchließenden Vorhalle, der Haupteingang. Links und rechts Seitentüren. Im Vordergrunde rechts Stühle und ein Tiſch, auf dem ein altertümliches Käſtchen ſteht; links an einem Bogenfenſter ein Lehnſtuhl.

Der Burgvogt Jerome und der Seneſchall Pierre Banel treten durch den Haupteingang auf.

Pierre. Glück auf, da bin ich endlich! Wäre mein alter Gaul in den grundloſen Wegen nur vorwärts zu bringen geweſen, ihr hättet meiner nicht warten ſollen!

Jerome (auf die Seitentüre rechts zeigend). Sprecht leiſer; er hat ſich da drinnen auf ein Lotterbettlein geworfen und ſchlummert vielleicht.

Pierre. So ging alles nach Wunſch, er iſt hier?

Jerome. Vor einer Stunde — die Sonne kam eben hinter den Bergen herauf — ritten ſie in die Burg herein; Herr Pignerol, die Regenkappe übers Geſicht gezogen, wegweiſend voraus, und er, fremd und neugierig umherblickend, hinterdrein. Als ich ihm beim Abſteigen den Bügel hielt, fragte er mich, wo er wäre, wie die Burg hieße, und ob nicht jemand ſeiner Ankunft wartete. Ich bat ihn Geduld zu haben, führte ihn herauf und wies in dort in die Gemächer!

Pierre. Gott ſegne ſeinen Eingang! Iſt's nicht ein herrlicher Junge, Jerome?

Jerome. Weiß Gott, Meiſter Pierre! Nur die Flügel fehlen, und der Erzengel Michael wäre fertig! Nun die ſtolze Gräfin, die ihn verfolgt, die ſein Erbgut an ſich genommen, ſoll erfahren —

Pierre. Nehmt die Backen nicht ſo voll, Jerome! Danken wir Gott, daß ſie uns bis heute nicht in die Karte geſehen, ſonſt ſäßen wir längſt bei Waſſer und Brot im Unkenturme! — Sind Laclos, Ripaille und die andern zur Stelle, wie es verabredet war?

Jerome. Drüben in der Erkerſtube ſind die Herren alle verſammelt.

Pierre. Nun, ſo führt ſie durch die Kapelle in dies Gemach hier (auf die Seitentüre links hinweiſend), daß ſie zur Hand ſeien, wenn ich ihrer bedarf; denn nicht den Rittern und Edelleuten, mir, dem alten Diener ſeines Vaters kommt es zu, meinem Pflegekind das Rätſel ſeiner Herkunft zu löſen; das Vorrecht habe ich mir ausbedungen, und darauf beſteh' ich!

Jerome. Und Ihr verdient es! Nur Euer Werk iſt es, daß Burg Arbois in den Beſitz ihres echten Herrn zurückkehrt; uns andern allen iſt heute wohl ein Freudentag aufgegangen, Euch aber, Meiſter Pierre, noch ein Ehrentag dazu!

(Durch den Haupteingang ab.)

Pierre. Ein Ehrentag! Als könnte das mich ehren,
Was, hätt' ich's nicht getan, mir Schande brächte! —
Als Herr Gerard, des Junkers Vater, einſt
Sein Leben wagend aus des Wildbachs Wirbeln
Empor mich riß und knieend ich ihm dankte:
Ei, ſprach er, das verſtand ſich ja von ſelbſt!
Und wenn ich treu ſein letzt Geheiß erfüllend
Des Kindes Zukunft ſchützend ihm bewacht,
Und wenn ich glücklich heut dem lieben Toten
Ins Vaterhaus den Sohn zurückgeführt,
Wie dürft' ich mehr von meinem Werke ſagen
Als damals er: Verſtand ſich's doch von ſelbſt! —
Doch ſchallen da nicht Schritte — Still, er kommt! —
Laßt ſehen, wie der neue Burgherr ſcheu
Und fremd im eignen Haus zurecht ſich findet! —

(Er tritt in die Seitentüre links, an der er während des nächſten Auftrittes mehrere Male lauſchend ſichtbar wird.)

Marcel de Prie (aus der Seitentüre rechts tretend).
Ich werd' nicht klug daraus! Rings alles ſtill,
Die Diener ſtumm und die Gemächer leer,
Als hätt' ich ein verzaubert Schloß betreten!
Lud Irrtum oder Mutwill' mich hierher?
Wie, oder mißverſtand ich nur den Zettel,
Den geſtern nachts auf meines Lagers Kiſſen
Ich angeheftet fand? — Heraus mit dir,
Und laß noch einmal dir ins Antlitz ſehen!

(Er zieht einen Zettel hervor und lieſt.)

„Wenn Ihr morgen früh um drei Uhr Eure Fahrt nach Sion antretet, ſo trefft Ihr um vier Uhr beim Steinkreuz von Montagny einen Mann, der Euch anrufen wird: Wohin ſo früh, Geſelle? — Antwortet ihm darauf: Aus Nacht zur Morgenhelle! Und er wird Euch an einen Ort bringen, wo das Krumme grad, das Dunkle klar

und der Knecht zum Herrn wird! Wagt um zu gewinnen! Wer nicht Mut hat, der verdient kein Glück!" (Nach einer Pauſe.)
Das Krumme grad, das Dunkle klar, der Knecht
Zum Herrn werden! — Sonderbar! Wer wußte denn
Auf Dommartin, daß nach Sion ich wolle,
Als nur die Gräfin, die mir Urlaub gab,
Und als Pierre, der ſie dazu vermochte,
Und da die beiden ſicher ihn nicht ſchrieben,
Wer ſchrieb den Zettel ſonſt? Mir iſt's zu hoch!
Ich werd' nicht klug daraus!
(Indem er ans Fenſter tritt.) Wo bin ich hier? —
Nach jener Berge Form, und nach der Richtung,
Die unſer Weg vom Steinkreuz her genommen,
Muß Dommartin dorthin nach Oſten liegen!
So wär' ich denn hier auf dem Bergſchloß wohl —
Wie hieß es nur? — das man vom Wartturm dort
Im Wald gewahrt, und das der Graf erſt kürzlich
Ererbt von einem Vetter!
(Gegen den Hintergrund hinſchreitend und die Gemälde und Waffenſtücke muſternd.)
Ja, fürwahr,
So iſt's! Wohin ich blicke, zeigt das Schnitzwerk
Die Roſen und den Storch der Loménie!
Und hier dies Bild — Das iſt René! — Gewiß,
Wildfeuer iſt's. — Nicht doch! Wo denk' ich hin!
Die Gräfin iſt's in ihren jungen Jahren!
Ein ſtattlich Weib, ſo ſchön faſt als ihr Knabe
Und auch nicht minder herriſch, beſſer's Gott! —
Doch das iſt abgetan, und ſoll ſo bleiben;
Nicht ihn, noch ſie ſeh' jemals mehr ich wieder! —
(Sich zu einem anderen Bilde wendend.)
Und dieſer hier — Bin ich verrückt? — Sind das
Nicht meines Vaters Züge, dies ſein Mund,
Sein Auge dies? Nur daß die Trauer fehlt,
Die bis zum Tod, ein nie gehobner Schleier,
Auf ſeiner Stirne lag! — Der lächelt hier;
Ihn ſah ich niemals lächeln, niemals! — Nein,
Er iſt es nicht! — Was wähnt ich töricht auch,
In einem Loménie ihn zu erkennen!
(Sich in den Vordergrund zu einem den beiden letzten gerade gegenüberhängenden Bilde wendend.)
Und hier dies blaſſe Frauenangeſicht! —
Wie iſt mir nur! — Ich blickte einmal ſchon
In dieſe treuen Augen! — Ja, gewiß! —

Ich war ein Kind noch, und ſie nannte mich —
Wie nannte ſie mich nur — (Nach einer Pauſe des Nachſinnens.)
In einer Halle,
Das weiß ich noch, die Wände Holzgetäfel,
Mit ſchönem Schnitzwerk reich verziert die Decke,
In einer Halle war es — (Aufblickend und zuſammenfahrend.)
Herr, mein Gott!
In einer Halle, dieſer hier ſo ähnlich,
Wie nur ein Ei dem andern! — Schwärmt mein Geiſt,
Und faßt mich Tollheit an!
(Nach einer Pauſe.) Wär's dieſe Halle!
So müßt' am Pfeiler dort auf einer Feder
Berührung ein verborgner Schrank ſich öffnen!
(Er ſtürzt auf den Pfeiler zu, und tappt daran herum, bis ein Wandſchrank aufſpringt; zurücktaumelnd.)
Mir ſchwindelt! Wach' ich oder träum' ich? Iſt
Dies Wirklichkeit? Wär' dies die Halle hier,
In der die blaſſe Frau als Kind mich herzte,
Und mich, wie nannte ſie mich nur —

Pierre (der während der letzten Reden aus der Seitentüre links hervor und unbemerkt näher getreten, ihm auf die Schulter klopfend). Gerard
Vielleicht —

Marcel. Gerard! Das war es! Ja, Gerard!
(Sich beſinnend.)
Doch wie — Ihr ſeid's, Pierre! Ihr hier —

Pierre. Ei Junker,
Was ſtaunt Ihr nur? Ich hab' Geſchäfte hier
Auf Arbois der Gräfin zu beſorgen:
Euch aber, den längſt zu Sion ich wähnte,
Sagt, welcher Zufall führte Euch hierher?

Marcel (halblaut vor ſich hin). Gerard! Gerard! — Und hier auf Arbois,
Der Burg der Loménie — Unmöglich! Nein! —
Und dennoch — Wie ein Mühlrad kreiſend dreht
Mein Sinn ſich wüſt im Wirrſal der Gedanken,
Und findet keinen Halt!

Pierre (für ſich). Er dauert mich!
Doch Schreck nicht bloß, auch Freude trifft ins Leben,
Und Überſtürzung brächte hier Gefahr!
(Zu Marcel tretend.)
Ihr ſeid zerſtreut! Kommt zur Beſinnung, Junker!

Marcel (raſch und bewegt).
Pierre, was quält Ihr mich? — Ihr wart es, der
Mir jenen Zettel ſchrieb! — Ihr habt den Schlüſſel

Zu allen Rätſeln meines Lebens! Liefert
Ihn endlich aus! — Ich ſpielte ſchon als Kind —
Der Wandſchrank dort bezeugt's — in dieſer Halle;
Wie kam ich her? — Ihr wißt, die blaſſe Frau
Dort nannte mich: Gerard! Wer iſt ſie? — Redet,
Bei allen Heil'gen Gottes, redet, ſprecht!

Pierre. Gemach, Ihr fragt zu viel!

Marcel. Zu viel! Wo tauſend
Und tauſend Fragen noch das Herz mir ſchwellen!
Wer war mein Vater? — Denn nicht immer hieß
Er Mericourt, noch war er das, wofür
Er galt! Wie hätt' auch ein verarmter Kaufmann
In allen Künſten edler Ritterſchaft
So meiſterhaft mich unterweiſen können? —
Wer waren die geheimnisvollen Gäſte,
Die ab und zu verſtohlen uns beſucht,
Dem Vater Ehrfurcht, Liebe mir bezeigten,
Und plötzlich wieder ſchwanden über Nacht? —
Und als, mich Eurer Obhut übergebend,
Der Vater ſtarb, was ſandtet Ihr ſogleich
Von Genua mich nach Turin, von da
Nach Nizza fort, und warum mußt' ich dort
Henri Palue und hier Roger Lamotte
Und wieder dann Marcel de Prie mich nennen?

Pierre. Genug! Genug!

Marcel. Und als Ihr mich zuletzt
Als Waffenmeiſter durch die dritte Hand
Nach Dommartin gebracht, warum mit Eid
Und Handſchlag mußt' ich Euch geloben, ſtets
Als völlig Fremden, den ich nie geſehen,
Euch zu behandeln? —

Pierre. Still doch, Junker, ſtill!
Ihr ſeid erhitzt, Ihr zittert vor Erregung!
Fürwahr es bringt Euch Schaden; ſeid doch klug,
Und faßt Euch in Geduld!

Marcel. Sein Maß hat alles,
Und was Geduld heißt, iſt in mir erſchöpft!
Der Ärmſte weiß: Das bin ich und ſo heiß' ich!
Ich geh', ein Schemen, in der Welt umher,
Mir ſelbſt nicht bloß ein Rätſel, eine Lüge!
Ich bin nicht wahrhaft ich! Drum will ich's werden!
Drum fordr' ich meinen Namen jetzt von Euch;
Drum ſagt mir, wer ich bin! Ihr wißt es, redet!

Pierre. Und wenn nun ein Gelübde, wenn ein Eid,
Wenn Eures Vaters Willen Euch zum Heil
Auch ferner noch zu ſchweigen mich verbände!
Marcel. Wohlan, dann ſcheiden wir!
Pierre. Was ſagt Ihr? Scheiden!
Marcel. Schweigt, wenn Ihr müßt! Spinnt Ränke, heuchelt, täuſcht!
Ich will in falſchem Spiel die Hand nicht haben,
Ich kann es nicht! — Hier trennt ſich unſer Pfad! —
Ich dank' dir viel und werd' dir's ewig danken,
Als meinen zweiten Vater ſtets dich ehren:
Ward keine Heimat doch mir hier auf Erden,
Als deine Liebe! Doch ich muß, muß fort!
Ich kann, wie ſchmerzlich deiner ich entbehre,
Wohl leben ohne Glück, nicht ohne Ehre!
Pierre. Fort wollt Ihr? Und wohin? Und Euer Dienſt
Auf Dommartin! Bedenkt, es iſt nicht Kleines,
So mächt'ger Herrſchaft Waffenmeiſter ſein!
Marcel. Wie dem auch ſei, Pierre, ich meinesteils
Beſchloß ſchon längſt von Dommartin zu gehen,
Und wißt es nur, aufs Nimmerwiederkommen
Macht' heut ich auf den Weg mich nach Sion!
Pierre. So, dazu mußt ich Euch den Urlaub ſchaffen!
Aufs Nimmerwiederkommen! Und warum?
Gab's ſchele Mienen? Fielen ſpitze Worte?
Die Gräfin ſchien Euch wohlgeneigt; ſo war's
Der tolle Knabe denn, der Graf —
Marcel. Nicht er!
Denn ob auch ſeiner unſtät wilden Launen
Und ſeines keck unbänd'gen Trotzes wegen
Wildfeuer ihn der Mund des Volkes nennt,
Mir hat er fügſam ſtets, wie's Schülern ziemt,
Und ernſtem Wort nachgiebig ſich bewieſen!
Pierre. Was alſo, ſprecht, was wehte ſonſt Euch an?
Marcel. Ihr wißt es ja! Der Drang, mich loszuſagen
Von Rätſel und Geheimnis, und nebſt dem
Noch dies vielleicht, daß ich dem Grafen —
Pierre. Nun?
Marcel. Zu ſehr ergeben —
Pierre. Wie, zu ſehr ergeben? —
Marcel. Nun ja! Ich könnt' ihn, wär er meines Alters,
Wie einen Bruder lieben; wie er iſt,
Halb Kind, geſteh' ich, ſchäm' ich mich, ſo ganz
Mich ſeinen wirren Launen hinzugeben!

Pierre. Ich faſſ' es nicht! Ihr meint —
Marcel. So mein' ich's: Wenn
Im Feld zum Beiſpiel wir ſpazieren reiten,
Da hält er plötzlich ſtill auf einer Wieſe,
Und ſpricht: „Die ſchönen Blumen! Rote, blaue,
Auch gelbe dort! O pflück' mir welche, bitte!" —
Ein andermal, wo Schafe weiden, hebt
Er an: „Marcel! O ſieh doch nur das Lamm,
Das liebe, weiße Lamm! Ich will es haben!
O bring' mir's doch!" Und derlei Dinge mehr,
Als wär' ich Kindsmagd oder Wartefrau,
Und nicht ſein Waffenmeiſter! —
Pierre. Ihr natürlich,
Ihr laßt Euch das nicht bieten! Ihr ſchlagt's ab,
Er nimmt es übel —
Marcel. Nein, das iſt's ja eben!
Ich kann ihm nichts verweigern, wenn er bittet;
Ich pflück' die Blumen, und ich bring' das Lamm!
Und darum will ich fort! Es muß der Mann
Auf ſeine Würde halten, und ſeitdem
Des Herzogs von Savoyen Vetter, Graf
Bertrand, auf Dommartin verweilt, und ſchmeichelnd
Des Knaben Launen frönt, in allen Dingen
Ihm nachgibt, ihn verhätſchelt und verwöhnt,
Seitdem kam ganz mir die Geduld abhanden! —
Genug! Ich gehe! Mein Entſchluß ſteht feſt,
Und heut noch, jetzt —
Pierre (für ſich). Nun iſt er abgekühlt,
Nun mag er's hören!
(Zu Marcel.) So! Ihr geht? Und wenn
Nun jener, der Euch herbeſchieden, käme
Und wollte Krummes grad, und Dunkles klar,
Den Knecht zum Herren machen?
Marcel. Ew'ger Gott!
Ihr ſchriebt den Zettel, Ihr! Euch ſollte hier
Ich treffen!
Pierre. Mich und andre noch!
(Zur Seitentüre links tretend und ſie öffnend.)
Herein,
Ihr Herren! Es iſt Zeit, herein!
(Pignerol, Laclos, Ripaille, andere Edelleute und Jerome mit einem Samtkiſſchen, auf dem Schlüſſel liegen, treten aus der Seitentüre links; nur daß der letztere im Hintergrunde zurückbleibt, während die andern vortreten.)

Pierre. Nun Junker!
Erkennt Ihr sie? Ihr sahtet die Männer schon!
Marcel (auf Ripaille zustürzend).
Ist's möglich? Wie, seid Ihr der Pilger nicht,
Der einst zu Genua den schmucken Dolch —
Ich trag' ihn noch — mir schenkte?
Ripaille. Recht, ganz recht!
Doch hab' ich ausgepilgert nun, und sitze
Auf meinem Lehnhof ruhig zu Ripaille.
Laclos. Ich bin Laclos! Gedenkt des Roßkamms nur,
Der oft empor Euch nahm auf seinen Rappen!
Pignerol. Ich fuhr Euch oft im Kahn ins Meer hinaus,
Und führte jetzt von Steinkreuz Euch herüber,
Und Pignerol heiß' ich und mein Besitz.
Pierre. Was sagt Ihr nun? Nach denen erst Ihr fragtet,
Die seltsamen, geheimnisvollen Gäste,
Die damals Euch in Genua besucht,
Da sind sie, wackre Rittersleute alle,
Und Arbois' wehrpflichtige Vasallen!
Und paßt nur auf, Ihr sollt noch mehr vernehmen!
Marcel. Ist all dies Wahrheit? Zwischen Traum und Wachen
Schwebt haltlos wie in Wolken mir der Geist!
Pierre (ihn zu dem Lehnstuhl links am Fenster hinführend).
Hier sitzt und hört mich an!
Marcel. Was werd' ich hören?
Pierre. Ein Märlein, Junker, von verwunschnen Prinzen
Und böser Feen grimmem Zauberspuk,
Und Wort für Wort erlebt, wie ich's erzähle!

(Er hat während dieser Rede Marcel in den Lehnstuhl gedrückt und fährt nach einer Pause, auf die Rücklehne desselben gestützt, fort.)

Es wird einige zwanzig Jahre her sein, da gab es im Hause der Loménie drei Brüder; der älteste, des Stammgutes Erbe, der Graf von Dommartin, hielt sich meist in Frankreich auf, wo er bei Hofe großer Gunst genoß. Die beiden jüngern Brüder hausten hier zu Lande, und warben beide um die Hand Adelens von Cabrol, eines ebenso armen als schönen, ebenso schönen als stolzen Fräuleins. Der jüngste der Brüder, dem ein Oheim Arbois als Erbe hinterlassen hatte, war der Vorgezogene und schon war der Tag der Trauung festgesetzt, als die Nachricht von dem Tode des Grafen von Dommartin hierher gelangte. Da er unvermählt und kinderlos gestorben, so fiel sein Titel und die Grafschaft von Dommartin an seinen zweitgebornen Bruder René; der dritte Bruder aber, der glückliche Bräutigam, Herr Gerard, verschwand zur selben Zeit aus seiner Heimat —

Marcel. Wie ſagt Ihr? Wie, Gerard? Und er verſchwand —

Pierre. Die Braut war vor Zorn und Schmerz ſo ganz außer ſich, daß lange weder die ausgedehnten Beſitzungen, die ihr um jene Zeit durch Erbſchaft in Savoyen zufielen, noch die Bewerbung des Grafen René ſie tröſten konnten. Zwei Jahre mochten vergangen ſein, daß ſie ihm endlich zögernd und mit Widerſtreben dennoch ihre Hand gereicht hatte, als Herr Gerard mit ſeiner Gemahlin, einem Edelfräulein aus Montpellier, und einem holden Knäblein, das ſie ihm geſchenkt hatte, nach Burg Arbois zurückkehrte! —

Marcel. Hierher, nach Arbois!

Pierre. Er betrat es zur böſen Stunde. Denn nach dem alten Landesrechte, wie nach dem Hausgeſetze der Loménie, erben ihre Güter ausſchließend im Mannsſtamm fort, und da die Gräfin noch keine Mutterfreuden kannte, ſo geſellte ſich zu ihrem Haſſe gegen Herrn Gerard nun auch noch die Furcht, nach dem Tode ihres Gatten die Grafſchaft Dommartin an ihn oder ſein Söhnlein fallen zu ſehen. Feſt entſchloſſen ihn zu verderben, verwickelte ſie ihn daher mit ſeinen Nachbarn in Mißhelligkeiten und Fehden aller Art. Ja, ſie ging noch weiter; man ſpricht von Gifttränken, die ſie bereitet, von Meuchelmördern, die ſie ausgeſendet habe, und ſo brachte ſie es dahin, daß Herr Gerard, der nie zu bewegen war, ſeiner Feindin entſchieden entgegenzutreten, nachdem er hier in der Gruft ſeine früh hingeſchiedene Gattin beigeſetzt hatte, mit ſeinem vierjährigen Knaben heimlich das Land verließ und ſich nach Genua flüchtete! —

Marcel (aufſpringend). Nach Genua, Pierre! Nach Genua!

Pierre. Aber auch hier war er vor den Nachſtellungen der Erbitterten nicht ſicher; und hätte ein treuer Diener ihn nicht gewarnt, hätten ſeine Freunde und Vaſallen ihn nicht insgeheim unterſtützt, er hätte den weitreichenden Armen ſeiner Verfolgerin nicht entgehen können. Er entging ihnen, aber nur um endlich dem Gram und dem Trübſinn zu erliegen, die ſeit Jahren ihm am Leben gezehrt hatten. Sterbend übergab er ſeinen Sohn der Obhut jenes treuen Dieners und ſeiner wackern Vaſallen, und empfahl ihnen erſt, wenn er zwanzig Jahre erreicht hätte —

Marcel. Luft! Luft! Mir ſprengt's die Bruſt! — Heut' iſt der Tag,
Heut zähl' ich zwanzig voll! — Wer war mein Vater?
Denn jener treue Diener, jene Freunde —
O gib mir Antwort! Foltre mich nicht länger!
Wer bin ich? Sprich!

Pierre. Und weißt du's denn nicht ſchon?
Verkünden dir's nicht unſre naſſen Augen?
Bedarf's der Worte noch? Muß ich dir ſagen:

Geſegnet ſei dein Eingang! Sei willkommen
Im Vaterhaus, Gerard von Lomènie!
Pignerol. Willkommen, Herr, auf Arbois! Willkommen!
Ripaille. Dem würd'gen Sohn des teuren Vaters Heil!
Laclos und die **Übrigen.**
Heil unſrem Lehensherrn, Heil!
Jerome (der während der letzten Rede vorgetreten, das Knie beugend).
Hier, Herr, empfange
Die Schlüſſel deiner Burg und halt ſie feſt,
Daß Liſt nicht, noch Gewalt ſie dir entreiße!
Pierre (ſich die Augen trocknend).
Und hier des Vaters Siegelring und dort
Das Käſtchen mit Papieren, ſein Vermächtnis!
Hab' ſein Verdienſt — doch beſſres Glück als er —
(Die Worte verſagen ihm.)
Ripaille und **andere.** Heil unſrem Lehensherrn!
Pignerol und **andere.** Heil, dreimal Heil!
Gerard. Pierre, mein zweiter Vater, lohn' dir's Gott! —
Dank, Freunde! — Dank euch allen und für alles! —
Verlangt, ich bitt' euch, jetzt nicht mehr von mir!
Das volle Herz hat Tränen nur, nicht Worte!
(Zu den Bildern gewendet, welche er früher betrachtet.)
O meine Mutter! Sieh auf mich herab,
Und freu dich meines Glückes! — Teurer Vater,
Ich hab' mich ſelbſt, hab' meine Heimat wieder,
Mein Erbe, meinen Namen und mein Recht!
Laclos. Ihr habt noch mehr, noch Beſſeres zu hören!
Gerard. Mir ward mehr, als ich hoffte und verdiene,
Und nichts mehr wünſche, nichts begehr' ich mehr!
Pierre. Gemach! Gemach, und hört erſt dies! — Ein Jahr
Nach Eures Vaters Flucht nach Genua —
Merkt auf — genas die Gräfin eines Knaben —
Gerard. Nun ja! Renés, des Grafen, meines Vetters!
So darf ich jetzt ihn nennen!
Pierre. Eines Knabens
Genas die Gräfin, ſagt' ich! — Das will ſagen,
Sie ſagte ſo, der Gatte glaubte ſo,
Und ſo erzog ſie ihn! Doch andre gibt's,
Die andres meinen, die zu wiſſen ſchwören,
Der Gräfin Wunſch nach einem Stammeserben
Sei unerfüllt geblieben, jenes Kind,
Das jetzt das Volk Wildfeuer nennt, ſei nur
Ein Irrlicht, ſei zum Knaben nur gelogen,

Um nach des Vaters Tod den Sohn Gerards,
Den rechten Erben, Euch aus Dommartins
Beſitz betrügriſch zu verdrängen! — Kurz
Und gut, ein Mädchen ſei's und nicht ein Knabe!

Gerard. Unmöglich! Raſt Ihr? Seid Ihr toll? Rent,
Der muntere Burſche, der aus Turmeshöhen
Den Vogel niederholt mit ſeinem Pfeil,
Ein Eichhorn in der Bäume Wipfel klettert,
Dem, jagt er hin in wildem Roſſeslauf,
Zu weit kein Graben und kein Zaun zu hoch,
Der kecke Junge mit dem freien Blick,
Dem tollverwegnen Mut, dem trotz'gen Weſen,
Wildfeuer, der ein Mädchen! — Nimmermehr!

Aipaille. Ei, heißt er doch Wildfeuer eben, weil
Er recht nach Weiberart voll wirrer Launen
So Tier wie Menſchen reizt und neckt und quält!
Ein Mädchen iſt es, glaubt's nur, lieber Herr!

Laclos. Ein Mädchen iſt's! — Warum erzöge ſonſt
Auf hohem Bergſchloß, völlig abgeſchnitten
Von menſchlichem Verkehr, von alten Weibern
Und noch viel ältern Männern nur umgeben,
Die Gräfin ſo vereinſamt ihren Sohn,
Daß ſie erſt jetzt, und widerſtrebend nur
Als Waffenmeiſter Euch ihm zugeſellte?

Pierre. Ein Mädchen iſt es! — Euer Vater ſtarb;
Die Gräfin weiß es, weiß, ihr Haß erreicht
Sein Herz nicht mehr! Wär' nun ihr Kind ein Knabe,
Was hätte ſie's zu kümmern, ob Ihr lebt,
Ob nicht? Ihr Knabe wär' im Recht, und Ihr,
Des Vaterbruders Sohn, ihm ungefährlich!
Sie aber fürchtet Euch; ſie wußte, Herr,
Euch in Turin, in Nizza aufzuſpüren,
Und ruhte nicht, bis keine Wahl mehr blieb,
Als Eures Todes Kunde rings verbreitend,
Im Haus des Feindes ſelbſt, auf Dommartin
Vor ihrem Grimm Euch ſchützend zu verbergen!
So rief ſie ſelbſt herbei, was ſie befürchtet;
Ihr aber nützt die Gunſt des Augenblicks,
Und was bisher Wildfeuer nur geſchienen,
Das ſeid in Wahrheit, Graf von Dommartin!

Pignerol. Beſinnt Ihr Euch? Ihr ſeid im Recht! Schlagt los!
Und in die Spinnſtub' mit dem Lügengrafen!

Pierre. Schon iſt der Graf von Greyerz insgeheim,

Und Eures Vaters treubewährter Freund,
Der Biſchof von Sion, für Euch gewonnen.
Laclos. Ich hab' Euch vierzig Reiter angeworben;
Ein Hornſtoß, Herr, ſo ſitzen ſie zu Roß!
Aipaille. Der überraſchte Feind iſt halb geſchlagen!
Was ſäumen wir?
Pignerol. Zu Roß! Nach Dommartin!
Die Lügenbrut muß nieder! Waffen! Waffen!
Die Übrigen (tumultuariſch, im Begriffe fortzuſtürzen).
Die Lügenbrut muß nieder! Waffen! Waffen!
Gerard (ihnen den Weg vertretend).
Halt, ſag' ich, halt! Wo ſtürzt ihr ſinnlos hin?
Wenn ich hier Herr bin, hört auf meine Stimme!
Wähn' keiner, weil er mich bisher geführt,
Auch ferner willenlos mich fortzureißen!
Ich höre Rat, doch der Entſchluß iſt mein! —
Was wollt ihr denn? Soll ich auf eitel Luſt,
Auf Hörenſagen und Gerüchte hin
Für Wahrheit achten, was, verhielt' ſich's ſo,
In meines Namens, meines Bluts Genoſſen
Mich ſelbſt mehr oder minder mitbeſchimpfte?
Gebt erſt Beweiſe, wenn ich glauben ſoll;
Wo nicht, ſo wißt, ich bin ein Loménie,
Und dulde nicht, daß man mein Blut verleumde!
Laclos (leiſe zu **Pierre**). Daß der ein Mann iſt, daran iſt kein Zweifel!
Gerard. Losſchlagen, meint ihr? Zu den Waffen greifen!
Und wenn dann falſch ſich das Gerücht erweiſt,
Wenn Graf René am Ende doch ein Knabe,
Daſtehen dann, ganz purpurrot vor Scham,
Und hören müſſen: „Ei, Herr Vetter! Ei,
Das war nicht wohlgetan! Des hätt' ich mich
Von einem unſres Hauſes nicht verſehen!" —
Gefiel euch das? — Mir nicht, und ſagt's nur ehrlich,
Euch noch viel weniger!
Pierre. Doch wenn es, Herr,
Nun Wahrheit wäre!
Gerard. Wenn es Wahrheit wäre,
Da ſollt' ich, meint ihr, keine Zeit verlieren,
Und nicht allein die Gräfin und ihr Kind
Kurzweg brandmarkend an den Pranger ſtellen,
Nein, mehr noch, ihnen Fehde künden, ich
Ein Mann zwei Frauen, ich ihr Blutverwandter,
Ich ihr geborner Schirmherr und Beſchützer!

Das dünkt euch edel, das euch ritterlich!
Mich dünkt es Schimpf und Schmach, und ew'ge Schande,
Und ehrlos iſt mir, wer im Mantel Liebe
Nicht ſchonend treu der Seinen Blößen birgt!

Aipaille. Gleichwohl, erwägt —

Gerard. Und ihr, habt ihr erwogen,
Daß ſeine Braut mein Vater einſt verlaſſen,
Und daß es ſühnen hier, nicht rächen gilt!

Laclos. Doch Herr, bedenkt, Ihr ſeid in ſchlimmer Lage!

Pierre. Die Gräfin will an Euren Tod nicht glauben,
Und ſandte, da ſie lang' ſchon mir mißtraut,
Renard, den Kanzler, jetzt auf Kundſchaft aus! —

Pignerol. Und wenn ſie Euch in ihrem Haus entdeckte —

Gerard. Ich kann nicht anders, komme was da will!

Pierre. Was aber wollt Ihr tun? —

Gerard. Noch weiß ich's nicht!
Zunächſt tut eins nur not, daß jeder ſchweige,
Und was hier vorging, ſtill bei ſich bewahre!
Und dann ein zweites noch, daß Arbois
Mir wohlbeſetzt in ſichrer Obhut bleibe!
Wer von euch wahrt es mir? — Ihr, Pignerol?

Pignerol. Sorgt nicht! Ich wahr' es Euch, trotz Graf und Gräfin!

Gerard. Und ich — ich will nach Dommartin zurück,
Und Ihr geht mit, Pierre!

Pierre. Ei warum nicht!
Im Unkenturm iſt für uns beide Raum!

Gerard. Es will gewagt ſein, und ſo wag's ich drauf! —
Und nun, ihr Herrn, ihr alten treuen Freunde,
Die ſchützend meiner Jugend Pfad bewacht,
Nun folgt mir, bitt' ich, in die Gruft hinab! —
Mich drängt's an meiner Mutter Sarg zu beten!
Nicht heimiſch fühlt' ich mich im Vaterhaus,
Bevor ich grüßend nicht vor ihn getreten! —
Dann aber, wenn beim frohen Willkommſchmaus
Wir dies und das beratend noch erwogen,
Dann friſch ans Werk, wie auch der Würfel fällt!
Nicht lange ſpannt ein rechter Schütz' den Bogen;
Raſch klingt die Sehne, kommt der Pfeil geflogen,
Und keckem Mut gehorchen Zeit und Welt!

(Indem er ſich zum Abgehen wendet und die Anweſenden ihn begleitend umgeben, fällt raſch der Vorhang.)

Zweiter Akt.

Burg Dommartin.

Halle; rechts und links Seitentüren; im Vordergrunde rechts neben einem Tisch ein Lehnstuhl, links an einem Fenster ebenfalls ein Lehnstuhl, auf dem eine Mandoline liegt. Den Hintergrund der Halle bildet eine offene Terrasse, die die Aussicht auf eine Gebirgslandschaft gewährt und deren Balustrade von den Wipfeln einiger aus der Tiefe emporsteigender Pappeln überragt wird.

Die Gräfin Adele von Dommartin sitzt an dem Tische rechts; vor ihr steht Meister Etienne, der Leibarzt.

Etienne. Wie, Ihr mißtraut der Redlichkeit Pierres, Frau Gräfin!

Gräfin. Und ich fürchte, mein Mißtrauen wird recht behalten!

Etienne. Ihr habt ihn zu Eurem Seneschall ernannt, Ihr verwendet ihn seit Jahren zu den wichtigsten Sendungen —

Gräfin. Nicht weil er sie am besten besorgte; nur weil ich andern mein Vertrauen schenkend, hätte Wunden wieder aufreißen müssen — Doch genug; ich wollte Euch ja über meine Leiden zu Rate ziehen!

Etienne. Und woran leidet Ihr, gnädige Gräfin?

Gräfin. An meinen alten Übeln: an unruhigen Nächten, an wildem Aufschreien aus entsetzlichen Träumen; an wüstem Haupt, beklommenem Herzen und matten Gliedern!

Etienne. Zustände, die auch mir nicht ganz fremd sind! Jeder ruht eben, wie er sich gebettet! Gräfin! Gräfin! Wir hätten nicht tun sollen, was wir getan haben!

Gräfin (aufspringend).

Was wir getan? Wir, wir? — Ihr habt gehorcht,
Und nicht getan! Ihr dientet, ich befahl!
Wer seid Ihr denn, Euch neben mich zu stellen?
Ich ward in meinem heiligsten Gefühl
Verraten und getäuscht! Ich ward jung, schön,
In meines Herzens, meiner Jahre Blüte,
Mir selbst zum Jammer und der Welt zum Spott
Wie eine welke Blume weggeworfen! —
Der ungeliebte Gatte lag im Sterben,
Als meines Kindes ich genas, und ich,
Ich sollt' des Vaters reiches Erbe ihm
Entzogen, sollt' es ruhig dem Verräter,
Dem tiefverhaßten Feind und seiner Brut
Zufallen sehen, sollt' den Platz ihm räumen

Im Haus der Dommartins! — Da schwoll mein Herz,
Da rächt' ich mich, und durfte so mich rächen! —
Euch aber, den zum Schweigen, den zur Hilfe
Mein Gold erkauft, mein Drohen eingeschüchtert,
Euch trieb gemeiner Vorteil nur, nicht Haß,
Und darum bangt Euch jetzt vor Rad und Galgen! —
Wir, wir! — Laßt mich dies: Wir! nicht wieder hören!

Etienne (für sich). Nun helf mir Gott! Wildfeuer heißt das Kind,
Und seine Mutter könnte Zornbrand heißen! (Laut.)
Vergebt! Ich meinte nur es wäre besser,
Daß nicht geschehen wäre, was geschah!
Denn faßt Ihr Eures Kindes Glück ins Auge,
So könnt Ihr nicht lang' zögern mehr, der Täuschung
Ein End' zu machen; unter welchem Vorwand
Das aber Euch gelingen soll, wie Ihr
Den selbstgeschürzten Knoten lösen wollt;
Und lösen könnt, Frau Gräfin, weiß ich nicht!

Gräfin. Was nicht zu lösen, pfleg' ich zu zerhauen! —
Ich werd', wenn's Zeit, kurzweg die Wahrheit sagen,
Und wenn mein Kind, die Herrin Dommartins
Und meine Erbin, einem Mann, ihr gleich
An Reichtum, Macht und Namen sich vermählt,
Wer beugte dem Erfolge nicht sein Haupt,
Und fragte viel, ob ihrer Mutter Laune
Als Knaben einst das Mädchen auferzog!

(Außer der Bühne verworrenes Geschrei, heftiges Hundegebell und Peitschengeknall; das wüste Gelärm übertönend, vernimmt man die Stimme des Grafen.)

René (der die Hunde anhetzt).
Faß, Waldmann! Karo drauf! Hallo, Diana,
Hallo! Drauf, drauf!

Gräfin. Was ist nur? Seht!

Etienne. Der Lärm
Kommt dort vom Rüdenstalle her! Der Graf
Ist guter Laune, scheint's, und treibt es toll
Und lustig, wie er pflegt —

Gräfin (während der Lärm allmählich verstummt).
Nicht wie er sollte! —
(Nach einer Pause.)
Wo blieben wir! Doch ja, ganz recht! — Auch mir
Scheint's an der Zeit, dem Spiel ein End' zu machen;
Drum hab' ich auch bereits am Hof Savoyens
Den Köder ausgestreut, Andeutungen
Und Winke fallen lassen! Schon umschwärmt,

Ein Schmetterling, Graf Bertrand von Brienne
Mein blühend Kind; bald folgen andre nach;
Ich warte nur auf Nachricht von Renard,
Ob er auch tot, der Sprößling des Verhaßten,
Dann werf' ich ab der Täuschung Lügenkleid,
Und zeig', was ich verbarg, dem Licht des Tages!

Etienne. Ihr zweifelt, ob er tot? Ward durch Pierre
Nicht längst Euch Kunde schon, er sei ertrunken,
Und nahmt ihr nicht schon Arbois an Euch!

Gräfin. Wenn mich Pierre betrog, so kann er leben!

Etienne. Und wenn er lebte —

Gräfin. Tor, das fragst du noch?
Erbt nicht der Loménies Besitz ausschließend
Im Mannsstamm fort, und ist er nicht der letzte,
Der ihren Namen trägt? Soll ich erwarten,
Daß Schimpf und Schmach auf unsre Häupter häufend
Er Dommartin entreiße meinem Kind?
Ging ich so weit, um still zu stehen jetzt,
Vor einem Sandkorn still zu stehen! — Nein,
Er lebt nicht, oder —

Etienne. Himmel! Wollt Ihr Euch
Mit Schuld beladen! — Seht Euch vor! Ihr könntet —

Gräfin. Bereuen meinst du? — Ich bereue nichts!
All' was ich tat, wär's heute noch zu tun,
Ich tät' es — nein! Vielleicht tät' ich's nicht wieder! —
Denn was ich tat, ich tat's um ihretwillen,
Um ihretwillen, die mein alles ist,
Und seh' ich sie als Knabe nun verwildern,
Unweiblich keck und trotzig jeder Laune
Nach Willkür frönen, jeglicher Gefahr,
Taub aller Warnung, dreist die Stirne bieten,
So schneidet mir's durchs Herz und flammend zuckt
Dein mahnend Wort mir durch die stolze Seele:
Es wäre besser, wär' es nicht geschehen!

(Graf Bertrand de Brienne tritt aus der Seitentüre links.)

Doch sieh', wer kommt da? — Unser werter Gast!

Bertrand (mit zierlichen Verbeugungen vortretend). Einer, der es gewesen, erhabne Frau, einer der es gewesen, und den die Tücke des Schicksals aus dem Hafen Eurer huldvollen Aufnahme nun wieder in die stürmischen Fluten des Lebens hinauswirbelt!

Gräfin. Eure Worte klingen wie ein Abschiedsgruß! Wie, so früh wolltet Ihr uns verlassen? —

Bertrand. Unvergleichliche Mutter eines sozusagen unerhörten

Sohnes, wie soll ich Worte finden, welche Ausdrücke soll ich wählen —

Gräfin. Wählt nicht lange! Sprecht kurz, nüchtern und deutlich, was Euch widerfahren! Redet, ich darf es fordern!

Bertrand. Es mag etwa ein Stündchen her sein, daß ich Euren Sohn in seinem Gemache begrüßte! Der Liebliche erwähnt eines Wolfes, den er unlängst erlegt, und zeigt mir die Haut des riesigen Tieres! — Glücklicher Wolf! flüstere ich. — „Warum glücklich?“ entgegnete der Liebliche. — Ergötzte er Euch nicht, indem Ihr ihm nachjagtet, und gibt es reicheres Glück, als Euch ergötzen! weht es mit einem Blick schmelzender Hingebung von meinen Lippen. — „In der Tat!“ lächelt er schelmisch und wirft einem Diener, den er uns folgen heißt, die Wolfshaut über den Arm. Er wolle lustwandeln, sagte er; wir steigen in den Burghof hinab, aber nicht in die duftende Geisblattlaube lenkten wir unsere Schritte, nicht dem plätschernden Bache zu, nicht den rauschenden Schatten des Waldes entgegen, nicht —

Gräfin. Graf Bertrand, ich gestehe, einen seiner Fehler ererbte mein Sohn von mir! Er heißt Ungeduld! Kommt ans Ziel.

Bertrand. Das unsre war der Rüdenstall! Kaum hatten wir ihn erreicht, kaum stürzte aus dem geöffneten Tor die Meute freudig heulend uns entgegen, als Euer Sohn mir plötzlich die Wolfshaut über den Kopf wirft und die Hunde auf mich loshetzt! Vergebens suche ich mich dem Andrang der rasenden Meute zu erwehren, ich wurde zu Boden geworfen! Er aber, der zarte, liebliche Wüterich, ruft mir zu: „Ach, wie glücklich müßt Ihr Euch fühlen, Bertrand, denn Ihr ergötzt mich noch mehr als der Wolf, den ich damals erlegte!“ — Und dabei lachte er hell auf und flatterte hinweg, der neckische kleine Höllendrache!

Gräfin. Ist es möglich? So grob konnte er die Pflichten der Gastfreundschaft verletzen? Es ist abscheulich!

Bertrand. Sagt unnatürlich! Ich bin Edelmann und Ritter! Ich war darauf gefaßt, unglückliche Nebenbuhler mir die Zähne weisen zu sehen; ich konnte verliebt, die Schlangenbisse des Zweifels, treulos, die Gewissensbisse der Schuld empfinden, aber gemeinen, rohen, wirklichen Hundebissen zu erliegen, ich, Graf Bertrand von Brienne, das springt über alle Grenzen der Möglichkeit hinaus, das —

Gräfin. Beruhigt Euch! — Er soll Euch Abbitte tun! — Mein Wort zum Pfande, er soll!

Bertrand. Nicht mit Eurem Sohn, erhabne Frau, mit jenen habe ich zu rechten, die mich nach unbewußt aufblühender Weiblichkeit zu suchen aussandten, um mich unbändigen Knabentrotz finden zu lassen,

die mir Himmelsſpeiſe verhießen, um mir einen Teufelsbraten vorzuſetzen! Vergebt mir! Ich fühle, daß mich die Verwegenheit meiner Ausdrücke für immer aus Eurer Gegenwart verbannt! Lebt denn wohl! Dir, wackrem Prieſter Äskulaps, meinen Gruß, Euch, Krone der Weiblichkeit meine ewige Huldigung — aus der Ferne!

(Mit zierlichen Verbeugungen durch die Seitentür links ab.)

Gräfin. Geh hin, du Tor, der einen Mann ſich nennt,
Weil ihm Natur, die ihm Gehirn verſagte,
Bart gab um Kinn und Lippen! Wärſt du einer,
Du gingſt nicht, oder du wärſt nie gekommen! —
Und dennoch — Eilt ihm nach! Bringt ihn zurück,
Etienne! — Nein laßt! (In den Lehnſtuhl ſinkend.)
Ich weiß nicht was ich will,
Noch was ich ſoll.

Etienne. Ich ſah es lang' ſchon kommen!
Graf Bertrands Werben war zu weibiſch ſüß;
Als Spielzeug gab er ſich, und ſie warfs weg!

Gräfin. Das mochte ſie! Doch mußt' es ſo geſchehen,
So frech ins Antlitz ſchlagend guter Sitte?
Und mußte ſie ſo zügellos unbändig,
So ganz Wildfeuer, wie das Volk ſie ſchilt,
Dabei ſich zeigen?

Etienne. Nehmt es nicht zu ſchwer!
Iſt Wildheit doch der Jugend angeboren;
Der Graf zudem iſt nicht ſo ganz unlenkſam,
Begegnet er nur rechtem Manneseruſt!
Zum Beiſpiel Herrn Marcel, dem Waffenmeiſter;
Wenn der befiehlt, gehorcht er auf den Wink!

Gräfin. Soll das mich tröſten? Kann ſein Waffenmeiſter
Durchs Leben ihn begleiten? Soll von ihm
Ihr Frauenanſtand, Zucht und Sitte kommen? —
Ich Unglückſel'ge! Die Hand, die rächend
Ich gegen meinen Feind erhoben, trifft
Mein Kind! Ich bin es, die unmütterlich
In falſchen Schein verkehrt ihr wahrhaft Weſen,
Und mich verklagt ſie drum dereinſt vor Gott!

(Sie verbirgt ihr Antlitz in den Händen; Graf René tritt raſchen Schrittes aus der Seitentüre links.)

René. Pierre! — Wo ſteckt er denn? — Doch wie, was ſeh' ich?
(Näher tretend.)
Ei, Mütterlein, was haſt du nur? (Er nimmt ihr die Hände vom Geſicht.)
Wie, Tränen!
Herr Gott, was weinſt du? Sprich, Herzmütterlein!

Gräfin (in heftiger Bewegung aufſtehend und vortretend für ſich).
Was ſagt' ich ihr? — Verräteriſche Tränen!
René (zu Etienne). Was iſt denn nur!
Gräfin (gefaßt). Du weißt es ſelbſt am beſten!
Wenn Mütter weinen, was beweinen ſie
Als ihrer Kinder Torheit!
René. Gilt das mir?
Gräfin. Ja, dir!
René. Was tat ich nur?
Gräfin. Was du getan?
Den Grafen, unſern Gaſt, haſt du mißhandelt,
Daß ſchwer beleidigt er die Burg verließ!
René. Ja ſo, das meinſt du! — Nun, ich will's nicht leugnen,
Der Streich war arg; allein er plapperte
So blauen Unſinn her, und lächelte
Und glotzte mit den dummen runden Augen
Mich ſo unheimlich an, juſt wie mein Star,
Wenn ich ihm Würmer zeige, daß zuletzt
Kein Preis zu hoch mir ſchien, ihn fortzuſchaffen!
Gräfin. Selbſt nicht der Preis, das Gaſtrecht zu verletzen
Und Schmach zu bringen mir und meinem Haus!
René. Ich Schmach dir bringen? Ich? Wer darf das ſagen?
Gräfin. Ich ſag' dir's, ich! Und mehr noch ſag' ich dir.
Ich duld' nicht, daß ein ungebärdig Kind
Beleidigend mißhandle meine Gäſte!
René. Kind, Kind und immer Kind! Mit ſechzehn Jahren
Iſt man kein Kind mehr! Ob unmündig auch,
Ich bin denn doch der Graf von Dommartin,
Und ſollte Rückſicht, ſollte Achtung finden!
Doch man zieht vor, als Kind mich zu behandeln,
Als ungebärdig Kind!
Etienne (für ſich). Blitzkröte die!
Schilt lieber ſelbſt, ſtatt Schelte zu bekommen.
René (auf und nieder gehend). An mir wird ſtets getadelt, ſtets herum
Gezerrt! Man duldet, daß Wildfeuer rings
Das Volk mich ſchilt, ja man ſieht zu, wie ſelbſt
Des Hauſes Diener ſchon Gehorſam mir
Und Ehrfurcht weigern —
Gräfin. Wie, wer hätte das
Gewagt?
René. Wer das gewagt? Frag lieber doch,
Wer wagt es nicht? Denn ſelbſt der nervenſchwache
Furchtſame Kanzler, der erblaßt und zittert

Wie Eſpenlaub, blinkt auch zufällig nur
Ihm irgendwoher blanker Stahl entgegen,
Mir gegenüber hat er Mut genug
Und täglich tadelnd wagt er mich zu mahnen,
Die Kinderſchuhe endlich abzulegen —

Gräfin. Er tut's auf mein Geheiß!

René. Auf dein Geheiß!
Und jener andere, der Waffenmeiſter
Marcel, der Urlaub ſich von dir erbat,
Und nicht einmal es mir zu melden kam,
Und ohne Gruß und Abſchied ging, tat er's
Wohl auch auf dein Geheiß, der freche Burſche?

Gräfin. Du warſt zu Bett ſchon, als ich ihn beurlaubt,
Und noch vor Tages hört' ich, brach er auf!

Etienne. Und heut noch, ſagt Pierre, kommt er zurück!

René. Heut kommt er, heute! Wohl, er komme nur,
Ich will — Doch nein, ich will geduldig ſein,
Will alles tragen, Tadel, Schmach und Gram
(Schluchzend.)
Und überquillt das volle Maß — verletzt
Zu grauſam man mein Selbſtgefühl — ſo trete
Der Welt entſagend — ich als Ordensmann —
Zu Parmentier —
(Zu den Lehnſtuhl ſinkend.)
ins Haus der grauen Brüder —
Die frommen Väter — nehmen mich wohl auf!

Etienne (für ſich). Gott ſei den Ärmſten gnädig —

Gräfin (auf René zuſpringend). Wie, René,
Mein Kind! —
(Sich bezwingend, leiſe zu Etienne.)
Etienne, beruhigt ſie! — Ich gehe;
Zu töricht iſt mein ſchwaches Mutterherz,
Und blieb' ich hier und müßt' ſie weinen ſehen,
Ich bät' zuletzt ihr ab, daß ſie mich kränkte! (Zu René.)
René! Komm zu Vernunft und hör mich an!
Ich gehe dieſer Tage nach Clery,
Die Frau von Vaudemont und ihre Söhne
Zu Gaſt zu laden! Nimm ſie freundlich auf,
Und ſühne ſo, was heute du gefrevelt!
(Zu die Seitentüre rechts ab.)

René. Gott ſteh mir bei! Die Vaudemonts zu Gaſt,
Und wieder mich verbeugen und den Arm
Der Dame bieten, und den blöden Jungen

Die Zeit verkürzen! — Nein, das kann ich nicht,
Das will, das tu ich nicht!
(Wieder ſchluchzend.)
Ich geh' ins Kloſter!

Etienne. Gleichwohl bedenkt, Herr Graf —

René. Laßt mich zufrieden!

Etienne. Mit Unrecht ſtoßt Ihr mich zurück! Bin ich
Nicht Euer Arzt? Laßt wie den Körper ſonſt
Auch Euren Geiſt nun kräft'gen mich und ſtärken!

René. Was ſagt Ihr da? — Ihr hättet meinen Körper
Gekräftigt und geſtärkt! Das lügt Ihr! Bin
Ich nicht ein Zwerg beinah für meine Jahre,
Und zum Abbrechen dünn wie eine Gerte?
Seht her, iſt das ein Arm, ſind das hier Hände
Für einen Rittersmann, für einen Grafen
Von Dommartin? O ſchämt Euch, pfui! Ihr habt
Nicht viel an mir geſtärkt und nichts gekräftigt!

Etienne. Kein Arzt kann geben, was Natur verſagt;
Vermögen wir auch oft ihr nachzuhelfen!

René. Ihr helft ihr nach! Nun ja, ich hab's erfahren!
Wie oft nicht bat ich Euch, ein bißchen nur,
Ein ganz klein bißchen Schnurrbart mir zu ſchaffen,
Wie jedem doch in meinem Alter ſproßt!
Wie fleißig rieb ich Eure Salben ein,
Und Eure Wäſſer, und nichts kam hervor,
Auch nicht ein Haar, nicht eines Haares Schatten;
Jedweder Pfirſich hat mehr Flaum als ich!
Nachhelfen der Natur! Ihr möchtet wohl,
Wenn Ihr's verſtündet nur!

Etienne. Ich ſchweige, Graf;
Die Zeit wird einſt mir recht, Euch unrecht geben!

René. Bis dahin geht! Ich will es! Guten Tag!

Etienne (für ſich).
Das flammt wie Öl und Pech! Nun, wer die heuert,
Dem iſt fürs ganze Leben eingefeuert!
(In die Seitentüre links ab.)

René. Marcel kommt wieder! Nun der ſoll's empfinden!
So fortzulaufen wie der Hund vom Bach,
Und nicht einmal: Behüt' Euch Gott zu ſagen;
Und wie verdrießlich war mir's, ihn zu miſſen!
Ja, hätt' mich nicht der Anblick aufgeheitert,
Wie knurrend erſt mit ſichrem Sprung mein Waldmann
Graf Bertrand keck beim Ohr erfaßt, weiß Gott,

Ich ſäß' noch jetzt und kaute an den Nägeln! —
Ich war gewiß ihm ſonſt ein gnäd'ger Herr,
Nicht weil er's ſo verdient, denn er war immer
Mißlaunig, finſter, rauh, rechthaberiſch;
Wenn ab und zu vom Sturme meines Zorns
Das Haus ringsum erbebte, ſtand er kalt
Und ſtumm und blies die Federn ſich vom Rock
Und ich war doch ihm hold! — Jetzt aber iſt's
Vorbei damit! Jetzt zeig' ich ihm den Herrn,
Und treff' ihn nach Verdienſt ins tiefſte Leben! —
Wie fang' ich's nur gleich an? — Vielleicht — Doch nein!
Wie wär' es, wenn ich ſo ihn faßte!

(Sie hat ſich während der letzten Worte in den Lehnſtuhl geſetzt und verſinkt in Gedanken, während in der Seitentüre links Gerard ſichtbar wird.)

Still!

Gerard.
Da iſt er! Oder ſoll ich ſagen: Sie!
Du reizumhülltes Rätſel! — Doch gleichviel,
Ein treuer Blutsverwandter nah' ich dir,
Dein Recht zu ſchirmen, wenn du Knabe biſt,
Und biſt du's nicht, vor unverdienter Schmach
Dich zu bewahren! — Wie das Herz mir ſchlägt!
Iſt's Furcht? Was fürcht' ich? Oder iſt es Hoffnung?
Was, Himmel, hoff' ich denn?

(Er tritt vor.)

René (ihn bemerkend, für ſich). Da iſt er! Nun,
Der ſoll ſich wundern, wie ich ihn empfange!

Gerard. Herr Graf!

(Nach einer Pauſe, da ihn René nicht zu bemerken ſcheint, für ſich.)

Er hört nicht, oder will nicht hören!
Noch einmal denn!

(Laut.) Herr Graf!

René. Was ſoll's?

Gerard (für ſich). Iſt das
Mein Willkomm?

(Laut.) Herr, die Pferde ſind geſattelt!
Steigt denn, gefällt Euch's, in die Reitſchul' nieder!

René. Warum? Wozu? Ihr wißt wohl, ich kann reiten!

Gerard. Ihr habt zu lernen noch! Ihr reitet kühn,
Doch weder gut, noch ſchön! Der Sitz iſt feſt,
Doch edle Haltung fehlt und feine Führung.

René. Gleichviel! Ich reite nicht!

Gerard (für ſich). Was hat er nur?
So widerhaarig ſah ich ihn noch nie! (Laut.)

Gefall' es Euch, Fechtſtunde denn zu nehmen!
Es tut Euch not; Ihr ſchlagt Euch ganz erträglich,
Nur Kraft gebricht Euch! Übung aber ſtärkt
Die Sehnen!

René. Nein, auch fechten will ich nicht!

Gerard (für ſich). Er will mich reizen! Jetzt erkenn' ich's klar!
(Laut.)
Ihr wollt nicht —

René. Nein!

Gerard. Nun wohl, dann zwingt Ihr mich —

René. Nun ja, mich bei der Mutter zu verklagen!

Gerard. Nein, mein Herr Graf — zu gehen!
(Er wendet ſich abzugehen.)

René. Bleibt! Ich will's!
(Für ſich.)
Und wär' er Holz und Stein, er muß ſich ärgern!
(Laut, ſich in den Lehnſtuhl werfend.)
Ausreiten will ich!
(Den einen Fuß vorſtreckend.)
Da! — Nun, ſeht Ihr nicht!

Gerard. Was ſoll ich ſehen?

René. Hier der Sporn iſt loſe!
Den ſchnallt mir feſter!

Gerard. Zu Befehl, Herr Graf.
(Er wendet ſich nach der Türe.)

René. Wo wollt Ihr hin?

Gerard. Nach einem Diener rufen —

René. Euch hieß ich's tun!

Gerard. Ich bin ein Edelmann,
Und Knechtesdienſte leiſtet nur ein Knecht!

René (für ſich). Die Wut erſtickt mich, mich verzehrt die Galle!
(Zu Gerard, der ſich wieder der Türe zugewendet hat.)
Nein, laßt, ich reite nicht!

Gerard (für ſich). Ich faſſ' es nicht!
Voll Launen wie ein Weib iſt dies ein Knabe,
So trotzig knabenhaft iſt dies ein Weib? —
Zwar weib'ſche Knaben gibt's, und wilde Hummeln
Von Mädchen! — Auch Geſtalt und Wuchs und Stimme,
Das flaumlos glatte Kinn! — Doch das iſt Jugend! —
Wer löſt dies Rätſel auf! — Er regt ſich nicht,
Er ſchmollt! Verſuchen wir's ihn umzuſtimmen! (Vortretend.)
Da Ihr nicht reiten wollt, Herr Graf, noch fechten,
Vielleicht zerſtreute Euch Muſik! Fürwahr,

Zu lang ſchon unberührt liegt eure Laute;
Weckt einmal wieder ihre Klänge, ſingt
Ein Lied dazu — (Er reicht ihr die Laute.)

René (für ſich). Erwürgen könnt' ich ihn!

(Sie ergreift die dargebotene Laute, ſchleudert ſie, die Scheiben zerſchmetternd, durch das geſchloſſene Fenſter und verbirgt dann das Geſicht ſchluchzend in den Händen.)

Gerard (für ſich). Unbänd'ger, zügelloſer Knabentrotz!
Es iſt entſchieden! Nein, es iſt kein Mädchen! —
Doch wie er weint! — Fürwahr, nun hab' ich's ſatt!
Er ſoll mir Rede ſtehen! (Vortretend und laut.)
Mein Herr Graf!
Zum Waffenmeiſter ward ich Euch beſtellt
Von Eurer Mutter, daß ich alle Künſte
Der edlen Ritterſchaft mit Fleiß Euch lehre,
Und Euren Geiſt, wie Eures Körpers Kraft
Zur Blüte friſcher Männlichkeit entfalte!
Doch ſchmerzlich täuſcht Ihr Eures Lehrers Hoffen,
Denn aller Manneskraft, ich ſag' es offen,
Und aller Würde zeigt Ihr heut Euch bar!

René (für ſich). Ihn wollt' ich ſchelten, und nun ſchilt er mich!

Gerard. Ihr ſeid heut' unwirſch, Herr! Ihr könnt's nicht leugnen,
Und ſollt's auch nicht! Noch minder aber ſollt
Ihr drum wie Kinder weinen, oder gar
Wie Weiber ſchmollen! Zürnt und grollt ein Mann,
So ſagt er's grad' heraus mit kecker Stirne
Und friſchem Mut, und hält nicht hinterm Berg,
Und ſpielt nicht lang' Verſteckens, Herr, wie Ihr!

René (für ſich). Im Grunde hat er recht!
Und drum, Herr Graf!

Gerard.
Heraus damit, was habt Ihr gegen mich?
Ich bin in Ungnad', fühl' ich! Gut; warum?
Ihr zürnt mir! Wohl; weswegen? Laßt mich's hören!
Ich bin ein Mann und darf zu wiſſen fordern,
Warum mein Herr mir gram! Was iſt es, redet!
Was habt Ihr, ſprecht!

René (ſchüchtern und halb verlegen). Nun, daß Ihr Urlaub nahmt,
Und früh vor Tages ohne Abſchied gingt!

Gerard. So tat ich, ja! Doch war's nicht Mangel, Herr!
An ſchuld'ger Ehrfurcht; grad' herausgeſagt,
Ich konnte nicht, mir war das Herz zu ſchwer!

René. Zu ſchwer!

Gerard. Nun ja, ich wollt' nicht wiederkommen!

René. Marcel! Nicht wiederkommen! Ganz und gar
Nicht wiederkommen mehr!
Gerard. So dacht' ich, ja!
Ich wollt' nicht ſtille ſitzen, wollt' mein Glück
Verſuchen eben —
René. Fort! Auf immer fort!
Ich ſag' die Worte her und faſſ' ſie nicht!
Erzähle mir, es fließ' der Bach bergan,
Salz wäre ſüß und Eiſen weich wie Wachs,
Ich glaub's zur Not! Daß aber du von hier
Fort wollteſt, könnteſt, bliebeſt, nein Marcel,
Das glaub' ich nicht, weil ich's nicht denken kann!
Gerard (für ſich). Von Flammen ſprüht ſein Aug' und ſeine Worte
Durchzucken wie ein Blitzſtrahl mir das Herz!
René. Wie iſt mir nur! Ich fand ſo ſtreng dich ſonſt,
So ſtolz und kalt, und grollte dir darum,
Und jetzt, jetzt fühl' ich, daß mir deine Strenge
So nötig, wie die Luft zum Atemholen,
Daß ohne deinen Tadel Welt und Leben
So ſchal mir wär' wie ungeſäuert Brot,
Daß mich dein Stolz erhebt, daß deine Kälte
Mit Frühlingshauch mich anweht! — Seltſam, ſeltſam!
Ich wußte gar nicht, daß du mir ſo nötig;
Und du — du wollteſt fort! Du konnteſt denken,
Was mir undenkbar iſt! Und ſprich, warum?
Was war's? Was trieb dich fort? Ich will es wiſſen!
Gerard. Nicht jetzt, Herr Graf! Ihr hört's ein andermal,
Recht bald vielleicht! Für jetzt vergebt mir, wenn
Ich wider Willen Euch damit erzürnt!
Ihr ſeht, da bin ich wieder!
René. Aber wirſt
Du bleiben auch, Marcel?
Gerard. Mein Leben lang,
Wenn Ihr's begehrt!
René. Und nicht mehr Urlaub nehmen?
Gerard. Ei, wollt Ihr mich gefangen halten, Graf?
Ein Mann muß ab und zu hinaus ins Leben,
Muß fremde Länder, fremde Sitten ſchauen!
Dann hat man zu erzählen, bringt mitunter
Auch ſeltne Dinge aus der Fremde heim,
Wie eben Euch ich etwas mitgebracht!
René. Mir mitgebracht? Und was nur, laß mich's wiſſen!
O bitte, ſprich!

Gerard. Ein Landsknecht, den ich eben
Von Welſchland her zur Heimat kehrend traf,
Der trug es auf der Fauſt, und ließ mir's ab
Für Geld und gute Worte —
René (in die Hände klatſchend). Auf der Fauſt?
Gewiß, dann iſt's —
Gerard. Ein Edelfalke iſt's,
Gar weit aus Island her, und noch dazu
Ein wunderſelten Tier, ein weißer Falke!
René. Ein weißer Falke! Und wo haſt du ihn?
Gerard (nach dem Hintergrunde hinweiſend).
Beim Fiſchteich unten ſitzt er auf der Stange!
René (an die Baluſtrade im Hintergrunde der Bühne hineilend).
Beim Fiſchteich! Ja, da ſitzt er! Weiß wie Schnee!
Und der iſt mein, Marcel, der prächt'ge Falke!
Gerard. Ja, Euer iſt er, Graf, und morgen mögt
Ihr auf der Beize ihn verſuchen!
René (ſich auf die Baluſtrade ſchwingend). Nein!
Gleich hol' ich ihn, und gleich verſuch' ich ihn!
Gerard (hinzuſtürzend). Was tut Ihr, Graf! Um aller Heil'gen willen!
René (ſich von der Baluſtrade in einen der über ſie hinausragenden Pappelwipfel ſchwingend, und daran hinabkletternd).
Ich geh' den nächſten Weg zu meinem Falken!
Gerard (ſich über die Baluſtrade beugend).
Graf! Graf! Ihr ſeid von Sinnen! Seht Euch vor!
Die Zweige ſchwanken — dort — faßt dort den Aſt! —
Jetzt den hier — rechts! Nicht dieſen, er iſt morſch!
Herr Gott, er kracht — er bricht! — Nein, Gott ſei Dank!
Er hielt! — Jetzt gleitet er den Stamm hinab!
Jetzt iſt er unten! (In den Vordergrund zurückkehrend.)
Er — Er oder Sie? —
Jetzt trotzig wilder, als der tollſte Knabe,
Jetzt weich und innig, wie nur Mädchen ſind,
Was iſt er und was nicht? — Ich weiß es nicht!
Ich weiß das eine nur! Nichts wünſch' ich mehr
Für's erſte mir, als daß er Mädchen wär'!
Doch weigert das Geſchick mir dieſe Gabe,
Dann möcht' ich Mädchen ſein, iſt er ein Knabe!
(Indem er raſch abgeht, fällt der Vorhang.)

Dritter Akt.

Freie Gegend in der Nähe von Dommartin.

Im Vordergrund der Bühne gegen rechts hin eine freistehende, mächtige Buche, die mit ihren Ästen die ganze Bühne überschattet; an ihrem Stamme eine Rasenbank. Im Hintergrunde ein zwischen niedern Gebüschen still hingleitendes Flüßchen, an dessen jenseitigem Ufer in geringer Entfernung Burg Dommartin auf einer Anhöhe sichtbar ist; darüber hinaus Gebirge und Wald; Abendbeleuchtung. Margot steht auf der Rasenbank und blickt, mit der Hand die Augen schirmend, gegen links hin; neben der Rasenbank steht ihre Gießkanne.

Margot. Sie kommen nicht! (Herabsteigend und vortretend.) Mein Herr Pate, der Seneschall, sagt, sie wären ins Erlenmoor auf die Reiherbeize hinausgeritten, und auf dem Rückwege müßten sie hier vorüber; aber sie kommen nicht und es wird schon Abend, und ich sollte längst dort auf der Bleiche meine Leinwand begießen! — Freilich hat mir's mein Herr Pate, der Seneschall, auf die Seele gebunden, dem Junker Marcel hier aufzupassen und ihm zu sagen — ja, wie war's denn nur? — Ja, jetzt hab' ich's — er hätte einen Brief vom Kanzler aufgefangen, und der Kanzler sei ihm auf der Spur, und der Kanzler wolle morgen hier sein, und dem Kanzler müsse man das Handwerk legen, und mein Herr Pate wolle nach den Herren Laclos und Ripaille senden, und Junker Marcel solle gleich aufs Schloß kommen! — Ja, so war's, und es ginge an den Hals, soll ich dem Junker sagen! Aber sie kommen nicht, und ich muß fort! — Blitz, da fällt mir ein, ich übersehe ja von meiner Bleiche aus die ganze Straße vom Wald herüber bis zur Brücke, und wenn sie des Weges kommen, so kann ich am Zaun hinunter auf den Weg zuspringen und den Junker beim Mühlbach anhalten! Richtig, das geht und das tu' ich! Vorwärts an die Arbeit!

(Die Gießkanne ergreifend und nach rechts abgehend singt sie.)

Wenn ich ein rotes Röslein wär',
Da spräch' ich zu den Bienen:
Holt anderswo den Honig her,
Ich kann damit nicht dienen!

(Sobald Margots Gesang verhallt ist, Jagdhörner von links.)

René (außer der Bühne links).

Heda, Aubin! Führt langsam mir die Pferde
Zur Burg hinauf! Doch langsam, hört Ihr, langsam!

(Er tritt, einen weißen Falken auf der Faust, von Gerard und einigen Dienern begleitet, von links auf, einem der Diener den Falken übergebend.)

Und du, Bernard, nimm meines Falken wahr,

Wie's Kunſt und Regel heiſchen! Hörſt du wohl?
Vor allem wäſſre ſorgſam mir ſein Fleiſch:
Das feurig edle Tier braucht milde Nahrung!
Und wenn die Gräfin nach mir frägt, ſo ſprich,
Ich käm' bald nach! Du aber, Philibert,
Du ſpringſt ins Forſthaus eilig mir hinüber;
Didier, der Forſtwart, ſoll, ſo iſt mein Wille,
Vom Eulenſteine drüben ein paar Stücke
Mir auf dem Waldhorn blaſen, denn von dort
Vor allem lieblich ſchallt der Klang herüber!
Jetzt weiß ich nichts mehr! Geht!

Gerard (der indeſſen langſam in den Vordergrund der Bühne getreten, für ſich).
Ich muß es wiſſen!
Auf alle Art verſuch' und neck' ich ihn;
Vielleicht verrät ſich, was ich nicht errate!

René (während die Diener nach rechts abgehen).
Und nun, Marcel, noch einmal meinen Dank!
Dein Falke iſt ein königliches Tier;
Wie der hinaufſtieg wirbelnd in die Lüfte,
Und dann herabſtieß ſicher wie ein Pfeil;
Kaum aufgeſtöbert, war der Reiher ſein.
Das war ein Weidwerk! Das war eine Luſt!
Und dir verdank' ich, dir den edlen Vogel,
Den prächt'gen Ritt, den heiter frohen Abend! —
Nun aber komm und laß uns ruhen dort
In meiner Buche Schatten! Sieh, wie weit
Der Blick hier über blaues Waldgebirg
Und grüne Wieſen ſchweift, und wie ſtill rauſchend
Am Hügelrand der Fluß vorüberquillt;
Mein Lieblingsplatz war immer dieſe Stelle,
Und ſitz' ich hier allein, und ſinkt der Abend,
Und ſpielt das Mondlicht in der klaren Flut,
So wird mein Herz ſo ſtill, ſo weich, ſo weit,
Daß ich dem ſchlimmſten Feind vergeben könnte,
Dem böſen Vetter ſelbſt, der feindlich ſtets
Mich zu verderben ſann —

Gerard (für ſich).
So! Bin das ich?
Man macht mich, ſcheint's, zum Kinderſchrecken hier! (Laut.)
Ein Vetter, ſagt Ihr, ſann feindſelig ſtets,
Euch zu verderben?

René.
Nun die Mutter ſagt's!
Ertrank er doch ſeitdem; Gott hab' ihn ſelig!
Nun aber folg mir dort zum Raſenſitz,

Und blick mit mir ins grüne Tal hinaus;
Zwar herbstet's schon, gelb färben sich die Wälder,
Der bunte Blumenschmuck der Wiesen schwand —

Gerard (für sich).
Nun Gott sei Dank! Sonst müßt' ich Sträuße pflücken!

René. Auch fehlt's vielleicht der Landschaft an Bewegung:
Sonst blies der Hirt hier lustig die Schalmei,
Und bei ihm saß sein Hund und Lämmer hüpften
Rings fröhlich auf der Weide —

Gerard. Ja, sie hüpften,
Die weißen Lämmer, ich gedenk' es noch!

René. Doch was auch fehle, sieh nur selbst, Marcel,
Es bleibt doch frisch und grün! So komm denn, komm —
Wie, oder willst du nicht?

Gerard. Gewiß, ich will!
Wie sollt' ich nicht, Herr Graf!

René (nach einer Pause). Marcel, gesteh',
Du bist heut nicht wie sonst; ich meine nicht
Verstimmt etwa, unmutig; nein, befangen,
Zerstreut, nachdenklich nur —

Gerard. Ihr irrt Euch, Graf,
Gewiß, Ihr irrt Euch —

René. Ei, was leugnest du,
Als ob es Schande wär' nachdenklich sein!
War ich's doch heute selbst, denn daß von hier
Du gehen wolltest, lag mir auf der Seele,
Und ruhlos quält' es mich zu wissen, was
Dich nur dazu bewogen, und ich fand's
Zuletzt heraus!

Gerard. Das hättet Ihr, Herr Graf!
Und wollt Ihr mir's nicht wissen lassen?

René. Dich? —
Nun ja, dir sag' ichs; keinem andern sonst!

Gerard. Was ist es? Sprecht!

René. Du wolltest gehen, weil —
Weil ich kein Mann bin —

Gerard (aufjubelnd). Hör' ich recht? Kein Mann!

René. Weil Ernst mir fehlt, Besonnenheit und Maß,
Weil ich nichts bin, als was sie längst mich nennen,
Kein Mann, nein, nur Wildfeuer, nur ein rasch
Aufflackernd Flämmchen, das in Nichts verlodert!
Ich fühl' es wohl, du wolltest, selbst ein Mann,
Nicht einem Kinde dienen! War's nicht so?

Gerard (für ſich). Ja ſo, ſinnbildlich war's gemeint, und ich —
(Mit dem Fuße ſtampfend.)
Ich werd' verrückt noch, nimmt das nicht ein Ende!
René. Was haſt du nur? Dein Auge rollt ſo wild;
Faſt fürcht' ich mich vor dir!
Gerard. Nichts, nichts, Herr Graf —
Der Abend iſt ſo ſchwül! Ich glüh' und brenne! (Für ſich.)
Da fällt mir ein — weiß Gott, ich will's verſuchen!
Laßt ſehen, wie er's nimmt! (Laut.)
Ja, wie geſagt,
Schwül iſt es, zum Erſticken dumpf und ſchwül,
Und hier, hier quillt der Fluß ſo klar und hell,
Und Kühlung weht ſein Rauſchen mir entgegen;
Wie labte mich erſt ſeine friſche Flut,
Verſenkte ich darein die müden Glieder!
Warum fürwahr auch nähm' ich nicht ein Bad!
René. Wie, was? Ein Bad! Im Freien hier ein Bad!
Gerard. Und warum nicht?
René. Und hier im Fluß?
Gerard. Wo ſonſt?
René. O pfui! Schäm' dich! Ziemt ſich das, Marcel?
Beim Licht des Tages unter freiem Himmel —
Gerard. Verzeiht, Herr Graf! Was wär' hier ungebührlich?
Wir beide ſind ja Männer, und wir ſtecken
Doch eben alle nur in unſrer Haut!
René. Die Mutter lehrte mich und hat auch recht,
Vor andern ſich entkleiden ſchick' ſich nicht —
Gerard. Allein, vergebt, warum nur ſchickt ſichs nicht?
(Fernes Abendgeläute, das einige Zeit anhält.)
René. Weil ſichs nicht ſchickt! Und kurz und gut, ich will
Nicht, daß Ihr badet! Horch, da läutet's Ave
Maria! (Er tritt auf die Seite, bekreuzt ſich und betet.)
Gerard (für ſich). Nein! Das ſprach nicht Knabentrotz!
So hold blüht nur in einer Jungfrau Herzen
Die Roſe: Scham; die Lilie: Unſchuld auf!
Margot (die während der letzten Reden von rechts aufgetreten ſich Gerard unbemerkt genähert hat). Auf ein Wort, Junker Marcel! — Hört Er, Junker Marcel! — Will Er denn gar nicht hören? — (Sie zieht ihn am Wamſe).
Gerard. Was ſoll es? Ei ſieh da! Du biſt es, Kleine!
Was willſt du mir?
Margot. Still! Still!
Gerard. Ei, ſchönes Kind!

Was winkst du so bedeutungsvoll, und legst
Den Finger wichtig an die roten Lippen?

Margot. Schrei Er nicht so überlaut! Ich habe Ihm ein ganz geheimes Geheimnis mitzuteilen, eine Botschaft von meinem Herrn Paten, dem Seneschall!

Gerard (mit ihr einige Schritte beiseite tretend).
Wie, von Pierre! Was ist es? Rede, sprich!

René (sich wieder bekreuzend, dann zu Gerard sich wendend).
Und nun Ma[illegible] — Wie, was? — Wer ist die Dirne,
Und was — was hat sie mit Marcel zu schaffen? — (Laut.)
Heda Marcel! — Er hört mich nicht! — Marcel!

Gerard (mit Margot beschäftigt).
Gleich, gleich, Herr Graf!

René (für sich). Was hat er nur! — Gleich, gleich!
Jetzt soll er, jetzt mich hören, auf der Stelle!

(Er schreitet rasch auf Gerard zu, faßt ihn bei der Hand und zieht ihn in den Vordergrund der Bühne, indem er heftig, aber nur halblaut spricht.)

Marcel, Ihr seid wohl, scheint es, taub geworden,
Stocktaub! Ihr folgt nicht meinem Ruf und schwätzt —
Mit wem nur schwätzt Ihr da? — Wer ist das Mädchen?

Gerard (für sich). Wie, wär' das Eifersucht? Dann schwellend Herz
Halt fest, halt fest und birst nicht vor Entzücken!

René. Nun, werd' ich hören, wer das Mädchen ist?

Gerard. Wer sollt' es sein, Herr Graf, als Mathieus,
Des Webers, schmuckes Töchterlein Margot,
Und Botschaft bringt sie mir von ihrem Paten,
Dem Seneschall Pierre!

(Margot bei der Hand nehmend und vorführend.)

Erkennt sie doch!
Ist's nicht ein niedlich Ding, und geht sie Sonntags
Zur Kirche, muß nicht Brand auflodern rings,
Wohin der Blitzstrahl dieser Augen, dieser
Mordbrennerischen dunklen Augen trifft?

Margot. Ei, Junker, laß Er meine Augen zufrieden! Sie haben noch keinem ein Loch ins Wams gebrannt, und Seinetwegen werd' ich sie auch nicht in die Tasche stecken!

René. Wie keck die Dirne spricht! Mich nimmt nur wunder,
Wem das gefallen mag! Mich widert's an!

Gerard (für sich). Ich schür' die Glut! Noch höher muß sie flammen!
(Laut.) Fürwahr, Ihr tut der Kleinen unrecht! Seht
Doch nur die Grübchen hier, die frischen Lippen —

Margot. Junker Marcel, laß Er jeden bei seinem Geschmack bleiben! Gibt es doch Leute, die Holzbirnen den saftigsten Pflaumen

vorziehen, und mir ſelbſt konnte nie ein Burſche gefallen, der nicht einen tüchtigen Schnurrbart auf den Lippen ſitzen hatte; bei den glatten Geſichtern muß ich immer an Milchſuppe denken! (Für ſich.) Da haſt du's, Wildfeuer! Wie der Klotz, ſo der Keil!

René (zornig auf und nieder gehend).
Beim ew'gen Gott, zermalmen könnt' ich ſie!

Margot. Und nun, Junker Marcel, gedenk Er der Botſchaft meines Herrn Paten; dem gnädigen Herrn Grafen aber wünſche ich — (mit den Händen die Bewegung des Schnurrbartdrehens nachahmend) alles was er nicht hat! Und nun Gott befohlen, ich muß an die Arbeit!

Gerard. Halt da! Erſt löſ' mir noch ein Rätſel auf!
Merk' auf! Wenn einer unterm Kirſchbaum ſteht
Und ſtirbt vor Durſt und pflückt ſich keine Kirſche,
Was iſt der Mann?

Margot. Was wird er ſein? Ein Narr!

Gerard. Getroffen, Kind! Ich aber bin kein Narr,
Und darum pflück' ich, ſieh, mir eine Kirſche! (Er küßt ſie.)

René (mit den Gebärden des heftigſten Zornes, für ſich).
Auch das noch! Unerhört! Vor meinen Augen!

Margot (ſich Gerards Armen entwindend). Was denkt Er nur! — Er hätte wohl Luſt ein ganzes Körbchen Kirſchen zu ſtehlen — aber da wird nichts daraus, und trüge Er keinen Schnurrbart, ſo ſollte Er auch nicht die eine bekommen haben! Das darf Er mir glauben, und nehm Er das zum Pfand dafür! (Gibt ihm einen leichten Backenſtreich und läuft nach rechts ab.)

Gerard (ihr nachrufend).
Für diesmal lauf nur, lauf, du muntrer Kobold!
Doch treffen wir uns wieder, ſieh dich vor!

René. Wär's beſſer nicht, Ihr lieft gleich jetzt ihm nach
Dem muntern Kobold, dieſer reizenden
Margot? — Was ſäumt Ihr? Geht, folgt Eurem Herzen!
Ich halt' Euch nicht, gewiß ich nicht!

Gerard. Ihr ſcheint
Erzürnt, Herr Graf!

René. Erzürnt? Ich bin beſchämt!
An Eurer Statt beſchämt! — Ihr ſeid mein Lehrer
Und gebt mir, Eurem Zögling, ſolches Beiſpiel!
Ihr ſeid ein Edelmann, und laßt vertraulich
Zum Troß gemeinen Pöbels Euch herab!

Gerard. Wie ſprecht Ihr nur, Herr Graf! Margot fürs erſte,
Ehrbarer Eltern ehrbar Kind, zählt nicht
Zum Pöbeltroß, und dann vergebt, wie ſollt' es
Zur Schmach gereichen einem Edelmann

An frischer Anmut Reiz sich zu erfreuen!
Veredelt Frauendienst nicht rauhe Sitten;
Erhebt und bildet er nicht Herz und Sinn?
Und da ich Euer Waffenmeister bin,
Wie sollt' ich nicht, wo ich nur kann, Euch lehren,
Der Schönheit huld'gen und die Frauen ehren!

René. Die Mühe spart! Der Schönheit huldigen
Nach Eurem Muster, und die Frauen ehren
Auf Eure Art, das lern' ich nie, und will
Es auch nicht lernen!

Gerard. Leider, scheint's, gebricht
Noch mehr Talent, als Neigung Euch dazu!
Ihr zählt nun, denk' ich, volle sechzehn Jahre,
Und habt bis jetzt, die Gräfin, Eure Mutter,
Und Gertrud, Eure Amme, ausgenommen,
Kein weiblich Wesen, wett' ich, noch geküßt!
Nicht wahr, so ist's?

René. Und bin ich schlechter drum
Etwa als meinesgleichen! Was verschlägt's
Ob einer küßt, ob nicht? Was ist's auch Großes
Um einen Kuß, wenn jede Lippe gut
Genug, ihn zu empfangen, ihn zu geben?

Gerard. Gemach! Verurteilt nicht, was Ihr nicht kennt!
Ein Wunder, ein Geheimnis ist der Kuß;
Denn, wie des Morgenlandes Weise sagen,
Die Lippe küßt, wohin das Herz sie neigt;
Ehrfurcht die Hände, Sklavendienst das Kleid,
Die Freundschaft auf die Wangen; auf die Stirne
Küßt tröstend Mitgefühl; doch auf die Lippen
Drückt Liebe ihren Kuß, wildloderndes
Verlangen auf das müd' geschloss'ne Auge,
Und Sehnsucht haucht ihn seufzend in die Luft!
Noch mehr! Ein Kuß ist das, was Ihr ihn schätzt;
Nichts, wenn Ihr scherzt, und wenn Ihr's ernst meint, alles;
Er kühlt und glüht; er fragt und er gibt Antwort,
Er heilt und er vergiftet, trennt und bindet;
Er kann versöhnen wie entzweien, kann
Vor Wonne töten, und kann Tote wecken,
Und mehr noch, mehr! Was könnte nicht ein Kuß?

René. Erzählt Ihr Märchen? Oder träum' ich selbst?
Ist's wahr? Ist's möglich? Solcher Zauber läge
Auf unsren Lippen!

Gerard. Ja, das ist das Wort!

Ein Zauber iſt es, zwiſchen Männern ſelbſt
Allmächtig wirkend! Denkt Euch beiſpielsweiſe
Wir wären Freunde, und ein Streit verſtörte
Entzweiend unſern Bund! Ihr grolltet mir
Und ſtündet ſchmollend von mir abgewendet,
Wie eben jetzt, und ich wollt' Euch verſöhnen,
Was müßt' ich tun, um wie mit Windeshauch
Das Dunſtgewölk des Unmuts wegzublaſen
Von Eurer Stirne?

René (halb neugierig, halb ſchüchtern). Nun, was tätet Ihr?

Gerard (die Worte mit den entſprechenden Gebärden begleitend).
Ganz einfach dies! Ich träte zu Euch hin,
Und legte ſtill den Arm um Euren Nacken,
Und drückte Euch an mich, und tauchte forſchend
Des Blickes Strahl in Eure Augen, bis
Halbträumend ſie, wie eben jetzt, ſich ſchlöſſen,
Bis Purpurglut die Wangen Euch umflammte,
Bis zitternd Ihr im Arm mir lägt, wie jetzt,
Und dann — dann beugt' ich mich zu Euch herab —
Und küßt' Euch — (Er tut es.)

René (aufſchreiend und ſich losreißend).
Ah!
(Er wankt einige Schritte vorwärts und drückt die Hände aufs Herz.)
Mir ſchwindelt!
Heil ger Gott!

Gerard (hinzutretend).
Was faßt Euch an?

René (zurückweichend und ihn von ſich wegwinkend).
Nichts! Nichts! Es iſt vorüber!

Gerard. Ihr zittert! Ihr erbleicht! Nein, ſträubt Euch nicht,
Laßt meinen Arm Euch ſtützen! Kommt und ruht
Hier auf dem Raſenſitz! Laßt kurze Raſt
Euch kräft'gen und erquicken! Ihr bedürft's!
(Er hat René während dieſer Worte zu dem Raſenſitz unter der Buche geführt, auf dem der letztere niederſinkt, während Gerard ihn unterſtützend an ſeiner Seite kniet.)

René. Nun helf mir Gott! Was kam nur über mich!
Jetzt lach' ich drob, doch vorhin war es mir,
Als führ' ein Wetterſtrahl mir durch die Glieder,
Als müßt' ich augenblickes mauſetot
Zur Erde ſtürzen! In der Tat, ſo war's!

Gerard. Des Tages ſchwüle Glut, der ſcharfe Ritt
Erſchöpften Eure Kräfte! Ihr bedürft
Der Labung, und ich will — (Er will aufſtehen.)

René. Nein, bleib, Marcel!

Bleib wie du bist, ich will es! Wenn dich auch
Die Kniee schmerzen, bleib zu meinen Füßen,
Es läßt dir gut! (Ihm den Kopf zurechtrückend.)
Den Kopf ein bißchen höher!
So, jetzt ist's recht! — Was mir an dieser breiten,
Von dichtem Haarwuchs eingerahmten Stirne,
Dem krausen Bart, den borst'gen Augenbrauen,
Den derben Schultern nur so wohlgefällt!

Gerard. Ist's wahr, ist wirklich? Ich gefalle Euch!
Ihr macht mich eitel fast! Fürwahr! Gefällt
Doch nur, was schön!

René. Nein, das ist's nicht! Weiß Gott,
Schön bist du nicht, Marcel; ja, wenn dir Unmut
Die Stirne furcht, bist du sogar grundhäßlich;
Und anfangs als du unser Haus betratest,
Mißfielst du mir auch gründlich: alles war
Mir gleich verhaßt an dir, Blick, Miene, Haltung!
Doch dann mit einem Mal gefiel mir alles,
Und was mir erst zumeist mißfiel, zumeist!
Wie's kam, ich weiß es nicht! Ich werd' seit kurzem
Auch sonst, gesteh' ich, nicht recht klug aus mir!
Nein, lache nicht! Es ist so wie ich sage!
In Wahrheit eine ungelöste Frage,
Ein Rätsel, ein Geheimnis bin ich mir!

Gerard. Du liebliches Geheimnis!

René (während ein Waldhorn außer der Bühne in weiter Entfernung eine einfache Melodie hören läßt, mit deren Wiederholung und Variierung es mit kurzen Unterbrechungen bis zum Schlusse des Aktes fortfährt). Eines nur,
Marcel, das vorhin mit dem Mädchen, mahnte
Mich wieder an die Zeit, da ich dich haßte,
Und wär' dir's mit der frechen Dirne Ernst —

Gerard. So wahr ich hier zu Euren Füßen knie,
Und knieen möchte all mein Leben lang,
Mutwillen war es, Torheit, Scherz, nicht mehr!

René. Still, still! Kein Wort mehr! Horch, wie sanft verhallend
Das Horn Didiers in rührend weicher Klage
Uns dort vom Eulenstein herüberschallt!
Und sieh, wie lächelnd auf die grünen Fluren
Und auf des Flusses stillbewegte Flut
Der Abendhimmel golden niederschaut!
Wie schön! Wie groß! Wie geht in Lust und Wehmut
Das Herz mir auf, und schlägt der ganzen Welt
In warmer Liebe selig froh entgegen!

Gerard (für ſich).
Da widerſteh', wer kann! Ich nicht! (Laut.) Der Welt,
Der ganzen Welt! In ſo viel tauſend Stücke
Zerſplittern wollt Ihr Eurer armes Herz?
Laßt einen es empfangen, der die Gabe
Zu ſchätzen weiß, und dieſem ſchenkt es ganz!
Mir ſchenkt es, mir und nehmt dafür das meine,
Und macht ſo um ein Herz, um einen Himmel,
Uns beide reicher!
René. Wie, was ſprichſt du da,
Marcel? Iſt's Spott — wie, oder meinſt du's ernſt?
Biſt du mir gut?
Gerard. Die Sprache hat kein Wort
Dafür, wie ſehr!
René. Und willſt es bleiben auch?
Gerard. So lang mir Atem bleibt!
René. Ich bin dir nicht
Zu kindiſch, zu unbändig wild? Du willſt
Geduld mit mir und meinen Fehlern haben,
Mein Freund, mein Bruder ſein, in Not und Tod
Mich nicht verlaſſen, willſt, ein Mann dem Mann,
Mir felſenfeſt vertrauen? Willſt du das,
Marcel, und kannſt du mir's beſchwören?
Gerard. Ja,
Bei deinem holden Selbſt, bei deinem Leben,
Bei deines Auges Mondlicht ſchwör' ich dir,
Dein bin ich, bleib' ich, bis der Tod uns ſcheidet!
René (in die Hände klatſchend).
O ſchön! O ſchön! Wie das mich freut, Marcel!
Nun hab' ich einen Bruder, einen Freund!
Nun biſt du mein, ganz mein, mit Haut und Haar,
Mit Bart und Augenbrauen mein, Marcel;
Und nun gefällſt du mir erſt recht! Weiß Gott,
Nun find' ich dich beinahe ſchön, mein Freund!
Und hör' nun, alles, was du mir geſchworen,
Das ſchwör' ich dir, Vertrauen, Freundſchaft, Treue,
Und mehr noch! Beſſern will ich mich, und ſanft
Und lenkſam werden; nicht Wildfeuer mehr,
Ein ſtilles, trautes Flämmchen will ich ſein,
Von deinem Hauch bewegt und ausgeblaſen.
Das ſchwör' ich dir, und da ein Zauber, wie
Du ſagſt, der Kuß, ſo ſchwör' ich dir's und will
(Sich zu ihm herabbeugend.)

Dazu dich küſſen —

Gerard (in heftiger Bewegung aufſpringend).

Nein, jetzt nicht! Nicht jetzt!
Ein Tropfe macht den Becher überfließen,
Ein Funke weckt den Brand!
Du aber, meid' ich deiner Lippen Gruß,
Vernimm, und frag für jetzt nicht nach dem Grunde,
Gefährlich auch zuweilen iſt ein Kuß,
Und Zauber gibt es, den man fliehen muß!

(Er ſtürzt ab.)

René. Marcel, Marcel! — Was meint er nur? — Was ſprach
Von Brand er da, von Funken, von Gefahr?
Bezaubernd wirkt ein Kuß, ich hab's empfunden!
Warum gefährlich aber? Sonderbar!
Gefährlich hab' ich nichts daran gefunden!

(Während er in nachſinnender Stellung auf den Raſenſitz zurückſinkt, fällt unter den fernen Klängen des Waldhorns der Vorhang.)

Vierter Akt.

Schauplatz wie im vorigen Akte.

Morgen.

Gerard (mit Pierre von links auftretend).

Ihr wärt dort auf dem Vorwerk, hört' ich erſt,
So ging ich hier den Fußſteig Euch entgegen!

Pierre. Ihr gingt mir entgegen! So gibt es Neues! Nun, laßt hören! Die Gräfin iſt heute nach Clery zu Frau von Baudemont auf Beſuch, und ſo haben wir freie Hand! Sprecht, Junker, ſprecht! Habt Ihr Nachrichten von Laclos und Ripaille? Nach meiner Rechnung müſſen ſie ſchon ſeit Morgen im Walde von Coigny auf der Lauer liegen, und um dieſe Zeit könnten ſie den Herrn Kanzler ſchon aufgefangen und in Sicherheit gebracht haben!

Gerard. Das könnten ſie, hätt' ich ſie hingeſandt!

Pierre. Wie, was! — Nicht hingeſandt! Ihr ſcherzt wohl! Nicht hingeſandt! Ihr wart doch geſtern mit dem Anſchlag einverſtanden, Ihr wolltet ſie in den Hinterhalt legen —

Gerard. Ich ſagte ſo, ich tat es aber nicht!

Pierre. Ihr tatet's nicht! — Mich rührt der Schlag! — Unglückſeliger! Ließ ich Euch nicht durch Margot ſagen, daß Renard alles aufgeſpürt hat, daß wir ganz in ſeinen Händen ſind? — Wißt Ihr nicht, daß er noch heute, längſtens morgen hier ſein wird —

Gerard. Soeben traf in Dommartin er ein!

Pierre. So, traf er ein? — Und das ſagt Ihr einem, als ob Ihr ihm: Guten Morgen wünſchtet! — Aber mir geſchieht nur mein Recht! Warum ließ ich Euch Spielraum, uns alle mutwillig ins Verderben zu ſtürzen? — Ja, dieſer alte dumme Schädel verdient's nicht beſſer, als abgeſchlagen zu werden!

Gerard. Beruhigt Euch, Pierre! ich bin nicht toll,
Wenn etwas tollkühn auch, und lieb' ich gleich
Zum Raſen, bin ich doch bis jetzt ganz leidlich
Bei Sinnen noch! — Was hätt' es mir gefrommt
Den Kanzler aufzufangen, als nur weiter
Des Knotens Löſung noch hinauszuſchieben,
Der endlich einmal ſich entwirren muß!
Ich kam, die Wahrheit prüfend zu ergründen,
Die Ehre meines Hauſes zu bewahren,
Nach Dommartin zurück! Wildfeuer iſt
Mein Mühmchen, nicht mein Vetter, weiß ich nun;
Nie aber, Schmach auf meinen Namen häufend,
Nie dring' ich mit Gewalt mein Recht ihr ab;
Nur was mir Liebe gibt, will ich empfangen!
Gefahr für mich veracht' ich; Euch jedoch
Sie fern zu halten, dafür iſt geſorgt!
Ein flüchtig Roß ſteht hier im Buſch verborgen,
Und bringt zur Stunde Euch nach Arbois,
Einſtweilen dort den Ausgang abzuwarten!
Auf denn, zu Roß und ſputet Euch, Pierre!

Pierre. Nach Arbois? — Und Ihr, Junker, was wird indeſſen mit Euch?

Gerard. Den Zorn der Gräfin fürcht' ich nicht, denn Liebe
War meines Vaters Treubruch, weiß ich nun,
Und leicht vergibt der Liebe Schuld die Liebe!
Ich folg' Euch ſpäter, wenn vorerſt ich ſie,
Wildfeuer mein' ich, noch einmal geſprochen!

Pierre. So, und wenn Ihr nun überfallen, umzingelt, niedergemacht würdet! — Nein, daraus wird nichts! — Hab' ich zugelaſſen, daß Ihr Euch in eine ſolche Gefahr begabt, ſo will ich mit Euch davon oder mit Euch darin umkommen! Was würde Euer Vater ſagen, wenn Ihr da oben allein anlämt und der alte Pierre hätte Euch verlaſſen?

Gerard. Nein, du mußt fort, noch dieſe Stunde fort!
Renard iſt unternehmend und verſchlagen,
Und kann — Doch ſieh, da iſt er ſelbſt! Wildfeuer
Begleitend kömmt er dort den Weg herab!

Pierre. Ja, es iſt ſeine gelbe widerliche Fratze! Wenn ich nur an ihn denke, ſchüttelt mich's wie Fieber!

Gerard. Sie lenken hierher, ſcheint's, die Schritte! Fort!
Da ſind ſie ſchon! Fort, ſag' ich, fort! Hinweg!

Pierre. Ich darf nicht — und ich will nicht — und ich werde nicht!

Gerard (den Widerſtrebenden mit ſich fortziehend).
Kein Säumen mehr! Komm, ſag, ich, komm! Du mußt!

(Er verſchwindet mit ihm nach links hin im Gebüſche.)

(René tritt mit dem Kanzler Renard von rechts raſch auf.)

Renard. Vergebt, mein gnädiger Gebieter, wenn
Ich wiederholt pflichtſchuldigſt Euch erinnre:
Ihr müßt ins Schloß zurück, müßt unverzüglich
Ins Schloß zurück!

René. Müßt! Müßt! Ihr ſeid wohl toll!
Ich kenne und verſteh' das Wort nicht: Müßt!

Renard. Ganz wie die gnädige Frau Mutter ſprecht
Ihr, mein Herr Graf, ganz ſo hochherzig, ganz
So ſelbſtbewußt! Sie kennt kein Muß, und haßt
Den Zwang wie Ihr! Gleichwohl hätt' eben heut
Die Gräfin nach Clery ſich nicht begeben,
Gewiß, ſie ſpräch' wie ich in dieſer Stunde;
Ihr müßt ins Schloß zurück! Euch droht Gefahr!

René. Gefahr! Daß Sonnenbrand die Stirn' mir bräune,
Und daß der Wind die Haare mir zerzauſe?
Gefahr! Ihr träumt!

Renard. Und doch, mein gnädiger
Gebieter, doch iſt's ſo, und ſorgt' ich nicht,
Es möchte die Frau Gräfin drob mir zürnen,
Beweiſen wollt' ich Euch's ſo ſonnenklar,
Daß Ihr's nicht leugnen könntet, noch bezweifeln!

René. Ei, was Ihr ſagt! Beweiſen könntet Ihr's!
Beweiſen! In der Tat! Was iſt es? Redet!
Die Mutter zürnt Euch nicht und wenn ſie's täte,
So ſagt, ich hab's gewollt, und damit gut!
Sprecht alſo, ſprecht, laßt Euer Märlein hören!

Renard. Im Schloß erzähl' ich's Euch!

René. Nein, auf der Stelle,
Hier will ich's hören, ſprecht!

Renard. Ihr hörtet wohl

Von einem Bruder Eures sel'gen Vaters,
Der Eurer Mutter Todfeind, als er starb,
Die letzte einz'ge Habe, seinen Haß
Auf Euren Vetter, seinen Sohn vererbte?

René. Jawohl! Der Oheim aber starb vor Jahren,
Und unlängst erst ertränkte sich der Vetter!

Renard. Nein,
Er lebt! Pierre Vanel, der gleißende
Verräter, täuschte Euch; er lebt!
Ja, mehr noch, von Pierre herbeigerufen,
Und schlau sich bergend unter falschem Namen,
Hier in der Nähe treibt er sich herum!

René. Der Vetter, sagt Ihr, hier in unsrer Nähe?

Renard. So ist's, Herr Graf! Und konnt' ich gleich bis jetzt
Noch nicht ergründen, unter welchem Namen
Und wo er sich verbirgt, so bin ich doch
Auf sichrer Spur und stündlich von Sion
Erwart' ich einen Boten meiner Späher,
Der auch hierüber mir Gewißheit gibt!

René. Von daher also, meint Ihr, wie es scheint,
Von meinem Vetter drohe mir Gefahr!
Doch welche denn? Ich seh' sie nicht! Ihr freilich,
Ihr seid dafür bekannt, Gefahr zu wittern,
Wo keiner sonst sie ahnt!

Renard. Ihr nehmt's zu leicht,
Herr Graf! Bedenkt, Gerard von Loménie
Ist hinterlistig schlau, er weiß, es macht
Ihn Euer Tod zum Erben Dommartins;
Wie, wenn er nun versuchte, der Natur
Etwa mit einem Dolchstoß nachzuhelfen,
Mit einem Pülverchen —

René. Ihr seid von Sinnen!
Es ist nicht, kann nicht sein! Mein Vetter mag
Mich tödlich hassen, doch nicht Wegelagrer,
Nicht Meuchelmörder wird ein Loménie!

Renard. Ihr seid noch jung und drum vertrauensvoll,
Ich aber kenn', Herr Graf, der Menschen Tücke,
Und hab', was nötig, vorgekehrt!

René. Und was
Denn, weiser Kanzler, habt Ihr vorgekehrt!

Renard. Eilboten sandt' ich fort, um die Frau Gräfin
Zu ungesäumter Heimkehr zu bewegen,
Und rief der Grafschaft Heerbann auf und ließ,

Das Tal umstellend, rings in Busch und Dickicht
Nachspüren Eures Vetters Spießgesellen —
René. So tatet Ihr! Ich hätt' nicht so getan;
Doch da Ihr meiner Mutter Vollmacht habt,
So mag's drum sein! Ich aber bleibe hier
Und kehre nicht ins Schloß zurück!
Renard. Herr Graf,
Bedenkt doch nur! Wir sind hier ganz allein,
Und ich — begreift — ich bin ein Mann der Feder
Und hab' zudem vom Mutterleibe her
Seltsame Scheu vor Waffen; blanken Stahl
Nur funkeln sehen macht mich krank, und wenn
Im Hinterhalt die Burschen etwa lägen,
Und frischweg einen Handstreich wagten, ich,
Weiß Gott, ich könnt' Euch keinen Schutz gewähren!
René. Nicht Eures Schutzes, faßt mich doch, nur Eurer —
Abwesenheit bedarf ich! Geht getrost!
Denn meines Waffenmeisters wart' ich hier,
Und denk' von ihm begleitet und beschützt
Im Moor dort einen Eber aufzuspüren!
Renard. Im Moor dort — jetzt? — Und wenn nun grade dort
Im Moor der Vetter auf der Lauer läge!
Es grenzt an Selbstmord, Graf!
René. Beruhigt Euch!
Der Vetter liegt wohl nicht im Hinterhalt
Und wär's und wagt' er frech uns anzugreifen,
Marcel und ich wir schlügen keck uns durch!
Und so, habt guten Tag! Es bleibt dabei
Ich bleibe!
Renard. Hört mein Flehen! Kommt mit mir
Ins Schloß zurück! Den Boten von Sion
Nur wartet ab!
René (auffahrend und mit dem Fuße stampfend).
Ich will nicht! Tod und Teufel!
Ich bleibe!
Renard. Nein, Herr Graf! In Eurer Mutter
Abwesenheit verpflichtet mich mein Amt
Zu wachen über ihres Kindes Wohl,
Und diese Pflicht erfüll' ich —
(Auf René in entschlossener Haltung zugehend.)
Graf René,
Ihr müßt ins Schloß, und sollten diese Arme
Dahin Euch tragen!

René. Wie, Gewalt! Ihr wagt
Mir mit Gewalt zu drohen? Ihr mir? Kanzler
Renard! Ich fühlte mich — Gott weiß warum? —
Den ganzen Morgen ungewöhnlich sanft
Und weich gestimmt, als wär' ich über Nacht
Ein anderer geworden! Aber Ihr
Gebt wieder mich mir selbst zurück! Ich fühl' es,
Ich bin noch ich, ich bin Wildfeuer noch (Das Schwert ziehend.)
Und Ihr sollt's mit empfinden!
Renard (ängstlich). Herr, mein Gott!
Tut weg! — Das sticht und schneidet! — Tut doch weg!
René. Ich bin Wildfeuer noch und weil ich's bin,
So rat ich Euch im guten, sucht das Weite,
Sonst fägt dies Schwert im nächsten Augenblick
Glattweg den Schmuck der Ohren Euch vom Scheitel!
Renard. Tut weg! — Ich gehe! — Fall' auf Euer Haupt
Gefahr und Rechenschaft! — Tut weg, Herr Graf!
René. Fort, sag' ich! Fort!
Renard. Hu, wie das blitzt und funkelt! —
Es macht mich blind; ich find' den Weg nicht mehr! —
Werd' draus was will! — Ich wasche meine Hände!
(Zieht, vor René zurückweichend, sich nach rechts zurück und verschwindet im Gebüsch.)
René. Wie der die Beine hebt, der weise Kanzler!
Kein Windhund überholt ihn! — Nun, ich konnte
Ihm's nicht ersparen; warum wollt' er auch
Zurück mich schleppen in des Schlosses Mauern,
Wo sich mein Herz nach frischem Walddust sehnt,
Und traulichem Gespräche mit Marcel! —
Gefahr! Mit ihm bin überall ich sicher;
Und zudem übertreibt gewiß Renard,
Und jener fürchterliche Vetter ist
Vielleicht im Grund ein armer Schlucker nur,
Den Not umhertreibt, der Erbarmen mehr,
Als Zorn verdiente, wenn den Namen fälschend
Der Wahrheit nicht ins Angesicht er schlüge,
Und so dem Mitleid meine Brust verschlösse!
Denn Trug ist niedrig und gemein, und wie
Ich Wahrheit liebe, so veracht' ich Trug!
Da lob ich mir Marcel; sein Wort ist echt
Wie Gold, sein Blick der Seele klarer Spiegel;
An ihm ist nichts von Falschheit oder Lüge! —
Doch still! da kommt er! Ich verberg' mich hier

Im Busch! Laßt sehn, ob er wohl zürnt und schilt,
Daß noch nicht ich zur Stelle! Fort, hinweg!
(Sie verbirgt sich rechts im Gebüsche.)

Gerard (von links auftretend).
Wie, alles still und einsam hier! Ich sah
Sie mit dem Kanzler doch hierher sich wenden!
Und hieß sie mich nicht ihrer warten hier?
Und doch — Renard hat ihr wohl mitgeteilt,
Was er von meiner Herkunft erst erkundet!
Und flieht sie mich darum? Nun helf mir Gott!
Spricht nicht ihr Herz für mich in dieser Stunde,
Und übertönt nicht der allmächt'ge Schrei
Der Liebe siegend die verworrnen Stimmen
Des Zweifels drin, so ist mein Spruch gefällt,
So fährt mein Lebensglück dahin auf immer,
Und führ' nur auch mein Leben mit dahin!

René (springt aus dem Gebüsche hervor, hält vom Rücken her Gerard die Augen zu und spricht mit veränderter Stimme).
Wächst das blinde Kälblein,
So wird's zur blinden Kuh,
Und rat', wess' Hände halten
Die Äuglein jetzt dir zu?

Gerard (für sich). Sie ist's, sie ist's! Neu grünt mein Hoffen auf!
(Laut.) Nun wer wird's sein — Pierre?

René. Gefehlt! Gefehlt!

Gerard. Wie, wär' es Graf René?

René. Nichts da! Gefehlt!

Gerard. Wenn nicht der Graf, vielleicht Wildfeuer doch?

René. Der ist es! Ja, der ist's! Erfuhr doch erst
Renard, wie sehr ich's bin! (Lachend.) Denk nur, ich jagte
Ihn eben fort von hier mit blanker Klinge!
Ach, wie der lief!

Gerard. Der Kanzler? So! Und Ihr,
Ihr habt ihn fortgejagt?

René. Nun ja, er wollte
Ins Schloß zurück mich bringen mit Gewalt,
Weil jener Vetter, unser Todfeind, nicht
Im Meer ertrunken, wie Pierre berichtet —

Gerard. Ei, was Ihr sagt! Er lebt!

René. Er lebt nicht nur,
Er treibt sogar sich unter falschem Namen
Mit seinen Spießgesellen hier im Land herum
Und will mir, wie der Kanzler meint, ans Leben!

Gerard. Da irrt der Kanzler wohl!
René. Das ſag' ich auch!
Und wär' Gefahr auch, biſt nicht du mein Schutz?
Was ſollt' ich wie ein Kind mich hüten laſſen!
(Lachend.) Und darum zog ich und der Kanzler lief!
Gerard (für ſich). Noch kennt ſie mich als ihren Vetter nicht!
Wie laß ich ſie erfahren —
René. Ei, Marcel!
Was ſinnſt du? Sprich, was haſt du?
Gerard. Ich? Fürwahr,
Was ſollt ich haben? Nichts, gar nichts auf Erden!
(Er zieht einen Siegelring aus ſeiner Bruſt und läßt ihn fallen.)
René. Was fiel da?
Gerard. Fiel etwas? Ach ja, mein Ring!
René (den Ring aufhebend).
Dein Ring! Hier iſt er, hier! (Sie betrachtet den Ring.)
Wie, was? Das ſind
Die Roſen und der Storch der Loménie!
Das iſt mein Wappen!
Gerard. Und das meine auch!
René (betrachtet ihn ſtarr und gibt ihm nach einer Pauſe den Ring zurück).
Hier nehmt — und geht! Noch dieſe Stunde geht!
Gerard. René! Mein Vetter!
René. Laßt das ruhen! Sind
Wir auch Verwandte, Freunde — waren wir!
Denn fürcht' ich auch in Euch den Mörder nicht,
Fühlt doch mein Herz dem — Heuchler ſich entfremdet.
Gerard. René! Verdien' ich das? Haſt du kein Wort
Der Liebe mehr für mich!
René. Nur eins der Warnung:
Entflieht! In wenig Augenblicken iſt
Das Tal umſtellt! Scheut meiner Mutter Zorn;
Ich, meinesteils, ich habe Euch vergeben!
Gerard. Und was — was hätteſt du mir zu vergeben?
Daß meinem Vater ich geboren ward?
Daß ich, wie er geächtet, heimatlos
Die Welt durchirre? Oder kränkt es dich,
Daß dir verwandt ich deinen Namen führe,
Und ſchämſt du dich Gerards von Loménie,
Des armen Vetters?
René. Nicht des armen Vetters,
Des doppelzüngig, falſchen ſchäm' ich mich!
Ich ſchäme mich des Spähers, der ſich lauernd

Ins Haus des Feindes stahl; des Lügners, der
Vertrauen sich erschlich; des Heuchlers, der
Uns tödlich haßt, und doch Ergebenheit
Und Treue uns geschworen; des Betrügers,
Der seinen Namen schnöd verleugnet —

Gerard. Halt!
Ich hab' ihn nicht verleugnet, weiß ich doch
Seit ehegestern erst, daß ich ihn führe;
Ich stahl nicht lauernd mich in Euer Haus,
Ein Fremder hab' als fremdes ich's betreten;
Ich log Euch nicht Ergebenheit und Treue,
Ich fühlte sie, und fühle sie noch jetzt,
Und log sie einer von uns beiden hier,
So war's nicht ich! Und mehr noch könnt' ich sagen,
Wär's noch der Mühe, noch des Atems wert!

René. Und fände noch ein Tor sich, dran zu glauben!

Gerard. Du glaubst mir nicht? Und schworst mir gestern erst
Vertrauen, Freundschaft, Treue? Hier der Baum
War Zeuge, diese Büsche hörten's! — Hältst
Du so dein Wort René?

René. Euch gab ich's nicht,
Noch trag' ich Schuld, daß, wo ich's erst gegeben,
Enttäuschung nun mich zur Verachtung zwingt.

Gerard. Genug! Zu viel! Verachtung — das entscheidet.
Viel trägt die Liebe; Launen fügt sie sich,
Nimmt Groll und Mißmut hin, ja Zweifel selbst
Und bösen Argwohn weiß sie zu vergeben;
Verachtung aber trägt nur Sklavensinn!
Und so leb wohl, René! Ein Wort genügte,
Mein Recht, dein Unrecht dir zu zeigen, dir
Zu zeigen, daß mein Herz sich selbst vergessend
Dein Glück nur wollte, daß nicht Arglist mich,
Nicht schnöder Eigennutz hierhergeführt!
Ein Wort, René genügte! Doch nicht mir
Verhaßtem, nur der Liebe kömmt es zu,
Das Rätsel deines Lebens dir zu lösen,
Dich selbst dir zu erklären! Leb denn wohl!
Ich fliehe nicht, nur Schuldbewußte fliehen;
Ich geh' nach Arbois auf wenig Tage,
Und dann verschwind' ich spurlos, wie ich kam,
Und nie mehr wird die Heimat von mir hören!
Du aber lebe glücklich! Mög' der Himmel,
Wie er dir Anmut gab, Gerechtigkeit

Und Milde auch, und Mäß'gung dir gewähren,
Und möge der, dem wieder einst dein Herz
Sich zuneigt, würdiger so reicher Gabe
Sich zeigen, und sie dauernder bewahren
Als mir vergönnt war! Lebe wohl, René! (Er stürzt nach rechts ab.)

René (nach einer Pause).
Was war das? Träum' ich denn? Leb wohl, René! —
Er ginge — ginge wirklich? — Horch, war das
Nicht Hufschlag? — Dort — dort sprengt er hin! Und ich —
Ich hielt ihn nicht! Und seine blasse Miene,
Und seiner Stimme zitternd weicher Klang,
Sein nasses Auge sprachen doch so deutlich,
So überzeugend deutlich: Ich bin schuldlos! —
Mir aber lag's wie Nebel vor den Augen;
Erst Groll und Unmut übertreibend, dann
Beschämt, gerührt, erschüttert, keines Wortes
Und kaum der Sinne mächtig stand ich da,
Und hielt ihn nicht! — Und jetzt — jetzt ist er fort,
In wenig Tagen spurlos zu verschwinden,
Und nie mehr, nie soll ich ihn wiedersehen!
Nie mehr! Ich kann's nicht denken! Ihn, den ich
So tief gekränkt, so schwer beleidigt —
Nein!
Ich muß nach Arbois, ich muß ihm sagen,
Daß wie ein töricht Kind ich mich gebärdet,
Und daß ich fortan meine Schwüre halten,
Und mit ihm leben, mit ihm sterben will!
Ich muß, ich will! — Ein Pferd! Wie schaff' ich mir
Ein Pferd? — Doch sieh, die Dirne da, die soll
Mir's schaffen! — Aber ist das nicht Margot? —
Fürwahr, sie ist's und weint! Was weint sie — Wie,
Doch um Marcel nicht, will ich hoffen —

Margot (die während der letzten Worte schluchzend und sich mit der Schürze die Augen trocknend von rechts aufgetreten). Oh! Oh! Er ist fort und kommt nicht wieder — Oh! Oh! — Der prächtige Junker! Der einzige Junker! — Oh! Oh! — Und es kommt auch keiner wieder wie der Junker Marcel!

René. Was kümmert dich Marcel? Was hat er, sprich,
Was kann er mit dir haben? Sag die Wahrheit!

Margot. Was sollte er mit mit haben — Oh! Oh! — als daß er meinen Liebsten, den Aubin, aufs Schloß gebracht und ihn zum Reitknecht machen wollte! — Oh! Oh! — Und nun ist der Junker fort und nun wird der Aubin auch nicht Reitknecht! — Oh! Oh! —

René. So! Daher kannte dich Marcel! Dann freilich —
Dann weiß nur, armes Kind! Weiß Gott, ich weinte
Ein Stückchen mit, gäb's Beſſres nicht zu tun,
Ihm nachzufolgen nämlich! Spring denn eilig
Ins Schloß hinauf, und laß Aubin ein Pferd
Hieher mir bringen! — Bringt er's raſch zur Stelle,
Hörſt du, Margot, ſo ſoll er Reitknecht ſein!

Margot. Reitknecht, der Aubin! Wie ein Vogel will ich oben, wie ein Pfeil ſoll er herunten ſein! — (Sie läuft fort, bleibt aber wieder ſtille ſtehen.) Nein, nein! Es iſt doch umſonſt und würde Euch nichts frommen, gnädiger Herr Graf! Sie laſſen Euch nicht durch!

René. Nicht durch? — Was heißt das — Wer vermäße ſich —

Margot. Ja, hört nur, Herr Graf! Kaum war Junker Marcel fort, ſo kam reiſiges Volk, um alle Ausgänge des Tales zu beſetzen. Die Gräfin, hieß es, ſei eilig von Clery zurückgekommen, und der Kanzler habe befohlen, alles fremde Mannsvolk anzuhalten, und wer Euch träfe, der ſolle Euch gutwillig oder mit Gewalt ins Schloß zurückbringen!

René. Ich will und muß durch! Trotz dem Kanzler, trotz
Der Gräfin, trotz dem Teufel muß ich durch,
Und ſollt' ich mit dem Schwert den Weg mir bahnen —

Margot. Ich bring' Euch durch, ohne daß es einen Tropfen Blutes koſten ſoll! Springt dort am Fluſſe hinter die Weiden; ich hole Euch meinen Sonntagsſtaat, Ihr verkleidet Euch, drückt Euch den Strohhut ins Geſicht, und kein Menſch wird Euch erkennen und anhalten.

René. In Weiberkleidern? Nein, das ziemt ſich nicht!

Margot (während von ferne von verſchiedenen Seiten Hornſignale gehört werden). Gnädiger Herr Graf, als Ordensbruder könnt Ihr Euch nicht verkleiden! Das wäre freilich ſchicklicher, aber dazu fehlt es Euch hier! (Sie greift ſich ans Kinn.) Beſinnt Euch nicht lange! Hört Ihr die Hörner? Sie ſtreifen durch Buſch und Wald, ſie ſuchen Euch, und wenn Ihr zu Junker Marcel gelangen wollt —

René. Es ſei! Für ihn und ſeinetwillen alles!
Aubin iſt Reitknecht, wenn's gelingt, Margot!

Margot. An mir ſoll's nicht fehlen! Kommt nur, gnädiger Herr Graf, kommt nur!

(Sie verſchwinden im Gebüſche links; die Hornſignale wiederholen ſich; dann treten die Gräfin, Renard und Gefolge von rechts raſch auf.)

Gräfin. Hier, ſagt ihr, hier verließt Ihr ihn? Doch wo —
Wo iſt er?

Renard. Gnädige Gebieterin!

Der Graf war willens von Marcel begleitet
Im Wald dort einen Eber aufzuſpüren —
Gräfin. Begleitet von Marcel! Das gabt Ihr zu?
Ihr ließt mein ſchutzlos Kind in ſeines Feindes,
Vielleicht in ſeines Mörders Händen? — Menſch,
Wo iſt mein Kind, mein Kind?
Renard. Vergebt, Frau Gräfin,
Der Bote von Sion, der kund uns gab,
Der Burſche, den Marcel wir nannten, ſei
Gerard von Loménie, der Bote leider
War damals noch nicht angelangt —
Gräfin. Gleichviel!
Ihr wußtet doch, daß unſer Todfeind lebe!
Ihr kanntet die Gefahr und ihre Nähe;
Was habt Ihr vorgekehrt? — Pierre iſt flüchtig,
Marcel nicht aufzufinden und mein Kind —
Schafft mir mein Kind, mein Kind!
Renard. Beruhigt Euch,
Gebieterin! Der Talgrund iſt umſtellt,
Und Reiſige durchſtreifen rings die Wälder!
Da naht ſchon, ſeht nur, raſchen Schrittes Meiſter
Etienne und bringt uns Nachricht!
Gräfin (zu Etienne, der mit Bewaffneten von links auftritt).
Nun, wie ſteht's?
Was bringt ihr? Redet! Sprecht!
Etienne. Verwirrung, Gräfin,
Und Unruh' gärt im Land! Ein ſtarker Trupp
Von Söldnern hält Burg Arbois beſetzt —
Renard. Burg Arbois beſetzt! Das iſt das Werk
Marcels! Das iſt Verrat, Landfriedensbruch —
Etienne. Man weiß nicht, wer die Mannſchaft aufgebracht,
Noch wie ſie ſich der feſten Burg bemächtigt;
So viel nur, daß Marcel, der Waffenmeiſter,
Sich eben dahin fliehend jetzt gewendet,
Nach Arbois, ſo viel iſt außer Zweifel!
Gräfin. Der tückiſche Verräter! Weiter! Weiter!
Sprecht, habt ihr ihn gefunden?
Etienne (ausweichend und verlegen). Nirgend, Gräfin,
Fand eine Spur ſich von Pierre!
Gräfin. Pierre!
Was frag' ich nach dem Schurken von Pierre!
Sprecht mir von meinem Kind! Wo iſt René?
Schafft mir mein Kind, mein Kind!

Etienne. Wie emſig auch
Wir Buſch und Moor, die Höhen wie die Täler
Ringsum durchſucht, der Graf iſt nicht zu finden
Und niemand ſah ihn kommen, ſah ihn gehen;
Nur daß —
Gräfin. Was hältſt du inne? Sag's heraus!
Etienne. Nur daß, als eben jetzt beim Erlenbruch
Den Fluß wir überſchritten —
Gräfin. Komm zu Ende!
Etienne. Hier dies Barett auf ſeinen Wellen trieb!
Gräfin. Mein Herr und Gott, das iſt Renés Barett!
O meine Ahnung! Er iſt tot! Ermordet!
Renard. Frau Gräfin —
Gräfin. Schweig! Du biſt ſein Mörder mit!
Auch du, und ihr, ihr alle ſeid's! Ihr gabt,
Ihr pflichtvergeſſen läſſ'gen Diener, gabt
Dem Mord ihn preis, ihr ließt die zarte Blume
Abmähen achtlos von verruchter Hand!
Mein Kind, mein Kind! Warum verließ ich dich!
Verflucht die Augen, die da wachen ſollten,
Und nicht gewacht, verflucht die Hände, die
Dich ſchützen ſollten, und im Schoß geruht!
Fluch über mich, und Fluch, Fluch, Fluch euch allen!
Etienne (nach einer Pauſe).
Zu raſch und maßlos gebt Ihr Eurem Schmerz
Euch hin, Frau Gräfin! Faßt und ſammelt Euch!
Denn kein Beweis noch, daß der Graf ermordet,
Iſt das Barett hier! Kann ihn nicht auch lebend
Der ſchlaue Gegner in Gewahrſam halten?
Und wenn ſo oft er unverſehrt aus Feld
Und Wald den Unbewachten heimgebracht,
Warum grad heute hätt' er ihn ermordet?
Renard. So iſt's, gewiß, ſo iſt's! Auf Arbois
Und in Gerards Gewahrſam ſucht den Grafen,
Und ſammelt und ermannt Euch, hohe Frau!
Gräfin. Es ſei;
Ich will an dieſer Hoffnung Strohhalm halten,
Und euren Rat befolgen! Eilt, Renard,
Ins Schloß! Bewaffnet, was da Hände hat,
Und bietet auf, was wehrhaft rings im Tal!
Beim Erlenbruche treffe mich die Schar! —
(Renard nach rechts ab.)
Ihr aber führt, Etienne, mich an die Stelle,

Wo das Barett sich fand! Vielleicht entdeckt
Das Aug' der Liebe, was Ihr übersehen,
Vielleicht statt einer Wünschelrute zeigen
Mir meines Herzens Schläge seine Spur!
Wenn aber nicht, dann auf nach Arbois,
Mein Kind zu retten, wenn es noch am Leben,
Wär' Armut auch, und Schimpf und Schmach der Preis!
Doch weh, wenn sich getäuscht mein Hoffen fände,
Denn dann vollbring' ich — was ich noch nicht weiß,
Doch eine Tat, daß in den fernsten Tagen
Die Enkel noch mit Schaudern davon sagen,
Wie einer Mutter Zorn ihr Kind gerächt!

(Sie geht mit ihrem Gefolge rasch nach links ab; nach einer Pause tritt Margot aus dem die Buche umgebenden Gebüsch, sich vorsichtig umsehend, hervor.)

René (einen großen runden Strohhut auf dem Kopfe, im Hintergrunde aus dem Busche hervorschauend). Margot! Margot! Wo steckst du nur, Margot? Ist alles sicher? Sind die Wege frei?

Margot. Kommt nur immer heraus! Die Luft ist rein!

René. Ich bitt' dich, sieh dich vor, Margot! Mir war,
Als hört'-ich meiner Mutter Stimme hier.

Margot. Es ist niemand zu hören und zu sehen. Kommt doch heraus! Was zögert Ihr nur?

René. Unsicher und beklommen fühl' ich mich,
Und schäm' mich fast ans Sonnenlicht zu treten!
Das weite, luftige Gewand! Weiß Gott,
Mir ist beinah, als wär' ich nackt! Und wie
Das fliegt, und hängen bleibt an Busch und Dorn!
Und meine Füße! Au, die scharfen Kiesel!

Margot. Du lieber Gott! Wie konnte ich nur vergessen, Euch Strümpfe und Schuhe mitzubringen! Aber das ist nun nicht mehr zu ändern; wir müssen fort! Wir haben keine Zeit zu verlieren, denn Eure Mütze, die lustig den Fluß hinabschwamm, kann uns verraten! Wie kam es nur, daß Ihr sie ins Wasser fallen ließt?

René. Verwirrung, Hast, ein Windstoß! Was weiß ich?

Margot. Wir müssen aufbrechen! Kommt, gnädiger Herr Graf! Wir wenden uns gegen den Kreuzberg! Dort haben sie den Clement als Wächter aufgestellt! Wenn der mich sieht, gebt acht, so wird er sich gleich an mich machen, und mich necken und Possen treiben! Während ich mich nun mit ihm herumzanke, schlüpft Ihr an uns vorüber, und wandert den Fußsteig links über die Wiese auf Arbois zu! (Für sich.) Ich laufe gradaus über die Berge und bin ein Viertelstündchen früher dort! (Laut.) Kommt nun, gnädiger Herr Graf, und drückt Euch den Strohhut nur recht in die Stirne!

René. Es sei denn, komm! Marcel, erkenne du,
Wie wahrhaft ich dich liebe! Abzubüßen
Leichtsinn'gen Unverstand, mit nackten Füßen,
In Weiberkleidern lauf' ich, sieh, dir zu!

(Während sie nach links abgehen, fällt rasch der Vorhang.)

Fünfter Akt.

Burg Arbois. Schauplatz wie im ersten Akte.

(Pierre Banel sitzt erschöpft im Lehnstuhl links, vor ihm Pignerol.)

Pierre. Wie gesagt, Fräulein Wildfeuer, das echte Kind ihrer Mutter, zeigte dem Junker statt Liebe und Vertrauen so beleidigendes Mißtrauen, so offenbare Geringschätzung, daß er außer sich vor Schmerz und Wut nach Arbois flüchtete, jede Hoffnung auf das Gelingen seines Unternehmens aufgibt, und die Stunde verflucht, in der sein Fuß Dommartin betreten.

Pignerol. Seltsam! Und noch gestern soll er, wie ich hörte, Laclos nach Sion gesandt haben, um von dem Bischof Dispens und einen Priester zur Trauung herbeizuschaffen.

Pierre. So tat er, und Laclos ist auch richtig heute früh mit dem Dispens und dem Priester in Arbois eingetroffen. Den erstern Artikel hat der Junker nun freilich beiseite gelegt; den geistlichen Herrn aber gebraucht er, um sich von ihm einen Revers aufsetzen zu lassen, in welchem er nicht nur alle Ansprüche auf die Grafschaft Dommartin für immer aufgeben, sondern auch auf den Besitz seines Erbgutes Arbois verzichten will, beides zu Gunsten des sogenannten Vetters René!

Pignerol. Und Ihr gebt es zu! Ihr legt die Hände in den Schoß und seht ihn unbekümmert ins Verderben stürzen?

Pierre. Unbekümmert! Ich habe für ihn gesorgt und gewacht, getäuscht und betrogen, geheuchelt und verraten! Kann ein ehrlicher Mann mehr tun? — Kann ich dafür, daß der Junker mir unter den Händen verrückt wurde!

Pignerol. Pierre, Ihr habt uns in schlimme Händel verwickelt und ich wünschte — Doch da kömmt der Junker!

Gerard (eine Pergamentrolle in der Hand aus der Seitentür rechts tretend, für sich). Es ist geschehen! Aufgelöst für immer
Ist jedes Band, das hier zurück mich hielt,

Und wenn auch elend, frei doch fühl' ich mich!
(Laut.) Die Söldner, die Laclos für mich geworben,
Entlaßt sie ihres Dienstes, Pignerol;
Denn allen Streites hab' ich mich begeben,
Und friedlich scheid' ich, wie ich friedlich kam!

Pignerol. Bedenkt doch, Herr, erwägt —

Gerard. Es ward bedacht
Und wohl erwogen! Schafft die Söldner fort!
Auch bitt' ich, sorgt, daß Pater Ildephons
Zur Stunde, wie er wünscht, und wohlbegleitet
Heimkehre nach Sion!

Pignerol. Ich selbst geleite
Den frommen Mann und bring' ihn sicher heim;
Verlaßt Euch drauf! Und so lebt wohl! Ich gehe —
Und grad' herausgesagt, ich kehr' nicht wieder!
Nehmt's nicht für übel, Herr! An Eurem Recht,
Hing meine Pflicht, und gebt Ihr jenes auf,
Muß dieser auch ich mich entbunden achten;
Und so lebt wohl, und nichts für ungut, Herr!
(Durch den Haupteingang ab.)

Gerard. Er geht und geht in Unmut und sie alle,
Die hilfreich erst an meine Seite traten,
Sie werden so in Unmut von mir gehen,
Und sinnlos töricht mein Benehmen schelten;
Ich aber, helf' mir Gott! ich kann nicht anders!
(Zu Pierre tretend.)
Und du, mein alter Freund, grollst du mir auch?
Du, der den Vater kannte, zürnst du, daß
Der Sohn gleich ihm die Ehre seines Hauses,
Die Wohlfahrt der Geliebten höher achtet
Als äußern Glückes nichtig eitlen Schein!
Dies Blatt räumt weg, was jene trüben, diese
Gefährden könnte! Mag Jerome, wenn erst
Ich fern, nach Dommartin es übersenden;
Mein letzter Wille ist's; erhält sie's, bin
Ich tot für sie und für mein Heimatland!
(Er legt die Rolle auf den Tisch rechts.)

Pierre. Da Ihr demnach gleichwohl im Auslande noch fortzuleben gedenkt, erlaubt mir zu fragen, welche Wege Ihr einschlagen, welchen Aufenthalt Ihr nehmen wollt?

Gerard. Auf Rhodus tret' ich in das Ordenshaus
Der Ritter vom Spital, und werfe freudig
Im Kampfe mit dem Feind der Christenheit

Ein Leben hin, das Liebe hier verschmähte;
Ruhmvoller Tod beschließ' ein wertlos Dasein!
Du aber bring des Vaters Siegelring
Dem Bischof von Sion als mein Vermächtnis,
Und sage ihm, ich, seines Freundes Sohn,
Beschwöre scheidend ihn um Schutz und Beistand
Für meine Lehensleute, und vor allem
Für dich, Pierre, dich, meinen zweiten Vater —

Pierre. Nichts da! Laßt nur einen andern hingehen! Den alten Pierre werdet Ihr nicht los! Wenn ich dem Zorne der Gräfin getrotzt, meint Ihr, ein paar lumpige Türkensäbel würden mir bange machen! Nein, daß Ihr's nur wißt —

Margot (außer der Bühne). Und ich will hinein und ich werde hinein —

Jerome (außer der Bühne). Zurück, Ihr sollt nicht!

Pierre. Ei, was gibt's da draußen?

Margot (reißt die Mitteltür auf und erscheint in der Vorhalle, während der Burgvogt Jerome sie zurückzuhalten bemüht ist). Und ich muß hinein! Und den möchte ich sehen, der mich abhielte, meinen Herrn Paten zu sprechen, wenn ich ihm so wichtige Nachrichten mitzuteilen habe! (Vortretend.) Ei, da ist er ja, der Herr Pate! (Knickst.)

Gerard. Nachrichten, wichtige? Von Dommartin?

Margot. Und da ist ja auch Junker Marcel! (Knickst.)

Gerard. Was bringst du? Sprich Margot!
Was säumst du, rede!

Margot. Vernehmt denn, daß die Gräfin, wie ich unterweges hörte, mit einigen hundert Reisigen auf Arbois heranrückt, weil Junker Marcel — den Herrn Grafen ertränkt haben soll!

Gerard. Wie, ich René ertränkt! Sie konnte glauben —

Margot. Sie glauben so, weil Meister Etienne das Mützlein aus dem Flusse fischte, das dem Herrn Grafen entfallen war, als er sich verkleidete!

Gerard. René verkleidet! Mädchen, bist du toll?

Margot. Nun ja, das Tal ist von Wachen umstellt, und er, der Herr Graf nämlich, wollte nach Arbois zu Junker Marcel, und da hat er sich als Mädchen verkleidet und läuft nun barfuß hierher.

Pierre (seine Mütze an die Decke werfend). Heisa! Juchhe! Viktoria, nun haben wir Oberwasser!

Gerard. Verkleidet, barfuß! Sprachst du wirklich so?
(Vortretend, halblaut für sich.)
Sie käme, war's nicht so, sie folgte mir,
Sie haßte, sie verachtete mich nicht,
Sie liebte mich! — O ew'ge Macht des Himmels!

Wenn dies nur Blendwerk iſt, wenn Schmerz und Gram
In Tollheit mir den klaren Sinn verkehrten,
So daß mein Wahn nun ſeine Wünſche glaubt,
Und weſenloſen Traum für Wahrheit achtet,
O dann — dann lüft' mir nie die dunkle Binde,
Laß nie den Lichtblitz dämmernder Erkenntnis
Mein Herz durchzucken, laß mich ewig toll ſein,
Und ewig mich das Troſteswort umflüſtern:
Sie liebt mich! und: Sie folgt mir! und: Sie kömmt!

Margot (zu Pierre, mit dem ſie bisher leiſe geſprochen). Gewiß kömmt er, und er ſollte ſchon hier ſein! Der Weg freilich iſt beſchwerlich, und wenn er im Dickicht des Waldes ſich verirrt hätte —

Gerard. Was ſagſt du da? — Verirrt, im Wald verirrt!
Ich will hinaus! Entgegen will ich ihr,
Will ſelbſt, ich Glücklicher, auf dieſen Armen
Herein ſie tragen in ihr künftig Haus!
Ihr aber nutzt indes die Zeit, und ſchmückt
Mit Laubgewind' und Blumen dieſe Mauern,
Daß feſtlich ſie nach jahrelangem Trauern
Aufleuchten wie der Freude Strahl!
Fort ſag' ich, fort!

(Trompetenfanfaren, dann außer der Bühne)

Verworrene Stimmen. Die Tore zu! — Der Feind! —
Der Feind! Die Brücke auf! — Ergreift die Waffen!

Gerard. Was war das, horch!

Jerome. Das klang wie Waffenruf!

Rivaille (aus der Mitte hereinſtürzend). Zu den Waffen! Zu den Waffen! Das Schloß iſt umzingelt! (Gleich darauf.)

Pignerol (aus der Mitte raſch eintretend.) Zu den Waffen! Ich wollte eben mit Pater Ildephons mich auf den Weg machen, als die tolle Gräfin mit ihren Scharen daherſprengte! Kaum gelang es mir noch, die Tore zu ſchließen!

Margot (ſich ängſtlich an Pierre ſchmiegend). Ach du mein Herr Gott, Herr Pate, mich grauelt!

Pierre. Weiß Gott, mich auch! Da muß Wildfeuer herbei, ſonſt geht es ſchief! Hier, Mädchen, nimm den Schlüſſel zum Ausfallpförtchen! Schleich dich hinaus, ſieh daß du Wildfeuer im Walde findeſt, und führe ihn dann den Burghof entlang dort, (Auf die Seitentüre rechts zeigend.) die Wendeltreppe herauf!

Pignerol (während Margot durch die Seitentüre rechts abgeht.
Was ſteht Ihr ſtumm und wie im Traum verſunken?
Auf Junker! Hier gilt's Mut und Tatkraft zeigen!
Laclos mit ſeinen Söldnern hält das Tor,

So laßt Ripaille mit den Bogenschützen
Den Wall verteidigen; Jerome, Ihr schafft
Pechkränze uns herbei und siedend Wasser —
Gerard. Halt, sag ich, halt! Nichts von dem allen braucht's!
Da sei Gott vor, daß gegen ihre Mutter
Ich eine Hand bewaffne, ich ein Schwert
Erhebe —
Pignerol. Wie, Ihr meint doch nicht —
Ripaille. Ihr wolltet!
Gerard. Die weiße Fahne pflanzt mir auf den Turm,
Das Tor tut auf und laßt die Brücke nieder,
Das will ich! Geh, Jerome und führ' es aus!
Ich will es, geh! (Während Jerome abgeht, zu Pignerol und Ripaille.)
Ihr beide aber geht,
Mit schuld'ger Ehrfurcht, Gruß und Huldigung
Die Gräfin, wenn sie einzieht, zu empfangen!
Kein Widerstreben! Schweigt, gehorcht und geht!
Pierre (während Pignerol und Ripaille durch die Mitte abgehen).
Ist das auch wohlgetan? Junker, Junker, Ihr steckt den Kopf in den Rachen des Löwen, und wenn die Kiefern nun zuschnappen —
Gerard. Ich fürchte nichts und habe nichts zu fürchten!
Mein gutes Recht, mein unbefleckt Gewissen,
Ihr Herz und ihre Liebe sind mit mir!
Was drüber ist, das wird der Himmel fügen!
Doch geh, Pierre, du stehst, begreifst du wohl,
Jetzt eben bei der Gräfin nicht in Gnade;
Fahr wohl denn, bis das Wetter sich entladen
Und blauer Himmel freundlich wieder lacht!
Pierre. Gut, Junker! Ich will Vater Ildephons aufsuchen, und mit ihm dort in der Kapelle den Altar schmücken! Vielleicht braucht Ihr beide, Priester und Altar, und wo nicht, müßtet Ihr des Segens entbehren, so soll es Euch doch wenigstens nicht an Trost gebrechen!
(Während er in die Seitentüre links abgeht, erfüllen Bewaffnete allmählich die Vorhalle, aus deren Mitte zuletzt raschen Schrittes die Gräfin hervortritt.)
Gräfin. Besetzt die Tore und durchsucht das Haus
Vom Burgverlies bis zu des Daches Giebel,
Und was sich widersetzen will, stoßt nieder!
Gerard (die Vortretende begrüßend).
Willkommen auf Burg Arbois, Frau Base!
Gräfin. Vermessner, der du erst mein Diener warst,
Mit welchem Namen wagst du mich zu grüßen!
Gerard. Die Witwe meines Oheims grüß' ich so!

Gräfin. Kein Band, der Liebe weder, noch des Blutes
Verknüpft mich dir, dem Sohne deines Vaters,
Dir, der verräterisch, arglistig, falsch,
Wie er mein Lebensglück, mein Kind mir raubte!
Wo hast du's, sprich, wo hast du meinen Sohn?
Gerard. Eh' Antwort ich auf Eure Frage gebe,
Vernehmt erst mich —
Gräfin. Nichts will ich hören! Gib
Mein Kind mir wieder, oder sieh dich vor —
Gerard. Seht selbst Euch vor, denn grundlos trifft entweder
Mich Euer Argwohn, oder unklug reizt
Zur Rache Ihr den Räuber Eures Kindes!
Drum bitt' ich, hört mich an!
Gräfin (nach einer Pause). Wohlan, ich höre!
Gerard. Laßt diese sich entfernen!
Gräfin. Weicht zurück!
(Das Gefolge der Gräfin zieht sich geräuschlos in die Vorhalle zurück, deren Vorhang hinter ihnen geschlossen wird.)
Gerard. Vernehmt denn dies! — Um eines edlen, aber
Verarmten Hauses Tochter warben einst
Zwei Brüder, beide jung und hoffnungsvoll
Und ihrer Liebe wert —
Gräfin. Was soll das? Denkst
Du Märchen hier mir zu erzählen?
Gerard. Hört
Mich weiter erst! Dem jüngern Bruder neigt
Begünstigend des Fräuleins Herz sich zu,
Doch tückisch wirft das Schicksal in die Schale
Des ältern — eine Grafschaft, Reichtum, Macht,
Ansehen —
Gräfin. Still! Ich will nichts weiter hören!
Kein Wort mehr! Schweig!
Gerard. Da faßt verwirrend plötzlich
Des jüngern Bruders Herz der tolle Wahn,
Er steh' dem Glücke seiner Braut im Wege,
Er hindre sie, mit seines Bruders Hand,
Was ihr zumeist gebühre, was vielleicht
Ihr hoher Sinn auch unbewußt begehre,
Glanz, Reichtum, Macht und Hoheit zu erwerben,
Und überwältigt von dem finstern Wahn
Entflieht er plötzlich, irrt in fernen Landen
Unstät umher, ja geht so weit sogar

Sich zu vermählen, daß Unmöglichkeit
Vor Wankelmut und Umkehr ihn bewahre —

Gräfin. Du lügst! Du lügst! Und glaubst du selbst auch dran,
So täuschte dich dein Vater, der Verräter,
Denn Lüge war und Tücke und Betrug
Sein Leben bis ans Ende!

Gerard. Liebe war's!
Aus Liebe floh er Euch, aus Liebe beugte
Er heimgekehrt sich schweigend Eurem Haß,
Aus Liebe, ein Verbrechen Euch zu sparen,
Ließ seines Todes Kunde rings verbreitend
Er falsche Namen schützend uns verbergen!
Er liebt' Euch bis zum letzten Atemzug,
Und meine Mutter starb an dieser Liebe!
Ich, ihrer segenlosen Ehe Kind,
Ich schwör' Euch's zu, und zweifelt Ihr daran,
(Mehrere Papiere aus dem Kästchen auf dem Seitentische rechts nehmend und ihr hinreichend.)
So lest es hier von meiner Mutter Hand,
Und hier aus meines Vaters Abschiedsworten,
Und hier — und wieder hier! — Glaubt diesen bleichen,
Vergilbten Zügen einer zitternden,
Erschöpften Hand, daß Wahn der Liebe nur
Sein Treubruch war, daß wir nie Eure Feinde,
Wohl aber Ihr — Ihr unser Todfeind war't!
Und nun, da ich der Sohnespflicht genügt,
Nun fragt nach Eurem Kind, ich steh' Euch Rede!

Gräfin (nachdem sie gelesen, die Papiere sinken lassend).
Ists möglich? Konnt' er so gering von mir,
Und meiner Liebe Wert und Wesen denken,
Und doch so heiß mich lieben? — Wußt' er nicht,
Daß Liebe nur geliebt sein will und lieben,
Daß nur sie selbst sich ihre Kronen flicht!
Unseliger, beklagenswerter Irrtum!
Wie bitter büßten wir dich beide — er
Und ich! (Sich zu Gerard wendend.)
Ihr tatet wohl daran, mein Neffe,
Damit ich recht die Gegenwart begreife,
Vorerst mir das Gewesne aufzuklären!
Mit andern Augen seh' ich vieles nun,
Viel Torheit, wo ich sonst nur Schuld, viel Liebe,
Wo sonst ich schnöde Selbstsucht nur erblickt!
Auch Ihr — steht nun ein anderer vor mir,

Nicht mehr ein Feind, ein Späher, der argliſtig
In böſem Trachten in mein Haus ſich ſtahl —
Gerard. Ich ſchwör' es Euch bei meines Vaters Aſche,
Seit ehegeſtern erſt kenn' ich mich ſelbſt!
Gräfin. Auch was mir ſonſt erſt vorgeſchwebt, Ihr hättet
René entführt, Ihr hieltet grauſam ihn
Gefangen, hättet ihn wohl gar ermordet,
All dies verwerf' ich nun als eitlen Wahn,
Und ruhig und gelaſſen frag' ich Euch,
Wo iſt er, ſprecht! Wo habt Ihr meinen Sohn?
Gerard. Daß ich kein Räuber, kein Entführer bin,
Noch weniger ein Mörder dürft Ihr glauben;
Von Eurem Sohn jedoch —
Gräfin. Was hältſt du inne?
Gerard. Von Eurem Sohn, Frau Baſe, weiß ich nichts!
Gräfin. Du leugneſt — Wie, du wagteſt zu behaupten?
Gerard. Ich wiederhol' es und beſchwör' es Euch:
Von Eurem Sohn, verſteht mich recht, ich ſage
Von Eurem Sohn, Frau Baſe, weiß ich nichts?
Gräfin (in heftiger Bewegung, für ſich).
Was iſt das? — Weiß er — Ew'ger Gott im Himmel!
Wohin entflieh' ich, wo verberg' ich mich?
(Laut, verwirrt und verlegen.)
Ihr meint, mein Neffe —
Gerard. Ich? Ich meine nichts,
Als daß ich nichts von Eurem Sohne weiß!
Ihr fandet, hört' ich, ſein Barett im Fluß!
Ich will nicht ſagen, daß er umgekommen;
Doch kam er um, ſo war es Gottes Wille,
Und dieſem ziemt's in Demut ſich zu fügen!
Auch wär' wohl, ließe einer Mutter ſich
Ihr Kind erſetzen, für Erſatz geſorgt,
In mir als pflichtgetreuem Sohn, und auch
An einer Tochter ſollt' es Euch nicht fehlen —
Gräfin. Mit welchen Rätſeln folterſt du mich, Menſch!
Gerard. Ich meine, wenn Ihr mir vergönnen wollt,
Die Braut, die ich erkoren, heimzuführen,
Die dorten, ſeht — (Nach dem Fenſter links zeigend.)
Die Bauerndirne, die
Den Burghof dort herankömmt, die, obwohl
Reich, hochgeboren, mächtig, doch ihr Herz
Marcel, dem Waffenmeiſter, ſchenkte, die
Mir nachzufolgen ſich in Bauerntracht

Durch Eure Wachen schlich, die nackten Füße
Durch Dorngestrüpp und über Steingerölle
Ein heftig Wort mir abzubitten kömmt,
Die mein sein will, in Tod und Leben mein —
Wenn anders Ihr nicht anders es beschlossen!

Gräfin (die während der letzten Rede ans Fenster gestürzt).
Mein Kind! Sie ist's! Mein teures Kind!
(Nach einer Pause.) Mein Neffe,
Ich hab' Euch vieles, weiß ich, abzubitten
Und vieles gut zu machen, und ich will's!
Wenn sühnend mild der Eltern Schuld und Wahn
Die Kinder unbewußt, sich selbst nicht kennend,
Zum Gang durchs Leben Hand in Hand geschmiegt,
So hat dies Gott gefügt, wer dürft' sie trennen?
Sie liebt dich, nimm sie hin!

Gerard (zu ihren Füßen). O meine Mutter!

Gräfin. Lieb sie, wie einst ich liebte! Täusch' sie nicht,
Wie ich getäuscht ward! — Horch, das ist ihr Schritt!
Sie naht! — Erspare mir, mein Sohn, daß ich
Sie täuschte, ihr zu künden! Lüfte du
Die Schleier, die ich um sie her gewoben,
Und aus der Liebe Mund laß sie vernehmen,
Was Haß so lang selbstsüchtig ihr verhehlt!
(Rasch durch die Seitentür links ab.)

Gerard. Sie naht! Sie naht! Nun fasse, Herz, dein Glück,
Und trag' es und erlieg' nicht seiner Fülle!

René (durch die Seitentüre rechts hereinstürzend).
Marcel! Wo find' ich ihn!
(Gerard erblickend und in seine Arme stürzend.)
Ha hier! Marcel,
Ich hab' dich wieder! So sei Gott gepriesen!
Gefangen wähnt' ich dich, ich zagte, dich
Verwundet, tot zu finden! Aber Gott
Bedurfte meiner nicht dich zu erretten,
Und gnädig selbst bewahrt' er mir dein Haupt!

Gerard. So kamst du mich zu retten und zu schützen!

René. Als mich Margot verirrt im Walde fand,
Da stürzt' ich her, um meine Brust als Schild
Den Schwertern, die dir drohten, darzubieten!
Doch früher schon, noch eh' ich in Gefahr
Dich wußte, zog es mich dir nach! Ich kam,
Marcel, den kind'schen Trotz dir abzubitten,
Den Starrsinn, der mißlaunig dich verletzt —

Gerard. In meinen Armen wieder halt ich dich,
Und alles iſt vergeſſen und vergeben!
René. So biſt du! Ja, das iſt dein Weſen! Grad
Und feſt, friſch, frei und offen, ohne Groll
Und Rückhalt, treu wie Gold, und ſcharf wie Stahl,
Ein Löwe, wenn du zürnſt, und doch nachſichtig,
Und arglos mild und freundlich wie ein Kind —
Gerard. Genug! Nichts mehr davon!
René. So biſt du, ja,
Und drum mußt' ich dir nach! Ich gab mich drein,
Selbſt in die garſt'gen Röcke mich zu ſtecken —
O ſieh mich nur nicht an, ich muß mich ſchämen —
Und über Stock und Stein lief ich dir nach!
Nun aber hab' ich, und nun halt' ich dich!
Nun bin ich dein, du mein, ſo lang' wir leben!
Und wenn der Haß der Mutter dich verfolgt,
So geh' ich mit dir; nichts von meiner Heimat,
Nichts mehr von meiner Grafſchaft will ich wiſſen;
Du biſt mein Leben, du biſt meine Welt!
In fremde Länder ziehen wir hinaus,
Beſtehen Abenteuer, teilen Kampf,
Gefahren, Sieg und Ruhm —
Gerard. Und ſtaunend preiſe
Noch ſpäte Nachwelt unſrer Taten Glanz,
Die treuen Vettern nenn' uns Lied und Sage!
René. Die treuen Vettern! — Nein, die treuen Freunde!
Denn nicht etwa, weil du Gerard, mein Vetter,
Weil du Marcel, weil du ein Mann, ein echter,
Ein ganzer Mann biſt, darum lieb' ich dich,
Und darum ſchwör' ich jetzt aus voller Seele:
Noch einmal dir Vertrauen, Freundſchaft, Treue,
Und diesmal halt' ich Wort! Nie ſoll mehr Zweifel
Und Argwohn gegen dich mein Herz vergiften,
Und ſprichſt du: Komm René! ſo folg' ich dir,
Ja, ſprächſt du: Stirb! ſo ging' ich hin und ſtürbe!
Gerard. Ei, ſprichſt du wahr? Und wenn ich dran zu glauben,
Erſt eine Probe von dir forderte?
René. Was du auch forderſt, ſprich, es iſt geſchehen!
Gerard. Und wenn ich nun begehrte, daß du immer,
Dein Leben lang die Tracht und Kleidung trageſt,
Die jetzt du trägſt?
René. Wie, was? Mein Leben lang
In Weiberkleidern, ich? Du biſt von Sinnen!

Bedenk doch nur, wie würde das sich ziemen,
Ein Mann in Weibertracht!
Gerard. René! Und wenn
Nur eben diese dir geziemte, wenn
Du nicht ein Knabe, nein, ein junges, holdes,
Unschuldig, reizumblühtes Mädchen wärst?
René. Ein Mädchen, ich? — Was siehst du mich so ernst,
So seltsam an? — Herr Gott im Himmel! — Wie,
Wär's Ernst? — Ich wär' nicht wahrhaft ich, wär' nur
Ein Blendwerk, eine Lüge! (Der Gräfin, die mittlerweile aus der Seitentür links eingetreten, in die Arme stürzend.) Mutter! Mutter!
Ein Mädchen? — Bin ich's? — O ich sterb' vor Scham!
Gerard (während die Gräfin René in die Arme schließt).
Und wenn ich nun dir sagte: Stirb, René!
Um als Renate wieder aufzuleben,
Als meine Hausfrau, mein geliebtes Weib! —
Du schweigst! — O rede, sprich!
René (blickt auf, sieht ihn zweifelnd an, dann sich wegwendend, rasch und heftig).
Ich will nicht! Nein!
Gerard (nach einer Pause).
Sprich nicht so hastig ein entscheidend Wort!
Geschlecht und Sitte trennen uns fortan;
Es gibt nur diesen Weg uns zu verbinden!
Du hast Vertrauen, Freundschaft, Treue mir
Geschworen! Laß nicht mädchenhafte Scheu
Des Herzens Drang dir lähmen! Sag nicht: Nein!
Du kannst, du darfst nicht!
René. O ich weiß, ich weiß!
Es erbt der Loménie Besitz ausschließend
Im Mannsstamm fort; und ich nicht, Ihr allein
Seid meines Vaters rechter Erbe, Ihr
Seid Graf von Dommartin! — Und darum eben,
Nur darum, ahn' ich, täuschte mich die Mutter!
Unsel'ge Täuschung! Nehmt denn hin, was Euer!
Doch wähnt nur nicht, Ihr müßtet etwa drum
Mich in den Kauf Euch auf die Schultern laden!
Ich bin mein eigen, frei, genüg' mir selbst,
Und nicht Almosen brauch' ich, noch Erbarmen!
Gerard. Zum zweitenmal an diesem einen Morgen
Verkennst du mich, beargwohnst du mein Herz!
Dich will ich, dich, nicht Dommartin! Ich will
Dein Herz und deine Hand, nicht deine Habe!
Nur was mir Liebe gibt, will ich empfangen!

Und wenn in diesem ernsten Augenblick
Dein Herz sich von mir wendet, wenn ich nur
Als Freund, und nicht als Gatte dir genüge,
Nun so behalte alles, was du hast,
(Die Pergamentrolle vom Tische nehmend und ihr hinreichend.)
Und nimm noch das dazu, was ich besessen,
Und dann leb wohl! Und wenn aus weiter Ferne
Vielleicht einmal mein Name zu dir dringt,
Denk freundlich dann des Vetters, der dein Wohl,
Der deinen Ruf und seines Hauses Ehre
Dem eignen Vorteil treu vorangestellt,
Der heißer als du ahntest, dich geliebt,
Und der dich lieben wird, so lang' er atmet!
(René hat gelesen, läßt dann das Blatt zur Erde fallen und verbirgt das Gesicht in den Händen.)
Doch ist es nur des Augenblickes Laune,
Nur flücht'ger Unmut, ist es nur der alte
Wildfeuertrotz, der wieder dich erfaßt,
So kämpf sie nieder, so bedenk, es gilt
Dein Glück und meins, es gilt ein langes Leben,
Das Wonne sein und Qual uns werden kann!
Vertraue mir, du darfst es! (Rasch die Flügel der Seitentür links öffnend).
Blick hierher!
Geschmückt ist der Altar, der Priester wartet,
Und deiner Mutter Segen ist mit uns!
Ich ruf dir: Komm, René! Willst du mir folgen?

René (tut in heftigem inneren Kampfe einige Schritte vorwärts, dann still stehend und die Arme öffnend).
Du Einziger! Da bin ich, nimm mich hin! (Stürzt in seine Arme.)

Gerard (sie umschlingend). Nun endlich hab' ich, und nun halt' ich dich!
Nun bist du mein, ich dein fürs ganze Leben!
(Der Vorhang im Hintergrund der Bühne öffnet sich. Die dort versammelten Ritter und Edelleute treten raschen Schrittes vor.)

Gräfin. Ihr alle hört! Mein Sohn René ist tot!
Hier aber steht sein Vetter und sein Erbe,
Gerard von Loménie, nun euer Herr
Und Graf von Dommartin! Heil ruft ihm, Heil!

Ritter und Edelleute. Heil, Heil Gerard! Heil Graf von Dommartin!

Gräfin (zu den Liebenden tretend). Seid glücklich! Eure Seelen führte Gott
Zusammen! Halte Gott sie treu verbunden!
Kommt an mein Herz! Mein Leben war bisher
Nur Haß und Racheglut, der Rest sei Liebe!
(Gruppe, der Vorhang fällt.)

Begum Somru.

Trauerspiel in fünf Akten.

The gods are just and of our pleasant vices
Make instruments to scourge us.
Shakespeare.

Einleitung.

Mehr als irgend eine Dichtung Halms ist dessen Trauerspiel „Begum Somru" dem Einflusse Faust Pachlers, des treugesinnten Verehrers und testamentarisch bestimmten Mitherausgebers von Halms Nachlasse zu verdanken. Den Stoff und die Idee, diesen zu einem Drama zu gestalten, hat Friedrich Halm nicht nur von Pachler übernommen, sondern letzterer selbst hat unter seinem Pseudonym C. Paul ein Trauerspiel: „Begum Sumro" (Wien 1849) im Druck erscheinen lassen. Pachler berichtet, daß er im Jahre 1846 die Übersetzung einer Art Novelle in einer kleinen Zeitung gefunden, deren Original im 1. Dezemberhefte des Jahrganges 1845 der „Revue des deux mondes" unter dem Titel „La Begom Sombre. Souveniers d'un voyageur dans l'Inde" enthalten war. Er unternahm es, diesen Stoff dramatisch zu bearbeiten, ließ das Stück drucken, reichte es auch bei der Direktion des Burgtheaters ein, erhielt es aber ungelesen zurück. Pachler gab das Stück auch an Halm, der im Jahre 1856 sein Bedauern äußerte, daß diese Handlung schon bearbeitet sei, er, Halm würde den Stoff selber gern benutzen. Da Pachler zu jener Zeit schon lange nicht mehr daran dachte, eine Umarbeitung vorzunehmen, wie ihm literarische Freunde, insbesondere auch Baron Münch, vertraulich geraten, trat er den Stoff ausdrücklich an den Dichter der „Griseldis" ab und versprach dem Zartfühlenden und Bedenklichen diese Abtretung auch zu veröffentlichen, was in der Tat anläßlich der Herausgabe von Halms dramatischem Nachlaß im 10. Bande der „Werke" (Wien 1872) geschehen ist. — Erst im September 1862 ging Friedrich Halm selbst daran, sein Trauerspiel auszuarbeiten, das zu Anfang des Februar 1863 vollendet wurde, dessen eigentliche dem Publikum zugängliche Drucklegung aber erst nach dem Tode des Dichters in dem obenerwähnten Nachlaßbande von Halms Werken erfolgte. Die erste Aufführung fand bald darauf am 20. Juli 1863,

und zwar im Viktoriatheater zu Berlin statt, wohin Julie Rettich das Stück anläßlich eines Gastspiels mitbrachte und in der Rolle der indischen Fürstin reichlichen Beifall erntete. Später hatte Halm das Zueignungsgedicht an die Künstlerin verfaßt. Wegen der Spannung zwischen Halm und Laube, als letzterer Burgtheaterdirektor war, ist „Begum Somru" auf jener Hofbühne erst nach dem Rücktritte Laubes zur Darstellung gebracht worden und zwar am 18. Oktober 1867, wo es bis März des nächsten Jahres zehn beifällig aufgenommene Wiederholungen fand.

Mit „Begum Somru" hat der Dichter ein ganz neues Gebiet seiner dramatischen Wirksamkeit betreten, sich der moderneren Zeit zugewendet, die alten romantischen Bahnen verlassen und dennoch sein bewährtes dramatisches Geschick im Aufbau der Handlung wie in der scharfen Charakteristik der einzelnen Personen bekundet. Vortrefflich gelungen ist ihm auch das orientalische Kolorit, welches sich nicht nur in der Zeichnung des äußeren Schauplatzes, sondern auch in der bilderreichen Sprache der Indien angehörigen Persönlichkeiten kundgibt, unter denen vor allem die Fürstin selbst, sowie die Sklavin Schirin hervortreten. Die politischen Fragen hat der Dichter mit den allgemein menschlichen in dem Liebesverhältnisse der verwitweten Begum Somru mit dem verworfenen Günstlinge Arthur Dyce zur Geltung gebracht und erzielt eine gewaltige Wirkung dadurch, daß die Fürstin die Treulosigkeit des vermeintlichen Geliebten inne wird, da ihr der ihrem Hause getreue Befehlshaber der Leibwache Komoran den Verräter in den Armen der Sklavin vors Auge führt. Die Begum selbst ist es, welche Dyce schließlich dem Verderben weiht; nicht so sehr weil sie auch davon Kunde erhält, daß der Falsche sie, die scheinbar Geliebte, um den Thron und die Herrschaft bringen will, sondern weil er sie um ihre Liebe der elenden Sklavin wegen betrogen. Diesen Personen gegenüber steht die vornehm ernste Gestalt des Generalgouverneurs von Bengalen, Warren Hastings, welcher schließlich als Vollstrecker der Rache Begum Somrus auftritt. Für den Preis ihrer Herrschaft hat die Fürstin den Gouverneur hierfür gewonnen. Der an gewaltigen Wirkungen reiche fünfte Akt führt in fesselnder Weise das Gericht der Begum über Schirin und Dyce vor und schließt damit, daß sich die Fürstin den Dolch vor Warren Hastings und den übrigen Versammelten selbst in die Brust stößt. — Es sei hierzu noch bemerkt, daß den Dichter die Rücksicht für das Berliner Gastspiel Julie Rettichs am Viktoriatheater in Berlin, auf dem nur Schauspiele aufzuführen gestattet war, nötigten, um einen unblutigen Ausgang zu ermöglichen, entsprechende Szenen in den einzelnen Akten zu ändern und den fünften Akt derart zu gestalten, daß Dyce von der Begum zur Verachtung begnadigt wird.

Perſonen.

Alida, Begum (Fürſtin) von Serdhana, gen. Begum Somru, Witwe.
Nadir, ihr Sohn.
Ayeſcha, ihre Amme.
Schirin, eine ihrer Sklavinnen.
Alum Beg, Vezier.
Komoran, Befehlshaber der Leibwache.
Sir Warren Haſtings, Generalgouverneur von Bengalen, Präſident des Rates von Indien.
Clifford, ſein Sekretär.
Arthur Dyce, Reſident der oſtindiſchen Kompagnie am Hofe von Serdhana.
Dſchaffer, Haſtings Leibdiener.
Mir Kaſſim, ein indiſcher Diener Dyces.
Jagirdars (Lehensträger) von Serdhana, Trabanten, Sklaven und Sklavinnen, engliſche Offiziere.

Das Stück ſpielt 1783 in Oſtindien, und zwar zu Serdhana und in deſſen Umgebung.

An Julie Rettich.

Es war in herbſtlich ſonnenhellen Tagen,
Als Leben dieſes Lied in mir gewann;
Du weißt, wie ich's, ein hoffnungstrunkner Mann,
In Waldesgrün mit mir hinausgetragen,
Wie raſch ich ſein Gewebe weiter ſpann,
Kaum daß einmal zu Faden ich's geſchlagen!

Vollendet ſtill in langen Winternächten
Vertraut' ich dann es deiner treuen Hand,
Und du, du nahmſt es hin, in fernem Land
Den Beifall ihm der Menge zu erfechten.
Umſonſt! — Es ſiegten Haß und Unverſtand;
Ich aber beug' mich fromm des Schickſals Mächten!
Ward dir der Ruhm doch, den mein Lied nicht fand
Und dir, nicht mir, den Lorbeer galt es flechten!

So blüht ſelbſt im Mißlingen ein Gewinn,
Wie ſollte Unmut mir die Flügel lähmen?
Die Luſt des Schaffens hab' ich doch dahin
Und brauche mich des Werkes nicht zu ſchämen!
Ja, gliche ſelbſt das Ende dem Beginn
Und ſollte dumpfer Menge dumpfer Sinn
Gedicht und Dichter hier wie dort verfemen,
Du ſchätzeſt, was es iſt, und was ich bin,
Du wirſt in deine Hut uns beide nehmen,
Du lächelſt uns! — Das Übrige fahr' hin!

Wien, im April 1865.

Friedrich Halm.

Erſter Akt.

Halle im fürſtlichen Palaſt zu Serdhana, die an Decke und Wänden mit vergoldetem Schnitzwerk reich verziert, in der Mitte der Bühne durch einen weiten hufeiſenförmigen Bogen den Ausblick auf einen in aller Blütenfülle der tropiſchen Natur prangenden Garten gewährt. Links und rechts Seiteneingänge, die mit Vorhängen geſchloſſen ſind.

Erſte Szene.

Im Vordergrunde links auf einer Eſtrade liegt die Begum auf einem thronartigen Ruhebett, neben ihr zwei Sklavinnen, die ihr Kühlung zufächeln; zu ihren Füßen auf einigen Kiſſen ſitzt Dyce, das elaſtiſche Rohr der Hukka, die vor ihm ſteht, in den Händen, den Kopf nachläſſig auf das Ruhebett zurückgelehnt, in tiefe Gedanken verſunken. Im Vordergrunde rechts ſitzt Ayeſcha auf einige Kiſſen hingekauert, mit einer Korallenſchnur ſpielend, neben ihr auf dem Boden einen Kranz windend, Schirin. Im Hintergrunde die Sklavinnen der Begum, die, teils Blumenkränze, teils mit Schellen verſehene Reife ſchwingend, einen Tanz aufführen. Nach Eröffnung der Bühne verſtummt die Muſik und der Tanz ſchließt mit einer maleriſchen Gruppe.

Begum. Genug! — Umſonſt bemüht ihr euch, gewiegt
Vom Gottesatem der Muſik, den Reiz
Der jugendlichen Glieder zu entfalten!
Er ſah euch, ihr bewegt ihn nicht!
(Zu Dyce ſich hinabbückend.) Nicht wahr,
So iſt es, Arthur?

Dyce (zerſtreut aufblickend). In der Tat, ſehr ſchön!
Ein herrlich Lied und ſehr gefiel es mir.

Begum (ſich raſch vom Sitze erhebend).
Ein Lied! Sie ſangen, meinſt du? — War dein Geiſt
So fern von uns, von mir?

Dyce (ſich ebenfalls erhebend). Sie ſangen nicht?
Mir war doch —

Begum (vortretend). War dir ſo? Du träumteſt wohl!
Gleichviel! Auch was du träumſt, erfülle ſich. (Auf Schirin zugehend.)
Schirin, du ſollſt ein Lied uns ſingen!

Schirin (aufblickend). Ich!
Ein Lied!

Begum. Ja, du Schirin! Er will ja Lieder!
(Gegen den Hintergrund gewendet.)
Schafft eine Zither her!

Schirin (die ſich indes langſam erhoben). Ich ſingen, Herrin?!

Begum. Tönt taglang doch von Liedern dir die Lippe!
Was zierſt du dich? Du weißt, ich lieb' es nicht!
(Ihr die mittlerweile herbeigebrachte Zither darreichend.)
Hier nimm und ſing'!
Schirin. Und welches Lied?
Begum. Was immer
Das Lied, das vorhin erſt du vor dich hin
Geträllert —
Schirin. Wie, du meinſt —
Begum. Das Lied, das lautet:
„Der Abend ſinkt, die Sterne glimmen,
Neig, Lotosblume, dich zu mir!"
Das mein' ich, Kind! Und ſing' nun, ſäum' nicht länger.
Schirin (greift einige Akkorde auf der Zither und beginnt mit zitternder Stimme).
„Der Abend ſinkt, die Sterne glimmen,"
(Plötzlich die Zither fallen laſſend.) Nein!
Ich kann nicht, Herrin, ſchone mein!
(Sie verbirgt heftig ſchluchzend das Geſicht in den Händen.)
Dyce (mit einem unterdrückten Schrei). Schirin!
(Er tritt einige Schritte vor, bezwingt ſich aber und ſteht ſtill.)
Begum (zu Schirin, ohne die Bewegung Dyces zu bemerken).
Was ficht dich an? — Was haſt du, Kind? Du weinſt!
Was weinſt du? — Blick mich an! — Seit Wochen ſchon
Verändert ſind' ich dich, bald traumverſunken,
Bald unſtät hin und her bewegt, jetzt ſtill
Und blaß, jetzt fieberglühend — Rede, Kind!
Was haſt du, ſprich! — (Schirin ſchüttelt verneinend das Haupt.)
Du ſchweigſt?! O ſchweig nicht! Rede,
Vertraue mir, die einſt am Heerweg dorten
Dem Arm der Mutter, die im Sterben lag,
Ein heiliges Vermächtnis dich entnahm
Und mütterlich ſeitdem am Herzen hegte:
Vertraue mir, und ſag mir, was dir fehlt!
Schirin (nach einer Pauſe, ſchüchtern).
Ich weiß nicht, hohe Herrin!
Begum. Weißt du's nicht?
Ich aber weiß es, armes Kind! Auch ich
War einmal ſechzehn Jahre alt und ſchlank
Und blühend friſch wie du, nur übermütig
Und trotzig wild dabei, was du nicht biſt:
Da plötzlich überkam mich's als durchzuckte
Mich Todesſchmerz zugleich und Wonneſchauer,
Als wüchſen meiner Seele Flügel, als

Zerflöſſ' die Erde um mich her in Rauch,
Und ſternenhoch darüber in den Wolken
Schwämm' ſonnengleich ein unvergänglich Glück!
Iſt dir nicht ſo, mein Kind?

Schirin (wie oben). Mir, hohe Herrin —?

Begum. Wenn dir ſo iſt, hinweg damit; nur Trug
Und Täuſchung iſt's! Wenn ich dem Blendwerk glaubte,
Du ſollſt es nicht; du ſollſt nicht töricht ſpielen
Mit weſenloſem Schein, nicht ſtill erſehnen,
Was niemals kömmt! Beherrſchen ſollſt du dich.
Dein Herz mit derber, kalter Hand zerdrücken,
Denn ſeine Hoffnung lügt, und nichts iſt Wahrheit,
Als nur die roh' gemeine Wirklichkeit;
(Ihr wieder die Zither hinreichend.)
Und darum ſing, ich will's!

Schirin. Ich kann nicht, Herrin!
Erbarmen! Schone mein! (Sinkt zu ihren Füßen.)

Begum. Ich will es. Sing!

Dyce (der während der letzten Reden Zeichen heftiger Unruhe gegeben, zu der Begum hintretend, halblaut). Genug, Alida!

Begum. Wie, du biſt es, Träumer!
Und du wagſt Halt mir zu gebieten! Ei,
Du träumſt wohl noch! Zu ihrer Sklavin ſpricht
Die Herrin hier und duldet kein Vermitteln!

Dyce. Bedarf es deſſen denn? Wenn deines Blutes
Empörte Wallung erſt ſich legte, wenn
Sich dieſe, jetzt verſchüchtert und erſchrocken,
Geſammelt erſt, tönt's, freudig dir gehorchend,
Wohl heut vor Nacht dir noch von ihren Lippen:
(Zu Schirin gewendet mit Beziehung.)
„Der Abend ſinkt, die Sterne glimmen,
Neig, Lotosblume, dich zu mir!"
Und du, du hältſt liebkoſend ſie im Arme! —
Genug! Nicht zu vermitteln nahm' ich dir,
Ich komm', dich um Gehör zu bitten!

Begum. Wie,
Gehör? Und jetzt?

Dyce. Nur zögernd, glaube mir,
Nur widerſtrebend wälz' ich dir auf's Herz,
Was Wochen her die Seele mir verdüſtert,
Und gern erſpart' ich dir's, noch einmal mahnend
Auf längſt Beſprochenes zurückzukommen;
Allein die Not gebeut, und ſo vergib —

Begum. Beſorgſt du etwa läſtig mir zu fallen?
Sonſt warſt du nicht ſo ſchüchtern! — Doch es ſei!
(Zu Ayeſcha auf Schirin zeigend, die noch immer verhüllten Hauptes ihr zu Füßen liegt.)
Ayeſcha, bring ſie fort, und geht ihr andern!
(Ayeſcha hebt Schirin vom Boden auf und führt ſie langſam im Hintergrunde ab; die übrigen Sklavinnen entfernen ſich nach verſchiedenen Seiten.)

Zweite Szene.

Die Begum. Dyce.

Begum (die während des Abganges der Sklavinnen ungeduldig im Vordergrund der Bühne auf und nieder gegangen, vor Dyce ſtehen bleibend).
Wir ſind allein! So ſprich und laß mich hören,
Was Wochen her die Seele dir verdüſtert,
Und welche Not dich zwingt, mit Widerſtreben
Auf längſt Beſprochenes zurückzukommen?
Dyce. Du weißt es wohl! Seit vielen Tagen ſchon
Verwandelt, reizbar, heftig find' ich dich,
Und was wohl könnte dich ſo ganz dir ſelbſt
Entreißen, als nur Bangen vor dem Unheil,
Das deinem Reich, das deiner Herrſchaft droht!
Begum. Und ſonſt — ſonſt meinſt du, könnte nichts den Sinn
Mir trüben? — Doch ſprich weiter! Welches Unheil
Droht meinem Reich, droht meiner Herrſchaft denn?
Erklär dich näher —
Dyce. Wie, du weißt nicht, daß
Nicht tückiſch mehr im Dunkeln Ränke ſpinnend,
Daß ſchamlos frech und offenkundig jetzt
Die ind'ſche Kompagnie nach ihrer Nachbarn
Beſitz und Habe greift? Du weißt nicht, daß
Bengalens Gouverneur, Sir Warren Haſtings,
Den Radſcha von Benares, Schaitar Singh,
Im Herzen ſeiner Macht, in ſeiner Hauptſtadt
In Ketten legte?
Begum. Ja, ich hörte ſo!
Doch hört' ich auch, befreiend ſeinen Fürſten
Belagre zornempört und racheglühend
Das Volk Benares' den Bedränger nun;
Ich hörte, wie zum Strome Bäche ſchwellen,
Wachſ' Tag für Tag die Heermacht Schaitar Singhs
Und gottbegeiſtert dräng' zum Freiheitskampf
Von Oſt und Weſt, vom Sind und Ganges her

Das Volk heran! So hört' ich und du weißt,
Längst mehrten meine Scharen seinen Schwall,
Wenn nicht —

Dyce. Wenn nicht zum Glück bedacht du hättest,
Wie viel du wagst, und damit wagtest schon,
Daß Hastings Bote, der an Oberst Brown
Die Ordre brachte, schleunigst vorzurücken,
Im Fluß die Furt verfehlte und — ertrank!

Begum. So, weißt du das? — So wiss' nur auch, es kam
Ein zweiter Bote noch und dieser — stürzte
Und ließ dabei das Leben! — Oberst Brown
Steht heute ruhig noch in seinem Lager,
Und Schaitar Singh, versteht er seinen Vorteil,
Schickt mittlerweile Warren Hastings wohl
Des Weges hin, den seine Boten gingen!

Dyce. Du hoffst vergebens! Kunde ward mir eben,
Es rückte gestern nacht schon auf Benares
Mit seinen Schotten Major Popham an,
Und heute, während du von Schaitar Singhs
Triumphen träumst, ist Warren Hastings Sieger,
Und hält frohlockend seine Beute fest.

Begum. Und wär' es so, was hätte ich wohl, sprich,
Dabei zu fürchten?

Dyce. Schon seit Jahren trachtet,
Wie oft schon sagt' ich dir's, Sir Warren Hastings
Der Kompagnie Serdhana zu gewinnen,
Wie sie Madras, Bengalen sich gewann:
Erst schlug er dir ein Bündnis vor, — die Schlinge,
Die jedem seiner Opfer noch er legte,
Der keines noch entkam: — du lehnst es ab,
Nun wählt' er mich zum Werkzeug seiner Ränke,
Und dringt mich dir als Residenten auf:
Da aber dies sein Werk nicht fördert, wähnt
In deinem Gatten er den Stein zu sehen,
Der seinen Fortschritt hemmt, und hetzt so lang'
Zu Krieg und Fehden ihm die Nachbarn auf,
Bis endlich kämpfend gegen die Mahratten
Der Tod ihn hinrafft —

Begum (in heftiger Bewegung). Schweig! O schweig davon!

Dyce (nach einer Pause). Seit jenem Tag, seit er dich Witwe weiß,
Ward keine Botschaft mir von ihm, in der
Er dringend, drohend nicht ans Herz mir legte,
Zu jenem Bündnis nur dich zu vermögen!

Ich hielt, du weißt es, treu dein Wohl bedenkend,
Den damals von Geſchäften ſchwer Bedrängten
Mit ſchönen Worten und Verſprechungen
Durch Jahre glücklich hin. Jetzt aber, da
Er ſeiner Feinde Meiſter, ſieggekrönt
In nächſter Nähe weilt, jetzt kömmt er ſelbſt
Und jetzt frommt keine Ausflucht mehr! Er ſieht
Und er durchſchaut dich! Zögerſt du, ſo weiſt
Er dir die Zähne; einen Kreis beſchreibt
Im Sand er um dich her und läßt ihn dich
Nicht überſchreiten, bis für: Ja! für Nein!
Du dich entſchieden!

Begum. Bah, er wird nicht kommen!

Dyce. Er wär' nicht Warren Haſtings, käm' er nicht!
Er wird drauf dringen, daß der Kompagnie
Du dich verbündeſt! Gehſt du's ein, ſo biſt
Du ſein, biſt ſeine Sklavin, biſt verloren;
Verweigerſt du's, ſo ſucht' er Händel, müßte
Vom Zaun er auch dazu den Anlaß brechen,
Und Krieg verheert Serdhanas reiche Flur;
So droht Gefahr dir rings, was du auch wähleſt!

Begum. Und gibt's ein Mittel, ſprich, ſie abzuwenden?

Dyce. Schon oft vergebens hab' ich dir's genannt! —
Verleugne nicht vor deinem Volke mehr
Die heiligen Gefühle unſrer Herzen,
Und was du biſt, das heiße! Sei mein Weib!
Nicht länger laſſ' dies falſche Spiel mich treiben,
Und dir zum Vorteil deinem Feind mich dienen!
In meinen Schutz begib dich! Ich nur kann
Dich ſchützen! Dir mag Haſtings alles bieten,
Nicht gegen mich, den freien Briten, darf
Er ſich's vermeſſen! Jenes Bündnis, das
Dir Knechtſchaft wäre, ſteht von mir als deinem
Gemahl geſchloſſen unter Englands Schutz,
Und ſein Geſetz wacht über unſre Rechte!
Sei mein und teile mit mir deine Herrſchaft
Und neu erblüht Serdhanas Glanz und Macht!
O ſprich es aus! Sei mein! An meine Bruſt,
In meine Arme flüchte! Hör' mein Flehen,
Und nick' Gewährung meiner Bitte zu!

(Er ſinkt ihr zu Füßen.)

Begum (bewegt, für ſich).
Fort, eitle Träume, fort! Ich will nicht träumen!

(Lant.) Steh auf! Du kennſt die Antwort, die ich ſonſt
Dir gab! Ich geb' ſie wieder! Keiner ſoll
Nach Radſcha Somru in Serdhana herrſchen,
Als Nadir, nur ſein Sohn! Ich hab's geſchworen!

Dyce (aufſpringend). Du willſt nicht — wieder ſtößt du mich zurück!
Unſel'ger Starrſinn, traurige Verblendung!

Begum. Ich kann nicht Reich und Herrſchaft mit dir teilen,
Die meines Sohnes ſind! Was ſonſt mir blieb,
Mein Herz, du weißt es, teilſt du längſt mit ihm!

Dyce. Auf weſſen Hilfe zählſt du, wem vertrauſt du?
Du weißt, die dir am nächſten ſtehen, alle
Dem Feind ſind ſie verkauft, ſelbſt Alum Beg,
Dein würdiger Vezier! Du weißt, dein Volk
Iſt feig, entnervt, iſt jeden Aufſchwungs bar,
Und jedem Joche fügſam. Die Mahratten
Als Bundgenoſſen ſind gefährlich; Frankreich
Zieht mehr und mehr aus Indien ſich zurück!
Was hoffſt du alſo, und warum verſchmäht
Dein Starrſinn, was allein dir Hilfe bringen,
Im Wirbel der Gefahr dich retten kann!

Begum. Wie oft noch ſag' ich dir's, damit du's wiſſeſt,
Ich hab' geſchworen!

Dyce (in der heftigſten Bewegung). Nun wohlan, ſo brich
Herein denn Unheil ohne Maß und Wahl!
Gewalttat, Liſt und tückiſcher Verrat
Tut euer Beſtes; reißt die Mauer ein
Und werft die Dämme nieder; unterwühlt
Zerbröckelnd was Jahrhunderte erbauten;
Stürz alles hin und hilf dir wie du kannſt!

Begum. Das will ich! Nicht zum erſtenmal entriß
Mich Mut und Tatkraft drohenden Gefahren!
Selbſt ſtand ich im Gefecht dem Nabob Audhs,
Den Scharen der Mahratten gegenüber,
Und jetzt auch werd' ich fechten wie ein Mann
Für meines Sohnes Herrſchaft, für ſein Leben!
Erlieg' ich, nun ſo war's mein Schickſal eben;
Was aber dich betrifft, ſo ſollſt du weder
Das falſche Spiel, das ich nicht, das du ſelbſt
Dir auferlegt, fortſetzen wider Willen,
Noch nutzlos dein Geſchick an meines knüpfend,
Dein Haupt bloßſtellen ſichrem Untergang!
Leb lang und glücklich, Dyce! Ich halt' dich nicht;
Geh, wenn du willſt, verlaß mich, wenn du kannſt!

Dyce (für ſich). Wohin verwirrend riß mich Unmut fort!
(Laut.)
Der Schmerz berauſcht, Alida, wie das Glück,
Und weiß nicht ſeine Worte abzuwägen!
Allein das Herz, was auch die Lippe ſprach,
Fühlt ewig wie das Eiſen vom Magnet
Von dir ſich angezogen, dir verbunden,
Und wie es dir das reichſte, ſchönſte Glück
Des Lebens dankt und ſeine beſten Stunden,
Wird auch ſein ſchlimmſtes Leid mit dir es tragen!
Leb wohl! — Die Worte fühl' ich mir verſagen,
Doch wenn die Würfel fallen, ſpricht die Tat!
(Er wendet ſich abzugehen.)

Begum. Arthur! (Den Zurückkehrenden heftig umſchlingend.)
Ich wußt' es wohl! Du willſt, du kannſt
Mich nicht verlaſſen! Du biſt treu! Sei denn
Großmütig auch! Wenn ich dir weh getan,
Begreif', ich kann nicht anders, und vergib!
Und höre nun noch eins! Du meinſt, verſtimmt
Und reizbar, wie die Tage her ich war,
Die Sorge um mein Wohl nur könne mich
So ganz mir ſelbſt entreißen! Wiſſe denn,
Vor allen andern Sorgen ſorgt ein Weib
Um ihre Liebe! Wärſt du nicht zerſtreut,
Nie wär' verſtimmt und reizbar ich geweſen!
Sei künftig mein, wenn du bei mir biſt! Höre!
Und geh nun, geh!

Dyce. Alida!

Begum. Geh, ich will's!
(Dyce geht langſam im Hintergrunde ab.)

Dritte Szene.

Die Begum allein.

Begum (nach einer Pauſe, in der ſie, in Gedanken verſunken, auf und nieder geht). O Rätſel Menſchenherz! — Ich glaub' ihm, wenn
Er ſpricht, ſolang' wie Sonnenlicht ſein Anblick
Erwärmend Mark und Nerven mir durchglüht;
Doch geht er, ſo ſchwimmt Nebel um mich her,
Und Zweifel zehrt und Argwohn mir am Herzen! —
Dem Toten glaubt' ich immer! Somrus Wort,
Wenn prüfend je beim Lichte ich's beſah,
Warf ſtets nur funkelnder den Demantblitz

Der Wahrheit mir entgegen und ſo ſicher
War ſtets ich ſein und ſeines Herzens, wie
Der eignen Liebe, denn ich liebte ihn —
Hingebend liebt' ich ihn, bis dieſer kam,
Bis dieſer ſamtnen Augen dunkler Glanz,
Bis dieſer weichen Stimme Flötenklang
Das Herz, die Sinne mir verwirrte, bis —
O heut' noch brennt die Wange mir vor Scham —
Hinweg, hinweg ihr folternden Gedanken! —

Von einem Königskind erzählt die Sage,
Das, völlig auszutilgen ſein Geſchlecht,
Des Hauſes grimmer Erbfeind morden will,
Wie grauſam er die Eltern erſt erſchlagen.
Als nun die Amme für des Pfleglings Leben
Um Schonung fleht, des Unſchuld Gutes noch
Vom Böſen nicht zu unterſcheiden wiſſe,
Beſchließt der Wüterich dies zu ergründen,
Und einen leuchtenden Rubin und eine
Glührote Kohle reicht dem Kind er hin,
Daß eins von beiden es zum Spielzeug wähle;
Und arglos nach der Kohle griff das Kind! —
Bin ich das Kind und griff ich nach der Kohle?!
Weh', wenn ich's bin! Weh', wenn ich —

(Allmählich zunehmende Abenddämmerung.)

Vierte Szene.

Die Begum. Ayeſcha.

Ayeſcha (die mittlerweile aus dem Seitengang links aufgetreten).
Herrin —

Begum. Wie.
Ayeſcha? Sprich, was willſt du —

Ayeſcha. Von Schirin
Zu melden komm' ich, daß ſie ſich geſammelt,
Und ihre Torheit nun erkennend, reuig
Im Staub vor dir um deine Nachſicht fleht!

Begum. Mein Herz verzeiht ihr, hat ihr längſt verziehen,
Doch jedem reift ſein Schickſal! Sie muß fort!

Ayeſcha. Was ſagſt du? Wie, Schirin —

Begum. Dem Aſſad Amru,
Der unlängſt, als ihr Schleier ſich gelüftet,
Ihr Antlitz ſah, und ſeither wie ein Tor
Im Mondſchein ſchmachtend Liebeslieder ſingt,

Dem Aſſad Amru geb' ich ſie! Ich weiß,
Er hält ſie hoch wie ſeinen Augenſtern,
Wie einer Gottheit liegt er ihr zu Füßen
Und ſie — ſie wird vergeſſen!

Ayeſcha. Wie, Schirin
Entfernen, deinen Liebling —

Begum. Sahſt du nicht,
Wie ſelig lächelnd ſie, als wär's Muſik,
Auf Arthurs Wort lauſcht', wie erblaſſend bald,
Bald hellerglühend ſie mit gier'gen Blicken
An ſeinen Zügen hängt? — Sie liebt noch nicht,
Sie träumt nur, doch man büßt auch ſeine Träume;
Sie muß vergeſſen lernen, ſie muß fort!

Ayeſcha. Fürwahr, du ſiehſt mich ſprachlos —

Begum. Bleibe das,
Bis wieder ich der Zunge Band dir löſe;
Denn raſch ſoll, unerwartet wie der Blitz,
Der Streich ſie treffen; wiegt voraus gefürchtet
Doch ſchwerer jede Bürde unſerm Geiſt,
Und ich will leicht dem armen Kind ſie machen!

Ayeſcha. Und er, vergib —

Begum (auffahrend). Er? Wer? Du meinſt doch nicht —
Ihn? Doch nicht Arthur? — Unglückſelige,
Er weiß nicht mehr von ihr, als ich vom Staub,
Den meine Sohle tritt! Er achtet ihrer,
Wie eines Vogels, der im Käfig hüpft,
Wie einer Blume, die im Garten duftet;
Das ſingt, das blüht, was mehr? — Und wär' es anders,
Beim ew'gen Gott des Himmels und der Erde,
Ich würde — nein, ich will nicht denken, was
Ich würde — Nebel qualme über dieſen Abgrund,
Und Schwindel faßt mich, taucht der Blick hinein! —
Wahr künftig deine Zunge, töricht Weib,
Und träum nicht Aberwitz mit offnen Augen! —
Wer kömmt da? — Komoran. (Für ſich.)
Was will er nur?
Wie Winterfroſt durchzuckt es mir das Herz,
Wenn dieſe finſtern Züge ich erblicke!

Fünfte Szene.

Die Vorigen. Komoran.

Komoran (der mittlerweile vom Seiteneingang rechts her langſam vorgetreten).
Erhabne Begum!

Begum. Sprich, was bringst du Gutes?
Komoran. Es war ein Tag, seitdem nichts mehr auf Erden
Mir gut erscheint, nur minder schlimm vielleicht
Dies oder jenes; aber nichts dergleichen,
Gefahr und Unheil nur verkünd' ich heut'!
Begum. Was meinst du? Wie versteh' ich deine Worte?
Komoran. Das heilige Benares, melden Boten,
Die alte Gottesstadt ist in der fremden
Blondhaar'gen Räuber rohe Hand gefallen.
Begum. Was sagst du? Wie, des Volkes Widerstand —
Komoran. Er war vergebens! Blutig fließt der Ganges,
Vertrieben ist der alte Herrscherstamm
Und Warren Hastings waltet als Gebieter!
Begum (für sich). Es kömmt wie Arthur sagte. (Laut.)
Das Geschick
Baut auf, zerstört, und fragt nicht, was wir wünschen!
Teil' Alum Beg die Trauerbotschaft mit!
Was säumst du? Eile!
Komoran. Begum!
Begum. Wie, du bleibst?
Komoran. Hat dein erhabner Wille sich geändert?
Begum. Was meinst du —
Komoran. Gilt dein heilig Wort nicht mehr?
Begum. Was sollen diese Rätsel —
Komoran. Hast du nicht
Am Grabe Radscha Somrus Jahr für Jahr
Die Tage zu vertrauern angelobt,
Die einst, den teuren Leichnam zu bestatten,
Die Witwe gramversunken hingebracht?
Begum. Unseliger, wes wagst du mich zu mahnen!
Komoran. Heut ist der Abend, da dein Gatte fiel,
Verruchten Meuchelmordes Opfer fiel.
Begum. Heut, heut! (Halblaut für sich.)
Ließ Arthurs Trübsinn mich
Auch das vergessen! Heut! Wie steht der Tag
Des Jammers plötzlich mir vor Augen! Hier
Die blut'ge Leiche, bleich und starr die Züge,
Vom Fackelschein unheimlich nur belebt,
Voll lauten Schmerzgestöhnes der Palast
Und ich, tiefinnerst schwerer Schuld bewußt,
Auf meinen Knieen, wirr gelöst das Haar,
Den Toten und zugleich mich selbst beweinend! —

Weh mir Unſel'gen! Alles ſeh' ich, alles,
Als wenn ich's heut erlebte, ſteht vor mir! —

(Sie ſchlägt wankend die Hände über die Augen, Ayeſcha tritt hinzu, ſie zu unterſtützen.)

Komoran (nach einer Pauſe).
Das Grabmal ſteht geſchmückt zur Totenfeier
Und dein Gefolge harrt, dich zu begleiten!

Begum (ſich mühſam ſammelnd).
Und wo iſt Nadir?

Komoran. Nach ihm ward geſandt!

Begum. Wohlan, ich folge, geh voran!

Komoran. Vorerſt
Laß einer Pflicht noch, Begum, mich genügen! (Knieend.)
Ich habe, wie dein Gatte ſterbend mir
Befohlen, dich vor Arthur Dyce zu warnen,
Dich zu beſchwören —

Begum. Schweig! Kein Wort mehr, ſchweig! —
Sechs Jahre ſchon, ſo oft der Trauertag
Mir wiederkehrte, bohrſt du unerbittlich
Wie einen Dolch die Warnung mir ins Herz!
Wird nun und nimmer ſie verſtummen, nie
In Milde ſich des Herzens Trotz dir wandeln?

Komoran. Geſchworen hab' ich's, nicht zu ruhen, bis
Die letzten Worte ſeiner Liebe du
Vernommen! — Willſt du nun ſie hören?

Begum. Nein,
Ich will nicht, nein! Was ich erwidert, als
Zuerſt du mich vor Dyce gewarnt, auf dem
Beharr' ich! Keine Klage, keine Warnung,
Von wem ſie kömmt auch, hör' ich gegen Dyce,
Bevor du eins nicht mir erwieſen, daß
Er mich verrät! Haſt du Beweiſe deſſen?

(Pauſe; Komoran ſteht geſenkten Hauptes auf.)

Du haſt ſie nicht! (Für ſich.)
Der Himmel ſei geprieſen! (Laut.)
So' ſchweige denn, wie du bisher geſchwiegen,
Ich will es, hörſt du! Ich gebiet' es, ſchweig! —
Und nun hinweg zu Radſcha Somrus Grab!
Wo iſt mein Sohn, mich zu begleiten?

Sechste Szene.

Vorige. Nadir, Diener, Trabanten, Sklavinnen.

Nadir (der während der letzten Worte langsam von der linken Seite her eingetreten).
Hier,
Hier bin ich, Mutter!

Begum.
O mein Sohn! mein Sohn!
Was säumtest du? Ich sehnte mich nach dir!

(Sie umschlingt ihn heftig. Im Hintergrunde sammeln sich allmählich reich gekleidete Diener mit brennenden Fackeln, mit Speeren und Säbeln bewaffnete Trabanten der Leibwache und die Sklavinnen der Begum.)

Nadir. Ich war schon hier! Nur wollt' ich dich nicht stören.
(Halb verlegen.)
Dyce war bei dir!

Begum.
Warum errötest du?
Nadir, mein Sohn, was hast du gegen Dyce?
War's etwa Komoran, der gegen ihn
Dich einzunehmen wagte?

Nadir.
Komoran?!
Ich weiß nicht, was du meinst?

Begum.
Du meidest Dyce,
Und doch stets Liebe nur bewies er dir;
Er pflegte dich als du im Fieber lagst,
Erzählte Märchen dir und sang dir Lieder;
Er war es, der den wackern Davenport
Zum Lehrer dir erkor!

Nadir.
Mein Davenport!
O daß er starb! Mit ihm starb meine Seele!

Begum. Du sprichst, wie Träumer sprechen! Sei ein Mann,
Und mannhaft tritt hinaus ins ernste Leben!
Verkehr mit Dyce! Er kennt die Welt, er kann
Dir nützen, kann dir geben was dir fehlt!
Verkehr mit ihm! Ich will's!

Nadir.
Befiehl mir's nicht!
Nicht, daß ich nicht gehorchen wollte! Doch
Du weißt, ich kann nicht immer, was ich will!
Der Leib ist fügsam, doch es widerstrebt
Der Geist, und wie im Käfig hin und her
Der scheue Vogel ängstlich kreischend flattert,
So toben aufgeschreckt, du weißt es wohl,
In diesem armen Kopfe die Gedanken
Gleich Blitzen, die sich kreuzen, durcheinander,
Und finden Ziel und Weg im Wald nicht mehr!

(Trauermusik außer der Bühne, die bis ans Ende des Aktes fortwährt.)

Ayescha (vortretend und der Begum einen schwarzen Schleier hinreichend).
Bereit ist alles, und hier ist dein Schleier!

Begum (die in sich gekehrt dagestanden).
Ja, wirf ihn über mich! Bedarf es gleich
Kaum seiner Hülle, denn wie Herbstesnebel
Umdämmern Furcht und Zweifel mir die Seele,
Und selbst der Lenz hier welkt noch, eh' er blühte!

(Ayescha hüllt sie in den Schleier.)

Begum. Komm nun, mein Sohn, an deines Vaters Grab!

(Sie wendet sich, auf Nadir gestützt und von Ayescha und Komoran begleitet, dem Hintergrunde zu, wo ihr Gefolge in feierlichem Zuge den Abgehenden sich anschließt, während außer der Bühne der)

Choral:

Denkt der Toten, die im Grab
Ruhen nun vom Weltgetriebe,
Und in ihre Nacht hinab
Dring' erhellend, Strahl der Liebe!

(angestimmt wird, der noch nach dem langsamen Fallen des Vorhanges verhallend nachklingt.)

Zweiter Akt.

Nacht. Zelt, das, im Hintergrunde geöffnet, den Ausblick auf eine weite Ebene gewährt, in der sich nur hier und da einige Palmen und in weitester Entfernung begrenzende Gebirgszüge zeigen. Links und rechts mit Vorhängen geschlossene Eingänge zu Seitenabteilungen des Zeltes.

Erste Szene.

(Mehrere indische Diener sind beschäftigt, die Einrichtung des Zeltes zu vollenden, indem sie im Vordergrunde rechts einige Kissen zu einem Sitze aufschichten, während links ein Feldtisch, worauf Schreibgeräte und ein Armleuchter mit brennenden Kerzen sich befinden, und daneben mehrere Feldstühle aufgestellt werden. Einige indische Diener stehen mit Fackeln am Eingange des Zeltes; Clifford und Dschaffer kommen aus dem Seiteneingange links.)

Clifford. Gut, wackrer Dschaffer! Alles seh' ich, ist
In Ordnung hier, im Schlafgemach nicht minder;
Für Tee und Imbiß ist doch auch gesorgt?

Dschaffer. Auch dies zum Glück ist fertig; denn schon rückt
Die Ebene entlang der Reisezug
Heran und wird gleich hier sein!

Clifford. Ei, beim Himmel!
Da iſt er ſchon!

(Im Hintergrunde vor dem Eingang des Zeltes erſcheint ein Palankin — Tragebett mit Baldachin und Vorhängen — von vier Dienern getragen, in dem Warren Haſtings auf den Ellbogen geſtützt, hingeſtreckt liegt, ſo daß er durch die halbgeöffneten Vorhänge ſichtbar iſt. Der Palankin wird niedergeſtellt. Clifford und Dſchaffer treten hinzu und unterſtützen Haſtings beim Ausſteigen.)

Zweite Szene.

Vorige. Haſtings. Diener.

Clifford. Willkommen, Sir, willkommen!
Haſtings (ausſteigend).
Dank, Dſchaffer! Miſter Clifford, guten Abend!
(In das Zelt tretend.)
Wie lang' ſchon ſeid Ihr hier?
Clifford. Vier Stunden etwa!
Haſtings (während Dſchaffer einige Mappen und Portefeuilles mit Papieren aus dem Palankin nimmt und ſie auf den Tiſch links hinlegt, worauf der Palankin fortgebracht wird).
Vier Stunden nur, und alles ſchon ſo ſchmuck
Und wohnlich eingerichtet, wie ich's liebe!
Gut, Dſchaffer, gut! — Nun aber fort ihr Burſche
Und ſchließt das Zelt! Die Nachtluft weht ſo rauh
Und kalt, als tagesüber glühend heiß
Der Sonne Brand den Scheitel mir verſengte!

(Das Zelt wird im Hintergrunde geſchloſſen; die Diener entfernen ſich. Haſtings tritt mittlerweile vor und läßt ſich rechts auf dem Kiſſen nieder.)

Dritte Szene.

Haſtings, Clifford.

Haſtings. Ich bin erſchöpft! Fürwahr, ich altre, Clifford!
Sonſt waren derlei Reiſen mir nur Spiel!
Clifford. Und dennoch wollten unterm Zelt Sie lagern,
Wo doch Serdhanas fürſtlicher Palaſt
So nah, und ſicher mehr Bequemlichkeit
Geboten hätte.
Haſtings. Sie vergeſſen, ſcheint's,
Wie übel zu Benares erſt des Fürſten
Gaſtfreundſchaft uns bekam! Ich meinesteils,
Mach' wieder ich auf einen Löwen Jagd,
Ich nehm' nicht Herberg' mehr in ſeiner Höhle!

Clifford. Jetzt, da Benares' Beispiel schreckt und warnt,
Jetzt, da Sie Sieger sind, jetzt dürften Ihnen
Wohl ähnliche Gefahren kaum mehr drohen
Und wohl am wenigsten hier in Serdhana.
Hastings. So, Clifford? Und die Boten, die zwei Boten,
Die um Sukkurs an Oberst Brown ich sandte,
Und die hier aufgefangen wurden, beide
Hier eben in Serdhana aufgefangen?!
Clifford. Ist's möglich, Sir? Hier, wo ein Resident —
Hastings. Hier gelt' es Ordnung schaffen, meinen Sie?
Ganz recht! Drum eben bin ich hier!
Clifford. Dann aber
Sind Sie auch hier bedroht; Serdhana liegt
Kaum eine Stunde weit!
Hastings. Wir wohnen doch
Nicht unter einem Dach mit unsern Feinden!
(Am Haupteingange des Zeltes erscheint ein Diener mit einem Briefpaket.)
Doch sieh, was gibt es da?
Clifford (der dem sogleich wieder abgehenden Diener das Paket abnimmt).
Depeschen, Sir!
Aus England.
Hastings (aufspringend und Clifford rasch entgegengehend).
Wie, Depeschen? Geben Sie!
(Die ihm dargereichten Briefe hastig öffnend.)
Ei, sieh doch — (Halblaut vor sich hinlesend.)
„Dividende — Steigerung
Der Rente" — Bah! Das Schreiben hier heißt Geld!
Schafft Geld! Mehr Geld! Noch immer stehen ihnen
Die Stocks nicht hoch genug!
(Ein anderes Schreiben öffnend.) Und dieses da —
Clifford. Sie lächeln! Gibt es irgend einen Spaß,
Ein Hofgeschichtchen?
Hastings (halblaut vor sich hinlesend). „Völkerrechte" — Schön!
„Verträge, Christentum" — Hier unterstrichen:
„Humanität" — Sehr schön! (Den Brief zusammenfaltend.)
Dahinter steckt
Sir Philipp Francis! — Sie verweisen mir,
Daß ich dem Nabob Audhs die Truppen Englands
Vermietet, Rohilkund zu unterwerfen! (Auf und nieder gehend.)
Die viermalhunderttausend Pfund natürlich,
Soviel betrug der Mietzins, denk' ich, die
Behalten sie und geben auch Benares
Wohl kaum zurück! — Geld soll ich schaffen zwar

Wie ſonſt, nur ſollt' es, meint man, ſo geſchehen,
Daß die, aus deren Sack ich's eben nehme,
Darob Rundſprünge machen, jubilieren,
Und ſich dem Chriſtentum geneigter fühlen!
Das nennen ſie Humanität! — Nur ſcheint
Das Kunſtſtück etwas ſchwierig auszuführen!

Clifford. Fürwahr, Sie ſind in übler Lage!

Haſtings (ſtehen bleibend). Ich?!
Mit nichten! Kenn' ich doch Alt-Englands Weiſe!
Das Volk iſt tüchtig, voll der kräftigen
Geſunden Selbſtſucht, die zur Größe führt;
Es ſchwärmt nicht, noch empfindet's; kühl und ſcharf
Erkennt es ſeinen Vorteil, und greift zu,
Wie's immer geht, wo immer es ihn findet:
Nur eine Schwäche hat es: ſich dabei
Bald in den Mantel chriſtlicher Geſinnung,
Bald heil'gen Zornes gegen Unterdrücker,
Und bald erlittnen Unrechts einzuhüllen;
Es tritt, wie's eben paßt, jetzt als Befreier,
Als Miſſionär jetzt auf, und kurz und gut,
Es macht in Humbug und es liebt die Phraſe!

Clifford. Gleichwohl, verzeihen Sie, wenn Forderungen
So ſehr ſich widerſprechen —

Haſtings. Widerſprechen!
Ich weiß, dies Schreiben hier, das Geld begehrt,
Iſt bare Münze, trockner, dürrer Ernſt;
Und dies da, das Humanität ſich nennt,
Iſt Wind, iſt Schellenklang und Seifenblaſe:
Was iſt da viel zu wählen, zu erwägen!
Ich ſende Geld und werf' Humanität —
In den Papierkorb! (Er wirft die beiden Briefe auf den Tiſch hin.)
Doch genug! Mich fröſtelt!
Dies Klima richtet auch den Kräftigſten
Zugrunde! Kommen Sie zum Tee! — Doch nein!
Erſt gilt's für morgen mein Programm bedenken;
Die Ruhe ſtärkt nicht, ruht der Geiſt nicht mit.

Clifford. Sie nehmen wohl zunächſt den Reſidenten
Der Kompagnie hier in Serdhana vor?

Haſtings (ſich wieder im Vordergrunde rechts auf die Kiſſen werfend).
Der beiden Boten wegen? — Hm, wer weiß?
Doch ſprechen muß ich jedenfalls den Burſchen;
Dyce nennt er ſich, und ſoll ſeit Jahren ſchon
Ein Bündnis mit Serdhana uns vermitteln,

Und bringt nichts vorwärts, will nichts vorwärts bringen!
Das ging, so lang' Benares mich beengte,
Jetzt aber faß' ich ihn! — Ich will ihn — Ja,
Wie war's denn nur? — Ich will — Ich will — Umsonst!
Mein Geist, fürwahr im Wirbel wirr gedreht
Vom Andrang überflutender Geschäfte,
Hat fürs Detail gar kein Gedächtnis mehr
Und mein Notizenbuch muß mir's ersetzen!

Clifford. Das Heft im blauen Umschlag, Sir?

Hastings. Ganz recht!
Dort, Clifford, denk' ich, steckt's im Portefeuille!

(Nachdem Clifford nachzusehen an den Tisch getreten.)

Das ist es! Gut! Sie finden wohl die Stelle!

Clifford (das Heft durchblätternd).
„Audh" — „Rohilkund" — „Benares" —

Hastings. Pah, das sind
Vergangne Dinge!

Clifford (wie oben). „Begum Somru" —

Hastings. Schön!
Das ist es! Lesen Sie!

Clifford (lesend). „Alida, Erbtochter des letzten Nadscha von Serdhana, hochbegabt, energischer Charakter, heiratet 1767 einen Abenteurer, namens Walter Reinhard, aus Trier gebürtig, der erst in französischen Diensten, dann in jenem des Nabob von Audh stets als erbitterter Gegner der Kompagnie auftrat, und später den Namen Sommer annahm" —

Hastings. Die guten Hindus machten Somru draus!

Clifford (lesend). „Bündnisse mit Frankreich und den Mahratten, die Somru nach seiner Heirat eingeht, um die Unabhängigkeit Serdhanas zu sichern —"

Hastings. Ein feiner Schachzug, der noch jetzt von Folgen!

Clifford (lesend). „Nadir, der einzige Sohn dieser Ehe, schwächlicher Gesundheit, wirren Geistes, Anlage zur Schwärmerei, noch gesteigert durch den Methodisten Davenport, seinen Lehrer —"

Hastings. Vortrefflich! Ganz wie wir den Knaben brauchen!

Clifford. Hier, seh' ich, fängt ein neuer Abschnitt an:
(Lesend.) „Arthur Dyce, früher Hauptmann im 8. Regiment; seine zweideutige Haltung im letzten Feldzuge; Spieler; Defekte in der Regimentskasse; flieht nach Serdhana, erwirbt sich die Gunst der Begum; verspricht ein Bündnis mit Serdhana zu vermitteln; wird zum Residenten bestellt" —

Hastings. So war es; jetzt besinn' ich mich: er selbst

Warf jenes Bündnis uns als Köder vor,
Und wir — wir fingen uns an seiner Angel!

Clifford (lesend). „Im Jahre 1776 Ermordung des Radscha Somru durch eine Mahrattenhorde; einige meinen, die Kompagnie habe sie dazu angestiftet" —

Hastings. Bei Radscha Somru war es nicht der Fall!

Clifford (lesend). „Andre nennen als Urheber Dyce, der zuletzt mit dem Radscha in Unfrieden lebte. Seit jener Zeit Dyce offenkundig im intimsten Verhältnis mit der Begum, Sein Einfluß unumschränkt, kein Gegner als Komoran, Oberbefehlshaber der Leibwache, der ihn als Waffenbruder des Radscha Somru, wie als leidenschaftlicher Patriot doppelt unversöhnlich haßt."

Hastings. So, so! das läßt sich brauchen! Weiter!

Clifford. Hier
Noch eine Zeile.
(Lesend.) „Dyce soll um die Hand —"

Hastings (ihn unterbrechend).
Der Begum werben!" — O, das wußt' ich noch,
Das war mir nicht entfallen! Weiter bitt' ich.

Clifford. Jetzt folgt noch: „Alum Beg, fünftausend Pfund,
„Dreitausend Pfund und wieder tausend Pfund —"

Hastings. Der Großvezier der Begum, schon seit Jahren
Von uns — wie nenn' ich's gleich — subventioniert!
Und weiter?

Clifford (das Heft durchblätternd). Nur ein Name noch: Mir Kassim!

Hastings. Ein Name von Gewicht! denn trägt ihn gleich
Ein Diener nur, der Bursche dient nur Dyce,
Um Dienste mir zu leisten!

Clifford. Ich verstehe!

Hastings (nachdenklich vor sich hinsprechend).
Dyce, seh' ich, führte uns am Narrenseil;
Der Bursche, den zum Koche wir bestellt,
Will lieber, scheint's, sich selbst zu Tische setzen;
Die Werbung um die Begum spricht zu klar
Verständlich! —
(Nach einer Pause aufstehend und zu Clifford hintretend.)
Mister Clifford, senden Sie
Vor Tag noch einen Boten nach Serdhana,
Der offiziell und offenkundig Dyce
Zu mir beruft und Alum Beg ersucht,
Ein Stündchen seiner Muße mir zu gönnen.
Zugleich jedoch hat dieser Bote zwei
Geheime Sendungen noch zu besorgen,

Die eine an Mir Kassim, daß er heimlich
Zu mir sich stehle, und die andere
An Komoran, des Radscha Somru Freund —
Clifford. An Komoran?
Hastings. Ich wünschte ihn zu sehen,
Bezüglich Radscha Somrus insgeheim
Mit ihm zu sprechen, soll der Bote sagen,
Nicht mehr, noch wen'ger! Hören Sie!
Clifford. Sehr wohl!
Hastings. Und haben Sie auch einen Boten, der
Dem Auftrag ganz gewachsen, klug, verschwiegen
Und nicht zu eifrig ist?
Clifford. In Wahrheit, Sir,
Ich wag' nicht: Ja! zu sagen!
Hastings. Gut, so senden
Wir Dschaffer hin, das ist der Mann! — Und nun
Zum Tee! (Sich auf Clifford gestützt zum Abgehen wendend.)
Ich bin, wie hier die Sachen stehen,
Nicht ohne Hoffnung, und es könnte kommen,
Daß, eh' wir's denken, uns der Dinge Lauf
Serdhana in den Schoß wirft wie Benares!
Clifford. Ist's möglich? In der Tat, Sie meinen —
Hastings. Ei,
Was haben Sie? Was macht Sie so betroffen?
Sie sind doch wohl? Doch nicht das Dschungelfieber —
Clifford. Auf Ihren Zorn hin, Sir, muß ich gestehen,
Ich seh' nicht ohne schmerzliches Bedauern
In diesem Segenslande Reich auf Reich
Hinstürzend unsrer Herrschaft unterliegen!
Sie streben selbst das Stammgut ihrer Ahnen,
Ihr Daylesford sich wieder zu gewinnen,
Und hängt nicht mit gleich heil'gem Herzensdrang
Der Hindu auch am Erbe seiner Väter?
Hastings. Pah! Kommen Sie zum Tee! — Sie leiden, Freund,
Am Philanthropenschwindel, der uns alle,
Als wir nach Indien kamen, überfiel;
Doch das geht hin! Wir sprechen mehr davon!
Für jetzt nur dies! Nicht Nationalität,
Aufklärung, Bildung, Fortschritt heißt die Losung
Der Weltgeschichte. Der Bewegung muß,
Was träge stehen blieb, die Stelle räumen,
Und wo die Kraft fehlt, fehlt das Recht zu sein!
Wohl ächzen auch der Erde Weichen, öffnet

Dem Samenkorn die Pflugschar ihren Schoß,
Wer wollte drum nicht pflügen, drum nicht säen? —
Und nun kein Wort mehr! Kommen Sie zum Tor!

(Beide durch den Seitengang rechts ab.)

Verwandlung.

Garten; ganz vorn im Vordergrund links ein turmartiger Vorsprung des Palastes von Serdhana, an dessen Fuße von dichtem Gebüsch halb verborgen ein mit einer eisernen Türe verschlossenes Pförtchen sichtbar ist. Im Hintergrunde in einiger Entfernung auf einer kleinen Anhöhe ein geräumiges in indisch-persischem Geschmacke erbautes Gartenhaus, von Palmen und Gebüschen der tropischen Natur umgeben, die auch rechts und links die Bühne begrenzen. Nacht, die allmählich in Morgendämmerung übergeht. Bei Eröffnung der Bühne hört man von fern die Klänge des Chorals des ersten Aktes, die allmählich verhallen. Dann erscheint in dem Gebüsche des Hintergrundes vom Gartenhause herkommend Schirin, der Dyce nachfolgt.

Vierte Szene.

Schirin, Dyce, dann Mir Kassim.

Dyce. Was eilst du? Eile nicht! Noch brüten rings
Des Dunkels Schatten; Trauerlieder schallen
Von Somrus Grabmal her und Komoran
Hält Wach' an seinem Tor! Noch sind wir sicher;
Verkürz nicht ohne Not des Glückes Stunde!
Beruh'ge dich —

Schirin. O Dyce! Nie wird mein Herz,
Nie wieder Ruhe finden!

Dyce. Töricht Kind!
Was zagst du, was bewegt dich nur! Daß sie
Das Lied dich singen hieß, das Bundeszeichen
Und Liebesgruß uns war, mit dessen Worten
Zum erstenmal ich dort ins Gartenhaus
Dich lud und seitdem immer dich geladen?
Erschreckt dich, was nur Zufall, flücht'ge Laune,
Eingebung nur des Augenblickes war?

Schirin. Von ihren Lippen dröhnten jene Worte
Mir mahnend wie Posaunenruf ins Herz!
Gedenke, sprach's in mir, gedenke, daß
Dich armes Bajaderenkind sie einst
Am Heerweg aufnahm, dich dem Tod entriß,
Und mütterlich seitdem im Schoße hegte;
Gedenke, daß sie ihm, des Herz du ihr

Entwendet, Reichtum gab und Macht und Ehre,
Und mehr noch, ihrer Liebe reichen Schatz
Und ihr — gedenke, sprach es — ihr zum Dank
Verrietet sie!

Dyce. Sprich nicht, wir taten so!
Verrat und Schuld ist mein, wenn anders Liebe,
Des Herzens unabweisliches Gebot,
Verrat und Schuld ist; du bist fromm und rein;
Und wie kein Makel deine Seele trübt,
So trüb' auch du uns nicht mit eitlen Sorgen
Die Wonnestunden, die nur wenig Tage
Verdacht abwendend, Argwohn fernehaltend
Uns jene Totenfeier noch gewährt!

Schirin. Umsonst! Was du auch sprichst, nie find' ich Glück,
Nie Ruhe wieder! — O warum glitt je
Dein Blick von ihr, der königlichen Rose,
Auf mich herab, die, kaum im Moos erblüht,
Zu dir nur wie zur Sonne scheu und schüchtern
Ihr Aug' erhob!

Dyce. Warum? Weil ich dich liebe!
Weil jener stolzen Rose Pracht verblüht,
Und weil du frisch der Knospe dich entwindest!
Weil du so jung bist, und so kindlich froh,
So sorglos heiter! Weil in deiner Nähe
Mein Herz zurück sich träumt in jene Tage,
Da ich es war, wie du, da noch nicht Schuld
Die Seele mir entweiht, nicht Leidenschaft
Sie wirbelnd fortriß, nicht die Not des Lebens
Ins Sklavenjoch der Lüge noch sie beugte!
Das war der Zauber, der mich fesselte,
Drum warb mit Blick und Worten ich um dich
Und barg dir, welche Bande mich umstrickten!
Ich mußte, fühlt' ich, wollt' ich dich besitzen,
Mit Schleiern die Vergangenheit umweben,
Und mein erst durfte deine Hand sie heben —

Schirin (das Antlitz in den Händen verbergend).
Und eh' ich sie gehoben, war ich dein!

Dyce. Bereust du, daß du's wurdest?

Schirin. Weiß ich's selbst?
Werd' nicht auch ich verblühen einst wie sie,
Und wirst du nicht wie sie auch mich verraten?

Dyce. An sie band Hoheit mich und Glanz und Macht;
Was trieb zu dir mich hin als meine Liebe?

Schirin. Du liebst mich! Sprichst du wahr und darf ich's glauben?
Kein Balsam heilt als der mein krankes Herz!
Dyce. Und ewig quillt er dir aus meiner Seele.
Schirin. Und ewig dürstend saugt ihn meine ein!
Wie aber, teurer Mann, wie soll dies enden?
Wird je die Fürstin frei mich geben? Wird
Ihr Argwohn nicht erwachen, uns entdecken?
Dyce. Die Liebe wacht, laß alle Sorgen schwinden! —
Sieh da, der Morgen dämmert, du mußt fort:
Doch heute nacht, Schirin, heut kommst du wieder?
Schirin. Darf ich gewähren, was doch unrecht bleibt?
Dyce. Was Liebe fordert, kann dies unrecht scheinen,
Und darfst du weigern — Horch! Was war das? — Schritte?
(Er wendet sich rasch um; gleichzeitig taucht aus dem Gebüsche im Hintergrunde für einen Augenblick das Gesicht Mir Kassims empor, verschwindet aber sogleich wieder.)
Weh' mir, da ist es wieder!
Schirin. Arthur, sprich,
Was hast du?
Dyce (sie gegen das Pförtchen im Vordergrund links hinziehend).
Nichts! — Der Morgen graut und du
Mußt fort! — Hinweg!
Schirin. Leb wohl!
Dyce. Auf Wiedersehn!
(Er hat während dieser Rede einen Schlüssel hervorgezogen und das Pförtchen im Vordergrunde links geöffnet, das er, nachdem Schirin eingetreten, sogleich wieder schließt, worauf er einige Augenblicke nach allen Seiten der Bühne hineilend die Gebüsche auseinanderbiegt und spähend umherblickt).

Fünfte Szene.

Dyce allein.

Dyce (in den Vordergrund zurückkehrend).
Umsonst! Rings alles still und keine Spur
Von Leben und Lebendigem! Gefällt
Mein Geist sich wieder in dem Schattenspiel,
Das Somrus todesstarre Züge sonst
So oft vor mir hin an die Wände malte?! —
Ich dacht', das wär' vorüber! — Ist es nicht?
Gibt's keinen Schwamm, der von der Tafel hier
Wegwischte, was der Rechenstift der Zeit
Da eingrub? Lebt Erinnrung ewig? — Ewig —
Weg grübelnde Gedanken! Leben gilt's,
Nicht träumen, hier auf Indiens heißem Boden! —

Wie soll es enden, sprach sie und sprach wahr! —
Wie kann es enden? — Freilich, wenn die Begum
Sich mir vermählte, dann wär' alles gut!
Ich wäre Herr hier, sie in meiner Hand,
Und nicht zu sorgen hätte mehr Schirin!
Das aber ist nicht! — Oder wär' es doch
Noch möglich, führte doch —

Sechste Szene.

Dyce. Mir Kassim.

Mir Kassim (außer der Bühne in der Entfernung). Dyce Sahib!
Dyce. Rief's
Da nicht nach mir?
Mir Kassim (wie oben, aber näher). Dyce Sahib!
Dyce. Hör' ich recht?
Mir Kassim ruft —
Mir Kassim (wie oben, aber ganz nahe). Dyce Sahib!
Dyce. Tod und Teufel,
Er sucht mich auf; er wußte also, daß
Ich hier die Nacht verweilte, weiß vielleicht
Auch mehr noch, mehr! — Da kömmt der braune Schuft,
Zum Tode kömmt er, weiß er mein Geheimnis!
Mir Kassim (von rechts aus dem Gebüsch auftretend).
Dyce Sahib hier! — Ich Sahib holen! Hassing,
Der Maharadscha von Calcutta kommen,
Hier lagern, Boten schicken, Sahib sprechen!
Dyce. Wie, Hastings wäre hier und will mich sprechen?
Mir Kassim. Hier lagern, Bote kommen, sagen so!
Dyce (rasch einen Dolch zückend, Mir Kassim bei der Gurgel fassend und auf den Boden niederreißend). Sprich jetzt, verräterischer Sklave, sprich,
Wer sagte dir, und woher weißt du, daß
Ich hier zu finden wäre?
Mir Kassim (auf dem Boden halb liegend, halb kniend). Zornig Sahib?
Nicht schlagen! Oh, nicht armen Kassim schlagen!
Dyce (den Dolch zückend).
Sprich, oder stirb, du Schuft!
Mir Kassim (wie oben). Mich alles sagen! (Für sich.)
Mich dumm gewesen! Hassing warten können!
Warum ihn holen hier? (Laut.) Mich alles sagen!
Bei Nacht fortgehen Sahib, Kassim fürchten
Ihm Leid geschehen, ihm nachkriechen, Sahib
In Saal dort kommen, dort —

Dyce. Und weißt du auch,
Du Schurke, was hierher mich führt, und was
Im Saale dort ich treibe?
Mir Kaſſim (wie oben). Kaſſim wiſſen?
Nicht wiſſen Kaſſim, Kaſſim nur ſich denken!
Dyce. Und was denn, Halbmenſch, haſt du dir gedacht?
Mir Kaſſim (wie oben). Dort Opium rauchen, Sahib! Opium
Gut ſchmecken, ſehr gut ſchmecken Opium!
Nicht mehr zu Hauſ' ſein, Kopf rund um ſich drehen!
Dyce (mit milderem Tone, ihn halb loslaſſend).
Wie, Opium, meinſt du, Burſche, rauch' ich hier?
Mir Kaſſim (ſich halb emporrichtend).
Sich ſchämen, Sahib? — Nicht ſich ſchämen! Rauchen
Auch andere; auch Kaſſim Opium rauchen!
Nicht fürchten, Sahib! Kaſſim niemand ſagen!
Dyce (nach einer Pauſe für ſich).
Für ſchmachvoll hierzuland gilt Opium rauchen,
Und heimlich, meint er, treib' ich's hier bei Nacht? —
Er lügt vielleicht, ich ſtoß' ihn dennoch nieder!
(Alum Beg gewahr werdend, der im Hintergrunde links mit Gefolge auftritt.)
Zu ſpät!
(Er ſteckt den Dolch wieder zu ſich.)

Siebente Szene.

Die Vorigen. Alum Beg.

Alum Beg (vortretend). Dyce Sahib, ſei gegrüßt!
Dyce (halblaut zu Mir Kaſſim, der indeſſen vom Boden aufgeſtanden).
Hinweg!
Spürſt je du wieder meinen Schritten nach,
So gilt's dein Leben!
(Zu Alum Beg.)
Alum Beg, willkommen!
Mir Kaſſim (für ſich). Gut lügen Kaſſim, Haſſing gut bezahlen!
(Im Hintergrunde links ab.)
Alum Beg. Der Großvezier der Kompagnie, Dyce Sahib,
Der Maharadſcha Haſtings hat Serdhana
Mit ſeiner Nähe Sonnenglanz erfreut!
Du hörteſt wohl davon?
Dyce. Zu ihm beſchieden
Soeben, eil' ich hin, ihn zu begrüßen!
Alum Beg. Auch mir erſcholl des Maharadſcha Ruf,
Und pflichtgetreu zur Begum eil' ich hin

Um anzufragen, ob ſie meines Glückes
Teilhaftig mich zu machen mir vergönne?
Dyce. Auch dich berief er?
Alum Beg. Ja, auch mich und doppelt
Erfreut's mich drum zur ungewohnten Stunde,
Am ungewohnten Ort dich hier zu treffen!
Du weißt, ich bin des Maharadſcha Freund,
Warm unterſtützte ſtets ich ſeine Wünſche,
Und ließ gleichwohl die Begum nur zu oft
Sie unerfüllt, ſo lag das, kann ich ſchwören,
An mir nicht —
Dyce. Nein, an mir! das willſt du ſagen!
Alum Beg. Du ſagſt es ſelbſt! Wenn nun der Maharadſcha
In ſeinen Hoffnungen getäuſcht, erzürnt
Dem Grunde nachforſcht, dem dies zuzuſchreiben,
Was ſag' ich ihm? Dich anzuklagen ſträubt
Sich mein Gemüt, und ſoll ich für den Feind
Die Schuld auf meine eignen Schultern laden?
Denn daß du ſtets entgegen mir gehandelt —
Dyce. Das tat ich, ja, und werd' es ferner tun!
Alum Beg. Laß nicht, Unmögliches von fern verfolgend,
Das Nahe, Mögliche der Hand entſchlüpfen! —
Gefährlich iſt der Zorn der Mächtigen!
Dyce. Ich ſtehe, denk' ich, feſt und ſicher hier!
Alum Beg. Wer ſtand allein je ſicher, wer je feſt
Auf fremdem Boden?
Dyce. Tauſende vor mir
Und Beſſre gaben ſchon die Heimat auf!
Alum Beg. Die Klugen nur, wenn ſie die beſſ're fanden!
Dyce. Und wär' es ſo? Zur Umkehr iſt's zu ſpät!
Alum Beg. Zu ſpät iſt's nie, auf beſſ'ren Rat zu hören;
Und in drei Tagen kann geſchehen ſein,
Was Jahre du verweigert und verhindert!
Dyce. Wie, meinſt du, Alum Beg —
Alum Beg. Hier kommt die Begum!

Achte Szene.

Die Vorigen. Die Begum. Ayeſcha. Komoran. Gefolge.

(Die Begum im ſchwarzen Schleier tritt im Hintergrunde rechts auf; ihr folgen Ayeſcha, Komoran, Diener und Trabanten.)

Begum. Die Kunde, Haſtings lagre nächſt Serdhana,
Ruft mahnend aus des Todes ſtillem Haus

Zurück mich in des Lebens lauten Schwall;
Bestätigt sich die Nachricht? Ist er hier?

Alum Beg. So ist es, Hoheit!

Begum. Und er will dich sprechen?

Alum Beg. Er wünscht durch mich, so lautet seine Botschaft,
Dir Dinge mitzuteilen, die zu wichtig,
Geschwätzigem Papier sie zu vertrauen!

Begum. Wohlan, so geh und höre, was er will!
Doch merke wohl, nur hören sollst du ihn,
Ablehnen seine Wünsche weder noch gewähren,
Nicht jenes fordern oder dies bedingen!
Getreu mir seine Worte hinterbringen,
Das ist dein Auftrag und so führ ihn aus!

Alum Beg. Treu wie dein Spiegel dir das eigne Bild,
Gibt meine Tat dir seine Worte wieder!

(Mit Gefolge im Hintergrunde links ab.)

Neunte Szene.

Die Vorigen ohne Alum Beg.

Begum (nach einer Pause zu Dyce hintretend).
Arthur, so früh schon wach und hier im Freien?

Dyce. Unruhe wacht, und keinen Schlummer findet
Getäuschtes Hoffen und ein wundes Herz!

Begum (nach einer Pause).
Auch dich hat Hastings wohl zu sich beschieden?
Mich überrascht, gesteh' ich dir, die Eile —

Dyce. Ich sagte dir, er kömmt! Er ist gekommen!
Ich sagte dir, was er begehren würde!
Er wird's begehren, wird dir keine Wahl
Als zwischen Krieg und einem Bündnis lassen! —
O noch ist's Zeit, noch kann ein Wort von dir
In Sonnengold die schwarze Wolke wandeln,
Die drohend dir heranzieht und Serdhana!
O hör mein Flehen —

Begum. Sprich nicht wieder aus,
Was wieder ich verweigern müßte! Was
Da drohe auch, ich halt' an meinem Wort,
Und hältst du deins, und hältst du fest an mir,
So komm' was will, Verderben oder Heil,
Trifft's beide uns zugleich, so wird's zu tragen,
So wird das Schlimmste uns noch Wonne sein!
Und so geh hin, und kehrst du wieder, laß
Sogleich mich's wissen!

Dyce. Haſtings ſprechen? Jetzt,
In dieſer Stimmung dem Gewaltigen
Die Stirne bieten?
Begum. Mut, Mut zeig ihm, Mut!
Mut ſcheucht des Dſchungels Tiger in die Flucht,
Mut zwingt des Auges Zornblick ſich zu ſenken,
Mut ſtürmt den Himmel und gewinnt die Welt!
Mut, Mut! Und ſo geh hin!
Dyce. Es ſei!
Leb wohl! (Er geht langſam nach dem Hintergrunde links ab.)

Zehnte Szene.

Die Vorigen ohne Dyce.

Begum (ihm nachblickend für ſich). Verlief er mich, ich trät' nicht ſo
Vor Haſtings! Herz, das ſtets nur Schlimmes ahnt,
Das nie vertrauen, dem vertrauen will,
Dem doch am liebſten es vertrauen möchte,
Zur Ruhe, feiges Herz!
(Nach einer Pauſe ſich zum Abgehen wendend.)
Ayeſcha, komm
Und laß uns gehen!
Komoran (vortretend). Begum! Höre mich!
Begum. Was willſt du? Sprich!
Komoran. Auch mich beſchied der Fremde
Zu ſich hinaus!
Begum. Auch dich?
Komoran. Er will mich ſprechen,
Mich Radſcha Somrus wegen ſprechen, Begum!
Begum (für ſich). Was brütet in der Luft? Was will da werden?
(Laut.) Und willſt du gehen?
Komoran. Ja und nein! Ihn, Begum,
Der frech Benares' Tempel erſt entweiht,
Ihn haß ich, doch ich liebe Radſcha Somru!
Entſcheide du denn, wähle du für mich!
Begum (für ſich). Was ſein ſoll, das geſchehe!
(Laut.) Komoran, geh hin!
Ein Herz, das treu an Radſcha Somru hängt,
Wird ſeiner Witwe, ſeinem Sohn nicht Schwur
Und Treue brechen! Dich verlockt nicht Gold,
Noch ſchreckt dich Drohung! Geh!
Komoran. Du ſagſt es! Ich
Gehorche!

(Geht links im Hintergrunde ab. In der Entfernung die Melodie des Chorals des ersten Aktes, die bis zum Aktschluß fortwährt.)

Begum (zu Ayescha gewendet).
Laß uns gehen!
(Sie wendet sich zum Abgehen, bleibt aber plötzlich stille stehen und blickt um sich her.)
Aber wie,
Wo bin ich? Dies Gebüsch, die Palme hier
Und dort — dort — dort —
(Sie streckt die Arme leidenschaftlich nach dem Gartenhause hin.)

Ayescha. Was hast du? Sprich! Was starrt
Dort nach dem Gartensaal dein Auge, Herrin?

Begum (nach einer Pause).
Ich seh' drauf hin, wie einer nach der Stätte
Zurückblickt, wo er litt und selig war,
Und weiß nicht, ob ihr fluchen, ob sie segnen! —
Sie rufen uns! Komm, laß zur Totenfeier
Zurück uns kehren! — Selig sind die Toten!
(Während sie langsam nach dem Hintergrund rechts abgeht, fällt der Vorhang.)

Dritter Akt.

Schauplatz wie in der ersten Hälfte des zweiten Aktes. Heller Tag. Der Vorhang des Zeltes im Hintergrunde geöffnet.

Erste Szene.

(Hastings sitzt im Vordergrunde links schreibend an dem Feldtisch; Clifford tritt mit Papieren aus dem Seiteneingange rechts auf.)

Hastings. Clifford.

Hastings (aufblickend).
Was bringen Sie mir, Clifford?

Clifford. Sir, hier sind
Die Schreiben, die Sie ausgefertigt wünschten!

Hastings (die Papiere durchblätternd).
Gut, gut!
(Unterschreibend.) Hier meine Unterschrift —
(Aufstehend und vom Tische wegtretend.) Und nun
Noch heute fort mit beiden nach Kalkutta!

Clifford (vor den Tisch tretend und die Unterschriften Hastings mit Sand bestreuend). Sie hatten, Sir, Besuch schon diesen Morgen?

Haſtings. Erſt Alum Beg, der, wie voraus zu ſehen,
Zu jedem Dienſt bereit ſich mir erklärend,
Auf Dyce allein die Schuld wälzt, daß der Wunſch
Der Kompagnie bisher ſich nicht erfüllte,
Ihn anklagt, daß er ſeinen Einfluß lähme,
Sein Anſehn ſchwäche —
Clifford. Mir auch ſagt er ſo!
Haſtings. Dann kam Mir Kaſſim, der voll Sklaveneifer
Recht viel zu bringen, was er nur erſpäht
Und da und dort im Kehricht aufgeſammelt,
Erſt ſcheffelweis mir vor die Füße leerte,
Und ganz zuletzt erſt mir ein Goldkorn wies,
Das wert der Mühe ſchien es aufzuleſen!
Iſt Komoran ſchon hier?
Clifford. Noch nicht!
Haſtings. Und Dyce,
Wo bleibt nur Dyce?
Clifford. Er harrt ſchon lang des Winkes —
Haſtings. Gut, laſſen Sie ihn kommen! — Halt, noch eins!
(Auf den Seiteneingang links hinweiſend.)
Mir Kaſſim iſt im Schlafgemache hier;
Dyce darf nicht ihn, noch Komoran erblicken!
Daran liegt alles! Sorgen Sie dafür,
Und ſenden Sie mir Dſchaffer, wenn ich klingle!
(Clifford geht durch den Seiteneingang rechts ab; Haſtings tritt wieder an den Tiſch; nach einer Pauſe tritt Dyce aus dem Seiteneingange links auf.)

Zweite Szene.

Haſtings. Dyce.

Dyce. Sir Warren Haſtings —
Haſtings. Miſter Dyce, willkommen!
(Begrüßung.)
Nur einmal flüchtig traf ich Sie; es war
Das Jahr, bevor Sie nach Serdhana gingen,
Und ſeitdem ſah Kalkutta Sie nicht wieder!
Dyce. Ich hatte keinen Grund es aufzuſuchen!
Haſtings (für ſich). Es zu vermeiden, denk' ich, deſto mehr!
(Laut.) Um ohne Umſchweif ans Geſchäft zu kommen,
Wie ſteht es mit dem Bündnis, Miſter Dyce?
Dyce. Sie meinen, Sir —
Haſtings. Das Bündnis, das vordem
Sie ſelbſt uns abzuſchließen vorgeſchlagen;
Ein Vorſchlag, der die Kompagnie beſtimmt,

Zum Residenten hier Sie zu bestellen,
Denn Sie erinnern sich —
Dyce. Jawohl! Ich weiß!
Ein flücht'ger Einfall, flüchtig hingeworfen —
Hastings. So flüchtig eben nicht —
(Ein Papier vom Tische nehmend.) Sie sehen hier
Von Ihrer eignen Hand die Punktationen,
Die damals Sie uns sandten! — Eine nette,
Sehr nette Arbeit, alles vorbedacht,
Der Schein gewahrt, doch Klauseln angehängt
Und Garantien ausbedungen, die
Mit Nachdruck festgehalten und benützt
Die Herrschaft in Serdhana früher, später
Unfehlbar in die Hand uns spielen mußten!
Wie schade, daß es nicht zum Abschluß kam!
Dyce. Sie wissen, wie vom ersten Anfang her
Auf Hindernisse aller Art wir stießen.
Hastings. Ganz recht; der Radscha Somru war dagegen:
Der aber ward dann aus dem Weg geräumt —
Dyce (hastig und bewegt).
Sie irren, Sir! Nicht aus dem Weg geräumt,
Mahratten überfielen ihn im Dschungel —
Hastings. Wie dem auch sei, die Sache, scheint's geriet
Nur mehr noch seit des Radscha Tod ins Stocken!
Dyce. Die Begum ehrt' zu hoch des Toten Willen,
Um einzugehen, was er abgelehnt,
Und wird auch, fürcht' ich, ferner es verweigern!
Hastings. So, so! — Das andre Bündnis aber, Dyce?
Kommt das zustande?
Dyce. Welches Bündnis, Sir?
Hastings. Das Ehebündnis, mein' ich, das Sie selbst,
Wie das Gerücht behauptet, mit der Begum
Zu schließen denken —
Dyce (gereizt). Wer behauptet das?
Wer darf es wagen, solcher Torheit, Sir,
Für fähig mich zu halten?
Hastings. Torheit? Ei,
Die Begum ist ein hochbegabtes Weib,
Voll Geist und Feuer, hör' ich, schön —
Dyce. Gewesen!
Hastings. Noch nicht zu alt —
Dyce. Verblüht! Springt hier das Leben
Doch aus dem Lenz gleich in den Herbst hinein;

Auch wächst ein Sohn als Erbe ihr heran,
Und kurz, nie dacht' ich dran, und werde nie
Dran denken —

Hastings (für sich). Er verleugnet sie! Sie wies
Ihn also ab!

(Laut.)

So, so! Recht schade, Dyce,
Daß Sie nicht dran gedacht; denn mit der Hand
Der Begum waren sie Serdhanas Herr,
Und konnten ihren Starrsinn brechen, oder
Auf eigne Faust das Bündnis mit uns schließen;
Vielleicht sogar für einen Jahrgehalt
Von — sagen wir — von sechs Lack Rupien
Uns ganz abtreten Land und Leute! — Dyce,
Es wär' ein Meisterstück der Politik
Gewesen! — Schade, daß Sie nicht dran dachten!

Dyce. Ich treib' nicht Politik mit meinem Herzen!

(Für sich.)

Wie er mich höhnt! Wie ich ihn hasse!

Hastings. Schön!
Sehr schön gesagt! Bei alledem jedoch
Steht fest, Sie können jenes Bündnis nicht
Zum Abschluß bringen, und die Kompagnie
Hat Ihren Eifer eben nicht zu loben!

Dyce. Verzeihen Sie, ich sparte keine Mühe,
Und alle Mittel hab' ich angewandt —

Hastings. Nicht alle, Mister Dyce! Sie wußten doch,
Daß Alum Beg der unsre ist, und haben
Doch nie ihn hören, nie mit Ihrem Einfluß
Ihn unterstützen wollen —

Dyce. Wie, ich sollte
Mich diesem Söldling doch nicht unterordnen?

Hastings. Uns nützen sollten Sie, und wo Ihr Witz
Nicht selbst das Rechte trifft, von andern lernen,
Wär's auch von Alum Beg!

Dyce. Verzeihen Sie —

(Für sich.)

Wie einen Wurm mit Füßen tritt er mich!

(Laut.)

Ich dachte nicht, daß Alum Beg —

Hastings. Seit Jahren
Schon wühlt im stillen er für uns; doch kann
Er selbst, soll's Haß und Mißgunst nicht gefährden,

Das Werk nur vorbereiten, nicht vollenden;
Das konnten Sie, und können es noch jetzt!

Dyce. Ich, sagen Sie! Und was denn könnt' ich? Was
Ist denn im Werke?

Hastings. Das Manöver, das
In Audh schon, in Bengalen uns geglückt,
Ein Kunststück in der Tat an Einfachheit,
Dem Ei nur des Columbus zu vergleichen!
Die Begum will mit uns kein Bündnis schließen;
Dies ist das Ei, wir stellen's auf die Spitze,
Und schaffen einen Fürsten, der es will,
Und in Serdhana! — Das ist alles! —

Dyce. Wie,
Sie meinen —

Hastings. Alum Beg hat Auftrag, Ihnen
Das Nähere umständlich mitzuteilen!
Sie dringen einmal nachts in den Palast,
Die Begum wird gezwungen abzudanken,
Der Erbprinz Nadir tritt die Herrschaft an,
Und schließt das Bündnis, oder Alum Beg,
Des Knaben Vormund, schließt's an seiner Stelle!
Sie, der Sie zu der Begum Zutritt haben,
Zu allen Stunden Zutritt haben, Dyce,
Sie sind der Mann —

Dyce. Nein, ich bin nicht der Mann!
Ich bin der Kompagnie zum Dienst verpflichtet,
Ihr Resident, doch nicht ein Emissär,
Um Aufruhr in Serdhana anzuzetteln!

Hastings. Ei, was Sie sagen!

Dyce. Wählen Sie, bedarf's
Zu Ihrem Unternehmen solcher Mittel,
Geschöpfe sich wie Alum Beg zu Helfern,
Doch muten sie nicht einem Gentleman
Verrat und Treubruch, schwarzen Undank zu!

(Für sich.)

Das, mein' ich, traf, und daran wird er denken!

Hastings. Ihr Vorwurf in der Tat erschreckt mich fast,
Wie, hätt' ich wirklich irgendwie der Rücksicht
Vergessen, die in jedem Gentleman
Ich selbst mir schulde? — Oder, Mister Dyce,
Sind Sie nur, Sie vergeßlich? — Als vor Jahren
Kalkutta Sie verließen, liefen da
Nicht seltsame Berichte durch die Stadt,

Als flöhen Sie vor einem Kriegsgericht?
War nicht von Kassation, war nicht sogar
Von Schlimm'rem noch die Rede? — Ist es so,
So haben Sie nichts zu verlieren mehr;
Sie können nicht zurück, Sie müssen vorwärts!

Dyce. Nein, ich muß nicht, und niemand soll mich zwingen!
Was können Sie? Mich abberufen? — Gut,
Das mögen Sie! Ich folge nicht dem Ruf!
Serdhana liefert mich nicht aus, auch wenn
Sie, auf Verleumdungen sich stützend, als
Verbrecher drohend vor Gericht mich fordern!
Seitdem Sie Ihren Plan mir mitgeteilt,
Wühlt Alum Beg umsonst! Trotz biet' ich Ihnen!
Berühren Sie Serdhana nicht, noch mich!

Hastings. Sie träumen, scheint's Serdhana unbezwinglich,
Und meinen wohl, ganz wie einst Don Quixote,
Allein die Schotten Pophams aus dem Feld
Zu schlagen, wenn etwa die nächste Woche
Hierher sie rückten? —

Dyce. Sehen Sie sich vor!
Benares' Fall hat rings das Volk erregt,
Serdhana steht im Bund mit den Mahratten,
Und kampfgerüstet loszuschlagen harrt
Im Süden Heider Ali! Sehen Sie
Sich vor! Beschwören Sie nicht einen Sturm
Herauf, der von Kalkuttas Wall vielleicht
Das Banner Englands niederreißt auf immer!

Hastings (für sich). Das also ist es, darauf fußen Sie!
(Nach einer Pause laut.)
Genug des Streites! Lassen Sie zurück
Uns auf den glatten Weg der Rede kommen,
Von dem wir in der Hitze des Gespräches
In Dornen und Gestrüppe uns verirrt! —
Zugeben will ich, daß vielleicht mit Unrecht
Kalkutta Ihrem Ruf zu nahe tritt,
Nur geben Sie auch zu, daß Sie zu zahm,
Zu lässig in Serdhana sich bewiesen! —
Das Bündnis soll und muß zustande kommen!
Gewalt zu brauchen hatt' ich nie im Sinn,
Und List verwerfen Sie! So bleibt uns denn
Nur eines übrig: wo sie stehen blieb,
Die Unterhandlung wieder aufzunehmen
Und eifrig fortzusetzen —

Dyce. Wie, Sie hoffen,
Sie können jetzt noch hoffen —
Haſtings. Warum nicht?
Nichts liegt ſo nahe oft, als was wir erſt
Für ganz unmöglich hielten! Nehmen Sie (Ihm ein Papier hinreichend.)
Als Ausgangspunkt der Unterhandlung hier
Die Punktationen, die Sie damals uns
Geſandt! Die Begum wird, was ſie nicht kann,
Nicht will, bezeichnen — wir, worauf wir dringen,
Und Wunſch und Weig'rung finden wohl zuletzt
Die rechte Mitte! Die Verhandlungen,
So lang ich hier verweile, leit' ich ſelbſt,
Und zähle drauf, daß Sie als treuer Diener
Der Kompagnie und Gentleman mir redlich
In Rat und Tat dabei zur Seite ſtehen! —
Und ſomit guten Morgen, Miſter Dyce!
Dyce. Sir Warren Haſtings, guten Morgen!
(Gegenſeitige Begrüßung, worauf Dyce durch den Seiteneingang rechts abgeht.)

Dritte Szene.

Haſtings allein.

Haſtings (auf und nieder gehend). Schlimm
Steht alles, ſchlimm! Gerüſtet ſind' ich ſie
Und ich bin's nicht, bin wehrlos nahezu!
Dyce ſchreckt mich nicht! Der Burſche iſt, was ſonſt
Er war: zu ſchwach zum Guten wie zum Böſen,
Und all ſein Mut iſt nur geſchminkte Furcht;
Das Weib, die Begum nur, ſcheint mir gefährlich! —
Ich war zu raſch; es war nicht wohlgetan
Von Alum Begs Umtrieben ihm zu ſprechen!
Fortreißen, überrumpeln wollt' ich ihn —
Nun iſt's geſchehen! Hört' ich doch dafür
Auch von den Rüſtungen, die ſie betreiben!
Wie ſteht die Sache nun? Die Begum will
Das Bündnis nicht, ich nicht den Krieg, und nichts
Iſt leider mehr von Alum Beg zu hoffen! —
Wie Einfluß auf die Begum nun gewinnen?
Dyce wird von meinen Plänen ihr erzählen,
Wird ihren Unmut ſtacheln — Dyce muß fort
Und müßt' ich — Nein, das braucht es nicht — Vielleicht
Führt dieſer Weg noch ſicherer zum Ziele!
(Er tritt raſch zum Tiſche und klingelt; Dſchaffer tritt aus dem Seiteneingange rechts auf.)

Vierte Szene.

Haſtings. Dſchaffer, dann Komoran.

Haſtings. Iſt Komoran zur Stelle?
Dſchaffer. Längſt ſchon harrt
Er deines Winkes, Herr —
Haſtings. Sah Dyce etwa,
Als jetzt von mir er ging, Mir Kaſſim?
Dſchaffer. Nein,
Es dränge durch geteerte Leinwand denn
Sein Auge.
Haſtings. Wohl! Laß Komoran denn kommen!
Dſchaffer (geht im Hintergrunde durch die Mitte ab).
Haſtings (wieder an den Tiſch tretend).
Mir Kaſſim ſoll noch hundert Rupien haben,
Der Dienſt verdient's!
Komoran (tritt langſam aus der Mitte des Hintergrundes in das Zelt und bleibt in einiger Entfernung von Haſtings ſtehen.)
Du riefſt mich und ich kam!
Haſtings (ſich umwendend).
Dein Name?
Komoran. Komoran.
Haſtings. Von welcher Kaſte?
Komoran. Der Kſhatrya, die Bramas Arm entſtammen!
Haſtings. Vorerſt gib Antwort mir auf eine Frage!
Zwei Boten, die ich von Benares her
An Oberſt Brown jüngſt ſandte, kamen hier
Zu Land in einem Hinterhalt ums Leben!
Dich nennt man als den Mörder! Biſt du's?
Komoran. Ja,
Such keinen andern!
Haſtings. Du erſchlugſt ſie? Beide?
Und warum tateſt du's?
Komoran. Daß Hilfe nicht
Dir in Benares werde, daß du ſelbſt
Und daß dein ganz Geſchlecht mit dir verderbe,
Die Brut der Fremden, die mit ihrem Atem
Verpeſten frech dies gottgeweihte Land!
Haſtings. Du haſſeſt uns?
Komoran. Wie ich die Lüge haſſe,
Und könnt' ich mehr noch, mehr noch haßt' ich euch!
Haſtings. Und wenn ich nun für deine Miſſetat
Dem Kriegsgericht dich übergebe?

Komoran. Tu's!
Ein Opfer mehr, ein Todfeind weniger!
Haſtings (für ſich). Am Leben, ſcheint es, hängt der Burſche nicht!
(Laut.) Du biſt mein Feind, und kamſt doch als ich rief?
Komoran. Du riefſt in Somrus Namen, und der Klang,
Stob längſt in alle Winde meine Aſche,
Verſammelte den Staub zum Leben wieder,
Und bannte dienſtbar mich an deine Ferſen!
Haſtings. Du warſt des Radſcha Somru Waffenbruder?!
Komoran. Ich war ſein Aug', ſein Ohr und ſeine Hand,
Und er mein Stolz, mein Glück und meine Freude;
Nun ging er hin und leer iſt dieſe Welt!
Haſtings. Mahratten, hört' ich, überfielen ihn?
Komoran. Der Übermacht erlag der teure Held!
Haſtings. Die Witwe aber wandte ihre Neigung
Dyce, ſagt man, unſrem Reſidenten zu,
Der Gnade längſt vor ihrem Aug' gefunden?
Iſt's alſo?
Komoran. Frag mich nicht!
Haſtings. Du haſſeſt Dyce!
Ich weiß es! Wie denn kömmt's —
Komoran (auffahrend). Daß er noch lebt?
Haſtings. Gemach! Uns weiße Gentlemen erſchlägt
Man nicht ſo ungeſtraft im Dſchungel, wie
Die braunen Burſche, meine Boten —
Komoran. Wär'
Die Tat vollbracht, ich lachte deiner Strafen,
Und Dyce wär tot, läg' eine weiße Hand
Nicht zwiſchen meinem Dolch und ſeinem Herzen!
Haſtings. Die Begum, meinſt du, wehrte deinem Grimm;
Und daran tat ſie recht, denn für geweiht
Und heilig muß, ſo lang ſein Kreditiv
Als unſern Willensträger ihn beſtellt,
Der Reſident der Kompagnie ihr gelten,
Wenn auch ihr Herz ihn nicht begünſtigte!
Daß dies der Fall, nimmt allerdings mich wunder;
Denn, unter uns geſagt, Dyce ſteht bei uns
Daheim in üblem Ruf; er gilt für feig,
Für hinterliſtig, falſch —
Komoran. Du ſprichſt die Worte,
Die Somru ſterbend mir ins Ohr gehaucht,
Daß warnend ich der Begum ſie verkünde!
Haſtings. Und du gehorchteſt nicht? Du haſt ſie nicht

Gewarnt, und ließest schweigend ihm ihr Herz
Und ihre Gunst gewinnen? —
Komoran. Wochenlang
Bewußtlos lag ich hin an meinen Wunden;
Als ich erwachte, war's zu spät, ihr Herz
Dem Falschen zugewendet —
Hastings. Und du fandest
Nicht Mittel und Gelegenheit seither,
Des Gatten Scheidegruß ihr mitzuteilen?
Komoran. Wie oft ich's auch versucht, sie hört mich nicht,
Sie will nicht hören, bis —
Hastings. Fahr' fort doch! Bis —
Komoran. Ich eins erst ihr erwiesen: daß er sie
Verrät!
Hastings (für sich). Das ist's! Nun hab ich, was ich brauche!
(Laut.) Wie wär's, wenn ich den Weg dir zeigte, Dyce
Der Begum Herzen zu entfremden —
Komoran. Du?
Hastings. Wenn ich dich finden lehrte, was du suchst,
Beweise gegen Dyce dich finden lehrte —
Komoran. Beweise, daß er sie verrät! — Mir schwindelt —
Du könntest sie mir schaffen —
Hastings. Nicht sie selbst,
Den Mann nur, der dir zeigt, wo sie zu holen!
Komoran. Wo ist er, wo?
Hastings (nach dem Seiteneingange links zeigend.)
Tritt dort hinein und was
Dein Herz begehrt, wirst du erfahren —
(Während Komoran rasch auf den Seiteneingang links zugeht.)
Halt!
Erst hör' noch eins! Der Mann da drinnen ist
Ein Sudra der gemeinsten Art, halb Neger,
Mehr Affe fast als Mensch, und deine Kaste
Vermeidet sonst Geschöpfe dieser Art —
Komoran. Und wandelte sein Anhauch mich zur Stelle
An Ansehn und Gestalt, an Wert und Wesen
Zum Paria um, vergiftete sein Blick,
Beweise will ich! Dyce muß ich verderben!
(Geht rasch durch den Seiteneingang links ab.)

Fünfte Szene.

Haſtings allein.

Haſtings (ihm nachblickend). Ja, zeigt den Leidenſchaften nur ihr Ziel
Und über jeden Vorurteiles Kluft,
Und jeden Damm, den Hochmut aufgeworfen,
In tollem Rennen ſetzen ſie hinweg.
Für Dyce wär' nun durch Komoran geſorgt,
Und ſo für heut mein Tagwerk abgetan;
Da kann ich denn — der Tag iſt nicht zu heiß —
Dort unter jenen Palmen einmal wieder
(Ein Buch aus der Taſche ziehend.) Mich ruhig mit Horaz beſchäftigen —
Und meine Lieblingsode überſetzen,
An Delius:
(Leſend.) „Aequam memento rebus in arduis
Servare mentem —"
Wie das geben? — So vielleicht!
„Gedenk' in böſen Stunden unbewegt
Die Seele dir zu wahren —" Unbewegt! —
Iſt nicht ſo übel, denk' ich! — Unbewegt!
Horaz hat recht! Die Seele unbewegt,
Gleichmut in böſen Stunden ſich bewahren,
Sich ſelbſt beherrſchen, das beherrſcht die Welt!
„Aequam memento rebus in arduis
Servare mentem —"

(Er geht, aus dem Buche halblaut vor ſich hinleſend, langſam im Hintergrunde ab.)

Verwandlung.

Halle wie im erſten Akt. Tag.

Sechſte Szene.

(Dyce mit einem zuſammengefalteten Papier in den Händen, tritt in Begleitung eines indiſchen Dieners aus dem Hintergrunde auf.)

Dyce. Zum Grabmal eile hin, und meld' der Begum,
Ich ſei zurück, und hier erwart' ich ſie! (Diener im Hintergrunde ab.)
Dyce (vortretend). Mir graut dem Haus des Todes mich zu nahen!
Genug, daß heute nacht der Schemen wieder,
Der Zukunft nahe Qual vorher verkündend
Vor mir emporſtieg; denn ſeit Haſtings kam,
Treibt dumpfe Angſt mich wirbelnd hin und her,
Und unter mir wie Lava glüht der Boden!
Was nun ergreifen nur? Sie, weiß ich, will
Von Unterhandlung und Vergleich nichts hören,
Und er, der Frieden jetzt zu halten heuchelt,

Wird endlich drohen und zum Schwerte greifen!
Was wird mit mir dann? — Meine Heimat stößt
Mich aus, und soll ich widerwillig kämpfend
Für fremden Vorteil jahrelang vielleicht
In Mühsal und Gefahren unterm Zelt
Hinleben, soll ich, farbigen Gesindels
Genoss' und Führer, Tag für Tag dem Tod
Ins Auge schauen und wofür? Noch fester
Das Joch der Knechtschaft nur mich selbst zu schmieden
Nein — nimmermehr!
Warum verwarf ich nur
So unbedingt den Vorschlag Hastings', Nadir
Zum Throne zu erheben? Aller Zwang
War dann vorbei, Schirins Besitz mir sicher! —
War's Alum Begs Regentschaft, die mich schreckte?
Der Mann war zu gewinnen, oder — wie
Der andre fortzuschaffen — Und Verrat —
Was wollt' ich, als um ihre Hand ich warb,
Damit denn andres, als nun Hastings will,
Und da ich schon ihr Herz verriet, warum —
(Nach einer Pause unwillkürlich.)
O pfui, pfui!
(Zusammenfahrend und ängstlich umherblickend.)
Halt! — Wer spricht da? — Wer
Belauscht mich? — Niemand! War ich's selbst — O mein
Gehirn ist wüst und meine Pulse fliegen!
Nicht, was ich will, mehr weiß ich, und was nicht! —

Siebente Szene.

Dyce. Die Begum.

Begum (rasch aus dem Hintergrunde auftretend).
Du bist zurück! — Doch wie, du siehst verstört
Und blaß? Dein Auge sucht den Boden? Sprich,
Was bringst du, Arthur?
Dyce (ihr das Papier hinreichend). Hier!
Begum (das Blatt entfaltend). Wie? Seh ich recht?
Ist's möglich?
Dyce. Staunst du noch, nachdem ich dir
Voraus doch sagte, was er fordern würde?!
Begum. Und Hastings gab dir dies Papier?
Dyce. Wer sonst?
Begum. Des Blattes Inhalt nicht, die Handschrift nimmt
Mich wunder! — Ist's nicht deine Hand und nicht

Erſt heut, vor Jahren ſchrieb ſie dieſe Züge,
Und heute ſendet Haſtings mir dies Blatt!
Dyce (für ſich). Ja ſo! Vergaß ich doch —
(Laut.) Das iſt es, das
Befremdet dich! Ich leugn' es nicht, ich ſchrieb
Den Aufſatz hier, und ſandt' ihn, Jahre ſind's,
An Haſtings, wie du weißt, ihn hinzuhalten:
Er ſucht' das Schriftſtück nun hervor, und da
Er's billigt —
Begum. Billigt er's?
Dyce. So ſoll es nun
Als Unterlage der Verhandlung dienen!
Begum. Dies Blatt hier? So! Und du, was rätſt du mir?
Dyce. Du weißt, wie ich von dieſem Bündnis denke!
Sich Haſtings hinzugeben iſt gefährlich,
Ihn abzuweiſen aber, fürcht' ich, bringt
Noch ſchlimmre Übel, bringt des Krieges Schrecken,
Bringt Drangſal, Not und Greuel der Verheerung!
Dich unter meines Namens Schutz zu ſtellen,
Verſchmähſt du; ſo bleibt nichts dir übrig als
Die Wahl nur zwiſchen zwei Gefahren! Wähle
Die kleinre denn, und geh das Bündnis ein!
Begum. Du alſo meinſt —
Dyce. Du unterhandelſt erſt,
Räumſt Zoll für Zoll dem Gegner nur das Feld,
Verwahrſt dich da und dort mit Vorbehalten,
Und kam's zum Abſchluß endlich, ſo erfüllſt
Du, was dir taugt, umgehſt, was läſtig, bis —
Begum. Bis er uns hat, wo er uns haben will,
Bis er — du ſelbſt haſt mich's gelehrt! — im Schein
Des Rechtes iſt, und wir im Unrecht, reif
Zur Ernte ſind, und morſch genug zum Falle!
Und ſo, ſo ganz dem Wort zuwider, das
Du geſtern ſprachſt, ſo kannſt du heut mir raten?
Dyce. Wer hätte nie zuweilen über Nacht
Des Beſſren ſich beſonnen? Soll's nur ich
Allein nicht dürfen?
Begum (nach einer Pauſe auf Dyce zutretend, die Hand auf ſeine Schulter legend; weich und ſanft). Dyce, verrätſt du mich?
Geſteh mir's, wenn du's tuſt! Weh dir und mir,
Wenn je von fremden Lippen ich's erführe!
Dyce. Alida, wie, du könnteſt an mir zweifeln?
Du, die mir Mutter, Schweſter, Weib zugleich,

Wem darfst du glauben noch auf dieser Erde,
Wem noch vertrauen, wenn nicht mir mehr mir?

Begum. Ja, du sprichst wahr! Wie du mir alles bist,
Muß ich dir's sein; ein Leben leben wir,
Und was wär' Wahrheit, wenn du mich verrietest?
Dank Arthur, Dank, nun hab' ich selbst mich wieder!
Nicht diesem Blatte hier, nicht deinen blassen
Verstörten Mienen, deinem scheuen Blick,
Dem Drang nur meines Herzens will ich glauben,
Nur dir vertrauen, deinen Rat sogar
Verwerfen zwar, doch nicht mehr ihn bezweifeln!
Denn was auch Hastings fordre, wie er drohe,

(Das Blatt zerreißend und ihm hinwerfend.)

Sieh, hier ist meine Antwort, bring sie ihm.

Dyce. Was tust du? Welche Fülle von Gefahr
Beschwörst du dir herauf? Auf wie viel Jahre
Verscheuchst von dieser Flur du Glück und Frieden?
O nimm das Wort zurück! Alida, laß
Mein Flehen dich bewegen!

Begum. Nein, frei will
Ich oder gar nicht in Serdhana herrschen!
Und sind dem Feind verkauft all' meine Diener,
Und will mein Volk die Knechtschaft, ich — ich will
Sie nicht.

Dyce. Der Macht Altenglands willst du trotzen,
Willst tollkühn wagen, was selbst Somru nie
Versuchte —

Begum. Nenn den Namen nicht! — Doch ja,
Laß heute seiner uns gedenken, daß
Sein Mut, sein Freiheitssinn belebend uns
Durchdringe! Laß uns seiner heut gedenken,
Daß doppelt freudig wir am Sohne sühnen,
Was Leidenschaft am Vater einst verbrach!
Für Nadir fechten wir, für unser Recht,
Und Gott und sein Prophet wird uns beschützen!

Dyce. Die Zeit der Wunder leider ist vorbei,
Und wehrlos mit der Übermacht sich messen —

Begum. Wehrlos? Wir sind nicht wehrlos! Kampfgeübt
Ist meine Reiterschar, und ins Gefecht
Selbst denk' ich sie zu führen! Du bist treu
Und Komoran ist tapfer! Längst im Süden
Des Losbruchs harrt der greise Heider Ali,
Und Assad Amru, der Mahrattenfürst,

Wenn ich Schirin ihm gebe, die er liebt,
Stößt morgen schon mit Tausenden zu uns,
Und Nachbarn reißt er mit und Stammgenossen!

Dyce. Was sagst du? Wie, Schirin — und — Assad Amru

Begum. Was hast du? Was bewegt dich? Arthur, rede!

Dyce (für sich). Schirin! Nur Ruhe, Fassung jetzt!
(Laut.) Vergib!
Betroffen siehst du mich! Ist's möglich denn?
Auf Assad Amrus Arm, des unverlässlich
Treulosen Führers räuberischer Horden
Baut deine Zuversicht, vertraut dein Hoffen!
Um Raub nur sicht er; laß dein Glück sich wenden,
Und seine Schar zerstäubt wie Spreu im Wind!

Begum. Drum geb' ich ihm Schirin, daß Liebe zähmend
In Fesseln lege seinen Wankelmut!
Doch hör' nur weiter, rings in Audh und Bohar,
In Beran und Benares gärt das Volk;
Laß mutig meine Fahne mich erheben,
Und scharenweise strömt die Menge zu!
Wir sind nicht wehrlos, Dyce! Vor einem Volk,
Das für sein Recht, für seine Freiheit kämpft,
Mag England selbst, das stolze England zittern!

Dyce (für sich). Ich muß! Schirin gilt's retten! Fahr' sie hin!

Begum. Was stehst du stumm und traumversunken! Auf!
Erwache, Träumer, zur entschloss'nen Tat!
Nach Assad Amru schick' hinüber; sende
Vor Nacht noch Boten ab an Heider Ali!
Zuvor ihm kommen, überraschen gilt's
Den Gegner! Auf denn, rüste, rege dich!
Ans Werk!

Dyce. Du weißt, dein Weg, wohin du gehst.
Ist meiner! Doch vergib, mir ist's versagt,
So rasch die Dinge mir zurecht zu legen!
Nach einer halb durchwachten Nacht verwirrt,
Betäubt mich dieser Wechsel der Geschicke,
Und nicht verhehlen kann ich's, ich bedarf
Der Einsamkeit, der Ruhe, mich zu sammeln,
Zu fassen, meiner selbst erst wieder Herr
Zu werden —

Begum. Arthur, wie, du meinst —
Laß morgen,

Dyce. Laß frischen Geistes erst ans Werk mich gehen!
Wozu dies Eilen auch, dies Überstürzen?

Auch morgen noch iſt Haſtings hinzuhalten,
Auch morgen kömmt der Bote noch ans Ziel!
Auf morgen denn! Erſchein' ich heut dir läſſig,
Verdien' dafür ich morgen doppelt Lob!
Vertrau mir, ich bin dein, dein jeder Zoll
Und jeder Herzſchlag! Doch genug für heut!
Den Reſt auf morgen, morgen!

(Er geht raſch im Hintergrunde ab.)

Begum. Morgen! Morgen!
Und geht und will nicht hören, und ſtürmt fort! —
Der Ruhe braucht er heut, um ſich zu ſammeln,
Und morgen will ans Werk er gehen, morgen
An Heider Ali Boten ſenden, morgen
Zum Kampf ſich rüſten, morgen alles ſein,
Was heut er nicht geweſen! Morgen! Morgen!
Was heute Glas, wird's morgen Demant ſein?
Wenn heut das Glück von geſtern wir begraben,
Erweckt vom Tod es uns der Morgenſchein?
Wir leben, fürcht' ich, in die Nacht hinein,
Und Nächte gibt's, die keinen Morgen haben!

(Während ſie ſich zum Gehen wendet, fällt raſch der Vorhang.)

Vierter Akt.

Vorhalle des Grabgewölbes Radſcha Somrus (nicht zu tief) von einer Hängelampe düſter beleuchtet; Wände und Gewölbe Stein. Rechts und links Eingänge aus Spitzbögen gebildet und mit dunkelfarbigen Vorhängen geſchloſſen. Im Hintergrunde ebenfalls ein Spitzbogen mit Gittertüren, durch welche man in dem innern Grabgewölbe den Steinſarkophag des Radſcha Somru erblickt. Im Vordergrunde links einige Kiſſen zu einer Art von Ruhebett aufgeſchichtet.

Erſte Szene.

(Die Begum tritt, auf Ayeſcha geſtützt, vom Sarkophage herkommend, aus dem Spitzbogen im Hintergrunde der Bühne hervor und ſchreitet langſam dem Vordergrunde zu.)

Ayeſcha (die Begum zu dem Ruhebette geleitend).
Nun ruhe hier! Du ſiehſt ſo müd', ſo blaß;
Wen auch erſchöpfte nicht dies Beten, Faſten,
Durch Tag und Nächte fortgeſetzt!

Begum (vor dem Ruhebette stehen bleibend, wie aus tiefen Gedanken erwachend).
Wo bleibt
Nur Komoran? Ich sah ihn nicht tagüber!
Ayesha. Kein Auge sah ihn, seit er heute früh
Von dir geschieden!
Begum. Seltsam, daß er mir
Nicht Kunde bringt, was Hastings ihm gewollt!
Was kann ihn ferne halten?
Ayesha. Willst du nicht
Zur Ruhe dich begeben? Nadir warf (Nach links zeigend.)
Da drinnen sich aufs Lager! Ruh denn auch!
Beginnt doch mit des Tages Grauen erst
Die Feier wieder, und dann weck' ich dich!
Begum (sich auf das Ruhebett niederlassend).
Nun ja, nur schaff' vorerst mir Komoran;
Ich will noch heut ihn sprechen!
Ayesha. Wohl, ich gehe;
Laß du indes dich süßen Schlummer laben!
(Durch den Eingang rechts ab.)

Zweite Szene.

Die Begum allein.

Begum. Schlaf! Ruhe! Meinen Schlaf nahm Somru mit
In seinen Sarg hinab! Mit seinem Tod
Erkannt' ich meine Schuld, mit seinem Tod
Zerbrach Serdhanas Macht, erlosch im Volk
Der letzte Funken selbstbewußter Kraft;
Entnervt, in dumpfer Knechtschaft aufgewachsen,
Gilt jedes Joch ihm gleich; der Briten Gold
Gewann die Edlen und verlockt die Menge!
Ich steh' allein, verlassen! Dyce hat recht;
Vergebens biet' ich Englands Macht die Stirne,
Und tönt Begeistrung auch mein Mund, mein Herz
Glaubt nicht an Sieg! — (Rasch aufstehend.)
Und dennoch kämpf' ich ihn,
Den heil'gen Kampf für meines Sohnes Rechte;
Und zögert Dyce und schwankt, und will sich morgen
Entschließen erst, ich laß' ihn nicht! — Für ihn
Warf ich den Schlaf, die Ruhe für ihn hin;
Ich halt' ihn, er ist mein! Er muß mit mir,
Vergeltend was am Vater wir verbrochen,
Für Somrus Kind, wär's auch vergebens, kämpfen!

Das ist der Weg, den Ehre, Pflicht, Gewissen
Ihn gehen heißen, und er soll, er muß
Ihn gehen —

Dritte Szene.

Die Begum. Nadir.

Nadir (der während der letzten Worte aus dem Seitenausgange links hervorgestürzt, nachdem er einige Augenblicke wirr umhergeblickt, rasch vortretend).
Mutter —

Begum. Wie, du bist's, mein Sohn?
Du wachst? Warum verließest du dein Lager?
Du solltest schlafen, Kind!

Nadir. Ich muß dich sprechen,
Zur Stunde sprechen —

Begum. Jetzt, bei tiefer Nacht?
Warum nicht morgen —

Nadir. Nein, er will's! Ich muß
Noch heut dir's sagen! — Hastings kam hier an —

Begum. Was hast du? Sprich, was starrt dein Aug' so wild?

Nadir. Er kam hier an, und du verweigerst, was
Er fordert, du willst Streit mit ihm beginnen,
Und Krieg im Land entzünden! Tu' es nicht!

Begum.
Du sprichst im Traum wohl? — Weißt du, was du forderst?
Nachgeben heißt in Hastings Netze gehen,
Und wehrlos seiner Willkür hin sich geben,
Heißt deine Heimat, heißt Serdhanas Volk
Bewußt ins Sklavenjoch der Briten beugen!

Nadir. Nicht hindern wirst du, was voraus bestimmt!
Es muß so kommen, sagt er! Unsre Zeit
Ist um, gezählt und voll sind unsre Tage,
Und herrschen wird der Fremde hier im Land!

Begum. Und wer, wer sagt das? Wer legte solche Worte
Auf deine Kindeslippen?

Nadir (halbflüsternd). Siehst du ihn
Denn nicht hier neben mir? Wie flehend mild
Sein Blick auf dir ruht! Siehst du's nicht?

Begum. Und was,
O Gram und Jammer, was denn soll ich sehen?

Nadir. Nun, Davenport, wen sonst?! Besucht er mich
Doch Nacht für Nacht, und lehrt mich wunderbare
Geheimnisvolle Dinge! Heute nur,
Heut kam er nicht so licht und hell wie sonst,

Nein, trüb und ernſt, und hieß mich Haſtings wegen
Noch dieſe Nacht dich ſprechen!

Begum. Du biſt krank!
Kind meines Herzens, ſammle, faſſe dich!
Laß nach dem Arzt mich ſenden, Hilfe rufen —

Nadir. Nein, Mutter, bleib! Er will nicht! Sieh, er zürnt,
Sein Auge flammt und droht! O hör mein Flehen!
Beginn nicht Streit mit Haſtings! Was er fordre
Gewähr es ihm! Er will Serdhana, gib
Es hin!

Begum. Unſeliger! Das Land, das dich
Gebar, dein Stammeserbe, das dein Vater
Mit ſeinem Blut verteidigt und beſchirmt,
Serdhana ſollt' ich Haſtings überliefern?
Ich, deine Mutter, ſollte deiner Macht
Und Herrſchaft dich berauben, heimatlos
Ins wüſte Weltgetrieb' hinaus dich ſtoßen?
Ich, nimmermehr! — Und tät' ich's, Somru ſtiege,
Dein Vater dort, aus ſeinem Sarg empor,
Und ſpräche: „Weib, ich gab dir einen Sohn,
Wie darf in deinem Haus der Fremde walten?"

Nadir. Der Vater, ſagſt du? Sieh, da iſt er ja,
Hier neben Davenport, und auch die andern
All meine Ahnen ſchweben um mich her,
Graubart und Blondkopf, holde Frauenbilder,
Und wie der Wind mit Schilf und Wellen ſpielt
Umrauſcht mich flüſternd ihrer Stimmen Chor:
„Zieh hin! Du ſollſt nicht herrſchen in Serdhana!
Ein Wandervogel ſollſt du überm Meer
Die Heimat ſuchen, in der Fremde ſoll
Vom ſiechen Leib dein freier Geiſt einſt ſcheiden,
Und hält Gewalt dich fern von deinem Ziel
Und will — Weh dir! — in Purpur hier dich kleiden,
So fällſt du, Nadir, wie dein Vater fiel!"

Begum. Du ſollſt nicht! Nein! In Schutt und Trümmer ſtürze
Das Traumgebäude meiner Hoffnung! Macht
Und Herrſchaft, Hoheit, Glanz und Reichtum, alles,
Fahr alles hin! Nur du, mein Kind, nur du,
Mein Nadir, lebe! Gib mir Antwort! Rede!
Erkenne mich, mein Kind!

(Sie umſchlingt ihn leidenſchaftlich.)

Nadir (wie vom Traum erwachend, mit plötzlich veränderter Stimme).
Wo bin ich nur?

Wie, hier bei dir? — Ich lag doch erst und schlief,
Und bin bei dir jetzt? — Wie nur kam ich her?
Begum. O Nadir! O mein Sohn!
Nadir. Du weinst? Ich sprach
Wohl wieder wirre, ungereimte Dinge,
Und tollen Sprunges wie ein scheues Füllen
Erging sich in der Irre wild mein Geist!
O weine nicht! Du weißt, was in mir brütet
Ist stärker als ich selbst, doch brach's heraus,
Und warf es Blasen erst, ist's auch vorüber!
Und dann gedenk, es ward ja besser schon
Und wird, hab nur Geduld, noch besser werden;
Gewiß, es wird! — Doch jetzt, leb wohl! — Ich bin
So müd'; mich friert und meine Kniee wanken;
Ich will zu Bett und schlafen! — Gute Nacht!

(Er geht langsam durch den Seiteneingang links ab.)

Vierte Szene.

Die Begum allein.

Begum (nach einer Pause).
O Jammer ohne Trost und ohne Hoffnung!
Zu welchem Los, ich Unglückselige,
Gebar ich ihn? — Umnachtet Täuschung lähmend
Die Regung seines Willens, seiner Kraft,
Verschüttet Wahn in seiner Seele Schacht
Den reichen Erzgang angeborner Güte,
Und trübt ihm der Gedanken klaren Quell —
Was ist sein Leben? — Not und Elend ist's!
Ist er der Herrschaft fähig? — Nein! — Und darf
Serdhana Heil von ihm erwarten? — Nein!
Und wofür kämpf' ich dann mit Hastings? Für
Dies Volk, das jede Rute küßt und wie
Den Rock den Herren wechselt? Für mich selbst?
Was ist mir Macht und Herrschaft, fehlt das Glück!
Wär's besser nicht, ich zöge übers Meer
Mit meinem Kind und ging von Arzt zu Arzt
Und sühnte, was am Vater ich verbrochen,
Um Heilung flehend für des Sohnes Geist!
Wär's besser nicht, ich würf' die Herrschaft hin,
Die mir verhaßt, die meinem Kind gefährlich,
Und lebte still verborgen, unbedroht
Von Feinden und Verrat, an Arthurs Seite
In dunkler Hütte sel'ge Tage hin,

Und gestern, heut' und morgen flöss' untrennbar
Und ewig Well' auf Welle sich erneuend
In einem frischen Strom der Wonne mir
Zusammen —

Fünfte Szene.

Die Begum. Komoran.

Komoran (der während der letzten Worte, eine Leuchte in der Hand, durch den Seiteneingang rechts eingetreten, nachdem er die Begum einige Zeit beobachtet, vortretend). Begum!

Begum (zusammenschreckend). Komoran, du hier?
Doch ja, ich rief dich! Sprich, was bringst du?

Komoran. Komm!

Begum. Wohin willst du mich führen? Rede hier!

Komoran. Komm, sag' ich!

Begum. Komm! Und wohin soll ich kommen? —
Was hast du? Sprich! — Dein Auge blitzt, wie das
Des Tigers, der auf Beute lauert; blitzt
Wie scharfer Stahl zum Meuchelmord gezückt;
Blitzt, wie ich nie es blitzen sah, als wenn —
Du Dyces gedachtest! — Denkst du seiner?

Komoran. Komm!

Begum. Du hättest, hört' ich oft, verlernt zu lächeln,
Und nun — Weh mir! — nun lächelst du, und Hohn
Und Schadenfreude spielt um deine Lippen,
Giftblumen gleich, die über Sümpfen blühen! —
Du weißt von Dyce! Was weißt du? Rede! Hast
Du gegen ihn Beweise? Hast du sie?
Beweise, daß er — meine Lippen beben,
Das Wort versagt mir —

Komoran. Komm und sieh selbst!

Begum (ihn messend, nach einer Pause). Wie
Dein Haupt, zu Boden sonst gesenkt, sich stolz
Emporhebt nun, wie deine Züge strahlen,
Wie frech sich deine Nüstern blähen! Tor,
Prahl nicht zu früh! Du magst beweisen können,
Daß Arthur Dyce die Begum von Serdhana
Getäuscht, verraten, daß er mit Gewalt,
Mit Trug und List in Hastings' Netz sie locken,
Ihr Land den Briten überliefern will!
Beweis' es nur, und du hast nichts bewiesen!
Was ist die Begum mir? Ein Diadem —

(Die Stirnbinde abnehmend und hinwerfend.)

Ich werf' es hin, wie dies! — Ein ſchwarzer Schleier —
Und ſieh, wie dieſen reiß' ich ihn in Stücke! — (Sie tut es.)
Argliſtiger Verleumder! Wenn du Dyce
Verderben willſt, beweiſe, daß er nicht
Die Begum, nein, daß er das Weib, daß er
Alida, die Geliebte, mich verraten,
Und kannſt du's nicht, ſo kriech zurück, Skorpion,
In dein Verſteck, bohr deines Haſſes Stachel
Dir ſelbſt ins Fleiſch und ſtirb am eignen Gift!

Komoran (nach einer Pauſe).
Genug der Worte! Komm!

Begum (zurücktaumelnd). Weh mir! — Ich ſterbe!

Sechſte Szene.

Die Vorigen. Ayeſcha.

Ayeſcha (die während der letzten Worte von rechts eingetreten).
Was geht hier vor? Was haſt du, Begum? Sprich,
Erzürnt dich Komoran?

Begum. Erzürnen? — Nein!
Er tritt mein Herz mit Füßen nur, er bohrt
Ein winzig armes Wort nur, eine Silbe —
Du öffneſt kaum den Mund ſie auszuſprechen —
Zehntauſendmal mir mordend in die Seele,
Er ſagt nur: komm! und: komm! und wieder: komm!

Ayeſcha. Allah Kerim! Mein Herzblatt, faſſe dich!
Und du geh, Komoran —

Begum. Nein, laß ihn bleiben!
Und ſag ihm dies noch: Wer die Löwin reizt,
Den faßt ſie und zerreißt ihn! Warn ihn, daß
Er grundlos nicht auf eitlen Anſchein hin
Mein Herz mit Ingrimm, Haß und Wut mir ſchwelle;
Denn raſt es erſt, ſo will's ſein Opfer haben,
Und täuſcht er ſich, ſo zahlt er's mit dem Kopf!
Das ſchwör' ich. Sag ihm das!

Ayeſcha. Es gilt dein Leben,
Bedenke denn die Antwort, Komoran!

Komoran. Mein Kopf ſitzt feſt, und keine Antwort als
Die eine hab' ich: Begum komm!

Begum (nach einer Pauſe mit Anſtrengung). Wohlan!
Ich folge, geh voran! — Ich taumle — Nacht
Umdunkelt mich! — Ayeſcha, deinen Arm!
Es iſt der Weg zum Tode, den ich gehe,
Und leb' ich noch die nächſte Stunde, nun

So leb' ich ewig! — Winkſt du uns? — Wir kommen!
Die Schritte zögern, aber nicht der Sinn;
Ich will die Wahrheit, fahr' das Glück dahin!

(Die Begum, auf Ayeſcha geſtützt, folgt Komoran, der die Leuchte erhebend durch den Seiteneingang rechts abgeht.)

Verwandlung.

Gartenſaal in indiſch-perſiſchem Geſchmack mit Gold- und Schnitzwerk reich verziert. Die Bühne in der Form eines halben Hexagons geſchloſſen. Rechts der Eingang, ein hufeiſenförmiger mit einem Vorhange verſehener Bogen; links gerade gegenüber ein ähnlicher Bogen, ebenfalls mit einem — NB. undurchſichtigen — Vorhang verſchloſſen. Im Vordergrunde rechts ein Tiſch, daneben ein divanartiger Ruheſitz. Nacht.

Siebente Szene.

(Der Vorhang rechts öffnet ſich; Komoran tritt ein, und bleibt, die Leuchte erhebend, am Eingange ſtehen, bis die Begum und Ayeſcha eingetreten ſind. — Halbe Beleuchtung.)

Komoran (vortretend und die Leuchte auf den Tiſch rechts ſtellend).
Wir ſind zur Stelle!

Begum. Wohin führſt du mich?
Wie, ſeh' ich recht? Hierher! Verhöhnſt du mich?
Was ſoll ich hier in dieſes Saales wohl-
Bekannten Räumen?

Komoran. Sehen, richten, ſtrafen!

Begum. Und Dyce, wo iſt er?

Komoran (nach links zeigend). Hier!

Begum. Hier, ſagſt du? Hier,
Wo einſt wir unſrer Liebe Schwüre tauſchten,
Wo meiner Reue Tränen ich geweint,
Wo jede Stelle heilig und geweiht,
Hier ſollt' er — Nein, du lügſt!

Komoran. So ſieh und glaube!

(Er öffnet raſch den Vorhang links, deſſen Hälften auseinanderfahrend, einen von einer Hängelampe hell erleuchteten Alkoven zeigen, in dem Dyce, auf einem Ruhebette hingeſtreckt, ſchläft, während Schirin, neben ihm auf einem Kiſſen kniend, ebenfalls in Schlaf verſunken, an ſeiner Bruſt liegt, ſo daß ihr Schleier und ſein Arm, der ihren Nacken umſchlungen hält, ihr Antlitz verbergen; neben ihnen auf dem Boden eine Hukka, eine Zither, und auf einem niedern Tiſchchen verſchiedene Trinkgefäße.)

Begum (zurücktaumelnd).
O Mächte des Himmels! Was ſeh' ich? Weh mir!

(Sie verbirgt das Geſicht in den Händen.)

Ayescha (hinzutretend und sie umschlingend).
Du sahst genug, zu viel! Was säumst du noch?
Komm, sag' ich, laß uns gehen!
Begum. Nein! Hinweg,
Du Törin! Ich will ganz mein Unglück sehen!
(Sie reißt sich los und stürzt gegen den Alkoven hin.)
Er ist's! Er ist's! Ein blühend Weib im Arm,
Umweht von ihrem Atem liegt er da!
Und ich — ich Unglückselige! — Wach auf!
Wach auf, Verräter, Lügner, Ungeheuer,
Wie einmal nur in solcher Hülle Trug
So schön und so verrucht die Welt es schaute!
Auf! Hörst du nicht, Unsel'ger? Du mußt sterben!
Komoran. Laß ab! Du weckst ihn nicht! Zu kräftig wirkt
Der Mohnsaft, den in Hukka und Pokal
Den beiden erst ich mischte! Vor dem Morgen
Verscheucht kein Rütteln und kein Ruf ins Ohr
Den Schlaf von ihren Wimpern! Sieh nur selbst!
(Er tritt an das Ruhebett, faßt den Arm, mit dem Dyce den Nacken Schirins umschlungen hält, hebt ihn empor und läßt ihn dann fallen, durch welche Bewegung Schirins Antlitz sichtbar wird.)
Begum (aufschreiend).
Schirin! Auch sie! Ist's möglich? Auch Schirin!
Wird alles, was umarmend je ans Herz
Ich drückte, mir zum Dolch, und schlägt mir Wunden,
Und ernt' ich Gift rings, wo ich Liebe säte? —
Wie fest sie sich in seine Arme drückt,
Die blonde Unschuld mit den Veilchenaugen,
Wie noch von Küssen ihr die Lippen triefen! —
(Sich wie mit Ekel abwendend und vortretend.)
Verflucht der Tag, da von der Mutter Leiche
Ich einst sie aufnahm, und verflucht die Träne,
Die Mitleid einst auf sie herabgeweint!
Ayescha (zu Komoran). Soll länger noch sie diesen Anblick schauen?
Was säumst du? Schließ den Vorhang, Komoran!
Begum (während Komoran den Vorhang schließt).
Das also, Dyce, war deine Liebe, das
Die Treue, die du mir geschworen, das
Der Lohn der Opfer, die mein Herz dir brachte! —
Ich war einst stolz und täuschte und betrog
Und log und heuchelte um deinetwillen;
Ich war einst treu, und brach um deinetwillen
Dem Gatten nicht die Treue, doch das Herz;

Ich war einſt keuſch und rein, und Somrus Witwe
Warf liebetrunken ſich in deine Arme!
Ich gab dir meiner Liebe vollſtes Maß,
Gab, was ich nur beſaß und was ich bin,
Gab Leib und Leben, gab dir alles hin,
Und du — du konnteſt für dies alles nichts,
Für ſo viel Liebe nichts — als mich verraten!

Ayeſcha. Du biſt bewegt, erſchöpft! Kaum Wochen ſind's,
Daß Fieber dir am Mark verzehrend nagte;
O ſammle, ſchone dich!

Begum. Sie freilich, ſie
Iſt jung und blühend, friſch und ſchön, und ich
Bin im Verwelken! Aber wer entfärbte
Die Roſen meiner Wangen!? Wer erſäufte
In Tränen meiner Augen Sternenglanz?
Wer ließ von Unruh', Vorwurf, Qual und Gram
Mir Furchen in die weiße Stirne pflügen?
Du warſt es, du! — Und du verſchmähſt mich nun?
Du kamſt und pflückteſt mich, die volle Roſe,
Die welke wirfſt du weg? Ein ander Weib,
Weil jünger, dünkt dir beſſer? — Heuchler, war
Ich dir denn nur ein Weib, nicht eine Seele?
War deine Neigung nicht bloß Trug, auch Schmach? —
Mir dunkelt's vor den Augen! — Welche Glut
In meiner Seele und kein Quell, der Troſt
Ihr labend ſprudelt, kein Gedanke, der
Ihr Kühlung zuweht, als der eine: Tod
Für Täuſchung, Leid für Luſt, Vergeltung, Rache!

Somoran. Noch mehr! Dies Blatt fand vorhin hier ich liegen,
Worin Dyce ſeinen Beiſtand Alum Beg
Verheißt, zu Gunſten deines Sohnes dich
Vom Thron zu ſtoßen! Seine Hand iſt's, ſieh,
Und deutlich klar der Inhalt —

Begum (mit einer abwehrenden Bewegung). Weg damit!
Das zählt nicht! — O, das hätt' ich ihm vergeben!
Das aber — dieſes Schlummern Arm in Arm,
Dies ſelig traut ſich ineinander Schmiegen,
Das brennt ins Mark! — Das kann ich nicht vergeben,
Und Gott kann's auch nicht!

Ayeſcha (zur Begum, die auf den Diwan ſinkt). Wie dein Auge rollt!
O weil' nicht länger hier! Komm, ſag' ich! Laß
Uns gehen, komm!

Somoran (vortretend). Nein, laß ſie bleiben noch,

Und erst mich hören! — Begum, dein Gebot,
Es ist erfüllt! Du kannst nicht zweifeln mehr,
Daß Dyce als Weib, als Fürstin dich verraten!
Willst nun du hören, was dein Gatte sterbend
Für dich mir auftrug?

Begum. Sprich! Was nicht als Rat
Mehr frommt, das fromm' als Buße! Sprich nur, sprich!

Komoran. Am Abend war's; das Kampfgetümmel schwieg,
Und bleich und blutend lag dein edler Gatte,
Den Tod schon auf den Lippen, mir im Arm.
Da flammt noch einmal auf sein brechend Auge,
Und sich ermannend ließ er mich vorerst
Mit heil'gem Eid in seine Hand ihn schwören,
Ich wolle treu mein lebelang dir dienen,
Ob's leicht, ob's schwer, ob lieb ob leid mir's wäre,
Ausführen redlich, was du auch beföhlest
Und vor Gefahr dein Kind und dich behüten,
Als wär' er's selbst —

Begum. Und du, du hieltst den Schwur!
Du freilich bist kein Gentleman, kein Brite!

Komoran. Dann hieß er mich vor Dyce dich warnen; denn
Er sei zweideut'gen Rufes, wie er jüngst
Vernommen, sei geächtet, heimatlos
Und wohlverdientem Strafgericht entflohen —

Begum. Das mocht' er sein, war er nur treu dafür!

Komoran. Er sei von außen glatt zwar, sagt er, doch
Von innen hohl, leichtsinnig, falsch und feig,
Geheimer Selbstsucht, schlauen Truges voll —

Begum. Das ist er, ja, und nebstbei treulos noch!

Komoran. Der Radscha sprach's und seine Stimme brach,
Dann sich erholend hub er wieder an:
„Umsonst, sie liebt ihn, weiß ich, liebt ihn doch,
Denn er ist schön und lügt und schwört und schmeichelt
Und wird nicht ruhen, bis er sie umgarnend
Verkauft an unsre Feinde, bis er sie
Getäuscht, verhöhnt, geplündert und verraten!"

Begum. So kam es, ja, so kam's!

Komoran. Der Radscha sprach's,
Jetzt aber plötzlich krampfhaft mich umklammernd.
Die Stimme schon erlöschend, haucht er hin:
„Und käm es dahin, schwör mir, es zu rächen,
In seinem Herzblut mich und sie zu rächen,
In seinem Herzblut, schwör mir's, Komoran!"

Er ſprach's, drückt meine Hand, und ging hinüber! —
(Nach einer Pauſe.)
Du hörteſt, ſo entſcheide nun! Du biſt
Getäuſcht, verraten! In Erfüllung ging
Des Sterbenden Vorausſicht, ſoll nicht auch
Der letzte Wunſch des Toten ſich erfüllen? —
Du ſchweigſt! Doch auch dein Schweigen ſpricht! Du wehrſt
Nicht mehr der Hand, die Somru rächt, den Weg
Zu ſeinem Herzen! — Seine Zeit iſt um,
Sein Los geworfen —
(Er eilt auf den Alkoven links und zückt den Dolch.)

Begum (aufſpringend). Halt! Zurück! Mein ſind
Die beiden!
(Nach einer Pauſe, auf den Brief zeigend, den ſie früher fallen ließ.)
Reich mir dort das Schreiben her!
(Das Blatt, das ihr **Komoran** hinreicht, überblickend.)
Wohl! Dies genügt! Und nun vernimm! Ich will
Die beiden hier nicht morden; richten will
Ich ſie, vor aller Welt ſie richten, ihn
Um Hochverrat, um freche Buhlſchaft ſie!

Komoran. Du willſt ſie richten, Begum? — Weißt du nicht,
Daß Dyce als Reſident der Kompagnie
Nicht deinem Richterſpruch erreichbar, nur
Dem Dolch der Rache! Vor Gericht ihn fordern,
Verriete deine Ohnmacht nur der Welt;
Denn was du auch verſuchteſt, was du böteſt,
Nie, weiß ich, duldet Haſtings, daß, mißachtend
Sein Kreditiv, an Dyce die Hand du legſt!

Begum. Auch er hat ſeinen Preis! Was ich ihm biete,
Wird Haſtings nehmen!

Komoran. Wie, ſo wollteſt du —

Begum. Ich will, daß du noch dieſe Nacht, gleich jetzt
Hinaus zu Haſtings eileſt, und für mich
Zwei Dinge von ihm forderſt: erſtens, daß
Er Dyce ſogleich des Dienſtes der Kompagnie
Entlaſſe, und noch heut mir Brief und Siegel
Darüber gebe —

Komoran. Schwärmt dein Geiſt? Du meinſt,
Er würde —

Begum. Ja, er wird! Dann forderſt du
Ein Jahrgeld ſo für mich, wie meinen Sohn;
Doch feilſch' und mäkle nicht, nimm, was er bietet!

Komoran. Ihr ew'gen Götter, wie —

Begum. Geht dies er ein,
So tret' ich in drei Tagen — merke wohl,
Nicht früher, später nicht als in drei Tagen —
Die Herrschaft in Serdhana, Land und Leute,
Wie sie Jahrhunderte mein Stamm besessen,
Der Kompagnie auf ew'ge Zeiten ab;
Geh hin und sag ihm dies!
Ayescha. Du siehst so blaß!
Du wankst, du taumelst! Weh, was ist dir?
Begum (auf Ayescha sich stützend). Nichts!
Der Geist ist frisch! Die Glieder nur sind störrig,
Und weigern ihren Dienst!
Komoran. Ist's möglich? Wie,
Aufgeben deiner Väter Machtbesitz,
Verschleudern an die Fremden wolltest du
Serdhanas segenstrotzendes Gefild,
Du, Somrus Witwe, seines Sohnes Erbe?
Begum (auf Ayescha gestützt mit Anstrengung).
Er kann nicht herrschen und ich will's nicht mehr,
Will nicht mehr diese Lüfte atmen, nicht
Die Stätte solcher Frevel mehr bewohnen!
Komoran. Und ich, ich sollt' um jenes Frevlers willen
Serdhana, dieses Kleinod Indiens,
Den blonden Räubern überliefern, ich,
Ihr grimmster Feind, ich, Somrus Waffenbruder,
Ein Kshatrya und Bramas Arm entstammt?
Begum. Umsonst nicht wirft uns Menschen das Geschick
Erfüllung unsrer Wünsche in den Schoß;
Mit Tränen nur erkaufen wir das Glück!
Bezahl auch du für deine Rache! Geh
Zu Hastings, geh —
Komoran. Ich, nimmermehr!
Begum (sich aufraffend). Ich will's
In Somrus Namen, Komoran, gehorche!
(Während Komoran sich abwendet, und das Gesicht in den Händen verbirgt, gegen den Alkoven links hingekehrt, mit zunehmender Erschöpfung.)
Und ihr — schlaft süß! Erweckt der Tag euch wieder
Steht schon ein andres Brautbett euch bereit;
Ein Lager, weich nicht eben, aber kühl —
Kühl wie der Frost, der mir zum Herzen kriecht —
Und einsam, still und dunkel — wie der Schatten,
Der dämmernd mir den Blick umwebt — und tief,
Tief wie des Meeres Grund — da senk' ich euch —

Hinab — hinab — (Zuſammenbrechend.)
Ich kann nicht mehr!

Ayeſcha. Sie ſinkt!
Helft, rettet!

Begum. Weckt ſie nicht! — Bringt ſtill mich fort
In mein Gemach — Still, ſag' ich, ſtill! — Hinab,
Hinab mit ihnen — weckt ſie nicht — hinab —
(Während ſie in Ayeſchas Armen auf den Boden hingleitet, fällt raſch der Vorhang.)

Fünfter Akt.

Schauplatz wie im erſten Akte: Tag: der Hintergrund der Bühne von den Trabanten der Begum beſetzt.

Erſte Szene.

Komoran und Clifford treten von rechts auf.

Komoran. Beſtellt ward deine Botſchaft! Wolle nun
Der Begum Antwort hier erwarten!

Clifford. Recht,
Ganz recht! — Dies iſt der Thronſaal, ſcheint's — Fürwahr,
So glänzend als geſchmackvoll! — Doch wozu
Mit Wachen ſeh' ich Tür und Tor beſetzt?

Komoran. Gericht zu halten denkt die Begum hier!

Clifford. Gericht zu halten? Wie, ſie hielte noch
Gericht, noch jetzt Gericht, nachdem heut nacht
Du Haſtings erſt eröffnet, ſie gedenke
Der Kompagnie Serdhana abzutreten?

Komoran. Du weißt davon und er verſprach doch —

Clifford. Pah,
Wer hat Geheimniſſe vor ſeiner Feder?
Und jetzt, in ihrer Herrſchaft letzten Stunde,
Jetzt will ſie richten noch? — Wär's beſſer nicht,
Sie ſchiede wie nach einem heißen Tag
Die Sonne, nicht verſengend mehr, nur leuchtend
Ins Meer hinabſinkt, ſegnend und geſegnet,
In Frieden von den Ihren, von Serdhana?

Komoran. Wie meinſt du das? Biſt du hierhergeſandt
Das Richteramt der Begum zu verkümmern,
Gewalt ihr anzutun? Hält Haſtings ſo,
Was ausbedungen, was mit heil'gem Eide
Beſchworen ward?

Clifford. Was sprichst du da? — Wer denkt
Daran, der Begum Rechte zu verkümmern!
Ich weiß nicht, was bedungen ward, und will's
Nicht wissen; ward jedoch bedungen, daß
Die Begum ungehindert bis zuletzt
In blut'ger Strenge hier noch walten dürfe,
Nun so erlaub mir, nicht für uns, für sie
Es zu beklagen! — Doch wer kommt da? Ei
(zu Dyce, der von rechts auftritt)
Willkommen, Dyce!

Zweite Szene.

Die Vorigen. Dyce.

Dyce. Wie, Clifford hier, und wohl
An mich gesendet?
Clifford (während Romoran bei dem Vortreten Dyces sich dem Hintergrunde zuwendet). Nicht an Sie! Ich kam
Die Begum zu begrüßen und ihr Hastings'
Besuch für diesen Morgen anzusagen!
Dyce. Besuchen? Hastings, sagen Sie, die Begum,
Da beider Wesen doch wie: Ja und Nein!
Sich ausschließt —
Clifford (mit Beziehung). Irrungen, die über Nacht
Bisweilen sich beheben!
Dyce. Meinen Sie?! —
Daß Hastings kömmt, erklär ich mir zur Not,
Die Begum aber, wenn ich recht sie kenne —
Clifford (wie oben). Wer kennt die Weiber recht? — Ich wette, sie
Empfängt ihn, Dyce!
Dyce. Mich wundert, muß ich sagen,
So sicher Ihrer Sache Sie zu sehen!
Clifford (wie oben). Und so aufs Haar mit Ihnen geht es mir;
Nur nimmt nebstbei auch andres noch mich wunder,
Nicht bloß die Wachen hier im Saal, auch draußen,
Wo nächst dem Gartenhaus ich Sklaven eben
Ein Grab austiefen sah —
Dyce. Ein Grab! Zunächst
Dem Gartenhaus?
Clifford. Und als ich fragte, wer
Wohl im Palast gestorben wäre, sprach
Der eine grinsend d'rauf, es würden hier
Zu Land' nicht Tode bloß begraben —

Wie,
Dyce. Nicht Tote bloß?
Clifford. Seltsame Antwort das?
Nicht wahr?
(Um sich verblickend, und da er Komoran mit einem eben eingetretenen reich gekleideten Diener im Gespräch begriffen sieht, Dyce einige Schritte beiseite führend, mit gedämpfter Stimme hastig und dringend.)
Dyce, Sie sind krank! Gewiß, Sie sind's!
Sie müssen krank sein, und ein Ritt ins Freie
Tät Ihnen besser, als hier still zu sitzen!
Drum frisch aufs Roß, wenn jetzt ich gehe, Dyce,
Und keck mit mir durchs Tor hinausgetrabt,
Ins Freie, hören Sie, ins Freie!
Komoran (vortretend, während der Diener, mit dem er gesprochen, abgeht).
Heil
Und Frieden wünscht dem Maharadscha Hastings
Die Begum, meine Herrin und willkommen
Mit Freuden nennt sie ihn, wie jeden Gast,
Der Treu und Glauben und ihr Hausrecht achtet!
So sprach sie, ehe Brahma deine Wege!
Clifford. Nun könnt ich gehen, meinst du? Wohl ich gehe! —
(Nach einer kurzen Pause leichthin.)
Begleiten Sie mich, Dyce?
Gern, bester Clifford! —
Dyce. Nur daß die Begum eben mich hierher
Beschieden, und da Hastings kommt —
Nun wohl!
Clifford. An mir liegt's nicht, verschlimmert sich Ihr Übel;
Der Morgenritt hätt' Ihnen wohlgetan!
Es sollt' nicht sein, und somit Hand geschüttelt
Und geb uns Gott ein fröhlich Wiedersehen!
(Er geht, von Komoran begleitet, rasch durch den Seiteneingang rechts ab.)

Dritte Szene.

Die Vorigen ohne Clifford.

Dyce (nach einer Pause). Was wollt' er nur mit seinem Morgenritt?
Wie seltsam sprach er nicht erst von den Wachen
Im Saale hier, dann von dem Grab zunächst
Dem Gartenhaus — Wie, hört' ich nicht einmal
Von einer Sklavin, die der Begum Vater
Lebendig hier begraben ließ? — Pah, Märchen!
Wär's nur ein Märchen auch, daß Hastings kommt;
Die Begum könnte — Herr mein Gott im Himmel!

Wenn beide sich verständigt hätten, wenn
Sie gegen mich — Wie wird so heiß mir plötzlich!
Mein Herz steht still, es stockt mein Atem! — Clifford
Ermahnte mich zur Flucht — und ich — Ihm nach!
Er soll mir sagen —

Komoran (der mittlerweile wieder eingetreten, sich ihm in den Weg stellend).
Halt! Wohin?

Dyce. Gib Raum!
Ich hab ein Wort mit Clifford noch —

Komoran. Zu spät!
So eben schloß das Tor sich hinter ihm!

Dyce. Gleichviel! Ich will, ich muß ihn sprechen —

Komoran. Nein!
Du sollst nicht! Bleib!

Dyce. Vermeff'ner, wagst du Halt
Mir, einem freien Britten, zu gebieten?!
Mit welchem Recht vertrittst du mir den Weg?

Komoran. Die Begum will's! Hier kömmt sie, frage sie!

Vierte Szene.

(Im Hintergrunde treten von links in feierlichem Zuge auf: Trabanten, dann die Jagirdars (Lehensträger) von Serdhana, hierauf Sklavinnen, und in der Mitte die Begum von Ayescha begleitet.)

Begum (bei Dyces Anblick sich abwendend, für sich).
Halt fest, mein Herz! Da ist er!
(Laut.) Komoran!
(Da dieser zu ihr getreten, halblaut fortfahrend.)
Geschah, was heute Nacht ich dir befohlen?

Komoran. Besorgt ist alles; Alum Beg in Haft
Gebracht, mit Wachen der Palast umstellt
Und ihnen aufgetragen, Hastings selbst
Mit mäßigem Gefolg nur einzulassen.

Begum. Wohlan, ans Werk denn!

Dyce (vortretend). Begum, höre mich!

Begum (mit einer abwehrenden Bewegung).
Nicht jetzt!

Dyce. Zu klagen hab ich —

Begum. Sorge nicht!
Zur rechten Stunde wird dein Recht dir werden!
(Sie steigt die Estrade hinan und läßt auf den Kissenthron sich nieder; Ayescha sitzt zu ihren Füßen; Komoran bleibt auf den Stufen der Estrade stehen, während Dyce in den Vordergrund rechts zurückweicht.)

Begum. Wenn heute, Lehensträger von Serdhana,

Mein Ruf euch hier verſammelt, fürchtet nicht,
Es werde zwiſchen eurem Recht und meinem
Der alte Kampf verderblich ſich erneuen:
Für immer Frieden biet ich euch vielmehr,
Und was ich ſonſt beharrlich euch verſagt,
Gewähr ich nun nicht halb, annähernd nur,
Nein, ohne Rückhalt, ganz, in reichſter Fülle!
Ihr wünſcht ſeit Jahren, weiß ich, laut die einen,
Die andern insgeheim, daß in ein Bündnis
Serdhana trete mit der Kompagnie;
Ihr grolltet mir, daß ich's bisher verſagt,
So tat ich denn zuletzt nach eurem Willen,
Nur geb' ich ſtatt den Bundgenoſſen euch
Den Herrn! Denn abgetreten hab ich, wißt,
Der Kompagnie das Erbe meiner Väter;
Drei Tage noch, ſo ſcheid ich von Serdhana,
Und fortan herrſcht der Brite hier im Land!

(Bewegung des Erſtaunens und der Überraſchung unter den Jagirdars.)

Dyce (für ſich). O meine Ahnung! Haſtings ſiegt — und ich —

Einer der Jagirdars. Verlaſſen willſt du uns!

Ein Anderer. Der Fremde ſoll
Nicht herrſchen in Serdhana!

Ein Dritter. Bleib bei uns!

Verworrene Stimmen.
Verlaſſ' uns nicht! Du darfſt nicht! Bleib bei uns!

Begum (ſich erhebend, zu den auf ſie Herandringenden).
Zurück! Kein Wort mehr! Schweigt! — Zu tief hinab
Ins Mark des Lebens ſchau ich euren Seelen,
Als daß mich Worte täuſchten! Ihr ſeid feig!
Wie ihr den Kampf, den ich euch zugemutet,
Den heil'gen Kampf für Recht und Freiheit ſcheut,
Wie Furcht euch jenes Bündnis wünſchen ließ,
Das allen Knechtſchaft brachte, die's geſchloſſen,
So faßt euch Furcht nun vor dem neuen Herrn,
Und zagend wünſcht den alten ihr zurück!
Umſonſt! Ihr ließt von mir, ſo ließ ich euch!
Buhlt nun und kriecht um eurer Dränger Gunſt,
Und fühlt euch wohl in dumpfer Knechtſchaft Frieden;
Ich ſchüttl' euch ab wie Staub von meinem Kleid.
Drei Tage Herrſchaft ſind mir noch beſchieden
Und dann fahrt hin für Zeit und Ewigkeit! —
Jetzt aber, will ich, ſeid noch Zeugen, wie
Zum letztenmal mein Herrſcherrecht ich brauche.

Undank zu züchtigen, schleichenden Verrat
Zu strafen! (Sich wieder setzend.)
Komoran! der Richter harrt,
Wo sind die Schuldigen?

Dyce (während Komoran sich dem Hintergrunde zuwendet, für sich).
Ihr Auge glüht,
Und ihre Lippe zuckt! — Mich faßt's wie Schwindel —
Jetzt Kühnheit, oder alles ist verloren! (Vortretend.)
Ich, Begum, führe Klage, höre mich!

Begum (nach einer kurzen Pause, dumpf).
Geduld, auch deine Stunde kömmt!

Fünfte Szene.

Die Vorigen. Schirin, Trabanten.

Dyce (nach dem Hintergrunde blickend, wo auf Komorans Wink die Menge auseinanderweicht, und Schirin in schmuckloſem weißem Gewande mit gelöstem Haar, von einigen Trabanten begleitet, auftritt, für sich).
Weh mir!
Schirin!

Begum. Hierher, Schirin! Tritt näher! Senkst
Du scheu den Blick? Du zagst wohl, zarte Blume,
Dein Antlitz all den Männern hier zu zeigen?
Wie, oder nicht? Bist du nicht mehr so scheu,
Du Bayaderenkind?

Schirin. Erhabne Herrin!

Begum. Du warst zu schüchtern zwar erst letzthin noch
Ein Lied mir vorzusingen: doch es wächst
Gar seltsam dir der Mut im Dunkeln, will
Man wissen —

Schirin. Herrin, wenn du zürnst, so sprich,
Daß Reue mein Vergehen sühne —

Begum. Wie,
Bereuen wolltest du, daß du so früh,
Der Mutter Spur wetteifernd nachgefolgt,
Bereuen all der Nächte Wonnetaumel,
Die selig du im Gartensaal verträumt —

Schirin (in die Knie sinkend und das Antlitz in den Händen verbergend)
Weh mir! Erbarmen!

Begum. Dein Vergehen sühnen!
Mit diesen Tränen etwa, Heuchlerin?
Wie, waschen Tränen schwarzen Undank weiß,
Und heilen sie den Riß in meinem Herzen,
Und träufen sie der Unschuld Veilchenduft

Dir wieder in die luſtentweihte Seele?!
Nein, du biſt reif, und Ernte will ich halten! —
Hier ſteht ſie! Blickt ſie an, ihr alle! Seht,
Ich nahm ſie auf von ihrer Mutter Leiche,
Statt ſie ins Grab der Toten nachzuwerfen;
Ich liebte ſie, und hielt ſie wie mein Kind,
Und dafür ſtach ſie mich ins Herz, die Schlange! —
So ſei, was dort verſäumt ward, jetzt getan;
Hinweg mit ihr! Es gähnt zunächſt der Schwelle
Des Gartenhauſes, das ſo wohl ſie kennt,
Ein offnes Grab! Hinein mit ihr, lebendig
Hinein mit ihr und Erde über ſie!
Das ſei dein Brautbett, Kind der Bayadere!
Und nun hinweg mit ihr!

Schirin (aufſpringend). Weh mir! Entſetzen!

(Sie ſtürzt, während einige Trabanten gegen ſie vortreten, auf Dyce zu und umſchlingt ihn krampfhaft.)

Hilf, Arthur, rette mich!

Dyce (für ſich). Mut, ſprach ſie, ſtürmt
Den Himmel, nun ſo gib mir Mut, Verzweiflung!

Begum (von der Eſtrade niederſteigend, zu den Trabanten, die zögernd ſtille ſtehen). Was ſoll dies Zögern! Greift ſie, reißt ſie fort!

Dyce (den Degen ziehend). Halt, ſag ich! Wer nicht bluten will, zurück!

Begum. Was ſoll das? Wagſt du Dyce mir Trotz zu bieten,
Und darfſt du meine Sklavin mir entziehen?
Wie, oder willſt du —

Dyce. Nichts, als Zeit dir gönnen,
Daß Überlegung, Maß, Beſonnenheit
Nach milderem Geſetz ihr Urteil fälle!

Begum. Mein Wille iſt Geſetz hier! Sie muß ſterben!
Ergreift ſie, ſag ich —

Dyce. Nein, ſie ſollen nicht!
Serdhana darf, wird nicht mit blut'gen Händen
Dich ſcheiden ſehen! — Nein, du wirſt vergeben!
Zu weich, zu edel, weiß ich, fühlt dein Herz
Als daß dein Zorn ſie doppelt treffen könnte,
Weil dir der wahrhaft Schuldige entgeht —

Begum. Entgeht er mir, der wahrhaft Schuldige?
So! Biſt du des gewiß?

Dyce. Die Begum denkt
Zu groß, mit Meuchelmord ſich zu befaſſen;
Sie iſt gerecht, übt ihre Herrſcherpflichten,
Und weiß nichts von Alidas Schmerz und Zorn —

Begum. Doch auch von ihrer Schwäche weiß sie nicht;
Sie sinnt nicht Meuchelmord, sie richtet aber,
Sie wirft hier diesen Brief an Alum Beg
Dir vor die Füße, überführt dich, stumm
Erbleichenden Verbrecher, tückischer
Aufwieglung ihres Volkes zum Verrat,
Und wie um freche Buhlschaft diese sie
Verurteilt, so um Aufruhr und Empörung
Verdammt sie dich und tritt dich in den Staub!
So tut die Begum, denn Alida, wisse,
Alida weiß nicht mehr von dir!

Schirin (halblaut zu Dyce). Weh uns!
Blut flammt ihr Aug', Tod starren ihre Züge!

Dyce. Du sagst mir harte Worte, doch zum Glück
Sind's Worte nur! Du weißt so gut wie ich,
Ich bin nicht deiner Herrschaft untertan,
Ich steh ein freier Mann dir gegenüber;
Ich bin der Resident der Kompagnie,
Und jedes Haar auf diesem meinen Haupte
Schirmt Englands Macht —

Begum. Dich schirmte Englands Macht!
Es stößt dich aus; wie eine falsche Münze
Verleugnet's dich! Du bist nicht heilig mehr
Und unverletzlich, nicht mehr Resident
Der Kompagnie! Entlassen deines Dienstes,
Entkleidet deiner Würden stehst du hier,
Ein Fremder, nein, ein Feind, und Feinde schlägt
Man tot!

Dyce (den Degen fallen lassend). Entlassen — Hastings —

Begum. Komoran,
Reich ihm das Schreiben Hastings', daß er's glaube!

Dyce (mit zitternden Händen das von Komoran ihm dargereichte Blatt erfassend).
Entlassen — seine Hand — o Trug der Hölle!
Verloren bin ich —

Begum. Fühlst du, daß du's bist?!
Erlahmt dir die beredte Zunge jetzt,
Und wo so warm du um Erbarmen erst
Für ihre Schuld gefleht, versagt das Wort
Dir für die eigne nun? Wie, oder ahnt
Dein Herz, es sei vergebens? Und so ist's!
Dein Urteil ist gefällt, dein Los geworfen!
Verräter an der Fürstin wie am Weib,

Du ſollſt nicht, einſt nach England heimgekehrt,
Dich deiner Argliſt rühmen! Du mußt ſterben!

Schirin (der Begum zu Füßen ſinkend).
Nein, ſchone ſeiner! Laß mein Leben dir
Genügen! Ich allein bin ſchuldig; ich
Umgarnte ihn! Ich war es, die, ſein Herz
Verwirrend, ihn von dir gewandt; ich riß
Zu Trug und Treubruch und Verrat ihn hin;
Mich treff' dein Zorn, mich töte, Begum, mich!

Begum. Du hätteſt — nein, du kleine, bunte Natter,
Du biſt nicht von der Klapperſchlangen Art;
Dein Blick betäubt, dein Hauch vergiftet nicht,
Du warſt der Räuber nicht, nur ſeine Beute!
Genug! Hinweg mit ihnen! — Oder iſt
Hier einer, redet, der mir Unrecht gäbe,
Als hätt' den beiden ich zuviel getan,
Der trete vor! (Kurzer Trommelwirbel außer der Bühne).
Rings alles ſtumm! — Nun denn,
So tu dein Amt, Brautführer Komoran,
Lenk feſtlich dieſen blaſſen Paares Schritte
Zum Brautbett hin zunächſt dem Gartenhaus;
Zwing ſie hinein, ob ſie verſchämt ſich ſträuben,
Zwing ſie hinein, und Erde über ſie! —
Hinweg mit ihnen! Greift ſie, führt ſie fort!

(Sie tritt in den Vordergrund links und ſteht in ſich gekehrt, ohne an den nächſten Reden teil zu nehmen.)

Schirin (den Trabanten, die ſich in Bewegung ſetzen, entgegeneilend).
Hier bin ich, nehmt mich hin! — Flieh, Arthur, flieh!

Komoran (der ſich indeſſen unbemerkt dem halb bewußtlos daſtehenden Dyce genähert, die Hand auf ſeine Schulter legend).
Komm, folg mir!

Dyce. Nein! Zurück! Ich will nicht ſterben!

Komoran. Fort, ſag ich —

Dyce. Nein, du ſollſt nicht, Scherge — Weich
Zurück! — Wo iſt mein Degen — Rettet, helft!
Iſt hier kein Herz, das menſchlich fühlte?! —

(Er wird während dieſer Rede mit Schirin von Komoran und den Trabanten allmählich in den Hintergrund der Bühne zurückgedrängt.)

Schirin (aufſchreiend). Gnade!
Erbarmen, Begum!

Begum. Gnad' euch Gott, ich nicht!

Sechste Szene.

Die Vorigen. Clifford. Hastings. Gefolge.

Clifford (außer der Bühne).
Zurück! Gebt Raum! Platz für Sir Warren Hastings!
(Die Menge weicht zurück, der Vorhang des Seiteneinganges rechts öffnet sich, und Hastings, begleitet von Clifford und einigen andern englischen Offizieren tritt ein.)

Dyce (schon in die Tiefe des Hintergrundes zurückgedrängt).
O Klang von Himmelshöhen! Freundesstimmen!
Hinweg ihr Schurken, laßt mich —
(Er reißt sich los und stürzt bis zu Hastings vor.*)
Ja, Sie sind's,
Ein Retter, Sir, im Drange der Gefahr
Mich zu beschützen, kommen Sie! Mein Blut,
Mein Leben liegt in Ihren Händen —

Hastings. Wie,
Sie fühlten in Serdhana sich so sicher,
Und wären in Gefahr jetzt, Mister Dyce?

Dyce. O rechten Sie nicht ungroßmütig jetzt
Um eitler Worte Klang! Ans Leben will
Die Begum mir, sie zeiht mich des Verrats,
Sie will mich töten lassen — nein, noch mehr,
Lebendig will sie mit dem Mädchen dort,
Lebendig mich begraben lassen! — Braucht
Es mehr? Sie werden, müssen mich beschützen!

Hastings. Wie könnt' ich das? Sie sind nicht mehr im Dienst
Der Kompagnie, Sie sind ein Fremder hier
Und dem Gesetz Serdhanas unterworfen!
Die Begum, weiß ich, ist gerecht und pflegt
Schuldlose nicht zum Tode zu verdammen;
Und sind Sie schuldig, nun so büßen Sie,
Ich darf's nicht hindern, und ich werd es nicht.

Begum (für sich). Der Preis war hoch, doch er hält Wort dafür

Dyce. Ist's möglich, Sir? Sie sind ein Mensch, ein Christ,
Und sprechen so zu mir, zu einem Briten,
Der Englands Fahnen folgte, der durch Jahre
Der Kompagnie gedient —

*) Stellung.

Romeran.

Schirin. Dyce.

Begum. Hastings.

Ayesha Clifford.

Hastings. Sie taten so,
Nur daß Sie eins verschweigen, wie Sie's taten!
Dyce. Verschweigen? — Nein! Ich will nicht leugnen, Sir,
Ich täuschte Sie, ich hielt Sie hin, ich wollte
Der Begum Hand gewinnen, wollte selbst
Hier herrschen — Strafe muß dafür mir werden.
Wohlan denn, fordern Sie, wie jüngst Sie drohten,
Als Flüchtling von der Begum mich zurück!
Welch Los auch in der Heimat meiner harre,
Aus dieser Drachenhöhle nur, nur aus
Der Begum Händen retten Sie mich, Sir!
Begum (für sich). O er ist Fäulnis bis ins Mark hinab,
Und ich, ich liebt' ihn, ich Unselige!
Hastings. Ich bin hier machtlos! Kein Vertrag besteht,
Der mich berechtigt, Sie zurückzufordern,
Und Ihre Schuld ist's, daß er nicht besteht!
Sie wollten's so und büßen nun dafür!
Dyce. Sie könnten mich in meiner Not verlassen,
Ein Brite einen Briten? Nimmermehr!
Ein Wort von Ihnen rettet mich! O wenn
Sie Bitten je bewegt, so hören Sie
Die meinen! Fühlt mit mir Verzweifelndem
Hier niemand Mitleid? Clifford, sprechen Sie
Für mich! — Erbarmen, Gnade!
Hastings. Gnade, Dyce,
Kann Ihnen nur der Begum Huld gewähren!
Zu ihr denn um Erbarmen flehen Sie;
Ich kann Sie nur bedauern, nicht beschützen! —
Kein Wort mehr, meine Antwort haben Sie!
Dyce. Zur Begum um Erbarmen flehen? — Nein!
Such, wer da will, im Wüstensand nach Quellen
Und hoffe Rückkehr aus des Löwen Höhle;
Ich glaub an keine Wunder! Hängt von ihr
Mein Leben ab, so weiß ich, ich muß sterben!
(Vortretend und sich allmählich der Begum nähernd.)
Wohlan, es sei! — Ich kam nach Indien
Und wollte hier, was alle hier wir wollen,
Reichtum erwerben, Ans'h'n, Herrschaft, Macht! —
Ich setzte alles dran, Gewissen, Ehre
Und Leben, Begum! — Ich verlor das Spiel
Und werf dir nun die Karten vor die Füße!
Ich spielte falsch, das weißt du. Doch du weißt
Nicht alles noch, du kennst mich nur zur Hälfte.

Mit Wort und Blick umgarnt' ich dich, und du,
Du ließeſt nur zu gläubig dich berücken —

Begum (das Angeſicht in die Hände verbergend, halblaut).
Weh! Zuckt kein Blitz zerſchmetternd mir herab!

Komoran (vortretend zu Dyce).
Genug der Worte! Komm!

Dyce. Geduld! Laß erſt
Mein Teſtament mich machen, daß der Begum
Das köſtliche Vermächtnis nicht entgehe,
Das längſt mein Wunſch ihr zugedacht! — Alida,
Gedenkſt du noch des Frühlings unſrer Liebe?
Im Herzen mein, bewahrteſt du gleichwohl
Gewiſſenhaft dem Gatten deine Treue;
Er aber haßte und verfolgte mich,
Und dacht mich aus Serdhana zu entfernen!
Da trieb mich Liebe, denn nur Liebe war's,
An die Mahrattenfürſten mich zu wenden —

Begum. Entſetzlicher! Was ſchwebt auf deinen Lippen?
Du hätteſt die Mahratten —

Dyce. Ja, ich gab
Die Stunde ihnen kund, um welche Somru,
Wie ſelbſt du arglos plaudernd mir vertraut,
Durch jenes Dſchungels Dickicht kommen würde!
Was dort geſchah, du weißt es, und du weißt,
Wie weich ſeitdem du mir im Arm geruht,
Und nie geahnt, daß ich, dein Arthur, dir
Zum Witwenſtand verhalf, und dich dir ſelbſt,
Der Freiheit wiederſchenkte —

Begum. Nein, du lügſt!
Es iſt nicht, kann nicht ſein! Du lügſt, mußt lügen.

Dyce. Du irrſt! Ich ſtand im Buſch und hörte, wie
Dein Gatte ſterbend Komoran empfahl,
Er ſoll vor mir dich warnen, ſoll dein Kind
Und dich behüten, und, verriet ich dich,
In meinem Blut es rächen!

Komoran (die Hand am Griffe ſeines Dolches). Hörteſt du's?
So hörteſt du wohl auch, daß ich geſchworen,
Erwieſeſt du dich falſch, wie eine Kröte
Dich zu zertreten — (mit gezücktem Dolch auf ihn eindringend)
Und ſo ſtirb, du Hund!

Dyce. Stoß zu! Das wollt' ich —

Begum (die bisher in der heftigſten Aufregung wie bewußtlos dageſtanden).
Halt! Mir deinen Dolch,

Mir reich' ihn her! — Ich will es, Komoran!

(Nachdem ihr Komoran, nach einem Moment des Zögerns, den Dolch gereicht und zurückgetreten, mit zitternder Stimme.)

Blind sind wir Menschen alle! Leidenschaft,
Nur fremde Schuld erkennend, nicht die eigne,
Führt alle von der Wiege bis zum Sarg
In Nacht uns hin, bis uns die Wahrheit zeigend
Ein Blitzstrahl Gottes plötzlich sie erhellt!
Zwei Schuldige nur meinte ich zu finden,
Als heut hierher ich kam Gericht zu halten,
Dies blasse Kind und jene bunte Schlange,
Und eine dritte sind ich nun, mich selbst,
In ihrer Mitte!
Dich, Schirin, die nur
Sich gegen mich verging, dich darf ich richten!
Du tatest mir, wie ich an Somru tat;
Vernimm dein Urteil: Ich vergebe dir!
Zieh hin! Erinnerung sei deine Strafe!

Schirin (kniend). O meine gnäd'ge Herrin —

Begum. Diesen hier,
Mit dem mich Schuld in einem Netz verstrickt,
Der frevelnd mich verraten, der in Blut,
In kostbar edles Blut die Hände tauchte,
Ihn darf nicht ich, ihn muß ein andrer richten,
Daß nicht für Rache der Betrogenen
Des Mörders wohlverdiente Strafe gelte!
Willst du es übernehmen, Hastings?
Willst du, Serdhanas künft'ger Herr, mir schwören,
Nach brit'schem Rechte seine Tat zu ahnden,
Als hätt' er sie an einem deines Volks
Begangen?

Hastings. Ja, ich will's! In Englands Namen.
Bei meiner Ehre schwör ich dir's!

Begum. Hab Dank!
Und nun, nun ruf ich dich vor mein Gericht,
Dich Somrus Gattin, dich Alida, die
Vom leuchtenden Rubin sich abgewandt,
Die rote Glut der Kohle zu ergreifen,
Dich, die betört von weicher Stimme Flüstern,
Verwirrt vom Zauber eines Schlangenblicks,
Verratend und verraten, unbewußt
Den Gatten in des Mörders Hand geliefert
Und die — die Zunge bebt es auszusprechen —

Die trunken in des Mörders Arm geruht,
Dich will ich richten, Unglückſel'ge! — Du
Vergaßeſt deine Pflicht wie deine Würde,
Du ſtehſt vor deinem Kind mitſchuldig da
An ſeines Vaters blut'gem Ende; Reue
Verzehrt und Vorwurf foltert dich, und Scham
Und Selbſtverachtung brennen dir im Herzen;
Was ſuchſt du in der Welt noch, die dich haßt,
Bei deinem Kind, das zürnend dich verachtet,
Im Leben, das dir Qual und Gram und Not?
Hinweg mit dir! Tod heißt dein Urteil, Tod,
Und ſo vollzieh ich's — (Sie durchſticht ſich mit dem Dolch.)

Komoran. Weh, was tuſt du?

Ayeſcha (in deren Arm die Begum zurückſinkt und langſam zur Erde niedergleitet). Helft!
Sie taumelt, ſinkt —

Clifford. O blutig raſche Tat!

Haſtings. Das hätt' ich nicht erwartet!

Schirin (der Begum zur Seite hinkniend). Herrin! Mutter!

Begum (in Ayeſchas Armen ſich erhebend).
Haſtings, denk deines Wortes!

Haſtings. Sorge nicht!
Dyce wird ſein Recht empfangen! Bringt ihn weg!

Siebente Szene.

Die Vorigen. Nadir.

Nadir (während Dyce in Begleitung eines engliſchen Offiziers nach rechts abgeht, aus der Mitte hervorſtürzend).
Was iſt geſchehen? Mutter! Meine Mutter!
Du bluteſt —

Begum. Ström' es hin, dies heiße Blut,
Und waſch von Vorwurf rein es meine Seele!
Ich hab erlebt, was nicht zu überleben:
Wir müſſen ſcheiden! Nadir, ſei ein Mann!

Nadir. O Mutter, warum tateſt du mir das?

Begum. Frag nicht: Warum! Und wenn du's einſt erfährſt,
Gedenk, wie ich gebüßt, wie ich dich liebte! —
Dir, Komoran, empfehl' ich Somrus Sohn!
Vertrau' ihm, Nadir! Schwöre mir, du willſt
Auf ſeinen Rat, auf ſeine Warnung hören,
Als ſpräche ſie mein Mund!

Nadir. Ja, Mutter, ja!

Begum. Mein Leben flieht! — Ein Wort noch für Serdhana! —

Haſtings, du ſiehſt, ich räume dir den Platz
Noch vor der Stunde, die bedungen war:
Gewähr dafür mir eine letzte Bitte!
Walt' milde und gerecht hier in Serdhana,
Bedrücke nicht ſein Volk, ein Volk von Kindern,
Zu zahm zum Trotz, zu ſchwach zum Widerſtand —

Haſtings. Was möglich, wird geſchehen! Sei getroſt!

Begum. Hör nicht die Stimmen, die dort überm Meer
Nur Gold und wieder Gold von dir begehren:
Denn eben die, für die wir Unrecht tun,
Die wählt der Himmel, es an uns zu rächen!
Laß dich — mein Beiſpiel warnen — Sieh dich vor!
Meine Auge trübt ſich — Nadir, deine Hand —
Wenn Sünde — ſegnen darf — ſo ſei geſegnet —
Denk meiner und vergib — vergib — (Sie ſinkt ſterbend zurück.)

Haſtings (gedankenvoll vor die Begum hintretend, um die Ayeſcha, Schirin, Nadir und Komoran in einer paſſenden Gruppe verſammelt ſind).
So endet
Ein ſtarker Wille und ein klarer Geiſt,
Wenn Leidenſchaft vom rechten Pfad ihn reißt! —
Sie iſt hinüber! — Clifford, ſorgen Sie,
Daß auf Serdhanas Zinne, das nun unſer,
Sogleich man Englands glorreich Banner pflanze!

(Während Clifford nach der Mitte abgeht, fällt raſch der Vorhang.)

Druck von Heſſe & Becker in Leipzig.

Friedrich Halms
ausgewählte Werke

in vier Bänden.

Herausgegeben und mit Einleitungen verſehen

von

Anton Schloſſar.

Mit drei Bildniſſen, einem Briefe und einem Gedichte als Handſchriftenproben.

Vierter Band.

Inhalt: Die Marzipanliese. — Die Freundinnen. — Das Haus an der Verona-Brücke.

Leipzig.
Max Heſſe's Verlag.

Einleitung.

Die hohe Begabung Friedrich Halms für eine ihm scheinbar fern liegende Dichtungsart, für die Novelle, ist erst nach dem Tode des Dichters, als Emil Kuh aus dessen Nachlasse „Erzählungen" (als 11. und 12. Band der Werke 1872) herausgab, bekannt geworden. Allerdings ist im Jahrgange 1856 der von K. Gutzkow geleiteten „Unterhaltungen am häuslichen Herd" die Novelle „Die Marzipanliese" erschienen, allein sie wurde, wie ja so ziemlich jedes Werk, welches in einer Zeitschrift erscheint, weniger beachtet. Sonst war an erzählenden Stücken von Halm nichts bekannt geworden. Und doch hatte er schon 1826 bis 1828 eine Novelle: „Das Auge Gottes" verfaßt, deren Anlage und Ausführung dieselbe weit über die zu jener Zeit üblichen Almanachnovellen erhebt und die schon auf diesem Gebiete seinem Talente das beste Zeugnis ausstellt. Ebensowenig wie diese wurde die 1860 verfaßte Erzählung „Die Freundinnen" früher gedruckt, welche gleichfalls ein Kabinettsstück deutscher Novellistik bildet. 1867—1869 beschäftigte sich Halm wieder mit einer Erzählung, welche leider unvollendet geblieben ist, aber selbst in dem erhaltenen Bruchstücke große Kunstfertigkeit verrät.

Wie der Dichter es verstanden hat, nach gebotenem Stoffe denselben wirkungsvoll erzählend zu gestalten, ihn präzis und klar vorzuführen, durch die indirekte Rede gewaltigen Eindruck hervorzubringen, erweisen „Die Freundinnen", noch mehr aber tritt dies in den meisterhaft gelungenen andern ebenfalls hier aufgenommenen zwei Erzählungen hervor. Zu diesen beiden bot der langjährig zu Halm in engsten Beziehungen gestandene Faust Pachler den Stoffumriß und die Anregung. Der „Marzipanliese" liegt eine wirkliche Begebenheit zugrunde, welche Pachler von seiner Mutter erfuhr und dem Dichter Halm mitteilte. Die Ermordung einer alten Frau durch einen beim Magistrate angestellten Beamten, die Flucht des Mörders nach Ungarn, sein Eintritt in ein Geschäft und seine Liebe zur Tochter des Geschäftsherrn, endlich die Verbergung und Versperrung des Geliebten im Keller, die plötzliche Erkrankung des in ein Nervenfieber verfallenden Mädchens und der Tod des Geliebten durch Verhungern im Keller entspricht den Tatsachen. Was Halm daraus geschaffen, zeigt seine Erzählung.

Aber auch „Das Haus an der Veronabrücke" erscheint in der Hauptsache nach Mitteilungen Faust Pachlers entworfen, der sogar die handelnde Person selbst gekannt hat. Ein älterer Mann hatte

sich nach Pachlers Bericht mit einer jungen Italienerin vermählt, mit der aber bald darauf ein junger hübscher Mann ein Liebesverhältnis anknüpfte. Der Gatte, auf Kindersegen hoffend, der ihm nicht beschieden zu sein schien, duldete, obwohl er seine junge Frau liebte, dieses Verhältnis, aus dem er sich die ersehnte Nachkommenschaft versprach. Freilich riß sich nach einer Reihe von Jahren der jüngere Mann los und wollte sich mit einem Mädchen vermählen, das aber bereits verlobt war. Darauf geriet er in das Netz einer verheirateten Kokette, deren Gatte aus Eigennutz das Treiben beider duldete. Da starb der alte Gemahl der ersten Geliebten, ihre Hand wurde frei, sie war noch jung, schön und reich. Der Jüngere aber konnte sich aus den neuen Banden jener Frau nicht losmachen und fühlte keine Neigung mehr für die junge Witwe. Nach Jahren starb er und vererbte sein Vermögen jener, die ihn zuletzt gefesselt hatte, während die verwitwet gebliebene wahnsinnig wurde. Diesen Bericht Pachlers verband Halm mit einigen Personen und mit manchem Teile der Handlung in Machiavellis bedenklichem Lustspiele „Mandragola", und schuf aus dem Ganzen 1862—1864 „Das Haus an der Veronabrücke", indem er die Handlung, welche nach Pachler gar nicht in Venedig vorging, dahin verlegte und den Stoff mit dem geschaffenen italienischen Lokalkolorit in feiner dezenter Weise zu bearbeiten wußte.

Die englische Quelle zu der Erzählung „Die Freundinnen" ist das Werk von Thomas Carte: „A history of the life of James Duke of Ormonde from his birth in 1610 to his death in 1688" (London 1736). Emil Kuh führt die kurze Stelle, welche dem Dichter Halm die Anregung zu den „Freundinnen" daraus gegeben hat, in seiner Einleitung zu dem erwähnten Nachlaßbande der Erzählungen im Originaltext an.

Alle novellistischen Stücke Halms weisen ein ernstes, oft düsteres, unheimliches Gepräge auf; ein fatalistischer Zug macht sich darin bemerkbar. Aber die Gestalten treten überall plastisch hervor, die Handlung fesselt stets, die Zeichnung der landschaftlichen Umgebung ist vorzüglich ausgeführt. Das ganze Leben und Treiben Venedigs tritt uns in „Haus an der Veronabrücke" vors Auge, dieses alte Haus, das nie existiert hat, glaubt man in der Lagunenstadt selbst gesehen zu haben. Ähnlich sind auch die Schauplätze der übrigen Erzählungen mit bewundrungswürdiger Anschaulichkeit geschildert.

Die Marzipanliese.

Zu Weßprim in Ungarn lebte in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts kurze Zeit nach dem Abschlusse des Szathmárer Friedens ein Kaufmann, namens Paul Horváth, in Wohlstand und Fülle des Gedeihens. Er besaß vor den Toren der Stadt ein großes Haus mit tiefen Kellern und geräumigen Vorratskammern, die gleichwohl zur Aufbewahrung der Berge von Ballen, Fässern und Kisten, die sie aufnehmen sollten, oft kaum hinreichten; denn zunächst mit dem Umsatze von Tüchern beschäftigt, die er aus Steiermark und Kärnten bezog, betrieb Horváth nebenbei auch einen ausgebreiteten Handel mit Wein und Getreide. Das Bestreben, sein Geschäft in Schwung zu bringen, und das Bedürfnis, vorteilhafte Handelsverbindungen anzuknüpfen; hatte ihn in frühern Jahren genötigt, sich bald hier bald dort auf Märkten und Messen herumzutreiben, und ihn nach Venedig, in das Deutsche Reich, bis nach Holland geführt, so daß die Erziehung seiner einzigen Tochter Crescenzia und die Verwaltung seines verwaisten Haushalts monatelang der alten Margit, einer Base seiner verstorbenen Frau, überlassen blieb. Später sah er sich dieser Anstrengungen überhoben; sein Ruf wie sein Wohlstand waren fest begründet, und Käufer wie Verkäufer, die er sonst hatte suchen müssen, pochten nun an seine Tür; mit Ausnahme einiger Tage, die er jährlich auf dem Michaelismarkte zu Ofen zuzubringen pflegte, mochte er nun in seinen eigenen vier Pfählen in Bequemlichkeit sein Geschäft betreiben, seine Tochter vom Kinde zur blühenden Jungfrau heranwachsen sehen und in heiterer Behaglichkeit die dem Ungar angeborene Tugend der Gastfreundschaft so glänzend und freigebig üben, als Neigung und Klugheit ihm geboten; denn in jenen Tagen waren bei dem Mangel zureichender Verkehrsmittel und entsprechender Unterkunft die Handelsleute darauf angewiesen, in ihren Geschäftsfreunden auch Gastfreunde zu finden, und in dem Hause des reichen Horváth, unmittelbar an der Straße gelegen, die

Ofen mit Gräß und Maraſdin verbindet, fehlte es weder an häufigem Zuſpruch noch an freundlichem Willkomm.

Eines Tages hatte Horváth einem ſeiner Gäſte auf der Straße nach Stuhlweißenburg bis gegen Palota hin das Geleite gegeben und fuhr nun in ſeinem leichten einſpännigen Wagen, dies und jenes erwägend, wieder ſeinem Wohnorte zu. Er ließ eben vorſichtig und bedächtig, wie er war, ſein Rößlein eine kleine Anhöhe im Schritt hinangehen und hüllte ſich feſter in ſeine Bunda — denn es war ein rauher Herbſtabend und aus der *Richtung von Börös-Berény* pfiff der Seewind ſcharf und ſchneidend vom Balaton herüber, — als er an der Einmündung eines Seitenwegs in die Hauptſtraße einen jungen Menſchen gewahrte, deſſen Haltung auf den erſten Blick ebenſo entſchieden tiefe Erſchöpfung und Niedergeſchlagenheit ausdrückte, als der Schnitt ſeiner abgenutzten und ſtaubbedeckten Kleidung ihn als einen Nichtungar kundgab. Er ſaß hart am Wege auf einem halbverſunkenen Grenzſteine; neben ihm lag ein Knotenſtock, ein kleines Bündel und ſein Käppchen, während ſeine langen fahlblonden Haare, vom Herbſtwinde hin und her getrieben, die feinen, gefälligen Züge ſeines blaſſen, abgezehrten Antlitzes bald zeigten, bald verbargen und ſeine graublauen Augen wie in gedankenloſem Trotze trüb vor ſich hinſtarrten. — „Da, heb' auf, Junge!“ rief Horváth, indem er in die Taſche griff und ihm ein Geldſtück hinwarf. Der Burſche fuhr bei dem Anrufe in die Höhe; ſeine erſte Bewegung war auf Flucht gerichtet, die zweite ein haſtiger Griff nach ſeinem Knotenſtocke; als er aber das Geldſtück gewahrte, ſchien er ſich wieder zurechtzufinden; er ließ den Stock niedergleiten und ſank wieder auf den Stein zurück. „Zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben!“ ſagte er und ſchleuderte die vor ihm liegende Münze mit einem Fußſtoß in den Staub der Straße hinaus. — „Eszem adta!“ rief Horváth, indem er die Zügel anhielt, und fügte dann zornig in deutſcher Sprache hinzu: „Iſt Er ein Millionär? Oder iſt Ihm kaiſerliche Münze zu ſchlecht, um ſie aufzuheben? Will Er Antwort geben, Landſtreicher?“ Der Jüngling wechſelte die Farbe und ſchoß einen ſcheuen, ſtechenden Blick voll feindlichen Ingrimms nach dem Sprechenden; aber er ſchien Gründe zu haben, ſich zurückzuhalten, denn er biß ſich in die Lippen und verſetzte nach einer Pauſe mit gepreßter Stimme: „Ich will kein Almoſen! Ich will ein Unterkommen, ich will Arbeit finden!“ „Pah, Arbeit,“ rief Horváth, „mit den feinen, zarten

Händen! Was für Arbeit will er damit verrichten?" Der Jüngling richtete sich empor und erwiderte mit verächtlichem Lächeln und dem sichtlichen Gefühle geistiger Überlegenheit, mit der Feder sei mehr Arbeit zu verrichten als mit der Holzaxt; er sei des Rechnens und der Buchführung kundig; er spreche und schreibe zwar nicht Ungarisch aber Deutsch, Wälsch und Latein und verstehe sich auch noch auf andere nützliche Dinge. Horváth hörte die zuversichtlichen Worte mit beifälligem Kopfnicken an und warf nach kurzem Besinnen die Frage hin, wie er heiße, was er bisher getrieben und ob er Zeugnisse seines Wohlverhaltens habe? Der Fremde stockte eine Weile, aber bald gesammelt berichtete er mit geläufiger Zunge, er heiße Franz Bauer, sei aus Wien gebürtig, habe dort bei einem Advokaten serviert, diesen aber verlassen, um sich in der Welt umzusehen; in Fünfkirchen sei er schwer erkrankt und durch Diebstahl seiner Zeugnisse und des besten Teils seiner Habe beraubt worden; gestern sei er über den Plattensee herübergekommen und sitze nun hier und wisse sich nicht Rat noch Hilfe. Horváths Beifallnicken hatte sich während dieses Berichts mehrmals in ein bedenkliches Kopfschütteln verwandelt, aber das gefällige Äußere des Fremden schien seinen einfachen Sinn bestochen zu haben. „Gut," sagte er endlich, „ich will Ihm für heute nacht Herberge geben und morgen, wenn sich zeigt, daß Er arbeiten kann und will, soll sich auch das Unterkommen finden! Sitz' Er auf!" Und damit rückte er in die Ecke des Wagensitzes, ihm Platz zu machen. Der junge Mann bedachte sich einen Augenblick und musterte mißtrauisch scheu die offenen, ehrlichen Züge des Kaufmanns; dann warf er Bündel und Knotenstock in das Korbgeflecht am Hinterteil des Wagens und schwang sich an Horváths Seite, der nun sein Rößlein die Anhöhe hinunter rasch auf Weßprim zutraben ließ.

Am nächsten Morgen, als Horváth dem jungen Manne zur Probe eine der vielen Rechnungen vorlegte, die zu seiner großen Verlegenheit durch den vor einigen Wochen erfolgten Tod seines Buchhalters in Unordnung geraten waren, zeigte sich bald, daß Franz Bauer den Verstorbenen nicht nur an Richtigkeit der Auffassung, Gewandtheit und Scharfsinn, sondern auch an Kenntnissen weit übertraf, so daß Horváth sich auf der Stelle der Dienste des jungen Mannes zum Abschluß der unvollendeten Rechnungen und zur Aufarbeitung der in Briefwechsel und Buchführung erwachsenen Rück-

ſtände verſicherte. Die Löſung dieſer Aufgaben konnte beiläufig ſechs Wochen in Anſpruch nehmen; allein der Eifer, den Franz in der Erfüllung der übernommenen Pflichten bewährte, und die Leichtigkeit, mit der er die verwickeltſten Geſchäfte gleichſam ſpielend bewältigte, ohne daß ſeine Arbeiten dabei an Gehalt und Genauigkeit auch nur im mindeſten verloren hätten, machten ihn ſeinem Dienſtgeber bald ganz unentbehrlich.

Schon nach Verlauf eines Monats ſchlug Horváth dem neuen Hausgenoſſen vor, die Stelle ſeines Vorgängers mit allen damit verbundenen Ehren und Genüſſen bleibend einzunehmen, und legte ihm die Annahme ſeines Antrags ſo nahe, daß es dem jungen Manne ein Leichtes geweſen wäre, durch ſcheinbare Weigerung auch noch höheren Anſprüchen Geltung und Gewährung zu verſchaffen. Allein Franz war zu klug, um für einen kargen Gewinn in der Gegenwart vielleicht für alle Zukunft an Gunſt und Vertrauen verlieren zu wollen. Er nahm Horváths Antrag als unverdiente Huld und Ehre demütig-dankbar an und pries ſich hochbeglückt, fortan dauernd einem Hauſe angehören zu dürfen, deſſen Mitglieder ihm insgeſamt mit ſo freundlichem Wohlwollen, ſo herzlicher Teilnahme entgegenkämen.

Der Schreiber Ferencz, wie er nun nach ſeiner Beförderung genannt wurde, war wirklich in kürzeſter Zeit der Liebling aller Hausgenoſſen geworden. Schon in den erſten Tagen nach ſeiner Ankunft hatte er allmählich den menſchenſcheuen, argwöhniſch-finſtern Trotz, mit dem er zuerſt aufgetreten war, gegen ein ſanftes, leidendes Weſen, gegen eine ſtille, ſchüchterne Freundlichkeit und das rührende Beſtreben vertauſcht, jedermann in jedem Wunſche zuvorzukommen und allen Dienſte zu leiſten, ohne je welche für ſich in Anſpruch zu nehmen. Die Regentin des Hauſes, die alte Margit, wußte er durch ſeine ungewöhnliche Frömmigkeit, durch die laute Anerkennung der Vortrefflichkeit ihrer Haushaltung, vor allem aber durch die dankbare Bereitwilligkeit einzunehmen, mit der er bei ſeinen häufig wiederkehrenden Augenleiden die unerſchöpfliche Fülle ihrer Heilmittel über ſich ergehen ließ; die Knechte des Hauſes machte er ſich teils durch kleine Geſchenke, teils durch die Wärme geneigt, mit der er ihre Bitten um Urlaub oder Zulage bei ihrem Dienſtherrn befürwortete; die Mägde aber beſtach er durch freundliches Grüßen, beſcheidenes Lobpreiſen ihrer Reize und durch die ſchwermütig klagenden Töne, die er in ſchönen Mondnächten, am Brunnenrande hingelehnt, ſeiner

Flöte zu entlocken wußte. Czenczi, die Tochter des Hauses, war es, der er sich von allen zuletzt, aber nicht minder erfolgreich, näherte.

Das erste Auftreten Ferencz' hatte einen abstoßenden Eindruck auf das siebzehnjährige, einfach schlichte Mädchen gemacht; es war ihr unheimlich in seiner Nähe, sie fürchtete sich vor dem starren Blicke seines hellblauen Auges, aber die Lobeserhebungen des Vaters, das gefällige Äußere, das feine Wesen des jungen Mannes verwischten bald diesen ersten Eindruck; die Berichte der Mägde und der Base Margit von der Niedergeschlagenheit, dem sichtlichen Kummer des armen Schreibers gewannen ihm allmählich in demselben Maße ihre Teilnahme, als die von allen Seiten gepriesene Fülle seiner Kenntnisse ihre beneidende Bewunderung erregte. Bei allem Reichtum Horváths war nämlich der Unterricht, den Czenczi in jenen Tagen in einer Landstadt Ungarns empfangen konnte, weit hinter den Wünschen des Vaters wie der Tochter zurückgeblieben; vor allem war ihre Kenntnis der deutschen Sprache äußerst mangelhaft, und diesen Umstand wußte Ferencz zu benutzen, um auch nach dieser Seite hin seine Stellung zu befestigen. Sein Anerbieten, ihr in seinen freien Stunden in dieser Sprache Unterricht zu erteilen, wurde von Horváth mit Beifall, von Czenczi mit Entzücken angenommen, ja diese letztere bestand darauf, ihrem Lehrer dafür die Elemente der ungarischen Sprache beizubringen. Der wechselseitige Unterricht begann und wurde von den jungen Leuten, die sich anfangs nur notdürftig verstanden, mit so ungewöhnlichem Erfolge fortgesetzt, daß Czenczi schon nach einigen Monaten der Base unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertrauen konnte, daß die Braut des armen Ferencz ihn treulos verlassen und einen andern geheiratet habe; daß er darüber verzweifelnd in die weite Welt gegangen und erst jetzt wieder so weit sei, der Stimme der Vernunft Gehör zu geben und Trost anzunehmen; ein Bericht, der, mit seltsamer Unruhe und häufigem Erröten vorgetragen, eine weltkundigere Zuhörerin als die alte Margit über die Person der Trösterin und die Art und Weise der Tröstung wohl kaum in Zweifel gelassen hätte.

Indessen hatten die raschen Fortschritte des Schreibers Ferencz in der Gunst der Hausgenossen dem Glücklichen im stillen einen Feind erweckt, der allmählich hervortretend ihn aus der siegreich eingenommenen Stellung wieder hinauszudrängen oder ihm doch die Ausbeutung derselben bedeutend zu erschweren drohte. Dieser Feind

war Antal, der Schaffner des Hauses. Sei es, daß Ferencz ihn zu geringer Aufmerksamkeit gewürdigt hatte, oder konnte Antal, aus der Marmarosch gebürtig und ein Ungar mit Leib und Seele, es nicht verschmerzen, dem verhaßten „Schwaben" eine Stelle vertraut zu sehen, zu deren Übernahme er selbst früher sich unfähig bewiesen hatte, genug, er scheute keine Mühe, jedem Schritt des Schreibers nachzuspüren, und es gelang ihm auch mit dem Scharfblicke des Hasses Bemerkungen zu machen, die, vergiftet durch die Folgerungen des Argwohns und mit der Beredsamkeit der Mißgunst verbreitet, allerdings geeignet waren, seinem Gegner Verlegenheiten aller Art zu bereiten. Vor allem wußte Antal hervorzuheben, daß die Duplikate der Zeugnisse, die dem Schreiber zu Fünfkirchen gestohlen worden, von Wien nicht eintreffen wollten, wobei er nicht verfehlte, zugleich auf den seltsamen Umstand hinzuweisen, daß die heftigen Anfälle von Kopfgicht und Augenleiden, denen der Schreiber unterworfen war, und die ihn jedesmal nötigten, sein Antlitz mit Binden und Schirmen aller Art zu umhüllen, ihn fast regelmäßig an den Tagen heimzusuchen pflegten, an denen Handelsfreunde des Herrn aus Steiermark oder Kärnten im Hause zu Gaste wären; ja, er behauptete, Beweise in Händen zu haben, daß Ferencz die Augenwässer, Salben und Kräutersäckchen der Base Margit, wie sehr er deren Heilkraft auch rühme, meist ungebraucht, wie er sie empfangen, beiseite werfe.

Aber auch noch von anderer Seite her bemühte sich Antal, den beneideten Günstling ins Gedränge zu bringen, indem er ganz unverhohlen sein Erstaunen, ja seine Entrüstung äußerte, daß ein so gewiegter, weltläufiger Mann wie Herr Horváth seine einzige Tochter und Erbin mit einem von der Straße aufgelesenen, so ganz „unvorhergesehenen" Menschen, wie der Schreiber wäre, stundenlang in einer Sprache verkehren lasse, die den übrigen Hausgenossen mehr oder weniger unverständlich sei; so viel wäre wenigstens gewiß, daß die Wangen Czenczis nach solchen Zusammenkünften mit dem schönsten Scharlachtuch in dem Warenlager ihres Vaters an Farbenpracht wetteifern könnten, während Ferencz, wenn er seine Schülerin verließe, nicht anders einhergehe, als sollte er nächstens Paladin oder gar König von Ungarn werden. Solche Äußerungen pflegte er mit häufigem Kopfschütteln und bedauerndem Achselzucken zu begleiten, oder sie mit einigen Sprichwörtern, als: „Der Bock tauge nicht zum

Gärtner", „Fette Bissen wären leicht verschlungen" und „Gelegenheit mache Diebe", zu beschließen, und so laut und so unablässig wiederholte er allerorten diese und andere Redensarten, daß sie endlich auch zu Horváths Ohr drangen. Dieser jedoch, durch Antals Benehmen über alles Maß hinaus verletzt und aufgebracht, stellte sich mit höchster Entschiedenheit auf die Seite des verdächtigten Ferencz und wies laut und öffentlich alle gegen ihn gerichteten Beschuldigungen als schändliche Verleumdungen von sich. Ferencz hatte seinem Dienstherrn in der Gegenwart zu schlagende Beweise seiner Uneigennützigkeit und Redlichkeit gegeben, als daß dieser an dessen Rechtlichkeit in der Vergangenheit hätte zweifeln können. Ebenso widersinnig erschien dem leichtsinnig gutmütigen, in das Wesen der Dinge selten tief eindringenden Manne die Annahme, seine Tochter könne sich mit einem solchen hergelaufenen wildfremden Menschen in einen Liebeshandel einlassen.

Weit entfernt, durch Entlassung des Schreibers jede Möglichkeit der Fortdauer eines solchen Verhältnisses abzuschneiden, besorgte er vielmehr, eben dadurch einesteils den von Antal verbreiteten Gerüchten einen Anschein von Begründung zu geben, andernteils sich selbst ohne Not eines vortrefflichen, nicht leicht zu ersetzenden Arbeitsgehilfen zu berauben. Um Czenczis Ruf vor Verleumdung sicherzustellen, erschien es ihm genügend, den jungen Leuten die Fortsetzung des wechselseitigen Unterrichts zu untersagen, und so unterbrach er eines Tags die Lehrstunde, wies den Schreiber dahin zurück, wohin er gehöre, nämlich in die Schreibstube zu seinen Büchern, verbot seiner Tochter allen ferneren Verkehr mit dem flötenspielenden Betteljungen, legte dem mit Entlassung bedrohten, in tiefster Zerknirschung um Gnade flehenden Antal ewiges unverbrüchliches Stillschweigen auf, und alles war abgetan. Die jungen Leute, die erst ganz vernichtet schienen, fanden sich, ehe man es erwarten konnte, in den ihnen aufgelegten Beschränkungen zurecht und gaben sich, wenn nicht heiter, doch gefaßt und ruhig; Antal knurrte und murrte innerlich, ballte die Fäuste in der Tasche und fletschte die Zähne gegen die Wand, und Horváth, dem keine Verdächtigung weiter zu Ohr kam, und der nichts Ungebührliches mehr bemerkte, ließ allgemach die Dinge, die er glücklich in das richtige Geleise gebracht zu haben glaubte, wieder ruhig nach wie vor ihren Gang nehmen.

So waren zwei Jahre verflossen; ein schöner Herbst lag über

dem Lande, und in wenig Tagen sollte der Michaelimarkt zu Ofen beginnen, den Horváth jährlich zu besuchen pflegte. Zwei Frachtwagen mit seinen Tüchern waren auch diesmal schon dahin abgegangen und der Kaufmann gedachte ehestens seiner Ware nachzufolgen. Es war Mittag; den Schreiber hatte Horváth Gelder einzukassieren ins Kloster nach Bakony-Bél gesandt, und er selbst kramte unter Papieren und Warenmustern, als Antal, der Schaffner, in die Schreibstube trat und die Anrede des Herrn erwartend, demütig an der Tür des Gemachs stehen blieb. Antal hatte vor einigen Wochen eine für seine Verhältnisse nicht unbedeutende Erbschaft gemacht und infolgedessen Herrn Horváth seine Dienste gekündigt, um in seiner Heimat selbst einen Kramladen zu eröffnen. Seine Dienstzeit war abgelaufen, das Wägelchen, das ihn heimwärts führen sollte, stand vor der Tür, und er war nun gekommen, Abschied von dem Manne zu nehmen, der ihm durch zehn Jahre ein mitunter ungebärdiger und auffahrender, aber bei alledem ein wohlwollender und freundlicher Herr gewesen. Horváth hatte die Feder weggelegt und war auf den nicht eben mehr jungen, aber von Kraft und Gesundheit strotzenden Burschen zugeschritten, der durch ein seltsames Zucken in seinen offenen Zügen und durch ein krampfhaftes Drehen des wohlgewichsten Schnurrbarts unverkennbar heftige innere Bewegung verriet. Als nun Horváth in gewohnter Gutmütigkeit die Hand auf seine breite Schulter legte, ihm für die guten Dienste, die er ihm geleistet, für Redlichkeit und Treue, die er ihm durch lange Jahre bewiesen, freundlich dankte und bedauerte, daß er trotz aller Abmahnungen, statt in seinem Hause bessere Tage abzuwarten, sich in so mißlicher Zeit auf seine eigenen Beine stellen und sein Glück im Handel versuchen wolle, da rollten große Tränen über Antals braune Wangen. „Herr," stieß er schluchzend heraus, „ich weiß, es kann mein Unglück sein, daß ich gehe und gewiß werde ich's nirgends mehr so gut haben, als ich's bei Euch hatte, aber ich muß fort! Gott straft mich; weil ich zur Unzeit Ungebührliches ins Blaue hineinschwatzte, darf ich nun zur rechten Zeit das Notwendige nicht sagen, und zusehen kann ich auch nicht mehr, oder mir drückt es das Herz ab!" „Was sieht Er denn," rief Horváth, den die Erschütterung des Burschen anzustecken begann, „und warum muß Er es verschweigen?" — „Ich muß! Ich muß!" versetzte Antal, indem er sich mit der mächtigen Hand vor die Stirn schlug, „ich habe im Zorn meine Seele dem Teufel

verſchworen, wenn noch ein Wort über meine Lippen käme, das einen hier im Hauſe beträfe; ich darf nur eins," fuhr er fort, indem er die Hände faltete, „bitten, bitten darf ich Euch, macht die Augen auf und ſehet den Weg, den Ihr geht! Schafft Rat, da es noch Zeit iſt! Denkt nach, warum der hübſche Kis Sándor zu jung und der wackere Barna László zu alt war, Euer Schwiegerſohn zu werden! Denkt nach, nehmt Euer Herz in die Hand und Gott — ſegne Euch!" und damit küßte er ſchluchzend dem Herrn die Hände und den Saum des Kleides und fuhr zur Tür hinaus.

Horváth ſtand betroffen und von Staunen und ungewiſſer Angſt wie gelähmt; als er, wieder zur Beſinnung gekommen, Antal nacheilte, war dieſer längſt auf ſein Wäglein geſprungen, hatte mit Zunge und Peitſchenknall das Geſpann angetrieben und flog von Staubeswirbeln umhüllt in echt ungariſchem raſenden Jagen der Heimat zu.

Spät am Abend desſelben Tages, als die Dämmerung längſt hereingebrochen war, kehrte der Schreiber Ferencz in ſeinen Szür eingehüllt, einen ſchweren Geldſack unter dem Arm, von Bakony-Bél zurück. Die heller als gewöhnlich durch das Küchenfenſter herleuchtende Flamme des Herdfeuers und ein ihm unbekannter Knecht, der ein paar ſichtlich ermüdete Roſſe pfeifend im Hofe herumführte, damit ſie langſam ſich abkühlten, ließen ihn bald gewahren, daß ein Gaſt im Hauſe wäre. Er ſtand eine Weile unſchlüſſig unter dem Torweg; als er aber ſpäter den Burſchen, die Pferde in den Stall weiſend, ein luſtiges „Schnadahüpfl" anſtimmen hörte, ſtampfte er unmutig mit dem Fuße und wandte ſich dann haſtig einem dunklen Gange zu, der vom Torwege zur Küche führte. Das Raſſeln und Klirren eines mächtigen Schlüſſelbundes und trippelndes Pantoffelklappern verkündete ihm bald die Nähe der Baſe Margit, die er eben ſuchte und die er demütig mit einem Handkuß begrüßend um die Gefälligkeit erſuchte, den Geldſack an ſeiner Statt dem Herrn zu überbringen und ihm zu ſagen, ſeine Aufträge ſeien ausgerichtet; denn ihn habe wieder ſein Kopfrheuma gepackt, er fröſtle und wolle zu Bett! „Ei wo denkt Er hin, mein Sohn," verſetzte die Alte, „Er will nicht zum Abendeſſen kommen, und wir haben Beſuch, den Herrn Steidler, den reichen Hammerherrn aus Mürzhofen, der nach Ofen zum Markte will! Und ich ſollte dem Herrn den Geldſack bringen und mich ausſchelten laſſen, wenn ich ihm die Auskünfte nicht geben kann, die er verlangt? Zu Bette gehen! Zu Tiſche ſoll

Er geben und ſich zuſammennehmen, wie es einem jungen Burſchen geziemt, das ſoll Er!“ Auf dieſe und ähnliche Vorſtellungen erwiderte Ferencz in kläglichem Tone, er leide heute mehr als je, er wolle lieber glühend Eiſen anfaſſen, als nur den Kiefer bewegen, dabei träne ſein Auge wie ein lecker Eimer und empfinde jeden Lichtſtrahl wie einen Nadelſtich! Die Alte aber meinte, er ſolle ſich mit ihrem Wunderwaſſer waſchen, den Kopf einbinden und den Lichtſchirm nehmen, ſo werde es ihm nicht ans Leben gehen. Er ſolle an das Gerede der Leute denken, und wie ungern eben darum der Herr ſein Wegbleiben vom Tiſche ſähe, wenn Gäſte da wären; zudem ſei er mittags fortgeweſen und der Czenczi würde es leid tun, wenn ſie auch abends ihn nicht ſehen ſollte! Sei es nun, daß dieſe letzte Rückſicht den jungen Mann überredete, oder gab Herr Horváth den Ausſchlag, der eben ſeinen Gaſt zu Tiſche geleitend am oberen Treppenrande vorbeikam und in den Flur hinabrief, was es gäbe und ob der Schreiber noch nicht zurück wäre? genug, er erwiderte auf den Anruf, er ſei zurück und werde gleich Rapport erſtatten! worauf er haſtig in ſein Stübchen ſprang, um, wie er der Baſe Margit zuflüſterte, vorerſt ihre ärztlichen Vorſchriften zu befolgen.

Die Mahlzeit hatte bereits begonnen, als Ferencz ein Tuch um die Backen geſchlungen und einen Schirm über die Augen gezogen, in die Stube trat, und ſich dem Herrn des Hauſes näherte, der das obere Ende eines Tiſches in einer ernſteren und nachdenklicheren Stellung einnahm, als er ſonſt bei dem Empfange lieber Gäſte zu zeigen pflegte. Horváth warf einen verdrießlichen Blick auf den Schreiber, nahm ſeinen Bericht mit ſtummem Kopfnicken entgegen, winkte ihm, ſich an ſeinen Platz am unteren Ende der Tafel zu begeben und wandte ſich dann wieder zu ſeinem Gaſte, während Czenczi mit einem Blicke der Freude und des Bedauerns dem Verſpäteten zunickte. Das Tiſchgeſpräch erging ſich lange Zeit in Klagen über die mißlichen Ergebniſſe der Ernte und in Vermutungen über den Einfluß derſelben auf die Warenpreiſe des bevorſtehenden Marktes, um ſich dann den Witterungsverhältniſſen zuzulenken, die einen regneriſchen Hochſommer mit einem anhaltend ſchönen hellen Herbſte zu vergelten verſprachen. Dieſe Wendung des Geſprächs gab dem Gaſte Anlaß, auf die grundlos ſchlechten Wege zurückzukommen, die er von Steinamanger bis über Sárvár hinaus gefunden, und die ihm wenigſtens zwei Stunden Aufenthalt verurſacht hätten!

„Übrigens," setzte der ganz verständige, nur etwas umständliche Mann hinzu, „übrigens hätten mich meine Schimmel doch noch vor dem Abenddunkel hierhergebracht, hätte ich nicht heute früh mit dem armen Sünder zu viel Zeit versäumt!" „Mit welchem armen Sünder?" fragte Horváth, und Steidler, die allgemein sich kundgebende Neugier zu befriedigen, berichtete nun in seiner breiten Redeweise, wie ein Tischlergeselle zu Steinamanger vor zwei Jahren seinen Meister erschlagen, aber allen Verdacht abzulenken gewußt, sich später auf die Wanderschaft begeben und auch sein gutes Fortkommen gefunden hätte, vor drei Wochen aber, von der nie ruhenden unerträglichen Folter des Gewissens getrieben, plötzlich nach Steinamanger zurückgekehrt wäre, um sich selbst als den Mörder seines Dienstherrn dem Gerichte zu überliefern, worauf er denn am heutigen Tage bereuend und mit Gott versöhnt zur höchsten Erbauung der tieferschütterten Menge sein Verbrechen auf der Richtstatt mit dem Leben gebüßt hätte.

Steidlers Bericht war nicht ohne Wirkung auf seine Hörer geblieben, dafür bürgte die tiefe Stille, mit der er aufgenommen wurde und die ihm folgte. Horváth war es, der sie zuerst unterbrach. „Ja," sagte er mit nachdrücklicher und bewegter Stimme, „Gott weiß jeden zu finden, und nichts," fuhr er fort, indem er einen ernsten und forschenden Blick auf die jungen Leute warf, „nichts ist so fein gesponnen, es kommt zuletzt ans Licht der Sonnen!" Der Eindruck, den diese ziemlich scharf betonte Bemerkung machte, war ein sehr verschiedener: auf Czenczis Wangen rief sie dunkle Röte hervor, Ferencz dagegen, der stumm und gleichgültig wie zuvor mit vor ihm liegenden Brotkrumen spielte, schien sie gar nicht zu beachten, während Herr Steidler nachdenklich den Kopf schüttelte und sie mit diesen Worten erwiderte: „Ja, die Leute sagen so! Aber es kommt nicht alles ans Licht der Sonne! Ich selbst weiß von einem Fall zu erzählen, von einer schauerlichen Mordtat, die sich vor etwa dritthalb Jahren begeben, ohne daß seither auch nur eine Spur des Mörders entdeckt worden wäre!" „Ei was," versetzte Horváth ärgerlich, denn ihm war, als sähe er die Lippen des Schreibers spöttisch zusammenzucken, „es ist nicht aller Tage Abend! und kann nicht eine Stunde entdecken, was dritthalb Jahre verschwiegen blieb? Wenn ihn auch die Menschen nicht erreichen, Gott weiß seinen Mann zu finden, dabei bleibe ich! Aber laßt uns doch die Geschichte hören, deren Ihr eben gedachtet! Noch ein Glas Somlyóer, werter Herr Steidler;

dem Wein dürft Ihr trauen, er iſt eigenes Baugut und vom beſten Jahrgang, und nun gebt uns Eure Mordtat zum beſten!“ Horváth hatte während dieſer Worte die Gläſer gefüllt, und Steidler, der vergebens vorſtellte, daß jener Vorfall an und für ſich nicht beſonders ſpannend und nur vielleicht für jene, welche die beteiligten Perſonen gekannt, merkwürdig wäre, fügte ſich endlich dem Andringen ſeines freundlichen Wirtes und begann folgendermaßen ſeine Erzählung:

„Ihr müßt wiſſen,“ ſagte Steidler, „daß mich meine Geſchäfte mehr als einmal des Jahres nach Bruck führen, einem hübſchen Städtchen, das einige Meilen von meiner Heimat am Zuſammenfluß der Mürz und der Mur gelegen iſt. Ich pflege dort beim Kreuzwirt Herberge zu nehmen und habe mich, ſeit Jahren ein Stammgaſt des Hauſes, unter ſeinem Dache immer ſo wohl beſorgt und aufgehoben gefühlt, wie nur am eigenen Herd. Eines Tages, es mögen nich ganz drei Jahre ſein, gegen Abend ankommend, finde ich jedoch das Haus von oben bis unten erleuchtet, Gänge und Treppen von Menſchen wimmelnd und vor dem Hauſe ein Gewirr ineinandergefahrener Wagen, daß ich nur mit Mühe an den Torweg gelangen konnte. ‚Kreuzwirt,‘ ſage ich abſteigend, ‚Euer Haus ſieht heute nicht anders aus, als die leibhaftige Arche Noäh, da werde ich denn wohl rechtsum machen und im Brauhaus einſprechen müſſen!‘ Der aber krummbuckelt und entſchuldigt ſich, die Schützengilde feiere heute unter ſeinem Dach einen Ehrenſchmaus, dem ein Tanz folgen ſollte; die Stube, die ich gewöhnlich einnehme, diene als Bankettſaal, aber für mich hätte er immer Unterkunft; er würde mir, wenn ich es nicht übelnehmen wolle, eine hübſche Kammer im Hinterhauſe einräumen und an Aufmerkſamkeit und ſchuldiger Rückſicht für meine Bequemlichkeit ſolle es nicht fehlen! Was war zu tun? Im Hauſe war ich einmal und im Handumdrehen ſah ich mich eine Hintertreppe hinauf in die verheißene Kammer geſchoben, die denn auch wirklich ganz bequem und ſo abgelegen war, daß ich darin ungeſtört von dem Geſtampfe der Tanzenden und dem Geſchwirre der Muſik ganz ruhig und behaglich die Nacht zubrachte.

Es war hellichter Tag, als ich erwache, mich in die Kleider werfe und das Fenſter öffne, um ein Viertelſtündchen friſche Luft zu ſchöpfen, wie dies im Sommer und Winter, bei Sonnenſchein wie Schneegeſtöber mein Gebrauch iſt. Das Fenſter der Kammer ging in ein Gäßchen, das ich, ſo oft ich auch durch Bruck gekommen, nie-

mals bemerkt, noch weniger betreten hatte. Mir gerade gegenüber lag ein altertümliches, wettergeschwärztes Haus mit hohem Giebel und unter dem Spitzbogen der Haustür, zu der einige Stufen hinaufführten, sah ich zwei Personen in eifrigem Gespräch begriffen, deren Vertraulichkeit bei der großen Verschiedenheit ihres Alters und ihrer bürgerlichen Stellung meine Aufmerksamkeit erregte. Die eine der beiden Personen nämlich, ein junger Mann in zierlicher, blonder Stupperücke, in einem anständigen braunen Tuchkleide und geflammten Seidenstrümpfen, gehörte unzweifelhaft zu den Honoratioren der Stadt, während das Frauenzimmer, das den Abschiednehmenden bis zur Haustür begleitet zu haben schien, in Tracht und Haltung nur wie eine gewöhnliche Bürgerfrau aussah. Sie war alt und überaus häßlich; die kleinen stechenden Augen und das spöttische Grinsen des zahnlosen Mundes gaben dem gelben runzlichten Gesichte einen widerlich hämischen Ausdruck, den das wirre graue Haar, das unter der schwarzen Drahtflügelhaube hervorhing, nicht zu mildern vermochte. Die kleine hagere Gestalt war mit einem etwas abgenützten Kleide von schwarzem Kamelot und einem mit verschossenem Sammetband besetzten Halbmäntelchen von demselben Stoffe angetan, aus dessen Armschlitzen ihre dürren Hände mit den gichtgekrümmten Fingern wie Adlerklauen hervorsahen. Dazu trug sie blauwollene schlechte Strümpfe, grobe Schuhe, Zinnschnallen, ein grellgelbes Halstuch und eine feuerfarbene Schleife auf der Drahthaube; kurz und gut, nur der Besen fehlte, so war die Hexe fertig."

„Ach, du dreieiniger Gott!" stöhnte Base Margit, indem sie sich bekreuzte; Czenczi aber schlug die Hände vors Gesicht und rief: „Gott behüt' uns, mir ist, als sähe ich es vor mir stehen, das häßliche Weib!"

„Denkt Euch nun mein Erstaunen, werte Jungfer," fuhr Herr Steidler fort, „als ich plötzlich den jungen hübschen Mann die dürren, krummen Knochenfinger der Alten erfassen und mit einer Andacht und Inbrunst küssen sah, als wäre sie eine kaiserliche Prinzessin und der Ausbund aller Schönheit! Alle Wetter, sage ich zu mir selbst, mit welchem Halfter sind die zwei Leute zusammengekoppelt? Und da eben der Kreuzwirt mit der dampfenden Weinsuppe, meinem Frühstück, in die Stube tritt, winke ich ihn zu mir heran und frage ihn, wer die zwei wären? ‚Ei,' sagte der, ans Fenster tretend, ‚das ist die Marzipanliese,' und da ich neugierig wiederhole: Die Mar-

zipanliese? berichtete er, die Alte wäre die Witwe eines reichen Lebküchlers, nach dessen Tode sie jedoch sein Geschäft aufgegeben, um ein minder süßes, aber bei weitem einträglicheres zu betreiben; sie leihe nämlich auf Pfänder, drücke ihren Schuldnern wucherische Zinsen ab, verkaufe ihnen Haus und Hof und wenn die armen Leute dann ihre Hartherzigkeit verfluchten, pflegte sie zu sagen, wenn sie nur ihr Geld habe, das andere wäre ihr Marzipan, welcher Redensart sie denn auch ihren Spitznamen verdanke. Sie wäre nun an die Siebzig, besäße zwei Häuser zu Bruck, drei Häuser zu Grätz, und auch sonst noch Grundstücke, Weingärten und scheffelweise Geld, aber nicht Kind noch Kegel und kein Mensch wisse, wem nach ihrem Tode all der Reichtum zufallen werde. ‚Und da der junge Mann,' sage ich darauf, ‚wer ist er, und macht er der Alten den Hof und will er sie etwa heiraten?' Worauf der Kreuzwirt lachte und meinte, die Alte wolle der nicht, nur ihr Geld; denn er wäre armer Leute Kind und hätte sich durch Fleiß und Geschicklichkeit, vorzüglich aber durch die Gunst der Weiber emporgearbeitet, mit denen er als ein hübscher pfiffiger Bursche gar gut umzugehen wisse, so daß er jetzt Registrant im Magistrat und sehr beliebt bei Rat und Bürgerschaft wäre; nur der Herr Lamprecht[illegible], der Kaufmann auf dem Markte, sei ihm nicht grün, weil er [illegible] Nani, seiner einzigen Tochter, nachgehe, die um seinetwillen schon drei Freier, und darunter den Syndikus der Stadt, abgewiesen habe. — Da ich aber meine Frage wiederhole, was denn doch wohl der Herr Registrant mit der boshaften Alten wolle, sagte der Kreuzwirt: ‚Nun, er ist ihr Mietsmann, und seit er in ihr Haus gezogen, hätschelt und pflegt er die Alte, besorgt ihre Geschäfte, redet ihr in aller Weise zu Gehör und alles das in der Hoffnung, sie werde ihm ein tüchtig Stück Geld hinterlassen, damit er nach ihrem Tode die Lamprechter Nani heiraten könne. Es solle auch,' setzte der Kreuzwirt hinzu, ‚schon alles in Richtigkeit sein; ja der Registrant behaupte sogar, er selbst habe der Alten auf ihr Verlangen den Entwurf zu einem Testamente aufsetzen müssen, in dem sie ihn zu ihrem Universalerben erklärte; die Alte dagegen wolle es nicht Wort haben, sie lächle boshaft, wie sie pflege, wenn sie darüber zur Rede gestellt werde, und meine, es sei nicht alles Gold was glänze; es gäbe wohl noch Tauben auf dem Dache, aber darum stäken sie noch nicht am Spieße, und manche Henne auf ihrem Ei wisse nicht, was sie ausbrüte und dergleichen Dinge mehr, so daß im Grunde doch

niemand recht wisse, welchen Ausgang die Geschichte nehmen werde!' — Während dieser und anderer Reden war im Gäßchen unten der Registrant seine Wege gegangen und der alte Drache in seine Höhle zurückgeschlüpft, und ich" —

Hier hielt der Erzähler inne, denn einer seiner Zuhörer hatte in dem Bestreben, sich leise zu erheben und seinen Stuhl recht unbemerkt zurückzuschieben, mehr Geräusch verursacht, als dies vielleicht bei minderer Vorsicht der Fall gewesen wäre. Es war der Schreiber Ferencz, der nicht wenig verwirrt schien, die allgemeine Aufmerksamkeit durch diese Störung so ausschließend auf sich gezogen zu haben. Erst auf den wiederholten Anruf Horváths, was es gäbe, stammelte er die Entschuldigung hervor, auf dem Platze, den er bisher eingenommen, verletze das grelle Kerzenlicht seine leidenden Augen und er gedächte sich daher in die dunkleren Räume der Stube zurückzuziehen. „Geh' Er nur lieber gleich zu Bette; kranke Leute taugen nicht zu den Gesunden!" gab ihm Horváth rauh und hart zur Antwort, worauf aber Ferencz nach kurzem Besinnen mit unsicherer Stimme erwiderte, er wolle nichts von der anziehenden Erzählung des Herrn Steidler verlieren und daher, wenn es ihm vergönnt wäre, auf der Bank hinter dem Ofen Platz nehmen! — „Auch gut, krieche Er hinter den Ofen", brummte Herr Horváth; gleich darauf aber Czenczis Erbleichen und Erröten, ihre besorgten Blicke, die schlecht verhehlte Unruhe gewahrend, mit der sie den Bewegungen des Schreibers folgte, rief er, mit der derben Faust auf den Tisch hinschlagend, daß Flaschen und Gläser klirrten: „Kreuz — schwere Not! Rühre dich, Mädel! Das Glas des Herrn Steidler ist leer! Schenk ein und präsentiere ihm den Kuchenteller! Donnerwetter, paß auf!" Während Czenczi zusammenfuhr und, so rauher Mahnung ungewohnt, zitternd die Aufträge des Vaters erfüllte, hatte dieser, seinen Unmut unter einer scherzenden Miene verbergend, sich wieder zu seinem Gaste gewandt und ihn aufgefordert, nach dieser unliebsamen Unterbrechung den Faden seiner Erzählung wieder aufzunehmen.

„Liebwertester Freund," begann Herr Steidler, „ich habe Euch wohl vorausgesagt, daß an jenem Vorfall, von dem ich Euch durchaus berichten sollte, nicht eben viel Merkwürdiges wäre; Ihr habt mir aber nicht glauben wollen; erstaunt also nicht, wenn ich an den Anfang meiner Geschichte statt ihrer Fortsetzung, die Ihr erwartet und begehrt, gleich unmittelbar ihr Ende knüpfen muß.

Nachdem ich nämlich auf die Art und Weise, wie ich eben berichtet, die Marzipanliese und ihren Mietsmann kennen gelernt hatte, ging ich meinen Geschäften nach und kehrte dann in meine Heimat zurück, ohne von jenen beiden weiter zu hören, oder ihrer auch nur von ferne zu gedenken. Nach etwa sechs Wochen hatte ich wieder eine Geschäftsreise nach Bruck anzutreten, und diese Gelegenheit benutzte ich, einen Freund auf einem von Bruck kaum eine halbe Stunde entfernten Hammerwerke zu besuchen; dort abgestiegen, wurde ich nicht mehr fortgelassen; ich mußte bei meinem Freunde übernachten und setzte erst ziemlich spät morgens meine Reise wieder fort.

Ich wußte, daß an jenem Tage zu Bruck der Wochenmarkt abgehalten werde und gedachte von diesem Umstande zur Besorgung mancher notwendigen Einkäufe Nutzen zu ziehen; ich war daher nicht wenig erstaunt, als ich bei meiner Ankunft zu Bruck zwar den Marktplatz mit Waren aller Art bedeckt, aber weder Käufer noch selbst Verkäufer, nur einige Kinder und alte Weiber, die Waren zu behüten, zur Stelle fand. Vor dem Kreuzwirtshause angelangt, sah ich weder Hausknecht noch Kellnerin herzuspringen, noch schwenkte mir der Kreuzwirt sein grünes Sammtmützlein entgegen, dagegen bemerkte ich an der Ecke des Hauses einen Knäuel von Menschen, den immer neuer Zulauf vermehrte. Dies erregte meine Neugier; ich schritt auf das Gewimmel zu und hatte kaum einige Schritte getan, als ich den Kreuzwirt erkannte, der mir zuwinkte und schrie: ‚Hierher, nur hierher, kommt nur, Herr Steidler!‘ — ‚Kreuzwirt,‘ sage ich, als ich ihn endlich erreicht hatte, ‚beißt Euch das Mäuslein, daß Ihr hier Maulaffen feil habt? Gibt's Feuer oder ist sonst ein Unglück geschehen?‘ — Der aber, ganz erhitzt und verwirrt meiner Worte nicht achtend, schnaubte mir entgegen: „Wollt Ihr sie sehen? Ich führe Euch hin, wenn Ihr sie sehen wollt!‘ — ‚Potz Hammer und Amboß!‘ rufe ich, ‚wer oder was ist denn zu sehen?‘ — ‚Was zu sehen ist?‘ war die Antwort, ‚nun die Marzipanliese, nach der Ihr letzthin fragtet! Kommt nur mit! Eben ist der Syndikus hinein und die Herren vom Rate!‘ — Und ohne mir weiter Auskunft zu geben, faßte er mich beim Arm, rief mit barscher Stimme der vorwärtsdrängenden Menge ein: ‚Platz da! Vorgesehen!‘ zu, und zog mich, mit breiten Schultern und derben Fäusten mir Luft machend, in das Gäßchen hinein, dessen ich früher gedachte und das nun mit

Menschen jeden Geschlechts und Alters so vollgepfropft war, daß nirgends auch nur ein Apfel hätte zur Erde fallen können.

Endlich hatten wir das Haus erreicht, waren die Eingangsstufen hinangestolpert und hatten uns durch den dunklen Hausflur an der steilen, finstern Treppe vorbei, durch mehrere Stuben des Erdgeschosses in ein kleines gewölbtes Gemach gedrängt, das, wie sich später auswies, die Schlafstube der Hausfrau war. Das erste, was mir hier in die Augen fiel, war die über einen Haubenstock gestülpte Drahthaube mit der feuerfarbenen Schleife; über der Lehne eines Stuhls hing das Kamelotkleid und das dazugehörige Halbmäntelchen; die Besitzerin dieser Gewänder aber lag unfern von ihrer Bettsponde, nur notdürftig bedeckt, auf dem Boden; das dünne, graue Haar hing aufgelöst um das runzlichte schwarzblaue Gesicht und den pergamentähnlichen Nacken, den scharf ins emporquellende Fleisch gedrückt das grellgelbe Halstuch umschlang, mit dem die Unglückliche nach kurzer, vergeblicher Gegenwehr erdrosselt worden war; dafür bürgten die starren, blutunterlaufenen, gewaltsam aus ihren Höhlen herausgetriebenen Augen, der halboffene Mund, der sich zu einem gräßlichen Hohngelächter zu verzerren schien, und die verkrümmten Hände, die offenbar in dem vergeblichen Bestreben erstarrt waren, den erdrosselnden Knoten des gelben Halstuches zu lösen! Es war ein entsetzlicher Anblick! Als ich endlich imstande war, meine Blicke von dem furchtbaren Schauspiele abzuwenden, auf das ich lange voll Schaudern und Entrüstung hingestarrt hatte, gewahrte ich in einer Ecke des Gemachs mehrere mir bekannte, ansehnliche Bürger der Stadt um einen stattlichen Herrn versammelt, der an dem geöffneten Schreibtisch der Ermordeten sitzend, die darin enthaltenen Papiere durchmusterte, und den mir der Kreuzwirt als den Syndikus der Stadt und einen der Freier der Lamprechter Nani zu erkennen gab. Die Herren waren, der Leiche kaum mehr eingedenk, in ein leises, aber höchst lebhaftes Gespräch verwickelt, das, allmählich lauter werdend, durch einzelne Worte erkennen ließ, daß es sich um den Nachlaß der Ermordeten handelte. Dieser Umstand hatte mich zu der Frage veranlaßt, was denn mit dem Registranten, dem Mietsmann und mutmaßlichen Erben der Toten und dem glücklichen Nebenbuhler des Syndikus geworden wäre, und der Kreuzwirt teilte mir eben halblaut mit, daß derselbe, mit der Versteigerung eines in der Laming in Gant verfallenen Anwesens beauftragt,

ſchon ſeit ſechs Tagen abweſend wäre, als ſich ein immer zunehmendes Gewirre von Stimmen im Haußflur erhob, die ärgerlich abmahnend einen ungeſtüm Vorwärtsdringenden zurückzuweiſen bemüht ſchienen. Gleichwohl drang der laute Ruf: ‚Ich muß hinein! Platz da! Ich muß ſie ſehen!‘ immer näher, bis zuletzt der Schwall der Menge plötzlich ſich teilte, und verſtört, geiſterbleich, große Schweißtropfen auf der Stirn, ein junger Mann ins Gemach ſtürzte, in dem ich augenblicklich den Regiſtranten wiedererkannte, von dem wir ſoeben geſprochen. Bei dem Anblick der Ermordeten bebte er zurück, rang die Hände und rief einmal über das andere: ‚O Jammer! O Entſetzen! O unglückſeliger, grauenvoller Tag!‘ — Mittlerweile war der Syndikus, der ſich beim Eintritt des jungen Mannes erhoben und ihn eine Weile von fern mit finſterem, faſt feindlichem Blicke gemeſſen hatte, auf ihn zugeſchritten und begann jetzt in langſam feierlichem Tone, in dem mir aber Hohn und Schadenfreude ganz deutlich durchzuklingen ſchienen: ‚Ja! beklage Er das gräßliche Ende ſeiner mütterlichen Freundin! Beklage und beweine Er ſie, wie wir ſie beklagen und beweinen, wie bald ganz Bruck dies edle Herz, dieſe vielverkannte Seele, dieſe Mutter der Armen, dieſe Zuflucht der Betrübten, beklagen und beweinen wird! Denn, hört und beherzigt es, ſchätzbarſte Anweſende, dieſe oft geſchmähte und verleumdete, dieſe mit Schimpf und Hohn verfolgte, mit Spottnamen verunehrte Frau hat feurige Kohlen auf euer Haupt geſammelt und ihr ganzes, großes Vermögen ungeteilt und ausſchließend hieſiger Stadt zur Gründung eines Bürgerſpitals und Waiſenhauſes in beſter Form Rechtens letztwillig hinterlaſſen!‘ — Ein Murmeln und Flüſtern des Staunens zog brauſend durch die Verſammlung, während der junge Mann eine Weile ſtumm und gedankenlos den Sprechenden anſtarrte; als aber hier und dort in der Menge ein: Gott ſegne ſie! ein: Ruhe ſie in Frieden! laut wurde, als die erſt ſtumpfe und mehr neugierige als erſchütterte Menge plötzlich vom Drang des Dankgefühls hingeriſſen, wie ein Mann ſich auf die Knie warf und ein Gebet für ihre ermordete Wohltäterin anſtimmte, da flammte in ſeinem Auge die Glut des feindlichſten Haſſes auf, die, als ſein Blick ſich abwendend wieder auf die Leiche fiel, in den Ausdruck wahnſinniger Wut ſich verwandelte; er knirſchte mit den Zähnen, wühlte mit den Händen in ſeinem Haar, dann ſtieß er einen Schrei aus, der halb wie

Schmerzgeheul, halb wie Gelächter der Verzweiflung erklang, taumelte, verdrehte die Augen und schlug im nächsten Augenblick leblos wie ein Stück Holz neben der Leiche hin!"

Herr Steidler, der in dem Bemühen, seinen Zuhörern die Eindrücke des vorlängst Erlebten recht anschaulich zu vergegenwärtigen, ungewöhnlich lebhaft geworden war, hielt hier inne, um sich zu sammeln und seine Erinnerungen für die Fortsetzung seiner Erzählung zu ordnen, als vom Ofen her, hinter dem schon lange schwere Atemzüge hörbar geworden, nun plötzlich ein dumpfes ängstliches Stöhnen wie das Röcheln eines Erstickenden erscholl. „Herr Jesus," jammerte Base Margit, „es spukt!" und verbarg das Gesicht in ihre Schürze; Horváth war vom Stuhle aufgesprungen, Czenczi aber stürzte mit dem Angstschrei: „Um Gotteswillen, was ist geschehen?" auf den Ofen zu. Noch ehe sie aber das mächtige grüne Kachelgebäude erreicht hatte, schwankte schon Ferencz, wie einer, dem die Knie brechend versagen, krampfhaft an das Gesimse des Ofens geklammert und daran sich forthelfend, hinter demselben hervor. Er war kreideweiß bis in die Lippen, seine Brust flog und arbeitete nach Luft: fieberhaftes Zittern durchlief seine Glieder und ließ seine Zähne hörbar aneinanderklappern. — Ihm sei todesübel geworden, es verlege ihm den Atem, ächzte er, aber es werde wohl vorübergehen, wenn er nur erst zu Bette wäre! — „Wasser, Wasser!" schrie Czenczi, „er stirbt! Hilfe!" und damit stürzte sie auf ihn zu und unterstützte den Schwankenden. Aber kaum, daß sie ihn berührt hatte, fühlte sie auch schon die schwere Hand des Vaters auf ihrer Schulter, die sie wie eine Flaumfeder fortdrehte, daß sie taumelnd in einer Ecke des Gemachs niedersank. — „Schickt sich das?" rief Horváth, dessen Grimm nur des zündenden Funkens geharrt hatte, um aufzuflammen wie eine Pulvertonne; „ist's hier zu Lande Brauch, daß sittsame Mädchen sich nach Belieben den jungen Burschen an den Hals werfen? Gott's Donnerwetter! Ich will dich lehren, Dirne, was sich schickt!" — und damit erhob er die Hand; aber er besann sich und winkte die Base Margit heran: „Helft dem Burschen auf seine Stube," sagte er, „und macht fort! Ich bin des Gewinsels satt und will Ruhe haben!" — Margit gehorchte und entfernte sich mit dem halbohnmächtigen Ferencz, zu dessen Wiederbelebung der eben stattgehabte Auftritt auch freilich nicht sehr geeignet war.

Kaum war die Tür hinter den beiden zugefallen, als Horváth, der ihren Abgang mit unmutig düstern Blicken beobachtet hatte, sich wieder zu Czenczi wandte, die blaß und regungslos dasaß, und auf deren Wimpern große Tränen auf die in ihrem Schoße gefalteten Hände niederträufelten. „Geh' auf dein Zimmer," sprach er in milderem Tone, „die Erzählung unseres Gastes hat dich aufgeregt, und wenn bei euch Weibsleuten das Rädlein einmal ins Laufen gekommen ist, so will's nicht mehr stille stehen! Geh' und ein andermal sei klüger! und damit gute Nacht!" — Czenczi wiederholte tonlos und kaum vernehmlich die letzten Worte des Vaters, verneigte sich schweigend vor dem Gaste und verließ langsam das Gemach. Horváths Blicke folgten ihr mit dem Ausdrucke schmerzlichen Bedauerns und bitterer Kränkung. Die leidenschaftliche Teilnahme, die Czenczi für den Schreiber bei einem so unbedeutenden Anlaß, wie seine Unpäßlichkeit es war, an den Tag gelegt hatte, ließ über den Zustand ihres Herzens keinen Zweifel übrig und in Horváths Brust, der sich in seiner blinden Zuversicht getäuscht, in seinem Stolze verletzt und in die bittere Notwendigkeit versetzt sah, dem Herzen weh tun zu müssen, das er am meisten liebte, kämpften die widersprechendsten Gefühle einen harten, peinlichen Kampf. Endlich seines Gastes gedenkend, faßte er sich und nahm wieder an seiner Seite Platz; aber sei es, daß er es für unnütz hielt, ihn über die Bedeutung des Vorganges täuschen zu wollen, oder daß er sich in diesem Augenblicke unfähig fühlte, demselben irgend einen andern annehmbaren Sinn unterzuschieben, er erwähnte des Vorgefallenen mit keiner Silbe und begnügte sich, seinen Tischgenossen zu bitten, die angefangene Erzählung zu Ende zu bringen.

„Meine Geschichte zu Ende bringen?" sagte Herr Steidler, der ein stummer, aber nicht teilnahmsloser Zeuge der Ereignisse des Abends gewesen und mit Vergnügen die Gelegenheit ergriff, seinen Hauswirt auf irgend eine Weise zu zerstreuen, „teuerster Freund, sie ist zu Ende; denn was noch zu berichten bleibt, ist kaum der Rede wert und läuft auf unbestimmte Gerüchte und Vermutungen hinaus. Nur das ist gewiß, daß die Marzipanliese mit unerhörtem Gepränge zur Erde bestattet wurde, daß es mit ihrem Testamente seine volle Richtigkeit hatte, und daß ihrem erbschleicherischen Mietsmanne, dem Registranten, wirklich nicht ein Heller aus ihrem Nach-

lasse zufiel, wodurch denn auch jede Möglichkeit seiner Verbindung mit der Lamprechter Nani zu Wasser wurde.

Der junge Mann, der alle seine Anschläge vereitelt sah und wie gewöhnlich zum Schaden auch noch den Spott hatte, lief seit jenem Tage verstört und halb wahnsinnig in der Stadt herum, bis er nach drei Wochen plötzlich verschwand. Sein Hut und sein Oberrock, die an den Ufern der Mur gefunden wurden, lassen vermuten, daß der arme Teufel in seiner Verzweiflung sich ertränkt habe. Was den Mörder der Marzipanliese betrifft, so führten die sorgfältigsten Nachforschungen auf keine Spur. Ein ehemaliger Schuldner der Ermordeten, den sie um Haus und Hof gebracht hatte, und der sich zur Zeit des Mordes in der Gegend von Bruck herumtrieb, wurde auf Veranlassung des Registranten als der Tat verdächtig eingezogen, mußte aber entlassen werden, da er ein Alibi standhältig nachzuweisen vermochte. Dagegen ging später und zwar kurze Zeit nach dem Verschwinden des Registranten das Gerücht, er selbst wäre es gewesen, der in der sichern Hoffnung, die Alte zu beerben, ihr hingeholfen hätte, um früher zu Geld und Gut und in den Besitz seiner Liebsten zu kommen. Man erzählt sich nämlich, zwei Brauknechte hätten dem Syndikus angezeigt, daß sie in der Nacht des Mordes, von einem Besuch bei ihren Mädchen gegen Morgen nach der Stadt heimkehrend, dem, wie gesagt, damals in der Laming stationierten Registranten, hastig von der Stadt kommend, begegnet wären und ihn deutlich erkannt hätten, obgleich er bei ihrem Herannahen von der Straße weg in den Busch gesprungen wäre. Wenn nun auch der Hauswirt des Registranten in der Laming dagegen steif und fest behaupte, dieser letztere habe sich daselbst in jener Nacht wie gewöhnlich zu Bette begeben und sei frühmorgens von ihm selbst geweckt worden, so schließe das doch nicht aus, daß der verruchte Mörder heimlich in stiller Nacht das Haus verlassen, die Untat vollbracht habe und dann unbemerkt wieder zurückgekehrt sei, wofür auch der Umstand spreche, daß der Mörder die Gelegenheit im Hause der Marzipanliese sehr wohl gekannt haben müsse, da kein Einbruch stattgefunden habe und Tür und Fenster unverletzt gewesen wären.

Mehrere aber wußten mit dieser Angabe noch eine andere zu verbinden und berichteten, zu selbiger Zeit habe der Syndikus, den Nachlaß der Marzipanliese ordnend, unter ihrer Wäsche ein Päckchen mit der Überschrift: „Legat für meinen Mietsmann", gefunden.

Dieſes Päckchen habe ein Tellertüchlein, einen von dem Regiſtranten für die Marzipanlieſe aufgeſetzten Teſtamentsentwurf und ein Schreiben dieſer letztern enthalten, worin ſie dem Regiſtranten für die Mitteilung jenes Entwurfes dankte, den ſie auch nach ihrer Abſicht und zu ihrem Zweck endlich benutzt habe; ihn zum Erben einzuſetzen, wäre ihr nie eingefallen; ſie hätte ihn damit nur hingehalten, damit ſie ohne viele Koſten zu einem brauchbaren Teſtamentformular käme; wohl aber würde ſie ihn für die guten Dienſte, die er ihr geleiſtet, mit einem hübſchen Kapital bedacht haben, wenn nicht ihre Katze von dem Kuchen, den er ihr unlängſt verehrt, genaſcht hätte und daran verreckt wäre; ſie habe darüber ihre eigenen Gedanken und meine demnach vollkommen genug zu tun, wenn ſie ihm das anliegende Tellertüchlein hinterlaſſe, um — ſich das Maul zu wiſchen. Nach Leſung dieſer Papiere habe der Syndikus, wie die Leute wiſſen wollten, ſich in großer Verlegenheit befunden, indem dieſelben, in Verbindung mit den Ausſagen der Brauknechte, den Regiſtranten allerdings ſchwer verdächtigten; endlich aber habe er beſchloſſen, zwei Fliegen mit einem Schlage zu erlegen: nämlich einesteils das unliebſame Aufſehen zu vermeiden, das die Eröffnung des hochnotpeinlichen Verfahrens gegen ein Mitglied des Magiſtrats nach ſich gezogen hätte, andernteils aber durch den Anſchein ritterlicher Großmut gegen ſeinen Nebenbuhler ſich des Beſitzes der Lamprechter Nani um ſo beſtimmter zu verſichern. Er habe ſich alſo zu dieſer letztern verfügt, ihr den Sachverhalt mitgeteilt und ihr ans Herz gelegt, wie der Mann ihrer Neigung, falls er ſich nicht ganz rein wüßte, ſehr wohl daran täte, ungeſäumt das Weite zu ſuchen dabei aber auch nicht undeutlich merken laſſen, auf welche Weiſe er die zarte Rückſicht, die er für ihre Perſon an den Tag lege, belohnt zu ſehen hoffe. Auf dieſem Wege, meinten die Leute, habe der Regiſtrant Wind bekommen, ſich aus dem Staube gemacht und der Syndikus die Hand ſeiner Liebſten gewonnen. — Das letztere hat nun allerdings ſeine Richtigkeit; die Lamprechter Nani hat wirklich den Syndikus geheiratet; das übrige iſt wohl nur eitles Gerede, mit dem böſe Mäuler unbarmherzig genug den armen Regiſtranten noch im Grabe verfolgen. Das Ende der ganzen Geſchichte iſt aber denn doch, daß der Mörder der Marzipanlieſe bis jetzt noch nicht entdeckt worden iſt, und daß ihn daher Gott wird finden müſſen, wie Ihr ſagt, da ihn die Menſchen nicht erreicht haben."

Diese Bemerkung, absichtlich von Herrn Steidler hingeworfen, um den in Gedanken verlorenen Horváth ins Gespräch zu ziehen, blieb ohne Erwiderung. Horváth hörte sie nicht; den Kopf in die Hand gestützt, starrte er vor sich hin und hatte die Worte seines Gastes unbeachtet an sich vorüberrauschen lassen. Ihn beschäftigte nur eins: daß Antal recht hatte, daß er selbst in törichter Verblendung sein Kind ins Verderben hatte rennen lassen; daß er nun ein Ende machen müsse, und daß es selbst dazu vielleicht zu spät sein könnte. Die tiefe Stille, die eingetreten war, nachdem Steidler seine Erzählung vollendet hatte, entriß ihn endlich seinem Hinbrüten; er fuhr auf und ohne weitere Vorbereitung, als daß er die zunehmende Kränklichkeit seines Schreibers beklagte, fragte er Herrn Steidler, ob er ihm einen Buchhalter empfehlen könne. Diese Frage wurde von dem umständlichen und in Geschäften sehr pünktlichen Gaste mit der Gegenfrage nach den Eigenschaften, die er fordere, und den Genüssen, die er gewähren wolle, und nach entsprechender Erörterung dieser Punkte mit dem Versprechen erwidert, ehe drei Wochen ins Land gingen, wolle er ihm einen ältlichen, aber noch rüstigen Mann zuweisen, der ihm genügen würde, worauf Herr Steidler, da er frühmorgens aufbrechen müsse, für den freundlichen Empfang dankſagend, sich vom Tische erhob und von seinem Wirte mit den besten Wünschen für eine „ruhigschlafende" Nacht auf seine Stube geleitet wurde.

Der Morgen dämmerte herauf und die ersten blassen Strahlen des Zwielichts, die in die Kammer des Schreibers Ferencz brachen, fanden ihn wach und halb angekleidet auf seinem zerwühlten Lager sitzend, dem diese Nacht Ruhe und Schlummer fern geblieben zu sein schienen. Der Lichtschirm und das schwarzseidene Tuch, das er tags zuvor um die Backen geschlungen hatte, lagen inmitten der Stube auf den Boden hingeschleudert, der mit zerrissenen Papieren bedeckt war; Schrank und Lade standen weit offen; Kleidungsstücke, Wäsche und andere Habseligkeiten lagen teils da und dort auf Tischen und Stühlen, teils neben dem Felleisen aufgehäuft, das in einer Ecke des Gemachs halbgepackt dastand, und nach dem die Blicke des Schreibers von Zeit zu Zeit unruhig düster hinüberglitten, als überlegte er, ob er das angefangene Werk nicht doch vollenden solle. Wenn die Umgebung des jungen Mannes durch diese und andere Züge einen seltsamen Ausdruck des Unfriedens und der Verworrenheit erhielt, so zeigten sich diese letztern ihm selbst und seiner ganzen Erscheinung

noch viel deutlicher aufgeprägt. Seine zusammengeknickte Haltung, das tief auf die Brust herabgesenkte Haupt, die fahle Bläße der Wangen verriet die äußerste Erschöpfung, während die schweren Seufzer, die von Zeit zu Zeit aus der beklommenen Brust sich losrangen, und das unter den krampfhaft zusammengezogenen Brauen düster hervorblitzende Auge, das bald minutenlang auf das erlöschende Flämmchen der Nachtlampe gedankenlos hinstarrte, bald in ängstlich scheuer Hast von Gegenstand zu Gegenstand schweifte, von einer innern Ruhelosigkeit, von einer Gottverlassenheit der Seele zeugten, wie nur Verzweiflung oder Schuld sie empfinden. — Jetzt fuhr er auf und horchte. — „Schritte — waren das nicht Schritte? Nein, es war nichts!“ Er trocknete sich den Schweiß von der Stirn, strich die wirren Haare zurück, die sie bedeckten, und schritt unruhig im Zimmer auf und nieder. — „Warum gab ich auch dem Drängen der alten Margit nach,“ murmelte er vor sich hin, „und was bestand ich später darauf, mich nicht zu entfernen? Der alte Schwätzer mußte freilich im Auge behalten werden, und wer konnte wissen, daß mich das dumme Fieber packen würde, und daß ich wie ein Schulknabe“ — er vollendete nicht, denn jetzt schallten wirklich draußen rasche Schritte nah und näher, denen bald ein derbes Pochen an der verschlossenen Tür folgte. Ferencz stand einen Augenblick wie erstarrt, dann sich ermannend, sprang er in die Ecke der Stube, riß mit zitternden Händen seinen Mantel von der Wand, breitete ihn über das offene Felleisen hin und wankte dann zur Tür, den Riegel zurückzuschieben; nun öffnete sie sich, und Horváth stand auf ihrer Schwelle dem bis in die Lippen erbleichenden Ferencz gegenüber, der vergebens seine tötliche Unruhe unter Bücklingen und ehrerbietigen Morgengrüßen zu verbergen strebte.

Horváth hatte seinerseits die Nacht nicht besser zugebracht als sein Schreiber. Gekränkt in seinem Stolze, erbittert durch den Mangel an Vertrauen, den seine Tochter gegen ihn bewiesen, und voll Zorns gegen den treulosen Diener, der seine Wohltaten mit Undank vergolten hatte, war er zu Bette gegangen; aber in der Stille der Nacht, die ihn immer deutlicher der eigenen Mitschuld an der Verwirrung der jungen Leute sich bewußt werden ließ, verloschen allmählich die Flammen seines Zorns. Dagegen faßte er den festen Entschluß, geschehe, was da wolle, am nächsten Morgen, sobald nur Herr Steidler abgereist sein würde, unverzüglich mit aller Ent-

ſchiedenheit einem Verhältniſſe ein Ende zu machen, das ihm ebenſo ſchmachvoll als unnatürlich und ganz und gar unmöglich erſchien. Gleichwohl war ſein Weſen ſo durch und durch Milde und Gutmütigkeit, und ſo ſehr widerſtrebte es ſeiner innerſten Natur, irgend jemand, außer im erſten Auflodern des Zorns, etwas vorſätzlich zu Leide zu tun, daß er nach Steidlers Abreiſe kaum minder ſchweren Herzens den Gang nach der Kammer des Schreibers antrat, als dieſer ihn in derſelben erſcheinen ſah!

„Iſt Er wieder hergeſtellt?“ ſagte er langſam in die Stube tretend und die Tür hinter ſich zuziehend. „Nun, das ſehe ich gern; denn ich habe mit Ihm zu reden, und es freut mich, daß Er ſeine fünf Sinne beiſammen hat!“ Er ſetzte ſich mit dieſen Worten auf den Stuhl, den ihm Ferencz hingerückt hatte, und blickte wie verlegen im Zimmer herum. — „Ja, ich habe mit Ihm zu reden,“ wiederholte er mit barſchem, ja rauhem Tone, aber es war etwas in dieſem Tone, als täte er ſich Gewalt an, feſter und entſchloſſener zu ſcheinen als er war. — „Ich will Ihm ſagen, daß ich heute nach Vásárhely hinüberreite, um in den Weingärten nachzuſehen, und morgen,“ ſetzte er nach einigem Zögern hinzu, „morgen reiſe ich nach Ofen!“ Hier hielt er wieder inne, dann aber ſich ein Herz faſſend und das Unvermeidliche herausſtoßend, ſagte er, indem er aufſtand und dem Schreiber den Rücken kehrend an den Tiſch trat: „Und dann will ich Ihm ſagen, daß ich einen andern zu meinem Buchhalter beſtellt habe, und daß Er mein Haus noch heute verlaſſen muß!“ Ferencz zuckte bei dieſen Worten zuſammen wie einer, dem ein Blitzſtrahl hart vor den Füßen in die Erde ſchlägt. — „Hier iſt Sein Dienſtzeugnis,“ fuhr Horváth fort, ein Papier aus der Taſche ziehend und es abgewandt ihm hinreichend, „und hier iſt Sein rückſtändiger Lohn und ein Reiſe- und Zehrpfennig dazu!“ und damit warf er eine Rolle hin, die, im Falle berſtend, den Tiſch mit Goldſtücken bedeckte. — Er ſchwieg, als ob er eine Antwort erwartete, als dieſe aber ausblieb, wandte er ſich um, und ein Blick auf den wie vernichtet daſtehenden Schreiber genügte, ihn vollends zu entwaffnen. Er ſchritt auf Ferencz zu und ihm mit der Hand auf die Schulter ſchlagend, ſagte er: „Er iſt ein braver, geſchickter, fleißiger Menſch, ich entbehre Ihn ungern und habe ihn auch in meinem Zeugnis als treu und fleißig beſtens rekommandiert: aber Er ſelbſt wird einſehen, daß Er nicht bleiben kann. Morgen reiſe ich nach Ofen, und darum

muß Er noch heute, dieſe Stunde fort! Hört Er?" Ferencz lallte einige unverſtändliche Worte, während Horváth der Türe zuſchritt, die Klinke in der Hand aber noch einmal ſich umwandte und ſagte: „Daß Er ſich aber nicht einbilde, Er könne ſich in der Gegend herumtreiben und um mein Haus herumlungern! Das verbitte ich mir und werde ihm auch das Handwerk zu legen wiſſen! Er muß fort, gleich und ganz fort! Und damit Gott befohlen!" Mit dieſen Worten öffnete er die Türe und verließ, froh, das ihm peinliche Geſchäft kurz und entſchieden abgetan zu haben, raſchen Schrittes das Gemach.

Solange noch der Schall von Horváths Schritten auf Gang und Treppe zu hören war, verharrte Ferencz in zerſchmetterter Haltung, die ihm in ſeiner Gegenwart ſo gute Dienſte geleiſtet hatte; dann aber ſchnellte er aus der gebückten Stellung empor; das kaum noch tiefgeſenkte Auge funkelte, ſich wieder erhebend, von Selbſtbewußtſein, das farblos blaſſe Antlitz glühte vor Freude, und ein häßliches Lächeln hämiſchen Spottes zuckte um die noch ſchreckensbleichen Lippen. — „Nichts, gar nichts wiſſen ſie," rief er, raſchen, ſchwungkräftigen Schritts die Stube auf- und niedermeſſend, „nur dumme Selbſtquälerei war es, die mich heute nacht halb verrückt machte! Aber nun iſt alles gut, ſelbſt daß er mir den Abſchied gegeben! Zur Entſcheidung mußte es doch einmal kommen, und diesmal bin ich meiner Sache gewiß; die Czenczi habe ich feſt!" Aus dieſen und andern Gedanken weckten ihn die Hufſchläge des Pferdes, das Horváth nach Vásárhely trug; die Zeit ſeiner Entfernung mußte benutzt werden, jetzt oder nie raſch und entſchieden gehandelt werden. Haſtig ſeinen Anzug vollendend überlegte er, welche Wege er einzuſchlagen hätte, erwog die Hinderniſſe, die ihm entgegentreten könnten, die Mittel, die ihm zu Gebote ſtünden, ſie zu beſeitigen, und eben da er endlich ſeinen Entſchluß gefaßt hatte, ſah er Czenczis ſchlanke Geſtalt den Hofraum entlang dem Garten zuſchweben, wohin er ihr augenblicklich folgte.

Die Züge des jungen Mannes, die noch von Siegesfrohlocken und hämiſcher Zuverſicht ſtrahlten, als er die Stufen zur Gartentüre emporſtieg, hatten den Ausdruck tiefen Schmerzes und mühſam errungener Faſſung angenommen, als er dem jungen Mädchen ſich nahte, das ihm mit der rührendſten Hingebung entgegeneilte und ihn mit zärtlicher Beſorgnis nach dem Zuſtande der böſen Augen

fragte, die ihr gestern so viel Kummer gemacht hätten. Seine Antwort war kurz, ernst, gemessen; mit gepreßter Stimme, aus deren Klang das Ohr der Liebe unterdrückte Tränen heraushörte, berichtete er ihr das harte Urteil, das ihr Vater ihm gesprochen, und schloß mit zärtlichen Abschiedsworten und heißen Segenswünschen für die Zukunft der Geliebten, wenn auch die seine für immer vernichtet und ein früher Tod fortan das einzige Ziel sei, dem er noch hoffend entgegenschaue! Die Wirkung, die diese Worte auf Czenczis tatkräftige und feurige Seele machen mußten, war eine wohlberechnete gewesen. Einen Moment von Schreck und Schmerz überwältigt, raffte sie sich bald empor, schloß ihn in ihre Arme und fragte ihn, ob er an ihr zweifle, ob sie ihm nicht Treue, unverbrüchliche Treue verheißen, ob er sie für wortbrüchig halten könne, und durch das schmerzliche Lächeln, mit dem Ferencz diese Frage erwiderte, nur noch mehr bewegt und erregt, überhäufte sie ihn mit Liebkosungen und Vorwürfen und schwor ihm zu, sich noch heute ihrem Vater zu Füßen zu werfen und vor aller Welt zu gestehen, daß sie ihn liebe, daß sie ihm, nur ihm angehöre und daß nicht Drohung, Gewalt noch jahrelange Trennung ihr Herz jemals dem seinen entfremden könnte! Diesem Überströmen der Leidenschaft setzte Ferencz das düstere Schweigen hoffnungslosen Schmerzes, die dumpfe Ruhe der Verzweiflung entgegen. Was ihre Bitten fruchten würden? fragte er sie endlich; ob sie meine, der stolze Horváth werde im Handumdrehen sich entschließen, dem von der Straße aufgelesenen Schreiber die reiche Erbtochter in die Arme zu werfen? Ob sie die besten Tage des Lebens, den Frühling ihrer Jugend vertrauern wolle, um ihm nach jahrelanger Trennung endlich über dem Grabe ihres Vaters die Hand zu reichen? Nein, hier gelte es, jede Selbsttäuschung sich fern zu halten; nur ein Mittel gäbe es, die berechtigte Forderung ihrer Herzen, roher Willkür gegenüber, durchzusetzen und den Vater zum Glücke seines Kindes zu zwingen, und dieses eine Mittel — er zögerte, es auszusprechen; endlich sprach er es doch aus — dies eine Mittel sei — Flucht aus dem Vaterhause!

Czenczi, schon in der Wiege der Mutter beraubt, hatte sich während der häufigen und langwierigen Reisen des Vaters und bei dem geringen Ansehen, das die alte Margit dem feurigen lebhaften Sinne des jungen Mädchens gegenüber zu behaupten vermochte, frühzeitig mit großer Entschiedenheit des Willens und seltener

Selbständigkeit des Geistes entwickelt, Zwang und Willkür waren ihr verhaßt, aber so heilig berechtigt sie sich fühlte, ihr Glück auf eigenem Wege zu suchen und zu finden, ebenso innig überzeugt war sie auch, daß dies nicht auf Kosten anderer, am wenigsten auf die ihres raschen und heftigen, aber sie so zärtlich liebenden Vaters geschehen dürfe. Es war ein harter Kampf, den Ferencz zu kämpfen hatte, bis das Pflichtgefühl des Kindes dem Drange der Leidenschaft erlag; endlich aber siegte er doch. Die Flucht wurde beschlossen und als der geeignetste Zeitpunkt sie anzutreten die erste Nacht festgesetzt, die auf Horváths Abreise nach Ofen folgen würde, weil sie dann hoffen durften, wenigstens die ersten Tage unverfolgt zu bleiben. Schwieriger war die Lösung der weiteren Frage, wo Ferencz bis zu jenem Zeitpunkt sich aufhalten solle. Sich in der Nähe zu verbergen, erschien bei dem einmal erweckten Mißtrauen Horváths gefährlich; die Wahl eines entfernteren Verstecks aber stellte einesteils bei der Schwierigkeit, sich gegenseitig in Kenntnis etwa eintretender hindernder Wechselfälle zu erhalten, das Gelingen des Fluchtplans in Frage; andernteils hatte Czenczi sich mit solchem Widerstreben herbeigelassen, mit ihrer Vergangenheit so gewaltsam zu brechen, und zeigte sich von ihrem Unrecht so durchdrungen, in ihrem Gewissen so beunruhigt, daß Ferencz nur den fortdauernden Einfluß seiner Anwesenheit und die auf Czenczis Seele gewälzte Verantwortlichkeit für die Sicherheit seiner Person als ein hinlängliches Gegengewicht erkannte, um die Zweifelnde, ängstlich hin und her Schwankende, bei dem kaum gefaßten Entschlusse festzuhalten.

Bei dieser Lage der Dinge mußte gewagt werden, um zu gewinnen, und so erklärte denn Ferencz, daß er sich von Czenczi nicht trennen könne, daß er bleiben und im Hause sich verborgen halten müsse, wenn ihr Vorhaben gelingen solle. Czenczi ließ sich von der Richtigkeit dieser Ansicht überzeugen und ein sicheres Versteck wurde nach kurzem Überlegen ausgefunden. Ein Stübchen, das Horváth im untersten Geschosse seiner weitläufigen Keller hatte herstellen lassen, um dort während der Weinlese in aller Bequemlichkeit die Einlieferung der Erträgnisse seiner Weingärten überwachen und nach derselben mit den Abnehmern seiner Weine, die Weinproben gleich vom Faß weg durchkostend, über die Preise der verschiedenen Sorten sich behaglich besprechen zu können, erschien zu diesem Zwecke um so geeigneter, als es in dieser Jahreszeit nie benutzt und erst

nach der Heimkehr Horváths vom Ofener Markte für seine Bestimmung wieder instand gesetzt zu werden pflegte. Nachdem die Liebenden sich über die Wahl dieses Verstecks geeinigt und sich noch in wenigen hastigen Worten über die Art und Weise, in der Ferencz es beziehen sollte, verständigt hatten, trennten sie sich, um ihr Vorhaben noch vor Horváths Heimkehr ins Werk zu setzen.

Ferencz eilte in seine Kammer zurück, packte schleunig seine Habseligkeiten zusammen, schloß sein Felleisen und begab sich gegen Mittag in das Gemach der Frau Margit, um ihr das Vorgefallene mitzuteilen und von ihr Abschied zu nehmen. Die gute Alte geriet über die Nachricht von der Verabschiedung ihres Günstlings völlig außer Fassung; Ferencz aber bat sie mit der Gebärde des tiefsten Schmerzes, den Hausgenossen seine letzten Grüße darzubringen, denn ihm selbst gebräche es dazu an Mut; dann erbat er sich ihren Segen und nachdem er ihn empfangen und ihr empfohlen hatte, sein Felleisen in Obhut zu nehmen, bis er es abholen lassen würde, entwand er sich den Armen der schluchzenden und vor Schreck und Kummer halb gelähmten Alten, um, wie er sagte, einsam in die weite, weite Welt hinauszuwandern. Ehe Frau Margit sich recht besinnen und dem Fortstürzenden das Geleite geben konnte, war er die Treppe hinabgeeilt, hatte sich, an der Küche vorüberschlüpfend, überzeugt, daß das Hausgesinde sich daselbst wie gewöhnlich um diese Stunde zum Mittagmahle versammelt habe, und war zum Tore hinausgesprungen.

Er schlug den Weg nach der Stadt ein; um die Ecke des Hauses gekommen, bog er abermals links ab, lief an der Gartenmauer hin, bis er an das angelehnte Hinterpförtchen gelangte und durch dasselbe sich wieder ins Haus stehlend, an der Hinterwand der Stallungen sich fortschleichend, den Holzhof erreichte. Dort erwartete ihn Czenczi mit einem mit Eßwaren gefüllten Korbe an der Kellertür und geleitete ihn die Treppe hinab in das Kellerstübchen, das in einer Ecke des untersten Kellergeschosses aus starken, mit Backsteinen verkleideten Bohlenwänden erbaut war und in das die Fürsorge der Liebe schon früher Betten, Kerzen und was sonst zur Bequemlichkeit des freiwillig Gefangenen dienen konnte, hinuntergeschafft hatte. Hier verließ sie ihn mit dem Versprechen, nachts, wenn alles zur Ruhe wäre, Nachricht zu bringen, wie es im Hause stehe: Ferencz aber, nun des Gelingens seines Anschlags gewiß und

voll der ſicheren Hoffnung, dem Hauſe, in deſſen einſamſten Winkel er nun ſich verbergen mußte, dereinſt als Herr und Eigentümer zu gebieten, erquickte ſich an den im Korbe befindlichen Lebensmitteln und ſtreckte ſich dann auf das ihm zubereitete Lager, um die entbehrte Nachtruhe nachzuholen.

Horváth kehrte erſt ſpät nachmittags von Vásárhely zurück; die Niedergeſchlagenheit Czenczis und ihre verweinten Augen ſchien er nicht zu bemerken; die alte Margit, die in unkluger Geſchwätzigkeit die Entfernung ihres Lieblings zur Sprache zu bringen verſuchte, fertigte er kurz und barſch ab und ging dann, Geſchäfte vorwendend, nach der Stadt, wahrſcheinlich um Nachforſchungen anzuſtellen, ob Ferencz ſich nicht irgendwo in der Nähe verborgen halte. Die Ergebniſſe ſeiner Wanderungen ſchienen ihn befriedigt zu haben, denn wieder heimgekehrt, zeigte er ſich milder und geſprächiger als früher; des Schreibers gedachte er mit keiner Silbe, dagegen erklärte er beim Nachtmahl, daß die Weinleſe dieſes Jahr ſo ergiebige Ausbeute verſpreche, daß er, um das nötige Geſchirr, die Fechſung aufzunehmen, verlegen ſei und genötigt ſein würde, ſelbſt alte, ſchon halb ausgediente Fäſſer wieder in Gebrauch zu nehmen, und da er, um nach Möglichkeit wieder auszubeſſern, auf morgen den Küfermeiſter mit ſeinen Geſellen beſtellt habe, ſo könne er erſt übermorgen die Reiſe nach Ofen antreten. Dieſe Nachricht war für Ferencz allerdings eine bittere Zutat zu den Leckerbiſſen, die Czenczi in tiefer Nacht ihm zitternd in das Kellerſtübchen hinunterſchmuggelte, denn er ſah dadurch nicht nur ſeine Gefangenſchaft verlängert, ſondern auch ihre Bequemlichkeit wie ſeine Sicherheit weſentlich beeinträchtigt. Zwar befanden ſich die Fäſſer, die wieder hergeſtellt werden ſollten, im oberen Kellergeſchoſſe, aber wie leicht konnte es Horváth oder einem der Küfer beifallen, auch in das untere hinabzuſteigen? Er mußte nicht nur, da ihm ſonſt das ganze untere Kellergewölbe zu Gebote ſtand, ſich fortan ſtreng auf den engen Raum des Stübchens beſchränken, ſondern auch, wenigſtens während der Arbeitszeit der Küfer, auf alle Beleuchtung verzichten, damit ihn nicht etwa der Lichtſchimmer, der durch eine Ritze der Tür dringen konnte, verrate; ja es ſchien ſogar nötig, die Tür des Stübchens, damit kein Unberufener abſichtlich oder zufällig ſie öffne, zu verſchließen, was nur von außen geſchehen konnte, da an der inneren Seite derſelben Schloß oder Riegel anzubringen bei der Beſtimmung des Stübchens niemals auch nur in

Frage gekommen war. Wie lästig und unangenehm alles dies auch sein mochte, es mußte gleichwohl von Ferencz als ein Unvermeidliches ruhig ertragen werden, wenn nicht die Unruhe und Beklommenheit Czenczis, die mit jedem Augenblicke zuzunehmen schien, sich zur vollkommenen Fassungslosigkeit steigern sollte. Dieser Gefahr zu begegnen, bemühte er sich auf alle Weise, die Bedeutung ihrer Mitteilung zu verringern, durch Liebkosungen ihre Besorgnis zu übertäuben, und als sie endlich halbgetröstet Abschied nahm, hieß er sie scherzend ihr Vöglein in seinem Käfig wohl verschließen, aber auch ja auf die Schlüssel wohl acht haben, daß er nicht etwa durch ihren Verlust in seiner freiwilligen Haft zu einem höchst unfreiwilligen Fasten gezwungen werde.

Tags darauf erschienen am frühen Morgen wirklich der Küfer und seine Gesellen im obern Kellergeschoß und weckten alsbald, den schadhaften Fässern neue Bänder und Reifen antreibend, mit dem Gepoch ihrer Schlägel den Widerhall seiner Gewölbe. Horváth ging ab und zu, überwachte den Fortgang der Arbeit, unterließ aber nicht, von Zeit zu Zeit in der Gegend herumzustreifen, um zu erkunden, ob Ferencz sich denn auch wirklich ganz und gar entfernt habe. Dem Kellerstübchen aber nahte den ganzen Tag hindurch weder er noch einer der Küfer, die, von allen Seiten in Anspruch genommen, nur auf Förderung ihrer Arbeit bedacht waren. Dagegen mußte Ferencz, als Czenczi ihrem Gefangenen gegen Mitternacht wieder Speise und Trank zutrug, von ihr in Erfahrung bringen, daß der Vater, sei es der Küfer wegen oder weil das plötzliche, spurlose Verschwinden des Schreibers ihn mehr beunruhigte als zufriedenstellte, seine Abreise wieder um einen Tag hinausgeschoben hätte. Ferencz nahm die Nachricht von dieser neuen Verzögerung bei weitem weniger gefaßt und gleichmütig auf, als er sich am vorigen Tage der Notwendigkeit des engeren Verschlusses in seinen Käfig gefügt hatte.

Während Czenczi durch die wechselnden Gemütsbewegungen des vorigen Tages in solche Aufregung und in so fieberhafte Spannung geraten war, daß eben diese Steigerung ihres gesamten Seelenlebens ihr jetzt wieder, trotz aller innern Erschöpfung, den Anschein von Kraft, ja selbst von Ruhe gab, war bei Ferencz das Gegenteil eingetreten; seine Seelenstärke war infolge der einsam dunklen Haft erlahmt und haltlos in sich zusammengebrochen. Selbst die Aussicht,

in naher Zukunft das Ziel langjährigen, unermüdeten Bestrebens zu erreichen und in Fülle des Reichtums die langentbehrten Mittel zur Fülle des Lebensgenusses zu besitzen, schien ihren Zauber für ihn verloren zu haben und unfähig geworden zu sein, die finstern Gestalten zurückzudrängen, die nachts in der lautlosen Stille des dunklen Kellerstübchens vor ihm emportauchen mochten. Er war es, der jetzt verwirrt, beängstigt und vor jedem Geräusch zusammenschreckend von Czenczi beruhigt und getröstet werden mußte; Gefahren würde er mutig bestanden haben, den Schrecken der Einsamkeit vermochte er nicht die Stirn zu bieten; und als Czenczi Abschied nahm und wieder die Tür des Stübchens hinter sich verschließen mußte, hielt er sie zurück und gehabte sich nicht anders, als sollte er für immer von Licht, Luft und Leben abgeschieden werden.

Endlich, am dritten Tage gegen Mittag, machte sich Horváth fertig, die längst beschlossene Reise nach Ofen anzutreten. Der Wagen war angespannt und Horváth, von Base Margit und seiner Tochter begleitet, trat aus dem Hause, vor dem sich das Gesinde, der Abfahrt ihres Herrn gewärtig, versammelt hatte. Horváth erteilte seine letzten Aufträge; den Knechten befahl er, das Haus vor Zigeunern, Bettlern und anderem Gesindel in acht zu nehmen und Tor und Türen wohl verschlossen zu halten; die Mägde hieß er Feuer und Licht behüten, und nachdem er Frau Margit die Aufsicht über das Gesinde und die während seiner Abwesenheit zu vollendenden Arbeiten, vorzüglich jene der Küfer, ans Herz gelegt hatte, wandte er sich zu seiner Tochter. Diese, in tiefster Seele von Vorwürfen und Reue zerrissen, und gefoltert von dem Bewußtsein, ihren alten, liebevollen Vater so grausam täuschen und für lange Zeit, vielleicht für immer, unkindlich verlassen zu wollen, warf sich krampfhaft schluchzend in seine Arme, und so groß war ihre Erschütterung, daß es nur wenig rührend eindringlicher Worte bedurft hätte, dem schwerbeladenen Gemüte des verirrten Kindes sein Geheimnis abzulocken und die Anschläge Ferencz' für immer zu vereiteln. Aber der Unstern Horváths hatte über ihn verhängt, daß er, wie früher durch törichten Leichtsinn, jetzt durch unzeitige Strenge begünstigen sollte, was er am liebsten vermieden hätte. Er zog das zitternde Mädchen auf die Seite und sagte ihr in rauhem, barschem Tone, das Gewesene und Geschehene wolle er vergessen und vergeben, aber auch ferner eitle Ausflüchte nicht mehr gelten lassen; er habe Herrn Farkas, dem reichen Spezerei-

händler in Fünfkirchen, ihre Hand zugesagt, und vor Allerheiligen müsse sie Hochzeit gemacht haben. Mit diesem Worte wälzte sich wieder der Grabstein des Trotzes über die Tiefen ihrer in kindlichem Vertrauen sich öffnenden Seele; sie weinte, aber sie schwieg, und als Horváth, von den besten Wünschen der Hausgenossen begleitet, dahingerollt war, schwankte sie stumm und blaß in ihre Kammer zurück, um die wenigen Habseligkeiten, die sie auf ihrer Flucht mitzunehmen gedachte, in ein Bündel zusammenzuraffen. Nur mit Mühe gelang es ihr, ihren Vorsatz auszuführen; denn der Rückschlag der übermäßigen Aufregung, der verzehrenden Unruhe, in der sie die letzten Tage zugebracht hatte, machte allmählich in dumpfer Abspannung des Geistes, in gänzlicher Erschöpfung ihrer Kräfte immer fühlbarer seine Rechte auf sie geltend. Bleierne Schwere lagerte sich auf ihre Glieder; bald von Frost geschüttelt, bald in Fieberhitze glühend, vermochte sie nicht mehr die Wucht des heißen, von dumpfem Schmerz wie mit einem Eisenringe umfangenen Kopfes aufrecht zu halten, und erschöpft und leidend wie sie war, streckte sie sich auf ihr Lager, um in erquickender Ruhe neue Kräfte zu sammeln. Dort lag sie stumpf und still, die zuckenden Hände über die Brust gefaltet, und vor ihren halbgeschlossenen Augen zogen in langer, buntverworrener Reihe die Bilder ihres Lebens schattenhaft vorüber. Hier lächelten die Spiele der Kindheit sie an, dort saß sie, eine emsige Schülerin, an Ferencz' Seite; auch Antals Züge sah sie lauernd durchs Fenster hereingrinsen, wie damals, als Ferencz zum ersten Male die Liebeglühende umschlang; dann vernahm sie Herrn Steidlers Stimme, die von der Marzipanlise erzählte, das Aufstöhnen Ferencz' und das Drohen und Schelten des Vaters, und dann — dann ward es trüb' und dunkel vor ihren Augen, schwarz wie die Nacht, in der sie dem Vaterhause den Rücken kehren sollte, und finster wie die Zukunft, der sie entgegenging.

Viele Stunden mochte sie in fieberhaftem Halbschlummer dagelegen haben, als von der Stadt her der Glockenschlag Mitternacht verkündete und sie gebieterisch ins Leben, in die Wirklichkeit zurückrief. Sie raffte sich mit der Entschlossenheit, die alle Erschöpfung überwindet, von ihrem Lager auf, langte nach ihrem Bündel und mit der Blendlaterne versehen, die sie schon früher auf ihren nächtlichen Wanderungen begleitet hatte, verließ sie ihr Stübchen. Auf der Schwelle stand sie still und blickte zurück in den friedlichen, trauten

Raum des Gemachs, in dem sie heiter und sorglos, unberührt von allen Stürmen des Lebens, vom Kinde zur Jungfrau aufgeblüht war, als ob sie jetzt erst, da sie es verlassen sollte, empfände, was sie verließ! Aber Ferencz wartete ihrer, sie durfte nicht säumen! Sie schritt leise über den Gang hin, den nur der blasse Schimmer des von dichten Wolken halb bedeckten Mondes erhellte. An die Tür gekommen, die in das Gemach des Vaters führte, stockten ihre Schritte. Es war ihr, als öffnete sie sich, als träte seine hohe mannhafte Gestalt daraus hervor, sie zu fragen, was sie suche, wohin sie gehe? Aber es war nur der Wipfel des Lindenbaumes draußen im Garten, der seinen zitternden Schatten auf die Türe hinwarf, und sie mußte fort, denn Ferencz wartete. Sie war die Treppe hinabgeeilt, und nun im Hofe angelangt, wehte ihr die frische Herbstluft erquickend und kräftigend entgegen. Sorgfältig den Schimmer der Laterne verbergend, schlüpfte sie, an den Wänden sich hindrückend, dem fernen Holzhofe zu; endlich war der Keller erreicht und pochenden Herzens öffnete sie mit den mitgebrachten Schlüsseln die Tür. Im Begriff, die ersten Stufen hinabzusteigen, war es ihr, als ob ihr von unten, wo die Treppe zum untersten Geschosse sich hinabdrehte, ein Lichtschimmer entgegendränge. Was war das? Von Ferencz, der im Kellerstübchen eingeschlossen war, konnte das nicht kommen. Sollte ein Fremder in den Keller sich eingeschlichen haben? Hier war Vorsicht nötig! — Ihre Kniee zitterten, aber Mut und Entschlossenheit verließen sie keinen Augenblick. Sie verlöschte das Licht der Laterne, damit sein Schimmer sie nicht verrate, und drückte sich hinter einen Pfeiler, zu erwarten, was da kommen würde. Aber es kam nichts; alles blieb still und stumm wie zuvor. Nach einer Weile streckte sie lauschend den Kopf hinter dem Pfeiler hervor; der Lichtschimmer war verschwunden und nur schwarze Finsternis glotzte ihr entgegen. Sollte jene Lichterscheinung nur Selbsttäuschung gewesen sein oder war die veranlassende Ursache derselben im unteren Kellergeschoß zu suchen? — Mit einem Male erfaßte sie eine niegefühlte Beklommenheit; ihre Pulse hämmerten, ihre Zähne klapperten aneinander; aber Ferencz harrte ihrer und wenn er etwa in Gefahr wäre — — diese Rücksicht überwog alle Bedenken und hastig stieg sie beiläufig die Hälfte der Treppe hinunter, als plötzlich dort, wo die Treppe zum untersten Geschoß hinabbog, sich wieder ein dämmernder Lichtschimmer zeigte, der eine weibliche Gestalt in dunklen

Gewändern zu umfließen schien, die mitten auf der Treppe mit weit ausgebreiteten Armen ihr drohend und abwehrend entgegenwinkte. Rasche Flucht war bei diesem Anblick die erste Bewegung des zitternden, halb ohnmächtigen Mädchens, und schneller als sie hinabgestiegen war sie die Stufen der Treppe wieder hinaufgeeilt. An der halb offenen Kellertüre stand sie still; sie schämte sich ihrer Flucht und zweifelhaft, ob sie nicht wieder umkehren sollte, wendete sie sich atemlos, die Hand auf das krampfhaft zuckende Herz drückend, nach rückwärts und sah kaum, betroffen und erstaunt, jenen Lichtschimmer abermals verschwunden, als er jetzt auch schon dicht vor ihren Füßen wieder aus dem Boden aufdämmerte und in seinem grauen Schimmer ein Weib vor ihr emportauchte, das, die welken, runzligen Züge grinsend verzerrt, mit stechenden, zornglühenden Augen sie anstarrte und, während Czenczis Blicke wie magisch angezogen an der feuerfarbenen Schleife ihrer Flügelhaube und ihrem grellgelben Halstuche hafteten, aus dem schwarzen Halbmäntelchen dürre Hände mit gekrümmten, klauenähnlichen Fingern nach ihrem Halse streckte. — Da zuckte es wie ein Blitz durch Czenczis Seele! „Die Marzipanliese!“ schrie sie gellend auf, sprang zum Keller hinaus, warf die Türe hinter sich zu, wankte taumelnd noch einige Schritte in den Hofraum hinein und brach dann dumpfächzend bewußtlos zusammen.

Zwei Knechte des Hauses, die sich in der Schänke verspätet hatten und lange nach Mitternacht auf Schleichwegen ihr Lager suchten, fanden die erstarrt und wie leblos Hingestreckte, erkannten sie mit namenlosem Erstaunen und trugen sie nach dem Hause zurück, wo alsbald, von dem Lärmen und Jammern der Mägde geweckt, Frau Margit herbeieilte und den ganzen Schatz ihrer Heilmittel an der Bewußtlosen versuchte, ohne sie jedoch aus ihrer todesähnlichen Betäubung erwecken zu können. Selbst die Kunst des mittlerweile herbeigeholten Arztes zeigte sich lange erfolglos, und erst gegen Morgen gelang es der sorgfältigsten Bemühung, in der Ohnmächtigen ein halbes Bewußtsein zurückzurufen, aber nur, um es sogleich wieder in den wilden Phantasien eines wütenden Fieberanfalles untergehen zu sehen. Dem Irrereden und dem ersten entsetzlichen Ausbruche unheimlicher Tobsucht folgte dann bald gänzliche Erschöpfung und dumpfes gedankenloses Hinbrüten, aus dem die Kranke nur, wenn das Gehämmer und Gepoche der Küfer vom Keller her ihr Ohr erreichte, in grauenvollen Zuckungen und krampfhaft ängstlichem

Stöhnen emporfuhr, ſo daß Frau Margit alsbald den Küfern ihre Arbeit gänzlich einzuſtellen und den Keller zu ſchließen befahl. Als nun aber der Arzt gegen Abend achſelzuckend erklärte, es unterliege keinem Zweifel mehr, daß Czenczi von einem in der Umgegend herrſchenden, höchſt bedenklichen und mörderiſchen Nervenfieber ergriffen ſei, wurde unverzüglich Herrn Horváth ein reitender Bote nachgeſandt, um ihn ſchleunigſt an das Krankenlager ſeines einzigen Kindes zurückzurufen.

Als Horváth am vierten Tage nach dem Ausbruche der Krankheit wieder in Weißprim eintraf, fand er die Kranke eher ſchlimmer als beſſer, noch immer beſinnungslos in dumpfer Betäubung daliegend, aus der ſie aber regelmäßig gegen Mitternacht in peinlicher Unruhe erwachte, nach den Kellerſchlüſſeln verlangte, Miene machte, das Bett zu verlaſſen, und nur mit Mühe zurückgehalten werden konnte, bis ſie dann, plötzlich mit einem lauten Angſtſchrei in ſich zuſammenbrechend, wieder in den früheren fieberhaften Halbſchlummer zurückſank; dabei nahmen ihre Kräfte ſo ſichtlich ab, und ihr Ausſehen veränderte ſich ſo auffallend, daß der Arzt nicht umhin konnte, den Zuſtand der Kranken als höchſt bedenklich, ihre Rettung als ſehr zweifelhaft zu bezeichnen.

So war die ſiebente Nacht ſeit dem Beginne der Krankheit herangekommen. Die Kranke hatte den Abend ruhiger als ſonſt zugebracht und lag in heftigem Schweiße. Hinter dem Wandſchirme, der das Krankenbett umfing, kniete Herr Horváth, der die Erkrankung des geliebten Kindes in verzweifelndem Schmerze einzig und allein ſeiner liebloſen Härte zuſchrieb, und betete brünſtig um ſeine Erhaltung, während Frau Margit, erſchöpft von den Anſtrengungen ſechs durchwachter Nächte, an Czenczis Bette eingenickt war. Es mochte Mitternacht ſein, als die Kranke mit einem tiefen Seufzer die Augen aufſchlug und erſtaunt und wie allmählich ſich beſinnend, umherſah. Als ſie mühſam ihre Gedanken geſammelt hatte, verſuchte ſie ſich aufzurichten, ein Verſuch, der bei ihrer Kraftloſigkeit gänzlich mißlang und keine andere Folge hatte, als daß Frau Margit, durch denſelben geweckt, emporfuhr und ſich beſorgt über ſie hinbeugte. Wie froh erſtaunt war die gute Alte, als ſie den ſonſt trüb und gläſern vor ſich hinſtarrenden Blick des lieben Auges ruhig und klar dem ihrigen begegnen ſah, als es ihr leiſe von Czenczis entfärbten Lippen entgegentönte: „Baſe liebe Baſe Margit!“ In einen lauten Freudenruf

ausbrechend, umarmte sie die geliebte Kranke; diese aber winkte ihr, zu schweigen. „Ihr müßt mir einen Dienst erweisen, Base," flüsterte sie in unruhiger Hast ihr zu, „einen wichtigen Dienst! Ihr müßt mir in den Keller hinabsteigen!" — „Ach lieber Gott, nun redet sie wieder irre!" seufzte Frau Margit. — „Nein, ich rede nicht irre," versetzte Czenczi, „ich weiß, was ich sage, und ich sage Euch, Ihr müßt vollbringen, woran mich gestern mein plötzliches Erkranken verhinderte! Ferencz ist im Kellerstübchen eingeschlossen; Ihr müßt ihn befreien!" — „Gestern? Du Unglückselige!" stammelte Frau Margit, bestürzt die Hände ringend. — In diesem Augenblicke wurde der Wandschirm zurückgeschoben und Harváth stürzte nicht minder entsetzt als Frau Margit aus seinem Versteck hervor. „Du barmherziger Gott, Ferencz im Kellerstübchen!" rief er, und damit riß er die Kellerschlüssel von der Wand, schrie nach Licht und eilte mit einigen Knechten, die er schleunig geweckt hatte, dem Keller zu.

Es war ein gräßlicher Anblick, der sich ihnen darbot, als sie das Kellerstübchen betraten. Sein unglücklicher Bewohner hatte an zwei Stellen die Wände desselben zu durchbrechen versucht, und auch die innere Seite der Tür trug sichtliche Spuren der gewaltsamen Anstrengung an sich, mit der an der Öffnung derselben gearbeitet worden war. Erschöpfung schien den Verzweifelnden genötigt zu haben, seine fruchtlosen Bemühungen aufzugeben, denn man fand den Leichnam des unglückseligen Ferencz, in seinem Blute schwimmend, auf dem Lager hingestreckt, das ihm von Czenczi zubereitet worden, und auf dem er, sei es, um seinen brennenden Durst mit seinem eigenen Blute zu stillen oder um den Folterqualen langsamen Verschmachtens in diesem Hungerturme durch raschen Tod zu entgehen, mit einem Taschenmesser sich die Adern geöffnet und in Verzweiflung und Entsetzen geendet hatte.

Czenczi war schon durch die überraschende Erscheinung des Vaters an ihrem Krankenlager und die unwillkürliche Einweihung desselben in ihr Geheimnis aufs tiefste erschüttert worden und hielt nur mit äußerster Anstrengung die Besinnung fest, zu der sie kaum wieder erwacht war. Als nun aber die unbedachte Geschwätzigkeit einer der Mägde ihr die Kunde von dem gräßlichen Ende des Geliebten hinterbrachte, stieß sie einen Schrei aus, geriet in furchtbare Zuckungen und Krämpfe und bald steigerte sich die Wut des Fiebers, in das sie zurückfiel, zu solcher Höhe, daß der Arzt jede Hoffnung aufgab und stündlich

ihr Ende erwartete. Allein die Vorsehung hatte anders beschlossen. Horváth, hatte nun Kummer und Schrecken seine Gesundheit untergraben oder vergiftete sie sein hartnäckiges Verweilen am Krankenlager Czenczis, der starke, rüstige Horváth war es, der, von der Krankheit dieser letzteren ergriffen, in wenig Tagen ihr erlag, während das schwache Mädchen nach mondelangem Siechtum siegreich aus dem Kampfe hervorging, in dem sie unfreiwillig um den Preis ihrer Jugend und ihrer Jugendblüte das nackte Leben gewonnen hatte. Sich selbst als Mörderin des Vaters wie des Geliebten anklagend, verlebte sie die Tage des Winters in stillem, dumpfem Trübsinn, dem sie nur zeitweise die Sorge um Base Margit entriß, die, von übermäßigen Anstrengungen und verzehrender Gemütsbewegung erschöpft, nun ihrerseits zu kränkeln und sichtlich hinzuwelken begann. Mit dem herannahenden Frühjahr aber erwachte in Czenczis Seele der Wunsch, den Angehörigen des geliebten Ferencz einen Teil des reichen Besitzes zuzuwenden, den sie einst mit ihm zu teilen geträumt hatte. In der Hoffnung, über den ihr unbekannten Aufenthaltsort derselben vielleicht einige Andeutungen in Ferencz' Papieren zu finden, beschloß sie das Felleisen zu öffnen, das der Hingeschiedene in Base Margits Verwahrung zurückgelassen hatte. Ihre Erwartung wurde auch nicht getäuscht; in dem Felleisen fanden sich wirklich einige Papiere, die zwar auf den Namen Anton Lenhart lauteten, aber nichtsdestoweniger sich ganz entschieden auf Ferencz zu beziehen schienen; eines derselben war nämlich ein Schreiben von weiblicher Hand, womit Anton Lenhart in Beziehung auf eine frühere mündliche Verabredung aufgefordert wurde, nicht zu säumen, sich auf den Weg zu machen und die Straße über Grätz und Marburg nach Kroatien einzuschlagen, denn auf dieser werde er nicht verfolgt werden. Dieser Ermahnung waren einige Worte des Abschiedes und die Erklärung beigefügt, nach dem Vorgefallenen könne eine weitere Verbindung zwischen der Schreiberin des Briefes und dessen Empfänger nicht mehr bestehen; sie bäte ihn daher um Zurückstellung ihres Porträts, wie sie ihm hier das seine zurückstelle. Das dem Briefe beiliegende Porträt zeigte aber unverkennbar Ferencz' Züge, der also früher den Namen Anton Lenhart geführt und sich in Steiermark aufgehalten haben mußte. Diese Umstände bewogen Czenczi, die aufgefundenen Papiere an Herrn Steibler, den Geschäftsfreund ihres Vaters einzusenden und ihn um Auskunft über Anton Lenhart zu ersuchen, obwohl sie nur schaudernd

des Mannes gedachte, der einst das furchtbare Bild der Marzipanliese ihrer Seele eingeprägt hatte.

Sie erhielt lange Zeit keine Antwort, und immer schwerer und finsterer war der Trübsinn, der sich ihrer bemächtigte; immer nichtiger und eitler erschien ihr das Leben, das sie nur noch in Gebeten und Kasteiungen oder an dem Krankenbett der ihrer nahen Auflösung entgegeneilenden Frau Margit hinbrachte. Endlich kam die lang erwartete Antwort des Herrn Steidler; in ihr Stübchen zurückgezogen, öffnete sie das Schreiben und durchflog begierig seinen Inhalt; aber bald begann sie so heftig zu zittern, daß die Blätter des Briefes in ihren Händen hin- und herrauschten, und immer bleicher und verstörter wurden ihre Züge, je weiter sie las. Endlich hatte sie vollendet und nun warf sie unter einem Strome bitterer Tränen sich auf die Knie, um in heißer Inbrunst zu dem gerechten Richter zu beten, der sie zum willenlosen Werkzeuge seiner Rache gebraucht, der sie gezüchtigt und gerettet, der sie dunkle Wege, aber zum Lichte geführt hatte. Dann erhob sie sich, warf den empfangenen Brief und das Porträt Ferencz', das sie von Herrn Steidler zurückerhalten hatte, ins Feuer und sah zu, wie die Flamme knisternd und knatternd es verzehrte. Denselben Abend verschied Frau Margit still und schmerzlos in Czenczis Armen. Der Tod hatte das letzte Band irdischer Neigung gelöst, das die Unglückliche noch ans Leben fesselte; sie sah darin einen Fingerzeig, sich allein und für immer Gott zuzuwenden. Am nächsten Morgen verschrieb sie ihre ganze reiche Habe dem Kloster der Cistercienserinnen im Tal zu Weßprim, in dem sie bald darauf den Schleier nahm, den Rest ihrer Tage in Gebet und Buße für das eigene Vergehen und für das Seelenheil des gerichteten Mörders hinzubringen, den die Menschen nicht erreicht, den aber Gott gefunden hatte.

Die Freundinnen.

Der Graf von Ormonde war im Herbſte des Jahres 1644 zur Belohnung für die Siege, die er über die irländiſchen Rebellen erfochten, zum Vizekönig von Irland ernannt, bald darauf aber nach London berufen worden, um dort im Kabinette des Königs an wichtigen Beratungen teilzunehmen. In England und Schottland hatten die Unruhen, die Karl I. auf das Blutgerüſt führen ſollten, bereits eine ſehr bedenkliche Höhe erreicht; in Irland aber war damals dank der ebenſo entſchiedenen als umſichtigen Haltung des Grafen von Ormonde die Bewegung einſtweilen zum Stillſtande gekommen, ſo daß der Graf ſeine zärtlich geliebte Gemahlin Eliſabeth, vollkommen über ihre Sicherheit beruhigt, nur mit der Sorge verließ, ſie werde während ſeiner Abweſenheit, die gewiß auf einige Wochen, vielleicht auf einen Monat bevorſtand, ſich um ſo vereinſamter fühlen, als ſie bisher während eines vierzehnjährigen Eheſtandes, und ſelbſt während der Graf im Felde lag, kaum mehr als einige wenige Tage der Trennung von ihrem Gemahl erlebt hatte. Allein auch dieſer Sorge ward der Graf bald nach ſeiner Ankunft in London durch die frohe Nachricht enthoben, Lady Iſabella Rich, die vertrauteſte Jugendfreundin ſeiner Gemahlin, habe die Abſicht kundgegeben, auf einige Wochen als Gaſt in Kilkenny Caſtle zu verweilen, eine Mitteilung, die der Graf als eine höchſt erwünſchte, alsbald mit einem zärtlichen und glückwünſchenden Schreiben erwiderte, indem er es als eine beſondere Gunſt des Himmels hervorhob, ſeine Gemahlin während ſeiner Abweſenheit in der Geſellſchaft einer Dame zu wiſſen, die, wie ſie ſeiner Eliſabeth nach Gemahl und Kindern das Liebſte auf Erden wäre, auch ihm ſelbſt zu allen Zeiten als die Krone ihres Geſchlechts erſchienen ſei.

Während der Graf nunmehr erleichterten Herzens ſich zu London den Staatsgeſchäften hingab, die von Tag zu Tag immer peinlicher und drohender ſich zu verwickeln begannen, ſah Gräfin Eliſabeth auf Kilkenny Caſtle daheim mit täglich ſich ſteigernder Ungeduld der Stunde der Wiedervereinigung mit einer Freundin entgegen, welche

die Jahre ihrer Jugendblüte teilnehmend und fördernd mit ihr durchlebt, ihr in schwerer Bedrängnis mit Rat und Tat hilfreich zur Seite gestanden, und obgleich älter und gereifter, dennoch die schwärmerische Neigung ihrer jüngeren Gespielin nicht nur geteilt, sondern an Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit noch überboten hatte. Endlich verkündeten eines Tages aufwirbelnde Staubwolken die Ankunft der Ersehnten, und von berittenen Dienern umgeben, näherte sich eine schwerfällige Sänfte dem Schloßtore, auf dessen Schwelle die Gräfin mit pochendem Herzen des Augenblickes harrte, der ihr die langentbehrte Freundin wiedergeben sollte. Mit Lady Isabella Rich war jedoch während der langjährigen nur selten und flüchtig unterbrochenen Trennung der beiden Freundinnen eine so entschiedene und auffallende Veränderung vorgegangen, daß die Gräfin im ersten Augenblicke des Wiedersehens, wenn nicht wie vor einer Fremden, doch im höchsten Grade befremdet und überrascht mit weit geöffneten Armen staunend und sprachlos vor ihr stand. Nicht als ob Lady Isabella, wie Unvermählte wohl pflegen, vor der Zeit gealtert, nur noch der Schatten ihrer selbst ihr entgegengetreten wäre; sie stand vielmehr in der reichsten Fülle weiblichen Reizes trotz aller Hüllen des unkleidsamen Reiseanzuges blendend schön vor ihr; über ihre anmutigen Züge aber war dabei so hinreißend die Blässe geistiger Reife ausgebreitet, das mutwillige Funkeln ihres blauen Auges war zu einem so leuchtenden Strahle sinnender Schwermut verglommen, um ihre Lippen spielte so verklärend das schmerzliche Lächeln bitterer aber siegreich überstandener Seelenkämpfe, und solche Würde und Hoheit atmete jede ihrer Bewegungen, daß die Gräfin nahe daran war, ihr wie einer himmlischen Erscheinung zu Füßen zu sinken, wenn nicht Isabella alsbald mit einem lauten Freudenruf die langentbehrte Freundin umschlungen und an ihr Herz gedrückt hätte.

Wie befremdend und einschüchternd aber der geheimnisvolle Zauber, der über Isabellas ganzes Wesen wie Mondlicht ausgebreitet lag, auch anfangs auf die Gräfin wirken mochte: sie fühlte sich nach wenigen Stunden traulichen Gesprächs um so unwiderstehlicher von ihr eingenommen, als ihr aus jedem Wort, aus jeder Miene das alte treue Herz der Freundin, geläutert in seinen Empfindungen, veredelt in ihrem Ausdruck, aber unverändert in Wohlwollen und Liebe entgegenschlug. Und damit schwand jeder Schatten von Zurückhaltung aus der Seele der Gräfin; selbst der Verdacht, der im Laufe

der letzten Jahre so oft in ihr aufgestiegen war, als vermeide Isabella absichtlich, mit ihr und den ihren zusammenzutreffen, wurde als kleinlicher, nunmehr tatsächlich widerlegter Argwohn beiseite gewiesen, und wenn das unbedingte Vertrauen, mit dem sie der Freundin entgegenkam, von dieser auch nicht mit ganz gleicher Hingebung erwidert wurde, wenn Isabella namentlich jeder Erörterung der Ursachen der auffallenden Veränderung, die ihr ganzes Wesen seit ihren Jugendjahren erfahren, sorgfältig aus dem Wege ging, so entschuldigte die Gräfin diese Zurückhaltung mit der Scheu, die wohl jeder empfindet, kaum vernarbte Wunden des Herzens durch Mitteilung wieder aufzureißen; denn nur solche Wunden konnten es sein, die Lady Isabella Rich so umzuwandeln, die sie, die Tochter eines der edelsten Geschlechter des Landes, die Erbin eines bedeutenden Vermögens zu bestimmen vermochten, die Fülle der Freier, welche sich um ihre Hand bewarben, zurückzuweisen und dem Herbste ihres Lebens unvermählt entgegenzugehen.

Es mochten seit der Abreise des Grafen etwa zehn Tage verstrichen sein, als die Gräfin an einem schönen Herbstmorgen müßig ihren Gedanken sich hingab. Ihre Töchter, drei reizende, von Feuer und Leben strotzende, kleine Geschöpfe, waren eben mit ihrer Erzieherin von ihr gegangen; an der Wand ihr gegenüber hingen die Porträte ihrer Söhne, munterer frischer Knaben, die zu Oxford im Trinity-College ihren Studien oblagen. Im beseligenden Gefühle ihres Mutterglückes konnte die Gräfin nicht umhin, wiederholt das harte Schicksal zu beklagen, das ihrer Isabella ähnliche Freuden versagte. Diese Gedanken aber führten sie bald noch weiter in die Vergangenheit zurück. Ihre frühere Jugendzeit stieg farbenhell leuchtend, wie gestern erlebt, vor der Träumenden empor. Sie gedachte lächelnd des tödlichen Hasses, mit welchem die fünfzehnjährige Elisabeth Breston dereinst James Butler, jetzt ihr Gemahl, verfolgte, weil sie der letzte Sprößling und die Erbin der Grafen von Desmond, an dem Hasse dieses Geschlechtes gegen jenes der Butler festhalten zu müssen glaubte. Dann, die Wangen von lieblichem Erröten übergossen, erinnerte sie sich des Tages, an dem sie ihren Gemahl, damals den Titel Viscount von Thurles führend, zum ersten Male bei Hofe gesehen, und wie der Zauber seiner männlichen Schönheit, die ritterliche Anmut seines Wesens und die glühende Leidenschaft, mit der er ihr huldigte, sie alsbald so ganz gefangen nahmen, daß sie später

in dem Geliebten zu ihrem Schrecken einen Butler, einen Todfeind erkennend, gleichwohl ohne Mühe sich überredete: die Christenpflicht allgemeiner Menschenliebe, wie ihr eigener Vorteil geböten ihr, nicht bloß den alten Haß der Desmonds gegen die Butler für immer zu begraben, sondern auch den endlosen Rechtsstreitigkeiten, in die beide Familien seit Jahren miteinander verwickelt waren, durch die Verbindung mit dem Manne ihrer Wahl endlich ein Ziel zu setzen. Dann aber — und eine Wolke des Unmuts zog auf ihrer Stirne empor — dann gedachte sie König Jakobs, der das ihm verhaßte Geschlecht der Butler nicht durch das Erbe der Desmonds bereichert sehen wollte und dieser Verbindung seine Zustimmung versagte. Sie gedachte des grausamen Starrsinns, mit dem er sie, um sie jeder Annäherung des Geliebten zu entziehen, der Vormundschaft oder richtiger der Obhut des Grafen von Holland übergeben, und wie dieser sie auf seinem Schlosse Elbon Manor kaum besser als in Gefangenschaft gehalten hatte.

Dort aber hatte sie Lady Isabella Rich, die Nichte des Grafen, damals ein munteres, aufgewecktes, mutwilliges Mädchen, kennen gelernt und ihre Freundschaft gewonnen. Isabella aber war es, wie sie mit Tränen dankbarer Rührung gedachte, die der Verlassenen hilfreich sich angenommen, die Wachsamkeit ihrer Umgebung getäuscht und ihr sogar geheime Zusammenkünfte mit dem Geliebten ermöglicht hatte, bis dieser letztere, die habsüchtigen Günstlinge des schwachen, wunderlichen Königs durch Verheißungen und Geschenke für sich gewinnend, endlich nach einem Jahre schmerzlicher Bedrängnis und schwerer Kämpfe die Zustimmung Jakobs zu ihrer Verbindung zu erringen wußte. Seit jenem Augenblicke aber gedachte sie, einen Blick inniger Liebe auf das Brustbild ihres Gatten heftend, das ihr von der Wand zulächelte, seit jenem Augenblicke sei ihr Leben nur ein sonniger, wolkenlos heiterer Sommertag gewesen, und vierzehn lange Jahre seien ihr verstrichen wie ein seliger Traum! Und wenn sie nun vorwärts schaute, wenn sie erwog, wie ihr Gemahl, berühmt als Feldherr, noch berühmter als Staatsmann, des Vertrauens seines Königs nicht bloß gewürdigt, sondern in jedem Sinne würdig, schon jetzt in blühendem Mannesalter Graf von Ormonde und Vizekönig von Irland, im Laufe der Jahre notwendig zu immer höheren Würden und Ehren emporsteigen müsse, wie sie selbst reich, angesehen, mächtig, die Mutter von fünf hochbegabten, blühenden Kindern und

dennoch, wie ein zufriedener Blick in den Spiegel ihr bezeugte, in unverwelkter Schönheit selbst jüngere Frauen weit überstrahlend, der unvergänglichen Liebe ihres Gemahls, des schönsten und hervorragendsten Mannes seiner Zeit, gewiß sei, und wie sie selbst ihn mit aller Kraft ihrer Seele liebe — welch ein Herbst reichen Segens, von goldenen Früchten strotzend, welche Fülle des Glückes lag nicht vor ihr!

Hufschlag, der im Schloßhofe laut ward, unterbrach sie in ihren Träumen, und als ob der Himmel sich darin gefiele, noch einen Tropfen Freude mehr in den übervollen Becher ihres Glückes zu träufeln, ward ihr auf die Frage, was es gebe, die Antwort: Philipps, der Geheimschreiber des Grafen, sei angekommen, und habe ihr ein Schreiben ihres Gemahls zu überreichen. Wirklich stand auch in den nächsten Augenblicken dieser Philipps, ein blasser, schüchterner junger Mann, vor der Gräfin, die ihn mit Fragen nach dem Befinden, nach dem Aussehen, nach der Stimmung ihres Gemahls überschüttete, und ihm kaum Zeit zur Antwort gönnte, bis er aus seiner Mappe ein niedliches, mit dem Siegel des Grafen versehenes Briefchen hervorgesucht und mit tiefer Verbeugung der Gräfin überreicht hatte. Sobald diese letztere aber erst auf dem Umschlag des Briefes die Aufschrift: „Meiner innigstgeliebten Elisabeth" gelesen, und darin die eben so feste als zierliche Handschrift ihres Gemahls erkannt hatte, brach sie das Gespräch mit dem Überbringer des Briefes, der ihr eben über seine Sendung nach Dublin und andere ihr in diesem Augenblick höchst gleichgültige Umstände berichten wollte, mit einigen höflichen Worten kurz ab, entließ ihn, und warf sich in der Wölbung des Erkers in einen Lehnstuhl, um in Sammlung und Ruhe den gesegneten Inhalt des schmerzlich ersehnten, mit Jubel empfangenen Schreibens in sich aufzunehmen. Kaum aber hatte sie das Wachs des Siegels gebrochen, und das Blatt mit einem flüchtigen Blicke überflogen, als sie wie von einer Viper gestochen emporfuhr, das Blatt sinken ließ, und zitternd und blaß mit weit offenen Augen vor sich hinstarrte, als ob ein Gespenst plötzlich schreckend vor ihr auftauche, bis sie nach einer Weile mit der Hand über die mit kaltem Schweiße bedeckte Stirne hinfahrend, als ob sie aus einem schweren Traume erwache, wieder nach dem Blatte griff, und es mit schwankender Hand vor sich hinhielt. Sein Inhalt lautete aber so:

„Teure Lady!

Ich breche das Stillschweigen, das Sie mir auferlegten und das ich durch Jahre getreulich beobachtet habe, um Ihnen eine Nachricht mitzuteilen, die, wie sie mein Gewissen beruhigt, auch Sie überzeugen muß, daß der Himmel unsere Gebete erhört, und die Tränen unserer Reue als Sühne für unseren Fehltritt gnädig angenommen hat. Ein Besuch im George College zu Cambridge war es, der mir diese Beruhigung gewährte, und die einstimmige ungeheuchelte Anerkennung sowohl der hohen Geistesgaben und Fähigkeiten, als auch der Seelengüte, des Fleißes und der Bescheidenheit unseres William, die mir daselbst aller Orten entgegenkam, soll sie auch Ihnen gewähren. William ist die Zierde der Anstalt, der Stolz seiner Lehrer, der Liebling seiner Mitschüler! Der Himmel hat unser Kind gesegnet, also hat er uns vergeben und legt uns keine andere Buße für unsere Verirrung auf, als die nur, insgeheim und verstohlen für die Zukunft des holden, hoffnungsvollen Knaben sorgen zu dürfen. Lassen Sie uns diese schwere Prüfung wie bisher demutsvoll hinnehmen, und vereinigen Sie sich mit mir im Gebete für die Wohlfahrt unseres Kindes!

James Graf von Ormonde."

Die Gräfin las und las wieder, dann faltete sie das Blatt still zusammen und starrte gesenkten Hauptes vor sich hin. Das war kein Scherz; der Graf konnte nicht daran denken, sich solche Scherze gegen sie zu erlauben. Er mußte zwei eigenhändige Briefe, nachdem er sie gesiegelt, in der Eile verwechselt und mit falschen Aufschriften versehen haben! Und die Dame, an die das Schreiben gerichtet war, das wie Feuer in ihrer Hand brannte, die Dame, mit der ihr Gemahl sich vergangen zu haben nur zu deutlich bekannte, wer war sie? Während ihrer Ehe hatte der Graf ihr niemals Anlaß gegeben, seine Treue zu bezweifeln! Dazu kam, daß der Knabe, die Frucht dieses Fehltritts, da er Schüler des George College zu Cambridge war, wenigstens dreizehn bis vierzehn Jahre alt sein, also vor oder in der ersten Zeit ihrer Verbindung mit dem Grafen geboren sein mußte und damals — ein furchtbarer Verdacht unerhörten Verrates zog ihr Herz krampfhaft zusammen. Sie mußte Gewißheit haben; sie klingelte und befahl dem herbeieilenden Diener, den Geheimschreiber Philipps zu ihr zu bescheiden. Sein Kommen erwartend,

durchmaß sie, wie eine Feder vom Sturme ihrer Gedanken umhergetrieben, bald in unruhiger Hast, bald zweifelhaft zögernden Schrittes die Räume des Gemaches. Als aber endlich Schritte der Türe sich näherten, und der Erwartete auf ihrer Schwelle erschien, stützte sie sich halbtaumelnd auf das Tischchen, auf dem der unselige Brief lag, und warf dem Eintretenden, ehe er noch zu Worte kommen konnte, die Frage entgegen, ob er den Brief, den ihm der Graf für Lady Isabella Rich übergeben, bereits bestellt habe? — „Lady — Isabella — Rich", stammelte der Geheimschreiber betroffen, während sein Antlitz in Purpurröte aufflammte, und seine Blicke hilfesuchend umherirrten. — „Allerdings, an Lady Isabella Rich", sagte die Gräfin, totenbleich, aber in ungebeugter Haltung ihm näher tretend, „so entnehme ich wenigstens aus dem Schreiben meines Gemahls!" Und dabei heftete sie einen so scharfen, ins Mark der Seele dringenden Blick auf den unschlüssigen und ratlosen Geheimschreiber, daß dieser zuletzt, aller weitern Ausflüchte sich begebend, nicht nur einen Brief des Grafen an Lady Isabella Rich bestellt zu haben bekannte, sondern auch zur Entschuldigung seiner Betroffenheit hinzufügte, er habe dem Grafen schwören müssen, des Briefes an Lady Isabella gegen keine Menschenseele Erwähnung zu tun. Darüber wurde die Gräfin noch bläßer als sie gewesen, und ihre Lippen verzogen sich wie zum Weinen, aber an sich haltend unterbrach sie mit einem gnädigen Kopfnicken die weiteren Entschuldigungen des verwirrten Geheimschreibers und wandte ihm mit den leicht hingeworfenen Worten: „Ihr solltet wissen, Philipps, daß mein Gemahl keine Geheimnisse vor mir hat!" den Rücken zu.

Kaum aber hatte der Geheimschreiber hierauf, mit vielen Bücklingen sich entfernend, die Türe hinter sich geschlossen, als die Gräfin, in ihren Lehnstuhl zurückgesunken, allen Zwang abwerfend, der ganzen Leidenschaftlichkeit ihres Schmerzes sich hingab. Sie war verraten, von den beiden Wesen verraten, denen sie am unbedingtesten vertraut hatte, von dem Geliebten ihrer Seele, von der Gespielin ihrer Jugend; war von ihnen kurz vor oder nach ihrer Vermählung, jedenfalls also zu einer Zeit verraten worden, wo sie auf deren Treue gerade am zuversichtlichsten gebaut hatte! Unerhört getäuscht, und zwar in der Wertschätzung von Empfindungen getäuscht, auf deren vermeintlich unerschütterlichen Grundlage sie vertrauend ihr ganzes Lebensglück aufgebaut hatte, sah sie nun den stolzen Bau zerbröckelnd Stein für

Stein zum wüſten Trümmerhaufen zuſammenbrechen. Sie erinnerte ſich bitter lächelnd des Sprichwortes der Desmonds, das man ihr in ihrer Kindheit ſo oft vorgeſagt hatte:

Ein Butler und Verrat
In Wort und Tat!

und fragte ſich, ob ſie noch ferner in Gemeinſchaft mit einem Manne leben könne, der ihre Gefühle ſo tief verwunden, ihr Vertrauen ſo ſchändlich mißbrauchen und in der Verleugnung alles Zartgefühls ſo weit gehen konnte, nicht bloß gleichmütig, nein erfreut, ja glückwünſchend ſeine Mitſchuldige das unentweihte Heiligtum ihres Hauſes betreten und die vor Jahren an der Braut begonnene Täuſchung nach Jahren an ſeiner ehrbaren Hausfrau, der Mutter ſeiner Kinder, fortſetzen zu ſehen. Dieſe letztere Anſchauung war es, die ſich zuletzt ausſchließend der Gräfin bemächtigte. Sie ſah im Geiſte Iſabella, ihren Gaſt, ihre Freundin, der ſie noch geſtern in den vertrauteſten Mitteilungen ihr ganzes Herz geöffnet hatte, insgeheim die Torheit der Betrogenen belachen, und ſich ſchon im voraus der Stunde freuen, da ſie mit dem Grafen, ihrem Gatten, in Kilkenny Caſtle, in ihrem eigenen Hauſe, ſich über ihre kindiſche Offenherzigkeit luſtig machen würde! — Das nicht! Nein, das ſollen ſie nicht! durchzuckte es wie ein elektriſcher Schlag die Fibern ihres Herzens! Sie erhob ſich, trat vor den Spiegel, ordnete haſtig die Fülle ihres dunkeln Haares, deſſen reiche Flechten ihre Hände im Drange der Verzweiflung blind gegen ſich ſelbſt wütend zerwühlt hatten, und wandte ſich mit dem verhängnisvollen Briefe bewaffnet raſch der Türe zu, als ſie plötzlich ſtille ſtand, um noch einmal die unſeligen Zeilen zu überfliegen. — „Verirrung, Reue, Buße!“ ſprach ſie vor ſich hin; „Pah! Das ſind Worte! Heuchelei der Lippen, während die Herzen fortfahren zu ſündigen! Wer verriet, kann wieder verraten! Keine Schonung mit Verrätern!“ Und damit den Brief zuſammenfaltend, riß ſie, ſtolz den Kopf zurückwerfend, die Türe des Kloſetts auf und ſchritt die wirr verſchlungenen Gänge und Hallen des Schloſſes entlang den Gemächern Lady Iſabellens zu, während ſie den alten Schlachtruf der Desmonds:

Schlagen und Wagen,
Nicht Schmach ertragen!

vor ſich hinmurmelte. Allein die letzte Leſung jenes unglückſeligen Briefes hatte ihr einen tiefern Eindruck hinterlaſſen, als ſie ſich ſelbſt geſtehen mochte! Das Wort: Reue! war in ihrer Seele haften geblieben, und ſie langte, wenn auch nicht verſöhnlicher, doch ruhiger und ihrer ſelbſt wie ihrer Worte mächtiger am Ziele ihrer Wanderung an, als ſie ſie angetreten hatte.

Als die Gräfin die Türe öffnete, die in Lady Iſabellens Gemach führte, fand ſie dieſe an einem Tiſche ſitzen, auf dem neben einem aufgeſchlagenen Buche, durch den ſchwarzen Saffianband und die ſilbernen Schließſpangen deutlich genug als Erbauungsbuch gekennzeichnet, eine halboffene Reiſeſchatulle und eine mit Blumen gefüllte Vaſe aus venetianiſchem Glaſe ſtand. Den Kopf in die Hand geſtützt und in tiefes Nachdenken verſunken, ſtarrte ſie träumend auf einen, wie es ſchien, noch uneröffneten Brief hin, der vor ihr auf dem Tiſche lag. Als ſie aber die Gräfin gewahrte, die einen Augenblick unter der Türe ſtehen geblieben war, jetzt aber raſchen Schrittes näher trat, erhob ſie ſich tief errötend wie von einer Feder emporgeſchnellt, warf den Brief in das aufgeſchlagene Buch, das ſie haſtig zudrückte, und ging dann, allmählich ihre Faſſung wieder gewinnend, mit freundlichem Lächeln und offenen Armen der Freundin entgegen. Die Gräfin aber, mit einer ablehnenden Handbewegung die Umarmung zurückweiſend, trat bis an das Tiſchchen hinan, an dem Iſabella geſeſſen, und ſprach dann langſam, jedes Wort ſcharf betonend und mit ſchneidender Kälte: „Lady Iſabella! Ich habe, durch die unrichtige Aufſchrift getäuſcht, einen Brief, den mein Gemahl an Euch gerichtet, geöffnet und geleſen! Hier iſt er! Nehmt denn, was Euer und gebt mir, was mein iſt!“ Und damit reichte ſie ihr mit der einen Hand das geöffnete Schreiben hin, während ſie mit der andern das Buch aufſchlug und den darin verborgenen Brief herausnahm. Sie öffnete ihn aber nicht, ſondern heftete, nachdem ſie Siegel und Aufſchrift flüchtig betrachtet hatte, ihre von Entrüſtung blitzenden Augen auf Iſabellens Antlitz, die, bis in die Lippen erbleichend und an allen Gliedern zitternd, das unſelige Blatt vor ſich hinhielt, das ihre weit offenen Augen wie mit übernatürlicher Gewalt feſtzuhalten ſchien. Als ſie aber, der Aufregung des Augenblicks erliegend, endlich zuſammenbrach und mit krampfhaftem Schluchzen in den Lehnſtuhl zurückſank, wandte ſich die Gräfin mit dem Ausdrucke unſäglichen Ekels von ihr ab und trat ans Fenſter. Sie ſtand dort, die

heiße Stirne an die Scheiben gedrückt, einige Augenblicke, während nur Isabellens schmerzliches Stöhnen die Stille des Gemaches unterbrach; dann aber, sich rasch umkehrend, sagte sie mit ruhiger Gleichgültigkeit: „Ich sehe dort Storris, Euren Stallmeister, den Schloßhof herkommen! Wollt Ihr ihm sagen, daß er die Sänfte zu Eurer Abreise in Stand setzen lasse? Oder soll ich es tun?“ — Und damit ging sie raschen Schrittes der Türe zu, aber noch ehe sie sie erreichen konnte, war Isabella aufgesprungen, hatte sich ihr in den Weg geworfen, und die zitternden Hände abwehrend gegen die Freundin erhoben, sprach sie: „Nein, du darfst nicht gehen, Elisabeth! Du mußt mich hören! Du sollst mich nicht für schuldig halten, wo ich nur unglücklich gewesen!“ — Und als darauf die Gräfin, vor ihrer Berührung wie vor der einer Kröte zurückweichend, gebieterisch ihr zurief: „Gebt Raum! Ihr habt mich einmal getäuscht und sollt mich nicht wieder täuschen!“ warf sie sich in der leidenschaftlichsten Aufregung auf die Knie, und die Stimme von überströmenden Tränen halb erstickt, schrie sie in wahnsinniger Heftigkeit: „Du mußt mich hören! Du bist es dir und deinem Glauben an Menschenwert, du bist es deinen Kindern, denen kein Makel an dem Gedächtnis ihres Vaters haften soll, du bist es deinem Gewissen, dem ungetrübten Frieden deiner Sterbestunde schuldig, zu hören, ehe du richtest, zu prüfen, ehe du verdammst!“

Die Gräfin, zweifelhaft, ob sie die furchtbare Aufregung Isabellens für Ernst und Wahrheit oder nur für gut gespielte Komödie zu nehmen habe, blickte eine Weile unschlüssig auf die zu ihren Füßen Hingesunkene nieder, bis zuletzt mildere Gefühle in ihr die Oberhand gewannen. „Wohlan, ich höre!“ sprach sie und ließ sich in einen Lehnstuhl nieder, während Isabella, sich mühsam vom Boden aufraffend, einem Taburet zuwankte, auf dem sie mit gelöstem Haar, in sich zusammengebrochen, fruchtlos bemüht, die von ihren Augen unerschöpflich niederquellenden Tränen zu stillen, lange schweigend und nach Atem ringend, ein Bild trostlosen Jammers, dasaß.

So herrschte eine Weile tiefe Stille im Gemach, bis Isabella plötzlich wie zu sich selbst sprechend anhub: „So war es also nicht ein krankhaftes, kindisches Gelüste, das mich hierher nach Kilkenny Castle trieb, und nicht törichte Schwäche war es, ihm nachzugeben! Gott wollte es so: Gott forderte, daß ich ein offenes Bekenntnis ablegend mein Vergehen büße, Gott führte mich der Beleidigten zu.

daß meine Seele ihre Schmach vor ihr offenbare! Gott fügte es so; seine Fügung sei gepriesen!" — Dann aber die Hand, wie um ihre Gedanken zu sammeln, an die Stirne legend, fuhr sie fort: „Du sollst alles wissen, Elisabeth! Alles, wie es war und wurde, von Anfang bis zu dem traurigen Ende, das Unglück eines Augenblickes und die Reue langer Jahre!" — Sie schwieg wieder eine Weile, bis sie endlich, ins Weite vor sich hinstarrend, mit gepreßter Stimme also begann:

„Ich war siebzehn Jahre alt und lebte mit meiner kränkelnden Mutter in London! Ich war damals eine andere als jetzt, selbst eine andere, als die du vor Jahren mich kennen lerntest. Ich war wild, heftig, eigenwillig, unfähig irgend einem Zwange mich zu fügen, und so erbittert durch die maßlose Strenge der puritanischen Ansichten meiner Erziehung, oder so unbändig von Natur, daß selbst die peinliche Unruhe, in die mich die ersten stürmischen Anfälle der Krankheit versetzten, der meine arme Mutter später erlag, mich auf die Länge nicht abhalten konnte, die Befriedigung jedes Gelüstes, jeder Laune, die mir durch den Kopf fuhr, um jeden Preis und auf alle Weise zu suchen. Ein solches Gelüste war der Besuch des Theaters, dessen nur zu erwähnen in meinem Elternhause schon als sträflicher Leichtsinn betrachtet wurde, und das ich eben darum bei nächster Gelegenheit kennen zu lernen nur um so fester entschlossen war. Diese Gelegenheit fand sich bald. Meine Mutter äußerte eines Tages nach einem der furchtbaren Anfälle ihres Leidens das Bedürfnis nach Ruhe, und da sie in solchen Fällen, wie sie tagelang gelitten, in tagelangem Schlaf sich zu erholen pflegte, so hatte ich alle Muße, mein Vorhaben auszuführen. Ich hatte mir Männerkleider zu verschaffen gewußt und schlich, die breiten Krämpen meines Hutes tief in die Stirne gedrückt, an einem nebligen, unfreundlichen Herbstabend dem Globe-Theater zu, in dessen überfüllten Räumen ich ein Plätzchen suchte und fand, das mir einen freien Blick auf die Bühne gewährte und mich doch möglichst den Blicken der Menge entzog. Man gab an jenem Abend eines der beliebtesten Stücke Shakespeares, Romeo und Julie, und kaum war der Vorhang der Bühne auseinandergeflogen, kaum fanden die unsterblichen Worte des unsterblichen Meisters, die damals zum ersten Male an mein Ohr schlugen, den Weg zu meinem Herzen, als ich mich von allem Bangen befreit, ja ganz und gar der Wirklichkeit entrückt und durch

den überwältigenden Eindruck der wunderbaren Dichtung in einen solchen Taumel des Entzückens versetzt fühlte, daß ich, selbst in den Zwischenakten in wachen Traum versunken, die plumpe Annäherung meines Nachbars, eines halbtrunkenen Matrosen, nur als unerwünschte Störung, nicht als drohende Gefahr in Betracht zog. Ja, ich wußte es meinem plumpen Nachbar Dank, daß er mit seinen breiten Schultern mir den Weg durch den wogenden Menschenschwall bahnte, als ich nach dem Schlusse der Vorstellung halb bewußtlos wie trunken dem Ausgange des Saales zutaumelte. Im Freien angelangt und durch die frische Nachtluft wieder zur Besinnung gebracht, trachtete ich in beschwingter Eile mich über menschenleere Plätze und durch abgelegene Gäßchen, wie ich hergekommen, wieder nach Hause zu stehlen, als ich mich plötzlich durch eine derbe Hand, die sich breit und eisern auf meine Schulter legte, angehalten fühlte. Es war mein Nachbar, der, scharfsinnig genug mein Geschlecht zu erraten, nicht großmütig genug war, für die Dienste, die er mir im Gedränge erwiesen, meinen Dank sich genügen zu lassen. Die freche Gemeinheit, mit der er mir seine Ansprüche auf meine Dankbarkeit auseinandersetzte, die unverschämten Andeutungen über die Art und Weise, in der er sie anerkannt zu sehen wünschte, die rücksichtslose Roheit, mit der er mich trotz alles Sträubens und Abwehrens umfaßte, erfüllten mich mit so tödlicher Angst, daß ich, meiner Verkleidung vergessend, laut um Hilfe schrie, als plötzlich eine kräftige Hand meinen Bedränger am Genicke erfaßte und den Halbtrunkenen mit einem mächtigen Ruck in die Straße hinschleuderte. Ich lehnte erschöpft und schluchzend in der Wölbung des Torweges, in den ich mich geflüchtet hatte, während mein Beschützer, die Hand ans Schwertgefäß gelegt, an meiner Seite stand und in ruhig sicherer Haltung den Angriff des Gegners erwartete. Da dieser letztere aber, sich mühsam von seinem Falle erhebend, nur darauf bedacht schien, eiligst das Weite zu suchen, wandte sich mein Retter zu mir, fragte mich, wohin er mich nach Hause zu bringen habe, und schlug, sobald er dies erfahren, mich Zitternde am Arm, ohne weiter ein Wort mit mir zu wechseln, den nächsten Weg nach meiner Wohnung ein. Erst als wir sie erreicht hatten, und er, den Ausdruck meines Dankes ablehnend, von mir Abschied nahm, fühlte er sich gedrungen, ein paar wohlmeinende Worte über die Gefahren hinzuwerfen, die jungen Damen zu lebhafte Einbildungskraft bereiten könne, und die Hoff-

nung auszusprechen, der Ausgang dieses meines ersten Unternehmens werde mir für alle Zeiten ähnliche Abenteuer verleiden. Damit verließ er mich! Die Nacht war so dunkel, daß ich die Züge meines Begleiters, verriet gleich seine Haltung und sein ganzes Wesen Jugend und Anmut, nicht erkennen konnte. Dagegen bewahrte ich den Klang seiner Stimme nicht nur unauslöschlich dem Ohre eingeprägt, sondern ihr Wohllaut durchdrang so allmächtig alle Tiefen meiner Seele, daß er noch wochen-, ja monden lang wie verhallendes Glockengeläute in ihr widerklang, und daß ich schon in jener ersten fiebernd und schlaflos zugebrachten Nacht die Überzeugung gewann, daß ich ihre Töne nach Jahren wieder erkennen würde, und fortwährend der kaum gehörten Worte des großen Dichters gedenken mußte:

Mein Ohr trank keine hundert Worte noch
Von diesen Lippen, doch ich kenn' den Ton!"

Die Gräfin machte eine ungeduldige Bewegung, worauf Isabella innehaltend ihre großen dunklen Augen wie fragend nach ihr kehrte, dann aber plötzlich sie niederschlagend nach kurzem Stillschweigen also fortfuhr:

„Ich hatte nicht Zeit, mich lange ungestört meinen Träumen hinzugeben und den mir ewig gegenwärtigen Klängen jener unvergeßlichen Stimme zu lauschen. Die Krankheit meiner Mutter und ihr nach Monaten herben Leidens erfolgender Tod erfüllten meine Seele so ganz mit dem Schmerze der Gegenwart, daß ihr für die Bilder aus der Vergangenheit um so weniger Raum blieb, als die Veränderung meiner äußeren Lebensverhältnisse ihre ganze Spannkraft in Anspruch nahm. Mein Oheim und Vormund, der Graf von Holland, hatte, wie die Verwaltung meines geringen Vermögens, so auch die Obhut über meine Person übernommen, und mich nach Eldor Manor gebracht, wo ich kränkelnd und im Marke meiner Lebenskraft erschüttert in der Gesellschaft des abgelebten, mürrischen Greises einsame und einförmige, aber keineswegs müßige Tage verlebte, denn der Geiz meines Oheims hatte mich als Haushälterin zu verwerten gewußt und mir die Aufsicht über seinen ganzen weitläufigen Haushalt aufgebürdet.

„So verstrich ein langer trauriger Winter, und endlich kam der Frühling; mit dem Frühling aber kamst du, Elisabeth! Die Kunde von deiner Neigung für den Viscount von Thurles und von

dem unbeugsamen Starrsinn, mit dem König Jakob sich Eurer Verbindung oder vielmehr der Vereinigung der Besitzungen der Desmonds mit jenen der Butlers widersetzte, war schon vor deiner Ankunft in meine Einsamkeit gedrungen. Die Spannung, mit der ich deinem Kommen entgegensah, und die der Zauber deiner Erscheinung so vollkommen rechtfertigte, die Blässe stiller Trauer, die auf deinen Wangen lag, die anmutige Rührung, mit der du meiner Teilnahme entgegenkamst, und die dir in der ersten Stunde für immer mein Herz gewann, vor allem aber der Drang, dir, stillen Dulderin, zu helfen und der Willkür des Königs Trotz zu bieten, alles dies erweckte in meinem, der drückenden Einförmigkeit der Tage erliegenden, nach Leben und Bewegung mit allen Fibern sich sehnenden Herzen den alten unbändigen Drang nach Wechsel und Abenteuern, nach Kampf und Gefahren! Du weißt, Elisabeth, wie ich alsbald meine Stellung und meinen Einfluß auf die Diener des Hauses benützte, dich mit dem Geliebten nicht nur durch regelmäßigen Briefwechsel, sondern später sogar auch durch geheime Zusammenkünfte in Verbindung zu erhalten. Du erinnerst dich noch des Tages, an dem Wilson, der Forstwart, unser Vertrauter, zum ersten Male den Geliebten durch ein Seitenpförtchen des Parkes einließ und ihn nach dem Gartenhause führte, in welchem du freudetrunken seiner harrtest, während ich, um die Aufmerksamkeit des Oheims von unserem Unternehmen abzulenken, dem habgierigen Greise einen Pack meiner Rechnungen zur Prüfung und Genehmigung vorlegte. Du weißt, daß ich nach unserer Abrede, sobald ich ihn hinlänglich in ihre Ziffern vertieft sähe, mich wegstehlen sollte, um deinem Wunsche gemäß als deine Ehrenhüterin eurer Zusammenkunft beizuwohnen. Das aber weißt du nicht, was ich empfand, als ich den Kreuzfragen des Oheims entkommen, die Türe jenes Gartenhauses öffnete, und mir die berauschenden Klänge der unvergeßlichen Stimme entgegenschlugen, die in der Nacht meines Theaterbesuches so mild schonend als eindringlich ermahnend zu mir gesprochen hatte! Keiner Regung fähig, wie versteinert blieb ich auf der Schwelle stehen! Meine Glieder waren starr, mein Herz stand still, nur meine Seele war ganz Ohr; nicht als ob ich seine Worte verstanden, nur zu verstehen versucht hätte: es war der Wohllaut seiner Stimme, der mich festbannte, der mich mit entzückendem Wonnegefühl durchschauernd wie mit Seraphflügeln emporhob, und weit, weit über Welt und Leben hinweg zu den Sternen

hinaustrug! Erst als er schwieg und nun du antwortend das Wort nahmst, kam mir so viel Kraft und Besinnung zurück, einzutreten, und die Tür hinter mir schließend, mich in eine Ecke des Gemachs zu drücken, wo ich bald von der himmlischen Musik seiner Stimme in selige Träume gewiegt, bald wieder, wenn sie verstummte, wie vom Himmel zur Erde herabgeschleudert, in jähem Schreck erwachend, in fiebernder Unruhe die Stunde eures Beisammenseins hinbrachte. Endlich nahmt ihr Abschied und kamt auf mich zu, um den Schutzgeist eurer Liebe, wie ihr mich nanntet, mit eurem Dank zu überschütten. Er sprach zu mir; ich hörte, aber ich verstand ihn nicht: betäubt und halb bewußtlos stand ich vor ihm und wagte nicht aufzublicken; zuletzt erfaßte er meine Hand! Wie ein Blitzstrahl durchzuckte mich ihre Berührung! ‚Fort,‘ rief ich, aufschreiend und mich losreißend, ‚fort!‘ Ihr nahmt es für einen Ruf der Warnung vor drohender Gefahr und stobt auseinander! Ach, es war der unverstandene Hilferuf meiner vorahnenden Seele, der mir selbst galt, mir allein!“

Die Gräfin, deren Stirne sich während dieser Schilderung in immer krausere Falten zusammengezogen hatte, fuhr hier rasch und schneidend dazwischen! — „Genug,“ sprach sie, „kommt zu Ende! Sagt schlicht und glattweg, was Ihr zu sagen habt, statt Empfindungen auszumalen, deren Zergliederung Euch mindestens ebenso peinlich sein sollte, als sie mir widerlich ist.“

Isabella blickte auf diese raube Zurechtweisung die Gräfin schmerzlich lächelnd an; tiefes Erröten überflog ihre Züge, dann aber leise den Kopf schüttelnd, sagte sie sanft und gelassen: „Nein, du mußt alles wissen, Elisabeth! Ich kann dir, ich darf mir nichts ersparen! Du mußt jede Regung meiner Seele kennen lernen; denn ihre Empfindungen waren es, die mich ins Verderben stürzten, nicht mein Wille, meine Tat!“ Sie schwieg eine Weile, dann aber gewaltsam sich ermannend fuhr sie fort:

„Die Stimme meines unbekannten Beschützers, die damals zum ersten Male seit der verhängnisvollen Nacht meines Theaterbesuches wieder mein Ohr berührte, begann von jenem Augenblicke an den alten Zauber nur noch mächtiger, noch unwiderstehlicher an mir zu üben. Ihre Klänge verfolgten mich, wohin ich mich wandte, was ich auch ergriff; ihr Wohllaut umrauschte mich bei Tage, erfüllte den Traum meiner Nächte, und zog, von der Wirklichkeit mich abscheidend,

einen Zauberkreis beſtrickend um mich her, dem ich um ſo weniger zu entrinnen vermochte, als ich den rettenden Gedanken, dich über meinen Zuſtand zu Rate zu ziehen, ſo oft er ſich mir auch aufdrängte, doch niemals feſtzuhalten den Mut hatte. Ich fürchtete, du würdeſt mich verſpotten, oder wohl gar für aufkeimende Liebe nehmen, was wie eine Krankheit mich angeflogen, mein ganzes Weſen ſich unterworfen, und nur eben mein Herz, das fühlte ich deutlich, unberührt gelaſſen hatte. Denn ich wünſchte, ich begehrte nichts; ſo überwältigend der Einfluß war, den ſeine Erſcheinung, zumeiſt aber ſeine Stimme auf mich ausübte, ſo ſehnte ich mich doch nicht nach ſeiner Gegenwart, im Gegenteil ich ſcheute ſie, nicht bloß weil ich vor dem Gedanken zurückſchauderte, ich könnte früher oder ſpäter von ihm als die abenteuerliche Heldin jener Nacht erkannt werden, ſondern vor allem darum, weil ich in ſeiner Nähe mich unfrei, mich mir ſelbſt entriſſen, gleichſam gebunden und in Ketten fühlte. Mein Herz hing mit aller Leidenſchaft ſchwärmeriſcher Neigung an dir; ich freute mich deines Glückes, keine Regung des Neides, der Mißgunſt durchzuckte meine Seele, wenn ich eurer Verbindung gedachte; ich glühte vielmehr vor Begierde, ſie zu befördern, euch im Kampfe mit tyranniſcher Willkür zum Siege zu verhelfen! — Nein, ich liebte ihn nicht, und doch konnte ich es nicht über mich gewinnen, dir meine Schwäche zu bekennen, obwohl meine Beängſtigung ſtieg, je mehr eure Zuſammenkünfte ſich häuften, und ich bei der fortgeſetzten, durch deine Bitten mir aufgedrungenen Teilnahme an denſelben mich zuletzt wie von einem Zaubernetz immer enger umſchlungen, des Willens und der Beſinnung, ja, wie geſagt, meiner ſelbſt beraubt fühlte. Es war ſo weit gekommen, daß mich in jener Zeit nicht bloß der Klang ſeiner Stimme, oder die gleich einem Blitzſtrahl mich treffende Flamme ſeines Blickes, nein, ſchon die zufällige Berührung eines Handſchuhs, den er vergeſſen, in einen Zuſtand traumähnlicher Betäubung verſetzte, der meine Glieder lähmte und meine Gedanken in eine Märchenwelt entrückte, deren Geſtalten mein Gedächtnis ſeither nie wieder heraufzubeſchwören vermochte. Wie oft, wenn ich ſtundenlang bleich und regungslos mit weit offenen Augen vor mich hinſtarrend, neben euch geſeſſen hatte, ſchalteſt du mich langweilig und ſchlafſüchtig und verlachteſt mich, wo du mich hätteſt beweinen ſollen, wie ich ſelbſt in lichten Augenblicken mich und mein geheimnisvolles Schickſal mit heißen Tränen beweinte!

„So war der Sommer, der Herbst vergangen. Mit dem Eintritt der rauheren Jahreszeit waren eure Zusammenkünfte seltener geworden, ja selbst euer Briefwechsel begann zu stocken, da Familienangelegenheiten und Geschäfte aller Art deinen Verlobten, nachdem er viele Monate zu London in fruchtlosen Bestrebungen, die Gunst des starrsinnigen Königs zu gewinnen, zugebracht hatte, nach Irland hinüberriefen! Und nun, als ob mit seiner Entfernung der Lampe deines Lebens das Öl gebräche, nun wurdest du krank, du weißt, wie krank! Ich pflegte dich, ich saß an deinem Lager, wenn, von den heißen Gluten des Fiebers erfaßt, finstere Schreckensgestalten dich umgaben; ich hielt dich in meinen Armen, wenn du erschöpft von dem Wüten der Krankheit blaß und matt wie eine Sterbende zusammenbrachst: ich betete, ich rang die Hände, wenn du bewußtlos in dumpfer Betäubung hinbrütend dalagst, tage-, wochenlang dalagst! Es war eine harte, kummervolle Zeit! Darüber war Weihnachten herangekommen, als eines Tages spät abends Wilson, der Forstwart, mich von dem Lager, auf dem du stumm und regungslos dem Tode entgegen zu schlummern schienst, hinwegrufen ließ, um mir mitzuteilen, er — dein Verlobter, sei angekommen. Durch das Ausbleiben deiner Briefe beunruhigt, war er von Irland herübergekommen, und hatte kaum in London von deiner Erkrankung gehört, als er sich ungesäumt aufs Pferd warf und nach Eldon Manor eilte.

„Es war eine rauhe, feindliche Nacht; wilder Sturm umbrauste in rasender Wut die Mauern des alten Schlosses und trieb den in dichten Flocken niederwirbelnden Schnee wolkengleich vor sich her. Der junge Mann sei ganz erstarrt, meldete Wilson, und lehne zum Tode erschöpft an der Parkmauer; die nächste Herberge liege noch fern genug, daß das abgemattete Roß, wie der halberfrorene Reiter auf dem Wege dahin in diesem Unwetter umkommen könnten, und er stehe für nichts, wenn beide nicht wenigstens für ein paar Stunden im Schlosse Unterkunft fänden! — Die Not des Augenblicks war groß! Mein Oheim war nicht nur zu Hause, sondern sogar noch wach: allein das Ansehen, in dem ich bei der Dienerschaft des Hauses stand, und die zärtliche Teilnahme, die alle für dein Schicksal empfanden, erlaubten mir dennoch, freilich ohne sein Wissen, ja gegen seine streng gemessenen Befehle, der Pflicht der Menschlichkeit zu genügen. Ich befahl, deinen Verlobten in einen selten betretenen Seitenflügel des Schlosses zu bringen, ihn mit Feuerung, Speise

und Trank zu verſehen, vor allem aber ihm als beſte Herzſtärkung Hoffnung auf deine baldige Geneſung zu geben, eine Hoffnung, die ich ſelbſt leider kaum mehr feſtzuhalten vermochte. Dann verfügte ich mich zu meinem Oheim, um durch meine Gegenwart und Geſpräche über wirtſchaftliche Gegenſtände ſeine Wachſamkeit einzuſchläfern, und erſt als ich ihn müde und ſchlaftrunken im Begriffe ſah, ſich zur Ruhe zu begeben, eilte ich an dein Krankenlager zurück. In dumpfer Betäubung hingeſtreckt lagſt du, als ich dich verließ. Wie erſtaunte ich, als ich dich zwar erſchöpft und hinfällig, aber bei voller Beſinnung wiederfand. Noch heute weiß ich nicht, ob dir durch irgend eine unberufene Mitteilung die Ankunft deines Verlobten kund geworden, oder ob deine ahnende Seele ſie erraten hatte, genug du wußteſt von ihr, du ſtreckteſt mir ſchon von weitem die abgezehrten, zitternden Hände entgegen und rieſſt, indem ſeliges Lächeln deine Lippen umſpielte: ‚Er iſt da! Der Treue! Er iſt da! Durch Sturm und Wetter, mit Gefahr ſeines Lebens iſt er zu mir gekommen!‘ Und als ich, einen neuen Fieberanfall beſorgend, dich zu beſchwichtigen und von dieſem Gedanken abzubringen ſuchte, erwiderteſt du: ‚Warum täuſcheſt du mich? Ich weiß, er iſt da! Drüben im weißen Turme, im Erkerzimmer iſt er!‘ Und da ich zweifelhaft daſtand, zum Tode erſtaunt, dich, die faſt totenähnlich hingelegen, um Dinge wiſſen zu ſehen, die ich dir aus gutem Grunde verſchwiegen hatte, fingſt du an mich mit Bitten zu beſtürmen, ich möchte deinen Verlobten aufſuchen nnd ihn ſelbſt ſprechen. ‚Tu mir's zuliebe,‘ ſagteſt du! ‚Er iſt betrübt, er leidet! Geh, Iſabella, tröſte ihn! Sag' ihm, daß mir ſeine Liebe wieder Leben gegeben habe: denn ich werde leben! Ich weiß es, ich fühle es, ich bin geneſen!‘“

„Sprach ich wirklich ſo? ich dachte, ich hätte nur ſo geträumt,“ unterbrach ſie hier die Gräfin, den Kopf nachdenklich in die Hand ſtützend.

„Leider ſprachſt du ſo,“ fuhr Iſabella fort, „und als ich dagegen mich ſträubte und dir Vorſtellungen machte, ja ſogar mich erbot, ihn ſelbſt an dein Lager zu bringen, wurdeſt du immer wilder und dringender! ‚Geh,‘ rieſſt du, ‚oder ich ſterbe! Geh, geh, ich will es!‘ Mit dieſen Worten drängteſt du mich in fieberhafter Heftigkeit von deinem Lager weg, und — ich ging! Gott weiß, daß nur die Furcht, dich noch mehr aufzuregen und eine, vielleicht heilſame Wendung deiner Krankheit zu ſtören, mich forttrieb. Ohne irgend eine Leuchte,

damit nicht der Lichtschimmer in einem fast unbetretenen Teile des Schlosses etwa die Aufmerksamkeit meines gerade gegenüber wohnenden Oheims auf sich ziehe, schritt ich schweren Herzens und zögernden Fußes die Hallen und Gänge entlang, die zu der in den weißen Turm emporsteigenden Wendeltreppe hinführten. Kaum aber hatte ich ihre ersten Stufen betreten, als mich eine seltsame Beklemmung befiel, die mich beinahe des Atems beraubte, und zuletzt mich stille zu stehen zwang! Die Luft, die mir entgegenströmte, schien mich mit einem feinen, betäubenden Duft anzuwehen, und ich war nahe daran umzukehren, wenn nicht der Wunsch, deinen Bitten zu genügen, plötzlich aufwallender Zorn über meine kindische Schwäche und die Hoffnung, alles in wenigen Worten abmachen zu können, mich bewogen hätte, meinen Weg fortzusetzen, und so erstieg ich hastig die Treppe und öffnete die Türe des Erkerzimmers.

„Matter, unsicherer Lichtschimmer von einer halb erlöschenden Lampe und dumpfe Schwüle von dem überheizten Kamine her drang mir entgegen. Auf einem Stuhl sah ich Mantel und Hut hingeworfen und das Schwert daneben gelehnt; auf einem Tischchen stand neben einigen, wie es schien, unberührt gebliebenen Schüsseln ein zur Hälfte geleerter Krug Kanariensekt; er selbst aber, erschöpft von der Anstrengung des langen Rittes und den Unbilden des Wetters, lag auf einem Ruhebett hingestreckt und schlief. Sein Antlitz, obwohl von der Schärfe der Luft, oder vielleicht nur von dem Widerschein der im Kamin verglimmenden Kohlen leise gerötet, zeigte eingefallene Wangen und einen schmerzlichen Zug um die Lippen. Die Nachricht von deiner Erkrankung mochte ihn tief erschüttert, und Wilsons tröstender Bericht, du seist auf dem Wege der Genesung, ihm nach mancher bang durchwachten Nacht zum ersten Male wieder einige Minuten erquickenden Schlafes gegönnt haben. Und ich sollte diesen stärkenden Schlummer stören? Mir gebrach der Mut dazu; ich will mich der Türe zuwenden, als der Fall seines Schwertes, das meine Gewänder anstreifend auf Stuhle niedergleiten machten, ihn weckte! Er fährt auf, erblickt mich und: ‚Elisabeth,‘ ruft er, ‚du lebst! du bist genesen, mir wieder gegeben!‘ und springt auf mich zu! Mir aber versagen die Worte; kaum daß seine Stimme mein Ohr berührt, umfängt mich wieder der Nebel traumähnlicher Betäubung, in den sie stets mich einzuhüllen pflegte, und als er mich anfaßt, umschlingt, zum Ruhebett hinzieht, da zuckt es wie Feuerströme durch meine

Glieder! ich taumle; meine Augen schließen sich; er aber küßt mich und kniet zu meinen Füßen und küßt mich wieder; Worte auf Worte, wie ebensoviele Zaubersprüche quellen von seinen Lippen und nun verlischt knisternd der matte Strahl der Lampe — und ich bin verloren! Als ich aus bewußtlosem Taumel erwachend halb wahnsinnig mich seinen Armen entwinde, schallen Schritte von der Treppe her; es ist Wilson, der ihn auf sein Geheiß zum Aufbruch zu mahnen kommt; durch die halboffene Türe bricht der Strahl seiner Lampe! Mein Verderber, noch mich zurückzuhalten bemüht, läßt mich plötzlich fahren, erkennt mich: ‚Herr, mein Gott, Isabella!' ruft er und taumelt zurück, während ich betäubt in wildem Entsetzen die Treppe hinabfliege und durch Hallen und Gänge, meines Weges wie meines Zieles unkundig, forteile. Erst an deinem Krankenlager fand und erkannte ich mich wieder! Du lagst und schliefst den Schlaf der Genesung, wie du verheißen! Um dich her war Frieden, und selige Ruhe strahlten deine Züge, und ich hatte sie verloren, hatte Frieden und Ruhe für Jahre hinaus verloren, und Schmach und Schande und Selbstverachtung dafür eingetauscht!"

Isabella, in krampfhaftes Schluchzen ausbrechend, verbarg ihr Antlitz in den Händen; die Gräfin aber, deren Stirne während ihres Berichtes Zweifel und Vertrauen, Unmut und Teilnahme abwechselnd wie Wolkenschatten verdunkelt oder wie Sonnenschein erhellt hatten, hielt ihre Blicke scharf beobachtend auf sie gerichtet, bis sie nach einer Pause gedankenvollen Schweigens, kurz, aber nicht hart, die Worte hinwarf: „Nun und weiter!"

„Weiter," rief Isabella den tränenfeuchten Blick zu ihr erhebend, „weiter! Ja, weiter, weiter rauscht der Strom der Zeit, und fragt nicht, was er nimmt und was er bringt! Weiter, weiter rollt die Erde ihren ewigen Lauf, ob Geschlechter auf ihr erblühen oder vergehen, und weiter, weiter treibt das Schicksal den Menschen auf seinem Pilgerpfade, ob er Blumen am Wege breche oder Dornen sich ins Herz drücke, und so lebte auch ich weiter, wenn atmen und sich eingesargt und begraben wünschen leben heißt. Mein Glück war, daß dir, obgleich du morgens gekräftigt und entschieden deiner Genesung entgegengehend erwachtest, keine Erinnerung an die Vorfälle der Nacht geblieben war, und daß du selbst später, als du von dem aufopfernden Besuche deines Verlobten erfuhrst, die Nachricht ruhiger, als ich erwartet und ohne darüber in nähere Erörterungen einzugehen, hin-

nahmſt; denn ich fühlte mich damals in meinem innerſten Gemüte ſo vernichtet, ſo in den Staub getreten, ſo ratlos und hilfebedürftig, daß ein Wort von dir genügt hätte, mein unglückliches Geheimnis ohne irgend einen Rückhalt mir zu entreißen. Du aber ſprachſt das Wort nicht, du genaſeſt und lebteſt in dem Wonnegefühl wiederkehrender Kraft nur der Gegenwart und der Erwartung der Zukunft, und überließeſt es mir, verzagend und verzweifelnd, die Erinnerung an das Entſetzen der Vergangenheit in meiner Bruſt umherzuwälzen. So mochte eine Woche vergangen ſein, als mir Wilſon verſtohlen einen Brief zuſteckte; er war von ſeiner Hand! Ich ſchauderte; denn wenn ſonſt, was von ihm kam, was ſeine Hand berührt hatte, wie Zauber auf mich wirkte und die wunderbarſten Empfindungen hervorrief, ſo erfüllte mich ſeit jener grauenvollen Nacht die zufällige Begegnung ſolcher Dinge mit unwillkürlichem Abſcheu und tötlichem Widerwillen, ja mit unſäglichem Ekel, und kalter Schweiß trat auf meine Stirne, wenn mein Gedächtnis mir jetzt den Klang ſeiner Stimme wach rief. Gleichwohl empfand ich, daß ich meinem Gefühle Gewalt antun und den Inhalt des Schreibens kennen lernen mußte, und ſo entfaltete ich das Blatt. Es enthielt eine leidenſchaftliche Anklage ſeiner ſelbſt und ſeines Schickſals, das ihn, der nur in dir, Eliſabeth, und für dich lebe, durch eine dämoniſche Verkettung der Umſtände, durch eine unſelige Verblendung, wie nur Schlaftrunkenheit und zu raſcher Genuß feurigen Weines ſie herbeiführen könne, zu einer ſo ſträflichen Verirrung hingeriſſen habe. Er empfinde, fügte er hinzu, in vollem Maße das Gewicht der Verantwortung, das er damit auf ſeine Seele geladen, wie die Heiligkeit der Verpflichtung, das an mir begangene Unrecht wieder gut zu machen, und ſei daher entſchloſſen, mit ſeiner Vergangenheit rückhaltlos brechend, bei meinem Oheim um meine Hand anzuhalten, wozu er ſich meine Zuſtimmung erbitte. Ich ſchleuderte den Brief mit Entſetzen von mir; aber nicht bloß der Gedanke, daß durch dieſen Schritt dein, der eben Geneſenden, Glück, ja vielleicht dein Leben gefährdet werden könne, nicht bloß das demütigende Gefühl, einem Manne, der eine andere liebe, angehören zu ſollen, es war vor allem die Abneigung, der Abſcheu, mich ihm, dem Verderber, dem Räuber meiner Ehre, ja überhaupt einem Manne hinzugeben, es war noch mehr Haß gegen ihn, als Liebe für dich, die meinen Zorn entflammte.

„Seitdem ward ich ruhiger: das Elend, das er mir für die Zu-

kunft bot, erleichterte mir den Druck der Gegenwart, und das erfreuliche Fortſchreiten deiner Geneſung machte mich milder und gefaßter, als ich in den erſten Tagen nach jenem unſeligen Abend geweſen. Da kam ein zweiter Brief, der in ernſter, ruhiger Faſſung zuerſt die Nichtbeantwortung des erſten Schreibens beklagend, gleichwohl mein Stillſchweigen durch die Bedenken gerechtfertigt erklärte, die ſein Anerbieten um ſo mehr in mir erregen mußte, als ich ſein bisheriges Verhältnis zu dir ſo genau kenne. Nach dieſem Eingange jedoch wiederholt darauf hinweiſend, daß die Verirrung jenes unſeligen Abends nur als die Folge einer bis zur halben Bewußtloſigkeit geſteigerten Aufregung zu betrachten, bat er mich, ſowohl die Überzeugung feſtzuhalten, daß ſein Charakter der eines Mannes von Ehre wäre, welcher immer ſeine Neigung ſeiner Pflicht unterzuordnen verſtanden habe, als in Erwägung zu ziehen, daß in der Ehe nicht bloß Liebe, daß auch gegenſeitige Achtung und ſelbſtverleugnende Hingebung zu beglücken vermöge. Er ſchloß mit der erneuerten Bitte, ſeiner Werbung meine Zuſtimmung nicht verſagen und die Wahrung meiner Ehre jeder anderen Rückſicht voranſtellen zu wollen.

„Dieſer Brief machte mich nachdenkend, und obwohl ich meine Abneigung gegen den Urheber meines Unglücks, während ich ſein Schreiben las, noch eher ſich ſteigern als abnehmen fühlte, ſo erkannte doch mein Verſtand, daß die Geſinnung eines Mannes, der einem faſt armen und dabei ungeliebten Mädchen ſeine Hand anbiete, um ihre Ehre auf Koſten ſeines eigenen Lebensglückes wieder herzuſtellen, Achtung, und ſein Brief Beantwortung verdiene. Ich warf demnach einige Zeilen aufs Papier, mit denen ich mich aller Anſprüche auf ſeine Hand begebend, ihm ſogar aufrichtig Verzeihung des ſchweren Unrechts, das er an mir begangen, zuſicherte, wenn er nur dich, Eliſabeth, ſo glücklich mache und dir ſo treu anhänge, als du es in jedem Sinne verdienteſt. Um dieſe ſelbe Zeit gelang es mir, in einer Stunde traulichen Geſpräches meinem Oheim die Kunde abzulocken, daß der König mit dem Widerſtande, den er eurer Verbindung entgegenſetzte, im Grunde nur beabſichtige, deinen Verlobten zu irgend einem Gewaltſchritt zu drängen, der ihm als Vorwand zur Einziehung ſeiner Güter dienen könne, da einer ſeiner Günſtlinge, Lord Duncaſter, das eine derſelben, Hawkesburg, ſich anzueignen ſeit Jahren das Verlangen trüge. Er fügte hinzu, daß die Abtretung dieſes Gutes an Lord Duncaſter den König augenblicklich umſtimmen

würde, nahm mir jedoch ängſtlich und zaghaft, wie er war, das Verſprechen ab, dir von dieſem Geheimnis nichts mitzuteilen. Dies Verſprechen gab ich und hielt ich; dagegen ſetzte ich deinen Verlobten, da mir der Oheim in Beziehung auf ihn, den er mir völlig unbekannt glaubte, keine Verpflichtung auferlegt hatte, augenblicklich davon in Kenntnis. Ich bediente mich dazu eines Zettels mit verſtellter Handſchrift —"

„Wie, von dir kam der geheimnisvolle Zettel?" rief hier die Gräfin im höchſten Erſtaunen aus, ſetzte aber gleich mit einem ſeltſam zweifelhaften, faſt lauernden Blicke hinzu: „Von dir kam er und Melvil, denk' ich, war er gezeichnet?"

„Nein! ‚Burgoyne, ein treuer Freund', war er unterſchrieben," verſetzte Lady Iſabella, „denn wußte ich gleich, daß mein Name der Botſchaft mehr Glauben verſchaffen würde, ſo wollte ich doch nicht die Miene haben, Böſes mit Gutem vergelten und feurige Kohlen auf das Haupt meines Feindes ſammeln zu wollen. Auch blieb ich nicht lange im Zweifel, ob meine Mahnung die erwünſchte Wirkung getan, denn dein Verlobter beſchwor mich alsbald in einem neuerlichen Schreiben, nochmals ſein Anerbieten in reifliche Erwägung zu ziehen und ihn binnen acht Tagen meinen Beſchluß wiſſen zu laſſen; nach Verlauf dieſer Friſt würde er ſich jeder Verpflichtung gegen mich für entbunden erachten und keinen Anſtand nehmen, ſeine Zukunft in deine Hand zu legen, da ſich ihm nun ein ſicherer Weg darzubieten ſcheine, die Einwilligung des Königs zu eurer Verbindung zu gewinnen. Der Empfang dieſes Briefes — hier iſt er und hier ſind auch die beiden früher erwähnten Briefe," unterbrach ſich hier Lady Iſabella, indem ſie haſtig die vor ihr auf dem Tiſche ſtehende Reiſeſchatulle öffnete und der Gräfin einige vergilbte Blätter hinreichte — „der Empfang dieſes Briefes, den ich auf den erſten Blick hin nie zu beantworten beſchloß, erfüllte zum erſten Male ſeit langen qualvollen Wochen mein wundes Herz mit hoher, reiner Freude und gab mir Mut und Faſſung wieder. Du warſt geneſen und blühteſt wieder wie eine Roſe, dein Glück war geſichert, und meines — was lag an meiner Zukunft! Allein dieſe Aufwallung leichtſinniger Zuverſicht war nur ein Sonnenblick vor dem Sturm. Noch ehe die Friſt, die dein Verlobter mir zur Überlegung eingeräumt hatte, abgelaufen war fühlte ich Unglückſelige mich — Mutter! — Ich war der Verzweiflung nahe!

„Die Hand deines Verlobten annehmen, hieß mich mit dem Be-

wußtſein, nicht geliebt zu werden, fürs Leben einem ungeliebten Gatten hingeben; wenn ich ſie verweigerte, ſo mußte ich, gelang es mir, meinen Fehltritt zu verbergen, lebenslang die Laſt eines unſeligen Geheimniſſes mit mir fortſchleppen, mußte täuſchen, heucheln und betrügen, oder, ward meine Verirrung offenkundig, mit dem Spott und der Verachtung der Welt beladen in troſtloſer Vereinſamung meine Tage beſchließen. Dort mit der Vernichtung deines Glückes bedroht, hier mit der Sorge für die Zukunft des unglücklichen Geſchöpfes gequält, das ich unterm Herzen trug, gähnte hier und dort ein Abgrund mir entgegen. Entſetzliche Gedanken erwachten in meiner Seele! Immer ſtand das Bild des ſtillen, klaren Weihers vor mir, der, unfern von Eldon Manor gelegen, ſo oft das Ziel unſerer Abendſpaziergänge war, und Stimmen flüſterten in meinem Herzen, wie tief er ſei und wie kühl und friedlich in ſeiner dunklen Tiefe ſich's ruhen möge. Und dann ermahnte ich mich wieder, und warf mich auf die Knie und weinte und betete und flehte zum Himmel um Kraft, um Erleuchtung, um Rettung! Und ich ward erhört, denn eines Tages ward es licht in meiner Seele; ich erkannte, daß die Wurzel all meines Unglücks in dem Überwuchern meiner Phantaſie, in ihrem krankhaften Drange nach Ungewöhnlichem und Abenteuerlichem liege, und daß ich dieſen Drang, ſtatt ihn zu zügeln, genährt und großgezogen habe, bis er nicht nur meinen Geiſt zur Empörung gegen alle Geſetze des Anſtandes und der Sitte wie des Rechtes hingeriſſen, ſondern durch Überreiz erſchöpfend auch die Kraft meines Körpers abgeſchwächt und entnervt habe. Ich begriff, daß Gott mich in den Abgrund meines Elends hinabgeſtoßen habe, damit die Bitterkeit des Schmerzes mich meinen Irrtum erkennen lehre, daß Reue läuternd aus Nacht mich zum Lichte führe; ich faßte, daß ich ſeiner ſtrafenden Hand mich nicht entziehen, noch fremdes Glück hinopfern dürfe, um meine Schande der Welt zu verbergen, ſondern daß ich allein tragen müſſe, was ich allein verſchuldet. Von dieſem Augenblicke an war ich gerettet; ich ließ die Friſt ablaufen, die dein Verlobter mir anberaumt, und harrte gefaßt und ergeben der Zukunft entgegen, bereit, demutig büßend hinzunehmen, was ſie auch bringe! — Aber Gott war gnädig, denn wenige Tage darauf berief mich ein Eilbote zu meiner ſterbenden Baſe in die Niederlande, die mich zu ihrer Erbin eingeſetzt hatte, und der ich die Augen zudrücken ſollte. Dort in der Fremde, durch die Trauer um die Hingeſchiedene berechtigt, von aller

Welt mich zurückzuziehen, genas ich in tiefer Einsamkeit meines Kindes, das ich erst nach Jahren, nachdem du längst eine glückliche Gattin geworden, seinem Vater, jeden weiteren Briefwechsel ablehnend, zur Obhut und Erziehung auf vaterländischem Boden und in vaterländischer Sitte übergab.

„Und nun weißt du alles! Ohne Rückhalt und ohne Beschönigung habe ich dir das traurige Geheimnis meines Lebens enthüllt. Ich habe die Verirrung eines Augenblicks, die Verirrung unerfahrener Jugend und ungezügelter Phantasie durch lange Jahre der Reue, durch die Trennung von meinem Kinde, von dir gebüßt; ich glaube sie durch mutige Verzichtleistung auf alle Lebensfreuden, die Haus und Familie gewähren können, durch beharrliche Abwendung meiner Seele von allem Irdischen, durch strenge Pflichterfüllung in dem Wirkungskreise, in dem es mir zu walten vergönnt war, gesühnt zu haben; das tiefe Gefühl der Beschämung aber, mit der ich ihrer gedenke, die folternde Unruhe, mit der ich jeden Tag das Kundwerden meiner Schande befürchtete, die namenlose Angst, mit der ich bis auf diesen Tag das Rätselhafte meiner Lebensweise zu bewahren trachten mußte, diese peinlichen Empfindungen werde ich erst überwinden können, wenn du, deren Rechte ich einst willenlos verletzt, wenn du, zugleich mein Anwalt und mein Richter, dein Verdikt über mich gesprochen, mich von der Anklage vorsätzlicher Untreue, bewußten Verrates losgezählt, und den tiefinnersten Aufschrei meiner Seele: Nicht schuldig! bestätigt haben wirst."

Lady Isabella hatte sich bei diesen Worten von ihrem Sitze erhoben und stand hochaufgerichtet, die eine Hand auf ihre Brust gelegt, die andere emporgehoben, als ob sie den Himmel zum Zeugen ihrer Unschuld anriefe; ihre Augen leuchteten und ihre Züge strahlten in dem Glanze einer Verklärung, wie nur der höchste Aufschwung der Seele sie über ein Menschenantlitz ausgießt; bald erlag jedoch ihr zarter Körper der Erschütterung des in seinen geheimsten Tiefen bewegten Gemütes; zusammenbrechend sank sie wieder auf das Taburett zurück, und verbarg ihr von Tränen überströmtes Antlitz in den Händen. Die Gräfin aber, welche bisher gedankenvoll die ihr von Isabellen dargereichten Briefe durchlesen hatte, erbrach nun auch das ihr früher abgenommene Schreiben. Nachdem sie seinen Inhalt durchflogen hatte, erhob sie sich schweigend, trat an ein in der Fensterwölbung angebrachtes Schreibepult, griff hastig zur Feder und warf

in fliegender Eile einige Zeilen auf ein Blatt des dort zur Hand liegenden Papiers. Als sie vollendet hatte, schritt sie auf Isabellen zu, und die Hand auf das langsam sich erhebende Haupt der Freundin legend, sprach sie mit einer Stimme, in der Tränen zitterten: „Ich habe meinem Gemahl geschrieben; willst du nicht einige Zeilen hinzufügen?“ und damit reichte sie ihr das Blatt hin, dessen Inhalt so lautete:

„Mein Herr und Gemahl!

Die Schreiben, die Ihr durch Philipps hierhergesandt, sind angelangt; nur daß der Umschlag des Briefes, der meinen Namen trug, die an Lady Isabella gerichteten Zeilen enthielt, während sie diejenigen empfing, die für mich bestimmt waren. Erschreckt nicht über diese Verwechselung, die nur durch Gottes besondere Fügung einem so umsichtigen Geschäftsmanne wie Euch begegnen konnte! Ich meinesteils, wie schmerzlich der erste Eindruck der Nachrichten war, die ich auf diese Weise empfing, ich segne einen Vorfall, der meine Meinung von Eurem Charakter, als den eines echten Edelmannes, der zu jeder Zeit sein Lebensglück wie sein Leben der Erfüllung seiner Pflicht zu opfern bereit war, befestigt und mich in meiner Isabella die uneigennützigste, aufopferndste, in den schwersten Prüfungen treu bewährte Freundin kennen gelehrt hat. In Erwiderung der guten Nachrichten, die Euch über unsere Söhne zugekommen, bitte ich Euch, daß Ihr ihnen ihren Bruder William, der zu Cambridge erzogen wird, nicht länger vorenthalten, sondern ehestens zu ihnen nach Oxford bringen möget, damit in brüderlicher Liebe aufwachsen, die fortan gemeinsam wie in Euch einen treuen fürsorgenden Vater, eine liebevoll zärtliche Mutter besitzen sollen in Eurer

Elisabeth.“

Lady Isabella hatte das ihr dargereichte, in ihren Händen zitternde Blatt durchlesen, und ließ es nun ohne ein Wort der Erwiderung sinken; als aber nun die Gräfin die Hand zutraulich auf ihre Schulter legend die Frage wiederholte: „Willst du nicht einige Zeilen hinzufügen?“ heftete sie ihre noch tränenfeuchten Augen mit einem so scheu verlegenen, ängstlichen, fast um Hilfe flehenden Blicke auf die Gräfin, daß diese alsbald ausrief: „Willst du nicht schreiben, oder zögst du wohl gar am Ende vor, daß auch mein Brief nicht abginge? O, ich verstehe dich; du willst nicht, daß er von der Qual

wiſſe, die dieſer Tag dir bereitet; du erröteſt bei dem Gedanken, er könnte in einer vertraulichen Stunde des Vergangenen gegen mich erwähnen; du wünſcheſt, mit deinem Bekenntnis jenes Fehltritts möge auch ſein Gedächtnis auf immer verlöſchen! Du haſt recht und ſo geſchehe denn nach deinem Willen!“ — Damit zerriß ſie das Blatt, und die ſie umſchlingende Freundin liebevoll ans Herz drückend, fügte ſie hinzu: „Darum bleibſt du doch jetzt und immer meine beſte Freundin, du treue Seele, und dein wackerer William mein herzlieber Sohn!“

Und ſie blieben Freundinnen! Als nach dem gewaltſamen Ende Karls I. der Graf von Ormonde, der treue Anhänger ſeines Königs, nach dem Kontinent flüchten, die Gräfin aber, um ihren Söhnen ihr Erbgut zu retten, ſich entſchließen mußte, zurückzubleiben, und während des Protektorates fern von ihren Lieben auf Kilkenny Caſtle zu verweilen, teilte Lady Iſabella, die bis an ihres Lebens Ende unvermählt blieb, ihre Einſamkeit und ermutigte ſie in ihren Nöten, wie die Gräfin dagegen ihr in ihrer Trauer um ihren im blühenden Jünglingsalter hingeſchiedenen Sohn William teilnehmend und tröſtend zur Seite ſtand.

Das Haus an der Veronabrücke.

Zu Venedig im Pfarrbezirke Santa Maria Zobenigo, hart an der Veronabrücke (Ponte della Verona), die von S. Fantino her über den Kanal, Rio menuo genannt, nach S. Benedetto und S. Lucia oder links hinüber nach S. Angelo und S. Stefano führt, ſtand noch im Anfange des 17. Jahrhunderts ein anſehnliches, palaſtartiges Gebäude. Die ſchmale, in den beiden oberen Stockwerken mit Balkonen und zierlichen Spitzbogenfenſtern geſchmückte Vorderſeite der Veronabrücke zukehrend, reichte es doppelt, ja dreifach ſo tief in das enge, kaum fünf Fuß breite Gäßchen hinein, das den Rio menuo mit dem damals noch offenen, jetzt zugeworfenen und in eine Straße verwandelten Kanal Rio degli assassini verbindet. Urſprünglich dem patriziſchen Geſchlechte der Barozzi gehörig und von der Sage als der Ort bezeichnet, wo vor Jahrhunderten Tiepolo und ſeine Genoſſen zuſammenkamen, um ihre hochverräteriſchen Pläne, ſich ſelbſt zum Verderben, zu beraten, gelangte das altertümlich finſtere Haus an der Veronabrücke, damals allgemein kurzweg das Brückenhaus (Cá del ponte) genannt, ſpäter in den Beſitz der Acotanti. Nach dem Ausſterben dieſer Familie aber fiel es zuletzt in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts, als Vermächtnis eines Großoheims und als Lohn jahrelanger Krankenpflege an Cornelia Lando, die es ihrem Gatten, dem Handelsherrn Angelo Minelli, als willkommene Mitgift zubrachte, und es nun nach ſeinem Tode mit ihrer, noch allein ihr zurückgebliebenen Tochter Ambroſia in der tiefſen Stille und Zurückgezogenheit bewohnte, die beſchränkte Vermögensverhältniſſe ihr zur Pflicht, die nie ruhende Gewiſſensbiſſe ihr, der Mörderin ihres Gatten, ihres Sohnes, zum Bedürfniſſe machten. In der Tat war die Unglückliche, ob ſie gleich kein Gerichtshof der Erde der Verbrechen, deren ſie ſich anklagte, ſchuldig erkannt hätte, doch nicht ganz von dem Vorwurfe freizuſprechen, die ſchweren Verluſte ſelbſt mit herbeigeführt zu haben, die wie zerſchmetternde Racheblitze des Himmels ihr Lebensglück und ihre Seelenruhe zugleich vernichtet hatten.

Ihr Gatte, Angelo Minelli, Kaufmann mit Leib und Seele und nur auf die Erweiterung seines Geschäftes und die Vermehrung seiner Handelsverbindungen bedacht, hatte nämlich bei zunehmenden Jahren das Bedürfnis gefühlt, sich zur Fortsetzung seiner Anstrengungen einen frischen, jugendkräftigen Mitarbeiter beizugesellen und demnach beschlossen, Carlo, seinen Sohn, bei der reichen Begabung und der Charaktertüchtigkeit, die den vielversprechenden Jüngling vor den meisten seiner Altersgenossen auszeichnete, zu seinem Gehilfen und Nachfolger heranzubilden. Carlo jedoch, hochstrebenden, tatendurstigen Geistes, hatte sich nur mit Widerwillen den Wünschen seines Vaters gefügt, und der Drang nach Leben und Bewegung, der sein ganzes Wesen durchglühte, war endlich so übermächtig geworden, daß er eines Tages dem Vater geradezu erklärte, er verabscheue den Handelsstand und gedenke sich dem Waffenhandwerke zu widmen. Minelli seinerseits war dieser Erklärung mit der unbedingten Weigerung entgegengetreten, in irgend einer Beziehung von den einmal gefaßten Beschlüssen abzugehen. Der Starrsinn des Vaters, durch das beharrliche Andringen des ehrgeizigen Jünglings täglich nur noch mehr gesteigert, hatte den Sohn zuletzt zu offenem Widerstand empört, und so war binnen kurzem der Unfriede in dem stillen, dunklen Hause an der Veronabrücke zu solcher Höhe gestiegen, daß Carlo nach einem mißlungenen Fluchtversuche von seinem Vater den Tag über auf seiner Kammer versperrt gehalten, und ihm erst nachts, nachdem Minelli Haustor und Fensterladen sorgfältig verwahrt und verschlossen hatte, der Verkehr mit Schwester und Mutter gestattet wurde. Diese letztere, die vergebens mit Bitten und Tränen den Zorn des Gatten zu beschwichtigen, den Trotz des Sohnes zu beugen versucht hatte, sah verzweifelnd nur die Wahl zwischen zwei Übeln sich freigestellt: den geliebten Sohn vor ihren Augen von Kummer und Gram verzehrt dem Grabe zuwelken zu lassen, oder gegen den Willen ihres Gatten und gegen ihren eigenen Wunsch die Neigung des Jünglings zu begünstigen. Ihre mütterliche Zärtlichkeit entschied sich um so mehr für das letztere, als die Mittel zur Durchführung des einmal gefaßten Beschlusses ihr so nahe lagen. Ihr Schlafgemach, im Erdgeschoß des Hofraumes gelegen, stand nämlich mit einem der in Venedig häufig vorkommenden, in den heißen Sommermonaten als kühlen und der Plage der Nachtmücken unzugänglichen Ruheorte sehr beliebten, fensterlosen Klosette in unmittelbarer Verbindung,

dessen Wände und Decke noch aus der Zeit der Barozzi her mit altertümlichem, reich mit kunstvollem Schnitzwerk verziertem Holzgetäfel bekleidet waren. Ein Druck auf eine der Rosen dieses Schnitzwerkes aber öffnete, wie der Großoheim dereinst seine treue Pflegerin unter eidlicher Verpflichtung zu unverbrüchlichem Stillschweigen gelehrt, eine in dem Holzgetäfel verborgene Tür, durch welche man in einen schmalen in der Mitte der Grundmauer des Hauses fortlaufenden Gang gelangte. Dieser geheime Ausweg, der im Hinterteile des Hauses in ein Sackgäßchen nahe am Rio degli assassini ausmündete, und von außen her durch eine hinter beweglichen Steinplatten versteckte Tür verschlossen war, hatte zu Tiepolos Zeiten ohne Zweifel den Verschworenen zu ihren Zusammenkünften gedient, und wurde jetzt von einer aus Angst und Unruhe halb wahnsinnigen Mutter benützt, den hartnäckig auf seinem Sinne beharrenden Sohn bei tiefer Nacht aus dem Vaterhause entweichen und in der Fremde das Glück suchen zu lassen, das er in der Heimat nicht zu finden vermochte.

Minelli, in das Geheimnis des verborgenen Ganges nicht eingeweiht und daher um so maßloser über das unbegreifliche Verschwinden des Sohnes erzürnt, hatte weder Geld noch Mühe gespart, des Flüchtlings wieder habhaft zu werden; da aber seine Bemühungen fruchtlos blieben, bemächtigten sich nach dem ersten Rasen der Leidenschaft träger Mißmut und dumpfe Teilnahmlosigkeit seiner Seele so vollkommen, daß sogar die Gefahr bedeutender Verluste, die um jene Zeit sein Geschäft bedrohten, ihn aus dieser Stimmung nicht aufzurütteln und zur Abwehr zu bewegen vermochte. Selbst das wirklich hereingebrochene Unglück vergrößerte nur seine mutlose Versunkenheit, bis endlich ein schweres Siechtum den an Vermögen und Gesundheit gleich herabgekommenen Mann aufs Krankenlager niederwarf, von dem er nicht wieder erstehen sollte. Wenige Tage aber, nachdem ihr unglücklicher, durch die Flucht des Sohnes ins Herz getroffener Gatte den letzten Seufzer ausgehaucht hatte, empfing die von dem bittersten Schmerze, den quälendsten Vorwürfen bestürmte Witwe die Nachricht, ihr Sohn, der zu Florenz unter dem gegen die Franzosen zu Felde liegenden Kriegsvolk der Mediceer Dienste genommen, Carlo, ihr Erstgeborner, ihr Liebling, sei vor Marciano einer französischen Falkonettkugel erlegen.

Seit jenem Tage verhielten sich die Bewohner des Hauses an

der Veronabrücke wie aus der Reihe der Lebenden ausgestrichen; lautlose Stille herrschte in seinen Räumen, und kein Fuß betrat je seine Schwelle als ab und zu der Pfarrherr von Santa Maria Zobenigo. Aber weder sein Zuspruch, noch die Schmeichelworte, die Bitten und Tränen Ambrosias, die neben ihr wie eine Rose in der Wüste heranblühte, vermochten die Witwe Minellis aus ihrem Gram, aus ihrer starren, wort-, tränen- und bewegungslosen Versunkenheit zu erwecken. Bei verschlossenen Fensterläden, denn sie wäre des Lichtes der Sonne nicht wert, jede Berührung ihres Kindes ängstlich vermeidend, denn sie wäre verflucht, sagte sie, saß sie tagelang in ihrem Schlafgemach, die Perlen eines Rosenkranzes gedankenlos durch die Finger gleiten lassend, und unverrückt weit offenen Auges in das Dunkel des anstoßenden Klosetts hineinstarrend. Erst wenn die Nacht hereingebrochen war, fingen ihre Züge sich zu beleben an, kam Bewegung in ihre starren Glieder; dafür bemächtigte sich aber immer steigende Unruhe ihres ganzen Wesens; sie drängte die Hausgenossen, sich zu Bette zu begeben, und war dies endlich geschehen und die Türe ihres Schlafgemaches hinter ihnen verriegelt, dann hörte man sie stundenlang in der toten Stille der Nacht auf und nieder gehen, bald laute Selbstgespräche führen, bald herzzerreißend schluchzen und wimmern, um dann morgens in todesähnlicher Erschöpfung zusammenzubrechen. Nach zwei Jahren solcher Lebensweise verriet endlich die zum Schatten abgemagerte Gestalt, die unheimliche Glut der tief eingesunkenen Augen, die Fieberröte der hohlen Wangen nur zu deutlich, daß der Körper der nie ruhenden Folterqual der Seele erliege. Gleichwohl wies sie alle ärztliche Hilfe zurück und setzte das Tagewerk ihrer Buße fort, ja sie schien sich ihrer zunehmenden Schwäche in demselben Maße zu freuen, als die um das Leben der Mutter besorgte Ambrosia darüber verzweifelnd sich abhärmte. In ihrem kindlichen Angstgefühl hatte diese letztere, um der Mutter näher zu sein, längst ihre Schlafstätte aus dem oberen Stockwerke in das Erdgeschoß zu verlegen gewußt, und eines Tages, als sie eben bekümmert, weil die Mutter den Tag über sich matter und hinfälliger als sonst gezeigt hatte, ihr Nachtgebet verrichtend auf den Knien lag, scholl ein gellender Schrei aus dem Schlafgemache der Kranken zu ihr herüber. Entsetzt und halb besinnungslos emporfahrend flog sie die Hausflur entlang, auf jenes Gemach zu, dessen Türe, obgleich verschlossen, dem Andrange ihrer jugendlichen Kraft nachgab, und sie bei dem Scheine

einer verglimmenden Nachtlampe die Mutter in dem holzgetäfelten Klosette an der Schwelle der halbgeöffneten geheimen Wandtüre bewußtlos auf dem Estrich hingestreckt erblicken ließ. Als Ambrosia jedoch erschrocken zu ihr sich niederbeugte, und sie nach Hilfe rufend in die Arme faßte, kehrte die Bewußtlose alsbald ins Leben zurück und: „Stille, stille!“ sagte sie, indem halb wahnsinniges Lächeln um ihre Lippen spielte, „niemand darf wissen, daß Carlo hier war! Morgen kommt er mich abzuholen! Stille, stille!“ und damit sich emporrichtend, wankte sie auf die geheime Türe zu, drückte sie wieder ins Schloß und ließ sich dann von der Tochter nach ihrem Lager geleiten. Zur Ruhe gebracht, hieß sie Ambrosia auf ihrem Bette sich hinsetzen und zog nach Jahren zum ersten Male die in Tränen zerfließende Tochter wieder liebkosend und zärtlich umschlingend in ihre Arme. „Nun sei der Fluch von ihr genommen,“ sagte sie, „nun dürfe sie alles wissen, was sie verschuldet, wie sie gebüßt.“ Und nun wie zwei Liebende Wange an Wange gelehnt, erzählte sie Ambrosien, was ihr bisher verborgen geblieben, wie es mit dem geheimen Gange, mit Carlos Flucht sich verhalte. In diesen Gesprächen brachten sie die Nacht hin; gegen Morgen hieß die Kranke die seit Jahren verschlossenen Fensterläden öffnen und freute sich des Sonnenscheins, der auf dem Estrich spielte. So ging ihr, stündlich schwächer werdend, aber ruhig und der Schimmer himmlischen Friedens über ihr Antlitz verbreitet, bald wie im Schlummer hinliegend, bald Liebesworte mit der Tochter wechselnd, der Tag hin. Mit dem Einbruche der Nacht betete sie lange inbrünstig und ermahnte die Tochter eindringlich, immer Recht zu tun, welche Opfer es ihr auch koste und was auch daraus werden möge! Als aber die Mitternacht heranrückte, ward sie unruhig, fragte nach der Uhr, horchte nach dem Klosett hin, plötzlich aber mit strahlendem Antlitz und leuchtenden Augen sich aufrichtend: „Da ist er!“ rief sie; „ich komme, ich komme!“ und sank selig lächelnd und selig entschlafen zurück.

Der Tod ihrer Mutter war für die nun ganz verwaiste Ambrosia ein schwerer Verlust. Wenn schon die tiefe Stille, die dumpfe Trauer, unter deren Druck die frisch heranblühende Jungfrau gerade die ersten Frühlingsjahre ihres Lebens in dem finsteren stummen Hause an der Veronabrücke zubrachte, einen grauen Schleier über ihre Jugend geworfen hatte, so mußte dieser neue herbe Schlag

das letzte frohe Aufwallen jugendlicher Gefühle in Ambrosias Herzen erſticken. Dafür hatten ihr dieſe trüben, bangen Jahre andere reiche Früchte getragen: Geduld und Selbſtverleugnung, und ein feſter, leidensſtarker Wille waren in ihr herangereift; ihr heller, klarer Verſtand, nicht eitlem Traum und vergänglichem Flittertand, ſondern notgedrungen dem Ernſt des Lebens zugewandt, hatte ſie letzteres frühzeitig als Arbeit, nicht als kindiſches Spiel begreifen, hatte ſie Pflichten erkennen und erfüllen gelehrt, und als nur erſt die allmächtige Zeit Balſam in die friſche Wunde ihres Herzens geträufelt hatte, ſo zeigte ſich alsbald, zwar nicht fröhlicher Mutwille und jugendliche Schalkhaftigkeit, aber ſo innige Anmut, ſo heiterer Ernſt und ſolche jungfräuliche Würde über das achtzehnjährige Mädchen ausgebreitet, daß der ſiegende Eindruck ihres geiſtigen Weſens den ihrer blendenden Schönheit noch bei weitem übertraf. Ambroſia bedurfte aber auch dieſer Seelenſtärke und Geiſteshoheit, um der Ungunſt der Verhältniſſe, die auf ſie einſtürmten, die Stirne bieten zu können; denn nicht bloß das Gefühl ihrer Verlaſſenheit und der Trauer um ihre lieben Toten, auch die Sorge für die Erhaltung des geringen Nachlaſſes ihrer Eltern, den verwickelte, noch vom Vater her ererbte Rechtsſtreite und ungeduldig mahnende Gläubiger zu verſchlingen drohten, und tauſend kleine, aber darum nicht minder empfindliche Entbehrungen bedrängten die verwaiſte Ambroſia. Gleichwohl verſchmähte ſie, auf den Antrag ihres Vormundes, eines Vetters ihrer Mutter, einzugehen und in ſeinem Hauſe ihren Aufenthalt zu nehmen, ſondern zog es vor, in Geſellſchaft einer entfernten Verwandten ein paar beſcheidene Stübchen in dem oberen Stockwerke des ihr nun als Erbe zugefallenen Hauſes an der Veronabrücke zu beziehen, indem ſie in weiſer Fürſorge für die Ordnung ihrer Vermögensverhältniſſe, obwohl mit ſchwerem Herzen, den Reſt des Hauſes zu vermieten beſchloß. Das abgelegene und namentlich von S. Marco ziemlich weit entfernte Haus war jedoch lange Zeit durchaus nicht zu verwerten und Ambroſias Gläubiger drangen ſchon auf deſſen Verkauf, als ſich für dasſelbe ganz unerwartet ein Mieter, und zwar in der Perſon des Meſſer Ruggiero Malgrati, eines alten Kriegsmannes, fand, der ſeit vielen Jahren mit Ambroſias Vater in Geſchäftsverbindungen geſtanden und während ſeiner ſeltenen Beſuche in Venedig in deſſen Hauſe Aufnahme und Gaſtfreundſchaft gefunden hatte.

Messer Ruggiero Malgrati war der Sprößling eines der angesehensten Adelsgeschlechter der venetianischen Terra ferma, dessen bedeutende, meist in Friaul gelegene Güter, in ein Majorat vereinigt, dem Erstgeborenen zufielen, während die jüngeren Söhne sich mit geringen Jahrgeldern begnügen mußten. Ruggiero, der Zweitgeborene von drei Brüdern, die nach dem frühen Tode ihres Vaters unter der Vormundschaft einer kränklichen, in blinder Vorliebe für ihren Erstgeborenen eingenommenen Mutter heranwuchsen, hatte von frühester Kindheit an sich zwar gutmütig und selbst weichherzig, dagegen aber auch wild, unbändig heftig und störrisch bewiesen. Jede Beschränkung seines Willens erschien ihm als eine unerträgliche Last, deren er sich durch den äußersten Widerstand, oder wenn sein Starrsinn auf unüberwindliche Hindernisse stieß, durch Verschlagenheit und List um jeden Preis zu entledigen bemüht war. Dazu kamen noch Anfälle wunderlicher Launen und ein unbezwinglicher Trieb nach dem Seltsamen und Abenteuerlichen, Eigentümlichkeiten, die ihm bei den Hausgenossen den in Italien geläufigen Beinamen eines mezzo matto erwarben und in Verbindung mit der Ungunst seiner häuslichen Verhältnisse zuletzt dahin führten, daß Ruggiero nach einem heftigen Streite mit seinem älteren Bruder und der für ihn Partei nehmenden Mutter, kaum fünfzehnjährig, heimlich dem Vaterhause entlief. Nachdem er sich jahrelang, erst mit einer Zigeunerbande, dann mit fahrenden Schülern, dienstlosen Söldnern und zuletzt in den Gebirgstälern Piemonts unter den Waldensern herumgetrieben hatte, wurde er zufällig von einem Waffenbruder seines Vaters erkannt, dem Elend und völliger Verwilderung entrissen und zum Eintritt in eine in spanischem Solde stehende Freischar bewogen. Der Fahne treu, zu der er geschworen, und durch Mut, Gewandtheit und Todesverachtung sich bald zu einem der gefürchtetsten Streifparteiführer des spanischen Heeres emporschwingend, focht er die Schlachten bei Marignano und Pavia mit, wohnte der Eroberung Roms bei, nahm später, durch seinen abenteuerlichen Sinn in die neue Welt verlockt, an dem Siegeszuge Pizarros nach Peru, bald aber wieder nach Europa zurückgekehrt, an den Kriegsfahrten Karls V. gegen Algier und Tunis teil und diente zuletzt als einer der geschätztesten Hauptleute des Herzogs von Alba im spanischen Heere in den Niederlanden. Über sechzig Jahre alt und, obwohl ein Graukopf, noch rüstig und geistesfrisch, bestimmte ihn zuletzt eine in der

Schlacht bei S. Quentin empfangene schwere Wunde um so mehr, den Kriegsdienst zu verlassen, als zur selben Zeit der Tod seines älteren, unvermählt gebliebenen Bruders ihn zur Übernahme der Familiengüter in die Heimat berief.

Dies war der Mann, der, nach dem Antritte seines Erbes und einem flüchtigen Besuche auf den ihm zugefallenen Besitzungen, Venedig einstweilen zu seinem Aufenthalte erwählend, nunmehr ein willkommener Mieter, das Haus an der Veronabrücke bezog, ohne daß jedoch dessen weite dunkle Räume eben viel an Geräusch und Bewegung gewonnen hätten. Abgesehen von den Nachwehen, den Beschwerden seiner Kriegszüge, die ihm mit zunehmendem Alter immer peinlicher fühlbar wurden, war es vor allem das unbehagliche Gefühl völliger Untätigkeit nach einem so vielfach bewegten Leben, was ihn um so mehr verstimmte, als seine Jahre und die immer sorgfältigere Pflege, die seine zerhackten Glieder erheischten, ihn verhinderten, sonst gewohnten Zerstreuungen so rücksichtslos wie früher nachzugehen. Unschlüssig zwischen der bisherigen wüsten Hagestolzenwirtschaft, die er nicht mehr durchführen, und der Alltagsordnung eines bürgerlichen Haushaltes, an die er sich nicht gewöhnen konnte, hin und her schwankend, war er kränklich und grämlich geworden, und da ihm überdies die Übernahme des reichen, aber nicht eben wohlgeordneten Nachlasses seines Bruders viel Kopfbrechens verursachte, so wurde es ihm erst zur Erholung, allgemach aber zum Bedürfnis, ab und zu eine Stunde in der Gesellschaft Ambrosias, seines „Hausmütterchen“ oder auch seines „Püppchen“, wie er die Tochter seines alten Freundes Angelo zu nennen pflegte, hinzubringen und von der sicheren, ernstheiteren Haltung des jungen Mädchens halb angezogen, halb zu Neckereien aller Art angeregt, Verdruß und Ärger sich wegzuplaudern. Dabei lernte er Ambrosias hohe Vorzüge, ihre stille Heiterkeit, ihren klaren Verstand, den frischen Lebensmut, mit dem sie in alle Schwierigkeiten ihrer Lage sich zu finden wußte, täglich mehr erkennen und schätzen, und wenn er bedachte, wie er ohne Freunde einsam und allein im Leben stehe und eigentlich keine andere Aufgabe habe, als die Besitzungen seiner Familie nicht sowohl zu genießen, als vielmehr nur zu verwalten, um sie dereinst dem einzigen Verwandten, den er noch hatte, seinem Neffen Anselmo zu vererben, so konnte er sich nicht verhehlen, um wieviel besser er daran wäre, wenn er, statt wie ein im Wirbelumschwung gedrehter Kreisel

ziellos in der Welt umherzuirren, in jungen Jahren geheiratet, sich Haus und Heimat begründet hätte, und nun etwa eine gute, schöne, mit jedem Reiz der Jugend und Anmut geschmückte Tochter besäße, wie Ambrosia. Ja, wenn er den Fortbestand seines Hauses, der nur auf ihm und seinem Neffen Anselmo beruhte, in Erwägung zog und die schwächliche Gesundheit dieses letzteren ins Auge faßte, der von seinem jüngeren Bruder auf seinem Sterbebette ihm zur Obhut und Pflege übergeben, zu jener Zeit zu Udine bei einem Verwandten seiner Mutter erzogen wurde, aber nach dem Zeugnis seiner Pflegeeltern mehr dem Grabe als jugendkräftiger Entwicklung entgegenreifte, so wollte es ihm zuzeiten beinahe als Pflicht erscheinen, selbst jetzt noch in seinem vorgerückten Alter in den Stand der Ehe zu treten, und wenigstens alles, was an ihm läge, aufzubieten, damit das edle Geschlecht der Malgrati nicht erlösche und ihr Besitztum nicht an die verhaßte Seitenlinie der Diedi falle.

So waren Monate hingegangen, die Messer Ruggiero nicht ohne wechselnde Gemütsbewegungen und rasche Übergänge von Mißmut zu derber Fröhlichkeit, von jähem Aufbrausen in wildem Zorn zu gedankenvollem Trübsinn hinbrachte, als eines Tages der Pfarrherr von Santa Maria Zobenigo, der bewährte Freund der Eltern und der Gewissensrat ihres verwaisten Kindes, in Ambrosias Stübchen trat. Nach einer weitläufigen und salbungsreichen Auseinandersetzung: wie der Mensch bei jedem wichtigen und erfolgreichen Schritte auf seinem Lebenspfade nicht sowohl weltliche Rücksichten und irdische Vorteile, als vielmehr zunächst und vor allem sein Seelenheil in Betracht zu ziehen und hiernach seine Beschlüsse zu fassen habe, eröffnete er dem befreundeten Mädchen, Messer Ruggiero Malgrati, ihr Mietsmann, habe in ehrbarer, fromm christlicher Absicht sein Auge auf sie geworfen und wünsche, wenn er anders auf ihre Zustimmung rechnen könne, bei ihrem Vormund um ihre Hand zu werben. Als Ambrosia aber auf diese unerwartete und fast märchenhaft klingende Nachricht zwar sichtlich überrascht, aber ohne alle Verwirrung emporblickte und ihre großen Augen verwundert und halb ungläubig auf den Pfarrherrn heftete, beeilte sich dieser letztere hinzuzusetzen, er habe den Auftrag, ihre Willensmeinung zu ergründen, nicht ohne den ausdrücklichen Vorbehalt übernommen, ihr gleichzeitig beides, sowohl was für, als was gegen den Antrag spreche, gewissenhaft und ausführlich darlegen zu dürfen. Hierauf begann

er denn auch alsbald, Vorzüge und Mängel wie auf die zwei Schalen einer Wage verteilend, auf der einen Seite die hohe Geburt Malgratis, ſein bedeutendes Vermögen, den Kriegsruhm, den er ſich erworben, ſein gerades biederes Weſen und die ihm angeborene Gutmütigkeit hervorzuheben, auf der anderen aber auf die dem alten Kriegsmanne zur Gewohnheit gewordene Rauheit und Derbheit, auf die Ungleichheit ſeiner oft ſeltſam wunderlichen Launen, auf ſeinen furchtbaren Starrſinn, auf ſeine durch beſchwerlichen Kriegsdienſt und zahlreiche Wunden erſchütterte Geſundheit, vor allem aber auf das vorgerückte Alter des Freiers hinzuweiſen, welches letztere den gerechten Anſprüchen ihrer eigenen Jugend ſo wenig Befriedigung verheiße, daß eine übereilte Zuſage in ſpäteren Jahren ihrem Herzen gefährliche Kämpfe bereiten, ihren Ruf gefährden, ja ſie um ihr Seelenheil bringen könne. Ambroſia, die dieſer Erörterung, langſam eine Roſe zerpflückend, mit geſenkten Blicken ſchweigend zuhörte, erhob bei dieſer letzten Wendung zwar hocherrötend, aber nichts weniger als verlegen und betroffen, ihr Haupt und erwiderte dem Pfarrherrn, ſie zähle zwar nur wenig Lebensjahre, aber was Jugend ſei, habe ſie bis jetzt noch nicht erfahren, begehre auch nicht es zu wiſſen, noch weniger die ihr von dieſer Seite her zuſtehenden Anſprüche geltend zu machen; der Anſpruch, den das Leben an uns alle ſtelle, heiße Pflichterfüllung, und dieſem Anſpruche hoffe ſie zu jeder Zeit gerecht zu werden; ſie werde daher weder jetzt noch jemals unüberlegt eine Verpflichtung eingehen, weshalb ſie denn auch ihre Entſchließung über Meſſer Ruggieros Antrag erſt nach dreitägiger Bedenkzeit zu faſſen, dann aber ihrem Freier unmittelbar ſelbſt mitzuteilen gedenke, womit ſie den Pfarrherrn, nachdem ſie ſich zur gewiſſenhaften Erwägung ſeiner Mitteilung ſeinen Segen erfleht hatte, entließ und ſich in ihr Schlafgemach zurückzog.

Als Meſſer Ruggiero, der die anberaumten drei Tage in kaum geringerer Aufregung verlebt hatte, als den Abend vor ſeiner erſten Schlacht, am Morgen des vierten vor Ambroſia erſchien, trat ihm dieſe errötend, aber heiter lächelnd entgegen, und nachdem er in ſeinem gewohnten Lehnſtuhl verwirrt und verlegen Platz genommen und mit faſt ſchüchterner Beklommenheit ſeine Werbung erneuert hatte, erwiderte ſie, ſie habe alle Freuden, die andere Mädchen in ihrem Alter genöſſen, entbehren müſſen und ſich ohne Klage, ja ohne alles Bedauern dieſem Schickſale unterworfen, nur das eine habe ſie nie verwinden können, daß ſie nicht der Eltern letzte Lebenstage

durch ihre Pflege verſüßend, ihnen ein ſorgloſes, fröhliches Alter bereiten, und in dem Bewußtſein, zu ihrem Glücke beigetragen zu haben, ihr eigenes höchſtes Lebensglück habe finden dürfen. Seine Werbung eröffne ihr die Ausſicht, dies liebſte Ziel ihrer Wünſche erreichen und was der frühzeitige Tod ihrer Eltern an ihnen zu üben ſie verhindert, an ihm, dem alten Freunde ihres Hauſes, verwirklichen zu können. Geld und Gut beſitze ſie nicht, die Blüte ihrer Jugend ſei vergänglich, aber wenn er ſie würdig erachte, als ſeine Hausfrau durch treue Teilnahme ſeine Freuden zu mehren, ſein Leid zu mindern, ſein Alter zu pflegen und zur Erheiterung ſeines Lebens beizutragen, ſo fühle ſie ſich durch ſeine Wahl nicht nur geehrt, ſondern hochbeglückt, denn nur den achte ſie für glücklich, der nützen, lieben, beglücken könne. Mit dieſen Worten reichte ſie Meſſer Ruggiero die kleine Hand, die dieſer bis zu Tränen gerührt mit Begierde ergriff und mit tauſend Küſſen bedeckte. Nach dieſer Erklärung fand ſich alles übrige von ſelbſt und ehe drei Wochen ins Land gingen, war Ambroſia die Gemahlin Meſſer Ruggieros, der ſie auf den Händen trug, ſie mit Geſchenken aller Art überhäufte und in dem Widerſchein ihrer Jugend ſich ſelbſt zu verjüngen ſchien. Dabei hatte er jedoch, ſei es, daß er das Geſpötte der Welt ſcheute, ſei es, daß er ſein junges Glück ſo recht für ſich allein genießen wollte, gleich bei ſeiner Vermählung beſchloſſen, die nächſten Jahre auf ſeinen Gütern zu verleben, und ſo rückte denn für Ambroſia bald die Stunde heran, in der ſie dem alten Hauſe an der Veronabrücke, das nun nach der Befriedigung der Gläubiger ihrer Eltern erſt ganz ihr eigen war, den Rücken zukehren ſollte. Am Tage der Abreiſe durchwandelte ſie noch einmal die wohlbekannten, für ſie mit ſo vielen traurigen Erinnerungen erfüllten Räume, und in die Gemächer des Erdgeſchoſſes gelangt, in denen ihre Mutter ihre letzten Leidensſtunden verlebt hatte, fühlte ſie ſich von ſolcher Rührung überwältigt, daß ſie nahe daran war, dem ſie zärtlich beſorgt in ſeine Arme ſchließenden Gatten das Geheimnis des verborgenen Ganges und des Verderbens, das er über ihre Lieben gebracht, mitzuteilen. Allein das Bedenken: ohne Not zu offenbaren, was ſie einen Fehltritt ihrer Mutter nennen mußte, hielt ſie davon ab, und Ruggiero, begierig den für Ambroſia ſo ſchmerzlichen Abſchied von ihrem Vaterhauſe möglichſt abzukürzen, zog ſie haſtig zu der Gondel fort, die mit vier Ruderern bemannt, ſie raſchen Fluges die Lagunen entlang nach Weſten hinübertrug.

Es waren schöne, ungetrübt heitere Tage, die Messer Ruggiero damals auf seinem fürstlichen Landsitze an der Seite seiner jungen, blühenden Gemahlin im Vollgenuß und im Vollbewußtsein seines Glückes verlebte. Auch konnte es nicht fehlen, daß der Reiz und die Anmut Ambrosias, die heitere Würde ihrer Haltung, die ihrem Gatten das zwischen ihnen bestehende Mißverhältnis der Jahre niemals fühlbar werden ließ, daß vor allem die Hoheit ihres Geistes und die sanfte Milde ihres innersten Wesens einen äußerst wohltätigen Einfluß auf Ruggieros Gemüt ausübten; allein auch Ambrosia gewann mit jedem Tage mehr Neigung und Vertrauen zu ihrem greisen Gemahl, und wenn sie für ihn auch nie eine Regung leidenschaftlicher Hingebung empfand, die überhaupt ihrem Wesen ganz fremd zu sein schien, so vergoldete sie doch seine Herbsttage mit dem milden Sonnenschein der ehrfurchtsvollen Zärtlichkeit einer Tochter und umgab sein graues Haupt mit allen Beweisen der aufopfernden Fürsorge und Treue einer Schwester. Die Hoffnung auf Kindersegen war in dieser ungleichen Ehe zwar unerfüllt geblieben; allein ihre Erfüllung erschien für die Fortpflanzung des edlen Stammes der Malgrati nicht mehr so unerläßlich, als dies noch vor kurzem der Fall gewesen, indem Anselmo, der kränkliche und scheinbar hoffnungslos hinwelkende Neffe Ruggieros, binnen Jahresfrist zu einem frischen, derben Burschen aufgeschossen war und in Fülle der Gesundheit und Kraft der Fortsetzung seiner Studien auf der Hochschule zu Padua oblag. So trübte von keiner Seite her auch nur ein Wölkchen die tiefinnere Befriedigung, in der Ruggiero seine Tage verlebte, und die, wie er selbst dankbar gestand, bei weitem alles übertreffend, was er bisher so genannt hatte, ihm keinen Wunsch, nur die Frage an das Schicksal übrig ließ: ob ein so reiches Glück auch Dauer und Bestand haben werde? eine Frage, die nur zu bald verneinend beantwortet werden sollte.

Die Gesundheit des alten Kriegsmannes, durch Ruhe und Landluft scheinbar gekräftigt, im stillen aber vielleicht eben durch den zu raschen Übergang von einem Leben voll Anstrengung und Beschwerden in einen Zustand völliger Untätigkeit erschüttert und untergraben, schien nämlich plötzlich erst vorübergehenden, bald aber vielerlei ernsten und immer bedenklicher auftretenden Störungen erliegen zu wollen; alte Wunden begannen aufzubrechen, und nachdem böswillige Fieber monatelang ihre Heilung verzögert hatten, drohten wütende Anfälle

von Gicht und Zipperlein vollends aufzuzehren, was Schüttelfrost und Fieberhitze dem Kranken an Lebenskraft noch übrig gelassen hatten. Nur der unermüdeten Pflege Ambrosias, der treuen Sorgfalt, mit der sie jede Regung des Kranken bewachte, jedem seiner Bedürfnisse entgegen kam, nur dem Übergewicht, das sie allein den Ausbrüchen seiner Ungeduld, dem Aprilwetter ähnlichen Wechsel seiner Laune gegenüber zu behaupten wußte, hatte Ruggiero es zu verdanken, daß er von dem Krankenlager wieder erstand, an das ihn schweres Siechtum mondenlange gefesselt hielt. Der beste Teil seiner Kraft war gleichwohl unwiederbringlich dahingeschwunden; der rüstige, in allen seinen Bewegungen rasche, stets drall und aufrecht einherschreitende Graukopf war zum kahlköpfigen, gebückt am Stabe hinschwankenden Greise geworden, und was noch schlimmer war, wie der Körper seine Spannkraft, so hatte auch sein Geist das kaum durch Ambrosias Einfluß gewonnene Gleichgewicht eingebüßt, und Launenhaftigkeit, grämlicher Mißmut und wild aufbrausender Jähzorn gewannen wieder ihre alte Herrschaft über Ruggieros Gemüt. Ambrosia konnte unter diesen Umständen die Fortsetzung ihres Landaufenthaltes bei der gänzlichen Vereinsamung, die er namentlich in den Wintermonaten ihnen auferlegte, für den Seelenzustand ihres Gemahls nicht mehr für zuträglich erachten, und sparte daher keine Mühe, ihn zur Rückkehr nach Venedig zu bewegen, wo Zerstreuungen aller Art Gelegenheit darboten, die krankhafte Aufregung seines Geistes nach außen hin abzuleiten. In dieser Ansicht und in diesen Bestrebungen wurde sie ganz unerwartet durch die übeln Nachrichten bestärkt, die um diese Zeit aus Venedig von dem Neffen Ruggieros einliefen, der nach Beendigung seiner Studien diese Stadt zum Schauplatz seiner Taten erwählt hatte und daselbst Beweise so bodenlosen Leichtsinns, so wahnsinniger Verschwendung lieferte, als ob er alle Lebenslust, um die ihn seine Schwäche und Kränklichkeit in früheren Jahren gebracht hatte, nun auf einmal im Zeitraume weniger Monate hätte einbringen wollen. Wenn nun auch bei dieser Lebensweise des jungen Mannes und bei dessen gleichmäßigem Losstürmen auf seine Gesundheit wie auf seinen Beutel die erstere für den Augenblick sich eisern und unzerstörbar bewies, so war doch aus dem letzteren gar bald der letzte Rest des kargen, väterlichen Erbes in die Lüfte hingeschwunden. Der tolle Wüstling stürzte sich nun den Kopf vor, in sinnlose Schulden, und es fanden sich Geldmäkler

und Wucherer genug, die ihm für schwere Zinsen und auf den Namen des reichen Oheims hin bedeutende Summen vorstreckten; da aber die geborgten Beträge niemals berichtigt, die bedungenen Abschlagszahlungen niemals eingehalten, und im Gegenteil Woche für Woche neue Schulden der Reihe der alten hinzugefügt wurden, so kam es endlich dahin, daß Messer Ruggiero von beiden Teilen, von dem verschwenderischen Neffen mit den flehentlichsten Bitten, von dessen beunruhigten Gläubigern mit der Drohung, den letzten Sprossen des Hauses Malgrati in den Schuldturm werfen zu lassen, um seine Vermittlung in dieser Angelegenheit, das heißt, um Bezahlung der Schulden Anselmos bestürmt wurde. Ambrosia hatte die ersten Forderungen dieser Art bei ihrem Gemahl befürwortet und unterstützt; als dieselben aber sich immer wieder erneuerten, und die Sache immer ernster sich anließ, benützte sie diese Wendung der Dinge als einen Hebel mehr, um Ruggiero zur Rückkehr nach Venedig zu bewegen, der denn auch mit minderem Widerstreben, als sie erwartet hatte, zuletzt ihrem Wunsche entsprach.

Nach Venedig zurückgekehrt, bezog Messer Ruggiero mit seiner Gemahlin ein wohnliches, am Canal grande gelegenes Haus, das er vor kurzem erkauft und fürstlich eingerichtet hatte. Die nächste Veranlassung zu diesem Schritte lag allerdings in dem Wunsche, künftig einen belebteren Stadtteil zu bewohnen und Ambrosien die schmerzlichen Empfindungen zu ersparen, die sie bei der Heimkehr in das alte finstere Haus an der Veronabrücke bestürmt haben würden; allein auch der längst im stillen in Ruggiero herangereifte Entschluß, dieses letztere einem andern Zwecke zu widmen, war hierbei nicht ohne Einfluß geblieben. Ruggiero nämlich hatte von dem Augenblicke an, als der früher schwächliche und scheinbar dem Tode verfallene Anselmo zum lebenskräftigen Jünglinge sich entwickelt hatte, seine eheliche Verbindung mit Ambrosia gewissermaßen als ein seinem Neffen zugefügtes Unrecht empfunden, da ein aus dieser Ehe hervorgegangener Sohn denselben um den Besitz der Familiengüter gebracht haben würde. Dieses Ereignis war zwar bisher nicht eingetreten, da jedoch Ruggiero gleich bei seiner Verehelichung darauf bedacht war, dereinst seiner Witwe ein ansehnliches Vermögen zu sichern, und alle von seinem Bruder ihm zugefallenen Kapitalien und Schuldforderungen hierzu gewidmet, ja selbst zu diesem Behufe einen Teil der Familiengüter belastet hatte, wodurch seinem Neffen auch im besten

Falle immerhin ein nicht unbedeutender Teil seines dereinstigen Nachlasses entging, so hielt er sich um so mehr für verpflichtet, denselben nicht nur in seiner gegenwärtigen Bedrängnis zu Hilfe zu kommen, sondern auch dafür zu sorgen, daß er sobald als möglich und für immer dem Taumel wüster Schwelgerei entrissen werde. In dieser letztern Beziehung erschien dem Gemahl der schönen Ambrosia, der des veredelnden Einflusses recht wohl sich bewußt war, die seine Ehe auf sein eigenes Gemüt geübt hatte, kein Mittel so zweckmäßig und sicher zum Ziele führend, als das eine, seinen Neffen durch eine glückliche Heirat gleicher Vorteile teilhaft zu machen, und kaum hätte Ruggiero zur Rückkehr nach Venedig sich so willfährig gezeigt, wenn nicht der Wunsch, Anselmo zu einem eigenen Haushalte zu verhelfen und ihm zu diesem Behufe das Haus an der Veronabrücke einzuräumen, die Bitten Ambrosias so nachdrücklich unterstützt hätte.

Ruggiero fand jedoch zu Venedig, woselbst er, kaum angekommen, unverzüglich die Herstellungsarbeiten in dem Hause an der Veronabrücke in Angriff nehmen und mit allem Eifer betreiben ließ, die Lage der Dinge wesentlich verändert und seinen Neffen viel weniger geneigt, auf die wohlgemeinten Vorschläge des Oheims einzugehen, als dieser erwarten durfte. Anselmo hatte in seiner Bedrängnis sich den damals in Venedig eben eingebürgerten Glücksspielen, die mit Würfeln oder mit Karten mitunter auf offenem Markte betrieben wurden, um so rücksichtsloser hingegeben, als der Zufall seine ersten Schritte auf dieser Bahn so entschieden begünstigte, daß er nicht nur seinen dringendsten Gläubigern gerecht werden konnte, sondern auch noch Mittel fand, seine Stellung als den Mittelpunkt eines Haufens gleichgesinnter junger Patrizier und der ihn, wie Rabe und Geier den verendenden Hirsch, umkreisenden Schar wüster Raufbolde, falscher Spieler und anderer Glücksritter auf das glänzendste zu behaupten. Vergebens führte Ruggiero dem verwilderten Burschen erst in ruhiger Milde, später mit immer zunehmender, bis zum Zorne gesteigerter Heftigkeit zu Gemüte, wie wenig auf die Laune des Glückes zu rechnen, wie Spielgewinn nur der Lockvogel der Hölle und der Vorbote sicheren Verderbens sei; vergebens beschwor er ihn, seiner edlen Abkunft, seines guten Leumundes, seines redlichen Vaters zu gedenken, dessen Namen er noch im Grabe schände: er predigte tauben Ohren, ja im Taumel des Glücks, das ihn damals wie sein Schoßkind auf den Armen trug, wagte der lockere Geselle den greisen,

wohlmeinenden Oheim mit Redensarten wie: Jugend habe keine Tugend! Junger Wein müsse gären! Glück sei wie Eisen und müsse geschmiedet werden, solange es warm wäre! abzufertigen, oder wohl gar hinzuwerfen: Es ertrinke nicht gleich jeder, der ins Wasser gehe, und wessen Hilfe man nicht begehre, der möge nur mit seinem Rate haushalten! Ließ aber Ruggiero ab und zu den Wunsch durchblicken, ihn verheiratet und in der Stille eines geregelten Hauswesens wie in einem sichern Hafen geborgen zu sehen, so war vollends der Spöttereien kein Ende. Ob ihn des armen Gänschens nicht daure, frug er, das er jetzt in seine Krallen zu liefern gedächte? Warum er so eile? Noch in zwanzig Jahren würde sich irgend ein frommer Unschuldsengel mit den Resten seiner Jugend hochbeglückt fühlen! Es gehe ihm mit der Ehe wie mit dem Geflügel: für jetzt ziehe er wilde Zugvögel dem zahmen Federvieh vor; er schätze übrigens auch ehrbare Frauen, wie sie es verdienten, aber für seinen Bedarf genügten einstweilen die seiner Freunde! Ruggiero, durch solche Äußerungen aufs tiefste verletzt und erbittert, war nach manchem heftigen Wortwechsel im wilden Ausbruch seines Zornes nahe daran gewesen, die Herstellungsarbeiten in dem Hause an der Veronabrücke einzustellen und von seinem ungeratenen Neffen für immer sich loszusagen, doch Ambrosias begütigende Fürsprache und die sichere Hoffnung, Anselmo, wenn nur sein Spielglück einmal umschlüge, nachgiebiger zu finden, hielt ihn bei seinem Vorsatze fest.

In der Tat rechtfertigte der Erfolg nur zu bald seine Erwartungen; die Würfel, die so lange und beharrlich für Anselmo gefallen waren, begünstigten plötzlich mit derselben Beharrlichkeit seine Gegner, und der verwegene Spieler, der dem Glück seine früheren freiwilligen Gaben nun mit Gewalt abtrotzen wollte, geriet bald aufs neue und um so tiefer in die alte Bedrängnis, je länger sein Stolz sich sträubte, vor dem früher verspotteten Oheim sich zu demütigen und seine Hilfeleistung in Anspruch zu nehmen. Zuletzt mußte der saure Schritt denn doch getan werden; gleichwohl verweigerte Anselmo auch dann noch, auf die Heiratspläne des Oheims einzugehen; er sei noch zu jung, sagte er, in den Sarg Ehebett verschlossen und in die Totengruft Häuslichkeit versenkt zu werden: niemand lasse sich gerne lebendig begraben, und wenn er schon jetzt die größte aller Torheiten beginge, welche blieben ihm im reiferen Alter noch zu begehen übrig! Ruggiero jedoch, der die mißliche Lage Anselmos diesmal besser zu benützen

und dem Trotzkopf seine Abhängigkeit von der Großmut seines Oheims allmählich begreiflich zu machen beschlossen hatte, stellte sich erst an, als ob er mit den Angelegenheiten seines Neffen durchaus nichts mehr zu schaffen haben wollte, gab ihm dann bei dessen erneutem Andringen zu erwägen, wie oft er ihm bereits seine hilfreiche Hand geboten hätte, und von welchem Erfolge seine Bemühungen gewesen wären, beklagte sich dabei bitter über den Leichtsinn, mit dem er seine Ratschläge und Ermahnungen mißachtet hätte, versprach endlich widerstrebend und widerwillig, zu helfen, und tat es auch, aber erst auf wiederholte Mahnungen und auch dann noch kärglich und ungenügend, so daß die Bitten immer wieder erneuert und die Gewährung mit der Hinnahme neuer Ratschläge und Zurechtweisungen erkauft werden mußte. Dieses Verfahren aber, statt wie Ruggiero gehofft hatte, den Starrsinn Anselmos zu beugen, hatte nur die Wirkung, den ohnehin durch die Schwierigkeit seiner Lage gereizten und an und für sich sehr hochfahrenden jungen Mann vollends zu erbittern und zu noch frecherer Unverschämtheit aufzustacheln.

Was er bisher von dem Wohlwollen des Oheims erfleht hatte, begann er nunmehr als eine Forderung der Billigkeit, ja des Rechtes in Anspruch zu nehmen. Was er verlange, wäre nichts als ein Vorschuß von seinem künftigen Erbe; denn er, das werde sein Oheim nicht leugnen, sei nach seinem Tode sein Nachfolger im Besitze der Familiengüter! Ob er ihm diese Abschlagszahlung verweigern, ob er ihm auf die Gefahr hin, Schimpf und Schande auf das Wappenschild der Malgrati zu häufen, vorenthalten wolle, was er doch nicht mit sich ins Grab nehmen könne? Ob er auch noch dieses Unrecht auf sich laden wolle? Ob er nicht einsehe, daß er ihn ohnehin, durch das Vermögen, das er im voraus für seine Witwe ansammle, empfindlich genug beeinträchtige, und ob er nicht gut zu machen gedenke, daß er ihn eigentlich ganz und gar um Erbe, um Zukunft und Leben betrogen und bestohlen haben würde, wenn nicht der Himmel, weiser und gerechter als ein altersschwacher verliebter Graubart, ihn seinerseits um die Hoffnung des Kindersegens aus seiner törichten Ehe betrogen, und auf diese Weise ihm, dem Neffen, erhalten hätte, was von Gottes und Rechts wegen sein wäre!

Ruggiero, von diesen Worten wie mit einem Keulenschlage getroffen, würde sie zu jeder andern Zeit mit der ganzen rasenden Wut lang zurückgehaltenen, aber endlich Dämme und Schleußen

durchbrechenden Zornes beantwortet haben; allein durch den hartnäckigen Widerstand Anselmos auf die Erreichung seiner Zwecke immer erpichter geworden, und begreifend, daß hier nur hartnäckige Ausdauer, nicht überſprudelnde Hitze ſiegen könne, unterdrückte er mit rieſiger Anſtrengung das Aufwallen ſeines wildempörten Blutes und erwiderte gelaſſen und ruhig: Gott, der Anſelmo ſo gnädig für die Zukunft erhalten, was ſein wäre, werde in ſeiner Weisheit wohl auch die Mittel finden, ihn ſeiner gegenwärtigen Bedrängnis zu entziehen; er ſeinerſeits gedenke, was für den Augenblick unleugbar ſein eigen ſei, einſtweilen auch ausſchließend für ſich zu behalten, ſtatt es ebenſogut wie in den Schlamm der Lagune in den Pfuhl ſo unerhörten Leichtſinns, in den Abgrund ſo ſchamloſen Undankes zu verſenken, wie unter Tauſenden nur ſein Herz ſie zur Schau trüge! Und damit wies er ihm ein für allemal die Türe und wankte taumelnd und unſichern Schrittes die Flur entlang dem Gemach Ambroſias zu, wo er zitternd vor Zorn und knirſchend vor unterdrückter Wut kaum Worte fand, der Gattin, was ihm widerfahren, zu berichten.

Ambroſia, deren reines, unbefangenes Gemüt weder dem Neffen ſo hartnäckiges Beharren in ſeinen Verirrungen, noch dem Oheim ſolchen Feuereifer, ihn denſelben zu entreißen, zugetraut hatte, wußte dem Gange der Ereigniſſe gegenüber kaum, wozu ſie ſich entſcheiden, ob ſie die traurige Lage des nun jeder Stütze beraubten Anſelmo beklagen, oder ſich für Ruggiero des völligen Bruches mit dem unverbeſſerlichen Wüſtling erfreuen ſollte. Sie tat beides zugleich und beides mit Unrecht. Anſelmo, in der ſolchen Naturen eigentümlichen Verblendung, fühlte ſich weder hoffnungslos noch verlaſſen, ſondern jubelte, der Abhängigkeit von den wunderlichen Launen und knauſeriſchen Bedenklichkeiten des Oheims los und ledig zu ſein, und Ruggiero ſeinerſeits hatte ſich keineswegs der Hoffnung begeben, den Neffen zuletzt dennoch zu Paaren zu treiben, und harrte nur der Zeit, da der Burſche reif, das heißt gänzlich verkommen und völlig zerknirſcht und daher genötigt ſein werde, ſich auf Gnade und Ungnade ſeinem Willen und ſeiner Führung zu ergeben. Für den Augenblick mußte er ſich damit begnügen, Anſelmos Benehmen von ferne zu beobachten, was ihm eben nicht ſchwer wurde, da ſein Neffe, der letzten Feſſel und der letzten Stütze ledig, nun raſch immer tiefer ſank, und dafür Sorge trug, ſich ſelbſt und ſeinen guten Namen auf alle Weiſe an

den Prunker zu stellen. Als unablässiger Borger von seinen Standesgenossen gemieden, von seinen Gläubigern auf Schritt und Tritt verfolgt, trieb sich der Erbe der Malgrati in Verkleidungen aller Art in schmutzigen Kneipen und verrufenen Häusern unter Diebshelfern, Beutelschneidern und Gaunern jeder Gattung herum, bediente sich beim Spiel verdächtiger Würfel, zettelte aller Orten Schlägereien und Raufhändel an, und erwarb sich durch Schlauheit und verwegenen Mut unter dem Gesindel, das ihn umgab, zuletzt eine hervorragende Stellung, so daß binnen kurzem in Venedig kein Schelmenstück verübt wurde, das man nicht mit auf Anselmos Rechnung geschrieben hätte. Der zwar verunglückte, aber mit beispielloser Frechheit unternommene Versuch, eine Nonne aus dem Kloster der Karmeliterinnen zu Murano zu entführen, dessen, wie die Sage ging, Anselmo im Solde eines jungen Patriziers sich vermessen hatte und der plötzliche Umlauf von falschen Zechinen, deren Münzstätte in einem seiner gewöhnlichen Schlupfwinkel entdeckt wurde, bestimmte endlich die oberste Polizeibehörde der Republik, den Rat der Zehn, zu dem Beschlusse, die bisher gegen den vornehmen Frevler geübte Schonung aufzugeben und so bedenklichen Störungen der öffentlichen Sicherheit um jeden Preis ein Ziel zu setzen. Da man gleichwohl aus Rücksicht für Anselmos Namen und Geschlecht noch einen letzten Versuch machen wollte, die Sache ohne eigentliche gerichtliche Verhandlung beizulegen, so wurde Messer Ruggiero vor das Tribunal berufen, und ihm die Wahl freigestellt, für das künftige gesetzliche Verhalten seines Neffen mit Leib und Leben als Bürge einzustehen, oder zu gewärtigen, daß fortan mit aller Schärfe der Gesetze gegen den Schuldigen vorgegangen werde.

Ruggiero, der, während das Schicksal seines Neffen zur Entscheidung sich gipfelte, längst im voraus wohl erwogen hatte, wie dieser letzteren die seinem Zwecke dienlichste Wendung zu geben wäre, erwiderte hierauf nach kurzem Bedenken in wohlgesetzter Rede: Er seinerseits, das müßten Gott im Himmel und die Menschen auf Erden, insbesondere aber seine lieben Freunde und Nachbarn zu Venedig ihm bezeugen, habe es seit Wochen und Monaten weder an Mühe, Zeit noch Geld, weder an Bitten und Ermahnungen, noch an Verweisen und Drohungen fehlen lassen, um seinen Neffen seinen traurigen Verirrungen zu entreißen, allein alle seine Anstrengungen seien nicht nur völlig fruchtlos geblieben, sondern sein Neffe habe

ſie im Gegenteil mit ſo hartnäckigem Trotze, ſo bitterem Undanke vergolten, daß er als ehrlicher Mann nicht wagen dürfe, die ihm zugemutete Bürgſchaft für ſein künftiges Wohlverhalten zu übernehmen. Andererſeits könne er nicht leugnen, daß es ſowohl ihm ſelbſt als den mit ihm vielfach verwandten Adelsgeſchlechtern Venedigs zum tiefen Schmerze und zur empfindlichſten Kränkung gereichen müßte, wenn durch eine gerichtliche Verfolgung ſeines Neffen der edle Name der Malgrati verunehrt und geſchändet würde. Bei dieſen Umſtänden und bei dem Vertrauen, das ihm das hohe Tribunal dadurch bewieſen, daß es in dieſer Angelegenheit ihn vorläufig zu Rate zu ziehen gewürdigt habe, wage er zur möglichſt ſchonenden Entwirrung dieſer peinlichen Verhältniſſe folgendes vorzuſchlagen: er ſeinerſeits wolle allen von ſeinem Neffen Anſelmo ſowohl der Republik und deren Anſtalten, als der Kirche und einzelnen Bürgern erweislich zugefügten Schaden aus ſeinem Säckel erſetzen und vergüten: dagegen möge das hohe Tribunal dieſen ſeinen Neffen aus Rückſicht für ihn, ſeinen unſchuldigen Namensgenoſſen, zwar von der Schmach gerichtlicher Ahndung ſeiner Vergehen loszählen, ihn aber gleichwohl, da nur noch von der Anwendung der ſtrengſten Maßregeln eine Beſſerung des verſtockten Sünders zu erwarten wäre, einer väterlichen Züchtigung unterwerfen, und ihn durch längere oder kürzere Zeit in gefänglicher Haft halten, was ihn ohne Zweifel endlich zur Einſicht ſeiner Fehler und zur Rückkehr auf den Pfad des Rechts und der Ehre bewegen würde. Dieſer ganz mit den von dem Rate der Zehn bisher unwandelbar befolgten Regierungsgrundſätzen übereinſtimmende Vorſchlag wurde denn auch von dem Tribunal nicht nur beifällig gutgeheißen, ſondern auch augenblicklich in Vollzug geſetzt, ſo daß noch desſelben Tages Anſelmo bei Nacht und Nebel aufgehoben und dann von Sbirren des Messer grande ohne richterliches Verhör und Urteil nach Malghera, einem gegen Meſtre hin einſam aus den Lagunen emporragenden Wachtturme, gebracht wurde, woſelbſt die väterliche Fürſorge des Tribunals ihn zu ſeiner Beſſerung drei Monate gefangen zu halten beſchloſſen hatte.

Ruggiero, des Gelingens ſeiner Pläne nun vollkommen verſichert und gewiß, den von Malghera zurückkehrenden Anſelmo völlig gebrochen und zerknirſcht und zu allem willig zu finden, was er mit ihm verfügen würde, ergab ſich der Freude über dieſe Wendung der Dinge mit derſelben fieberhaften Aufregung, mit der er früher gegen

die Hinderniſſe, die der Erfüllung ſeiner Wünſche im Wege ſtanden, angekämpft hatte und würde dadurch Ambroſia in die lebhafteſte Unruhe verſetzt haben, wenn nicht gleichzeitig ſeine Geſundheitsumſtände ſich weſentlich gebeſſert und ſein Gang, wie ſeine Haltung beinahe die frühere Spannkraft wieder gewonnen hätten. Da dies jedoch der Fall war, ſo nahm ſie zwar nicht ohne ein unheimliches Gefühl, aber doch mehr erſtaunt als beſorgt, die wunderlichen Selbſtgeſpräche und die ſeltſamen, die verſchiedenſten Gegenſtände berührenden und wieder abſpringenden Reden ihres Gatten hin, wenn er mit funkelnden Augen und hochgeröteten Wangen im Gemache auf und nieder ging, und heftig die Hände hin und her werfend bald von ſeinen Plänen für die Zukunft Anſelmos, bald von den Einrichtungen ſprach, die er dem Hauſe an der Veronabrücke zu geben beſchloſſen hatte. Die Herſtellungsarbeiten an dieſem letzteren waren der Vollendung nahe; die Fenſter waren mit kunſtreicher Glasmalerei geſchmückt, der Eſtrich der Gemächer mit orientaliſchen Teppichen belegt, die Wände mit köſtlichen franzöſiſchen Hautelisſe und Ledertapeten aus Arras behangen und mit Gemälden Tizians und ſeiner Schüler bedeckt und das alte Hausgeräte durch neueres, geſchmackvolleres erſetzt: aber nicht nur im Innern, auch von außen hatte der alte Bau wichtige Veränderungen erfahren, ja, mit Ausnahme der Porphyrſäulen an den Spitzbogenfenſtern der Vorderſeite des Hauſes, den marmornen Baluſtraden der Balkone und des in einigen Gemächern angebrachten, mit kunſtvollem Schnitzwerk verſehenen Holzgetäfels war eigentlich vom Dachfirſt bis zur Haustür nichts unverrückt an ſeiner Stelle geblieben, und Ruggiero, als er gegen Ende des dritten Monats der Gefangenſchaft Anſelmos in Malghera die Räume des alten Hauſes durchſchritt, hatte nur noch die Stunde herbeizuwünſchen, die durch die Bekehrung des Neffen zu ſeinen Plänen ſein Werk krönen ſollte. Endlich ſchlug ihm dieſe heißerſehnte Stunde; der Rat der Zehn hatte nach Ablauf der Bußezeit Anſelmos deſſen unmittelbare Übergabe in die Hände ſeines Oheims angeordnet, und dieſer hatte ihn in dem Hauſe an der Veronabrücke zu empfangen beſchloſſen, damit die Fülle des Glanzes und der Bequemlichkeiten des wohleingerichteten Hauſes den durch die Entbehrungen harter Gefangenſchaft gedemütigten Neffen um ſo leichter bewege, auf das idylliſche Glück ſtiller Häuslichkeit einzugehen, das Ruggiero ihm wiederholt aufzudringen gedachte.

Der feuchte, schwere Nebel eines grauen Wintermorgens hing über den Lagunen Venedigs und machte die weiten Räume des Hauses an der Veronabrücke noch trüber und dunkler, als sie gewöhnlich waren, als Anselmo, von Malghera herübergebracht und dem Befehle des Tribunals gemäß von Messer grande der Obhut seines Oheims übergeben, auf der Schwelle des glänzenden Gemaches erschien, in dem Ruggiero ungeduldig auf und niederschreitend ihn erwartete. Als die Türe sich öffnete, war dieser letztere mit würdevoller, dem Ernste des Augenblicks entsprechender Haltung dem Neffen entgegengetreten, allein bei dem ersten Blick auf den Eintretenden wich er unwillkürlich einige Schritte zurück. Abgemagert, hohlwangig, die dürren Glieder wie von Fieberfrost geschüttelt, wankte ihm eine Schattengestalt entgegen, die nur aus dem stechenden Blicke des dunklen Auges und dem eigentümlichen Lächeln, das um die dürren Lippen spielte, als Anselmo, als der Anselmo zu erkennen war, der noch vor wenig Wochen im vollen Schmucke männlicher Schönheit aller Augen auf sich zog und die Jugend Venedigs, wie Mondlicht das Flimmern von Leuchtkäfern, überstrahlte. Nun flogen Haar und Bart wirr und struppig um seine gelben Wangen; seine Kleider, dieselben, in denen er verhaftet worden, und die seitdem nicht von seinem Leibe gekommen waren, hingen verwahrlost, schmutzig und zerrissen um seine Glieder, und seine zitternden Hände langten krampfhaft nach der Lehne eines Stuhles, um sich aufrecht zu erhalten. Ruggiero hatte nach einer Pause peinlichen Stillschweigens sich soweit gesammelt, daß er den Neffen begrüßen und ihn mit ernsten, aber freundlichen Worten ermahnen konnte, durch die Leiden der Vergangenheit belehrt, gleichsam ein neugeborener Mensch, beherzt einer besseren Zukunft entgegenzuschreiten, als Anselmo plötzlich zusammenbrechend auf den Stuhl hinsank und mit erlöschender Stimme dem Oheim zurief: „Wein, schafft mir Wein, oder ich verschmachte!“ Ruggiero, durch den Zustand des Neffen ernstlich beunruhigt, rief ängstlich nach seinen Dienern, traf Anstalt, den Halbohnmächtigen zu Bette zu bringen, und wollte nach Ärzten senden; erst als Anselmo, nachdem er hastig einige Becher Weines hinabgestürzt hatte, sich wieder gekräftigt zeigte und alle ärztliche Hilfe ablehnte, gab er sich allmählich zufrieden und kam zuletzt, den Faden des abgebrochenen Gespräches wieder aufnehmend, auf die Wünsche zurück, die er stets für die Zukunft des Neffen gehegt habe und die dieser, so hoffe er zuversichtlich, nun endlich mit ihm

teilen würde. „Meine Wünsche," sagte Anselmo, von dem vor ihm stehenden Korbe mit Kuchen und Backwerk aufblickend, von denen er gierig wie von lange entbehrten Leckerbissen gegessen hatte, „meine Wünsche sind für jetzt nur zwei: einmal den Schurken zu kennen, der mich in den Turm von Malghera stecken ließ; denn nicht Gesetz und richterliches Urteil, sondern Willkür und Gewalttat haben mich dort festgehalten, dann aber diesem Schurken das Messer hier in den Wanst zu bohren, soweit die Klinge reicht! Das sind meine Wünsche!" Und damit warf er das Messer, mit dem er eben ein Stück Kuchen zerschnitten hatte, auf den Tisch hin, daß es klirrend zwischen Kanne und Becher hinfahrend auf den Teppich vor Ruggieros Füße fiel. Dieser, nicht wenig betroffen über eine so unerwartete Äußerung, die Anselmo noch überdies mit einem flammenden Blicke unsäglichen Ingrimms begleitet hatte, bemühte sich, seinem ungebärdigen Gaste auseinanderzusetzen, daß er das von dem Tribunal gegen ihn eingehaltene Verfahren vielmehr als einen Beweis seiner Schonung und Milde zu betrachten habe, indem gerichtliche Verfolgung nicht nur den Namen Malgrati überhaupt mit unaustilgbarer Schande befleckt, sondern auch insbesondere ihm selbst jede standesgemäße eheliche Verbindung erschwert, wo nicht unmöglich gemacht haben würde; zu einer solchen müsse er sich aber nun doch wohl endlich entschließen, wäre es auch nur, damit sein für seine Wohlfahrt so zärtlich besorgter Oheim die Räume des Hauses, in dem sie sich befänden, nicht umsonst für seinen Haushalt eingerichtet habe. Und damit gewährte er, rasch die beiden Flügel der nahen Türe öffnend, ihm den Anblick einer langen Reihe von Gemächern, die, von Samt und Seide, kostbaren Tapeten und noch köstlicheren Gemälden strotzend, in fast märchenhaftem Glanze funkelten und leuchteten. Anselmo aber, alle die Herrlichkeiten kaum eines flüchtigen Blickes würdigend, griff nach dem Becher, den er eben aufs neue gefüllt hatte und sagte: „In der Tat ein schmucker Käficht, aber doch ein Käficht! Ein goldenes Haus, aber die Freiheit ist noch goldener! Ihr freilich versteht das nicht, alter Herr! Sitzt nur erst drei Monate im Turm von Malghera, dann werdet Ihr wissen, was Freiheit sagen will! Rosenketten, goldene Ketten, zum Teufel mit allem, was Kette ist! Die Freiheit über alles! Hoch die Freiheit!" und damit stürzte er rasch den Becher hinunter. Ruggiero, wenig erbaut von der Wendung, die das Gespräch zu nehmen schien, schritt zur Türe, winkte aus dem Vorzimmer einen der Diener herbei und

hieß ihn Kanne und Becher wegnehmen, da die Lebensgeister seines Neffen, wie er sagte, hinreichend erfrischt wären. Als der Diener aber sich wieder entfernt hatte, hieß er Anselmo ihm in eines der anstoßenden Gemächer folgen, wo ein für dessen künftige Braut bestimmter Juwelenschmuck, Perlenhalsbänder, Armringe und andere Kostbarkeiten zur Schau lagen, während aus einem Elfenbeinkästchen kunstvoller Arbeit Goldmünzen jeder Größe und jedes Gepräges hervorblitzten. „Kommt zur Besinnung," wandte sich hier Ruggiero, auf sein Rohr gestützt, zu seinem Neffen, „kommt zur Besinnung, Anselmo, und stellt Euch nicht an, als ob Ihr die Unabhängigkeit des Bettlers dem Zwange vorzieben könntet, dem Ihr Euch zu unterwerfen habt, um Reichtum zu erwerben und zu besitzen wie diesen. Begreift, daß Ihr Euch verdienen müßt, mein Erbe zu werden. Ich bin ein alter Mann, und Ihr werdet nicht lange zu warten haben." Auf diese Worte, deren Gewicht Ruggiero noch dadurch zu verstärken suchte, daß er in das Elfenbeinkästchen griff und die Goldstücke klingend und klirrend durch seine Hände laufen ließ, erwiderte jedoch Anselmo, indem seine weingeröteten Wangen sich zu einem häßlichen Lächeln verzogen: „Oho, alter Herr, meint Ihr, das Lagunenfieber, das mir die Sumpfluft Malgheras in die Glieder jagte, habe auch mein Gehirn rein aufgezehrt, oder glaubt Ihr, ich könne, weil ich in Lumpen vor Euch stehe, vergessen, wer Ihr seid und was ich bin? Ihr seid mein Oheim und ich, der letzte Malgrati, bin Euer Erbe durch eigenes Recht, nicht durch Eure Gnade Euer Erbe; denn, wenn Ihr gleich vermählt seid, Eure schlotternden Lenden werden keinen Sohn mehr in die Welt setzen, und Base Ambrosia in ihrer fischblütigen Tugend schaudert Gott sei Dank vor dem Gedanken, Euch anderwärtig einen zu verschaffen. Gebt Euch nur drein, alter Herr! Was Ihr habt, ist mein, wenn Ihr absegelt, und eher wollt' ich mich bei Messer grande als Sbirre verdingen, als mir erst noch die Mühe zu geben es zu verdienen."

Anselmo hatte kaum diese Worte gesprochen, als Ruggiero, dem das Blut in allen Adern zu sieden begann, mit hochgeröteten Wangen und zornfunkelnden Augen mit einem dumpfen Schrei der Wut auf ihn losfuhr; aber ehe er noch den unverschämten Gesellen erreicht hatte, der indes ganz unbefangen an den Juwelenschrank getreten war und ein kostbares Armband vor sich hinhaltend, sich an dem Schillern seiner Steine ergötzte, hielt er plötzlich inne, fuhr sich mit

der Hand über die Stirne und wandte sich, die Lippen fest übereinander gebissen, ans Fenster. Er hatte begriffen, daß er sich in Beziehung auf die Gemütsstimmung, die sein Neffe von Malghera heimbringen würde, arg verrechnet habe, und daß der ungezügelte Ausbruch seines gerechten Zornes die Erfüllung seiner so mühevoll vorbereiteten, ihm allmählich zum Lebensziele gewordenen Pläne auf immer vereiteln würde. Alle Macht seiner Willenskraft aufbietend, gelang es ihm auch wirklich, den Sturm seiner Seele so weit zu beschwören, daß er nach einigen Augenblicken sich gelassen zu Anselmo wenden und, obgleich mit bebenden Lippen und zitternder Stimme, hinwerfen konnte, für den Augenblick wolle er sich alles Streites mit seinem Neffen begeben, der vor allem sorgsamer Pflege und erquickender Ruhe bedürfe, und da er diese beiden wohl am besten und sichersten in seinem Hause und unter der Obhut seiner Base finden würde, so lade er ihn ein, einstweilen ihr Hausgenosse zu werden; vielleicht, setzte er mit einem mühsamen Lächeln hinzu, werde der Umgang mit einer ehrbaren, sanften und pflichtgetreuen Hausfrau wie Ambrosia ihn von seiner seltsamen Ehescheu heilen und zur Erkenntnis seines wahren Vorteiles bringen. Anselmo jedoch, in ein schallendes Gelächter ausbrechend, erwiderte hierauf, indem er Ruggiero vertraulich auf die Schultern klopfte: „Nichts da, alter Herr! Gebt mir ein Stück Geldes und laßt mich laufen, wohin mir's gefällt und mich leben, wie mir's zusagt. Ich will weder in einen Käfich noch in eine Kostschule mich stecken lassen, weder Eure Sittenpredigten anhören, noch Eure Dame die Nase rümpfen sehen, wenn ich mit irgend einem Zöschen ein lustiges Stückchen angebe! Wie, oder meint Ihr etwa, ich sollte wie ein eben vom Neste geflogener Starmatz mich an Frau Ambrosia anmachen und Euch zu meinem eigenen Nachteil einen Erben aus dem Blute der Malgrati verschaffen?"

Das leichtfertige Wort war kaum den Lippen Anselmos entschlüpft, als auch schon Ruggiero im vollen Ausbruche übermächtigen Zornes mit einem Tigersprunge auf ihn zufuhr und ihn bei der Brust fassend, keuchend und atemlos mit wutheiserer Stimme die Worte hervorstieß: „Schamloser Bube! wagst du mit dem Pestqualm deines Atems den Spiegel solcher Ehren anzuhauchen! Kröte, soll ich dich wieder nach Malghera hinausschicken und unter deinesgleichen dich verfaulen lassen?" und damit schwang er mit zornbebender Hand drohend sein Rohr über Anselmos Scheitel. Dieser aber hatte im

ſelben Augenblick es ihm entwunden, mit nervigen Armen den vergebens ſich Sträubenden umſchlungen und mit einem kräftigen Ruck ihn zu Boden geriſſen. „Du alſo biſt es, Verräter," ſchrie er, indem er blaß bis in die Lippen mit hochgeſchwungenem Rohre drohend über ihn gebeugt daſtand; „du biſt es, der mich ohne Recht und Urteil in jenem Sumpfloche verkommen ließ! Dachte ich es doch gleich, du ſcheinheiliger Sauertopf, und ſtände nicht mein Erbe auf dem Spiel, bei allen Teufeln der Hölle, ich ſpießte dich dafür mit deinem eigenen Degen an den Boden wie eine Ratte. Aber darf ich dir nicht kaltes Eiſen zu verkoſten geben, ungebrannte Aſche wird dir nicht ſchaden!" Und damit führte er mit dem Rohr einige derbe Schläge auf die Schultern und den Nacken Ruggieros, der regungslos mit geſchloſſenen Augen zu ſeinen Füßen hingeſtreckt, nur durch das ſtoßweiſe Atemholen der krampfhaft ſich hebenden Bruſt noch Leben verriet. — „So," rief endlich Anſelmo, das Rohr hinwerfend, „nun biſt du bezahlt, greiſer Schurke, und nun geh hin und laß dich ſobald als möglich begraben, damit ich zu meinem Erbe komme! Denn ich bin dein Erbe, hörſt du! Ich bin es und bleibe es, Gott ſelbſt kann es nicht hindern!" So ſprechend ſprang er zu dem Elfenbeinkäſtchen, füllte ſeine Taſchen mit Gold und verließ das Gemach. Im Vorzimmer hieß er die Diener ihrem Herrn beiſpringen, den eine Ohnmacht angewandelt habe; er ſelbſt eile Ärzte herbeizuſchaffen, ſagte er, und damit ſtürzte er aus dem Hauſe, warf ſich in eine Gondel und ſchlug zu Meſtre angelangt die Straße nach Ferrara und Rom ein.

Meſſer Ruggiero, faſt bewußtlos von ſeinen Dienern in ſeine Wohnung am Canal grande zurückgebracht, beantwortete, wieder zur Beſinnung gekommen, die ängſtlichen Fragen Ambroſias nach dem Ausgange ſeiner Unterredung mit Anſelmo, alle näheren Erörterungen abſchneidend, mit der Bitte, des Elenden nie mehr zu erwähnen; den herbeigeeilten Ärzten erklärte er in Übereinſtimmung mit der Angabe des Neffen, ein Anfall von Schwindel habe ihn plötzlich niedergeworfen, dabei verweigerte er aber die Anwendung irgend eines der ihm empfohlenen Heilmittel und begehrte in fieberhafter Ungeduld nur nach einem, nach ungeſtörter Ruhe und Einſamkeit. Bei der leidenſchaftlichen Aufregung, die ſein ganzes Weſen kundgab, wurde dieſem Verlangen denn auch entſprochen, und bald herrſchte in dem Gemache das Greiſes die gewünſchte lautloſe Stille, kaum ab und zu von deſſen

ſchmerzlichem Stöhnen oder den leiſen Schritten der gegen ſein Lager hinhorchenden, alsbald aber wieder im Nebenzimmer verſchwindenden Ambroſia unterbrochen. In dieſer Abgeſchiedenheit, mit halbgeſchloſſenen Augen regungslos auf ſein Lager hingeſtreckt, brachte Ruggiero, jeden Zuſpruch, ja ſogar jede Annäherung ſelbſt Ambroſias ungeſtüm ablehnend, Speiſe wie Trank verſchmähend, ewig das folternde Gedächtnis der erlittenen Schmach wiederkäuend, zwei Tage und Nächte hin. Als er am dritten Tage endlich ſich wieder von ſeinem Lager erhob, ſchien er um zehn Jahre älter geworden: ſeine ſonſt männliche, volltönende Stimme klang nun dünn und heiſer, ſeine Hände zitterten, und nur das unheimliche Blitzen des tief in ſeine Höhle zurückgeſunkenen Auges verriet, daß in dieſem gebrechlichen, hinfälligen Körper noch die Lebensfülle der Leidenſchaft wohne. Er ging ſeinen Geſchäften nach, aber wie im Traume; nicht bloß den Umgang, ſelbſt jedes zufällige Zuſammentreffen mit Menſchen floh er, wie er nur konnte: die fragenden Blicke, mit denen Ambroſia bekümmert ſein ſeltſames Treiben bewachte, waren ihm ebenſoviele Dolchſtiche, denn ihm war, als trüge er ein Brandmal auf der Stirne und jeder Blick müßte das Geheimnis ſeiner Schande von ihr herableſen. Früh morgens ſich aus dem Hauſe ſtehlend, beſtieg er die Gondel und ließ ſich nach dem Lido hinausrudern, wo er ſtundenlang das Haupt auf die Bruſt geneigt, in ſtummer Verweiflung auf und nieder ſchritt oder am Ufer im Sande ſaß und den Wogen, die die Flut gegen ihn heranwälzte, erzählte, wie ſein Neffe, der Knabe, den er erzogen, den er mit Wohltaten überhäuft hatte, ihn, das Haupt des edlen Hauſes der Malgrati, den ſchlachtenergrauten Kriegshelden, durch Stockſchläge verunehrt, ſeine Vergangenheit geſchändet und ſeine Zukunft vergiftet habe. Dabei weinte und ſchrie er und raufte ſich das Haar wie ein Raſender, bis plötzlich tiefe Stille über ihn kam, und wie ein Stern in dunkler Nacht die Überzeugung in ihm erwachte, es lebe ein Gott im Himmel, der das nicht ungeſtraft hingehen laſſen, der nicht frechen Undank mit dem Erbe des mißhandelten Wohltäters belohnen könnte und plötzlich werde, müſſe ſein Racheblitz auf das Haupt des Frevlers niederzucken. Dann erhob er ſich geſtärkt und ermutigt und trat halb getröſtet den Heimweg an, um Tags darauf derſelben Verzweiflung ſich hinzugeben, mit derſelben Hoffnung ſich zu beſchwichtigen. Der Himmel jedoch ſchien für den Augenblick auf dieſe Anſicht Ruggieros nicht eingehen und ſeine Donner einſtweilen noch ruhen laſſen zu wollen, denn Antonio Balletti, ein Kaufmann,

den seine Geschäfte häufig nach Rom führten, brachte die Nachricht, Anselmo habe durch sein liebenswürdiges, ebenso einschmeichelndes, als selbstbewußtes Wesen die Gunst des allmächtigen Kardinals Caraffa und Zutritt in den ersten Häusern Roms gewonnen: er lebe dort herrlich und in Freuden, versage sich keinen Genuß und vertröste seine Gläubiger auf das Majorat, das ihm früher oder später zufallen müsse, wie er denn auch Balletti, den Abend vor dessen Abreise auf der Tiberbrücke zufällig mit ihm zusammentreffend, angehalten und ihm mit tollem Gelächter empfohlen habe, zu Venedig seinen Oheim zu grüßen und den alten Herrn zu fragen, wie lang er denn noch in diesem irdischen Jammertale sich zu ergehen gedenke? Ruggiero erblaßte bis in die Lippen, als er die freche Botschaft vernahm, die in die offene Wunde seiner Schmach noch den Stachel des Hohnes drückte und stürzte zähneknirschend vom Markusplatze, wo er sie empfangen hatte, den Gäßchen zu, die von den Mercerien zur Rialtobrücke hinüberführen. Verwirrt und von widerstreitenden Gefühlen bestürmt irrte er lange, ohne zu wissen wo und wohin, in dem Häuserlabyrinthe Venedigs umher, bis er endlich seine Wohnung erreichte, um dort in seinem Gemache die lange Nacht hindurch unruhig auf und nieder zu schreiten.

Es waren schwere Gedanken, die er in sich herumwälzte. Die neue Beschimpfung, die ihm zugefügt worden, hatte seine Seele aus der dumpfen Betäubung des Schmerzgefühles emporgerüttelt, in die sie bisher wie gelähmt versunken war. Er schämte sich, so lange die Rolle eines Klageweibes gespielt zu haben: er fühlte das tiefinnerste Bedürfnis, mannhafte Tätigkeit an die Stelle leidender Hingebung, an das Gedächtnis der erlittenen Schmach treten zu lassen; er wollte handeln, er wollte sich rächen! Sein Geist wandte sich nach den Tagen seiner Jugend zurück, in denen er einen aus Eifersucht an einem Waffenbruder verübten Meuchelmord zu rächen, den Mörder jahrelang bis an das entfernteste Ende Europas verfolgt hatte, bis dieser endlich im Zweikampfe seinem Schwerte erlegen war. Jetzt freilich durfte er nicht daran denken, wie er vor seiner letzten Krankheit vielleicht noch getan hätte, mit dem Degen in der Hand vor seinen Neffen hinzutreten und Genugtuung zu fordern, wenn der hinfällige, gebrechliche Greis nicht dem jugendkräftigen, übermütigen Gegner erliegen, erliegend von dem Sieger noch verhöhnt werden wollte. Sollte er aber darum, die Hände in den Schoß gelegt, diese

neue Beſchimpfung hinnehmen? Mußte er nicht wenigſtens verſuchen, ſich ſelbſt zu helfen, damit der Himmel ihm weiter helfe? Unwillkürlich trat das Bild eines gewiſſen Beppo vor ſeine Seele, eines verwitterten Burſchen, der ſeiner Zeit in den Niederlanden im ſpaniſchen Heere als Feldſchmied gedient, nebenbei verſchiedene zweideutige Gewerbe betrieben und nun, dieſe Beſchäftigung fortſetzend, ſich zu Venedig niedergelaſſen hatte. Er war ihm unlängſt begegnet, er wußte, daß er in der Nähe von San Stefano wohne und er erinnerte ſich, Beppo mit ſeinen beiden Strolchen von Söhnen ſtehe im Geruch, neben anderen lichtſcheuen Geſchäften auch das Gewerbe eines Bravo mit eben ſo viel Entſchloſſenheit als Geſchick zu betreiben! — Aber wie, ſollte er, der ſchlachtenergraute Kriegsmann, mit Meuchelmördern in ein Bündnis treten? Und was war damit gewonnen, wenn auch ein kecker Schnitt durch die Gurgel, ein derber Stoß unter die Rippen hinauf den Namen Anſelmo in ſeinem Kalender für immer mit einem Kreuze bezeichnet hätte? War damit der Frevler beſtraft, waren ihm damit die Stunden, die Tage, die Wochen der Qual vergolten, die Ruggiero, von dem Gedächtnis des erlittenen Schimpfes ruhelos verfolgt, bald in dumpfer Verſunkenheit, bald in verzweifelndem Raſen hingebracht hatte? „Nicht den Feind mit einem Ruck aus der Welt ſtoßen, ihn hoffnungslos leben laſſen,“ ſprach Ruggiero in tiefen Gedanken auf- und niederſchreitend dumpf vor ſich hin, „ihn hoffnungslos leben laſſen, das heißt ſich rächen! Daß der Glanz, der ihn jetzt umgibt, verdämmere und verbleiche, daß die Freunde, die er ſich jetzt erworben, ihn verlaſſen, dafür, weiß ich, wird Anſelmos grundloſer Leichtſinn, wird die ungeſtüme Wildheit ſeiner Leidenſchaften ſorgen; aber eine Hoffnung bleibt ihm, die Hoffnung auf meinen Nachlaß, und dieſe ihm entreißen, ihn darben, hungern, in Elend verkommen ſehen, während ein anderer als Erbe des Beſitzes heranwächſt, der er jetzt ſchon zu ſein wähnt, das, und das allein wäre Rache! Einen Sohn müßte der Himmel mir ſchenken, einen Sohn!“ Ruhelos ſein Gemach durchwandernd, wiederholte er das eine Wort in allen Tonarten, vom leiſen Flüſtern der Sehnſucht bis zum lauten Schrei der Verzweiflung! Doch plötzlich ſtand er ſtill, ergriff einen Armleuchter und ſchritt auf den prachtvollen Spiegel zu, der von der Decke bis zum Eſtrich des Gemaches herabreichend die ganze Breite des Fenſterpfeilers einnahm, und beleuchtete, den Armleuchter emporhebend, ſein

Spiegelbild, wie es das venetianische Glas in ungetrübter Reinheit ihm zurückwarf. Die Aufregung der Leidenschaft hatte seiner Gestalt für den Augenblick die Haltung früherer Jahre wiedergegeben, seine Wangen brannten in unnatürlicher Röte und die Augen leuchteten fieberglänzend unter der hohen Stirne hervor, über die einzelne Büschel des spärlichen, immer lichter sich färbenden Haares herabhingen. „Pah," sagte er nach einer Weile, seinen Zügen nicht unzufrieden zulächelnd, „pah, warum sollte ich an mir selbst verzweifeln! Mein Aussehen ist noch ganz jugendlich, die Haltung kräftig, das Auge frisch! Wie alt bin ich denn auch? — Fünfundsechzig — vielleicht einige Monate darüber! Hat Gott nicht viel ältere Männer mit Kindersegen erfreut, warum sollte er ihn mir versagen? Der Himmel freilich hilft keinem, der sich nicht selbst zu helfen weiß, aber ich will mir helfen, ich will!" — Und damit stellte er den Armleuchter beiseite, um, die Arme übereinandergeschlagen, das ruhelose Aufundniederwandern fortzusetzen, bis der Morgen bleich und dämmernd hereinbrach und Erschöpfung ihm endlich einige Stunden fieberhaft unruhigen Schlafes gewährte.

Spät morgens erwachend, begann Messer Ruggiero ungesäumt zur Ausführung der in der Nacht gefaßten Beschlüsse zu schreiten; statt wie gewöhnlich in unscheinbarer Kleidung die abgelegensten Orte aufzusuchen, um sich ungestört seiner Verzweiflung hinzugeben, und dann heimgekehrt nach einem kärglichen freudenlosen Mahle die Beschäftigung des Morgens fortzusetzen, ließ er sich, nachdem er ein Kräuterbad genommen, Bart und Haar kräuseln und mit wohlriechendem Öle salben, worauf er, seinem Stande gemäß gekleidet, den Stoßdegen an der Seite, den Federhut aufs Ohr gedrückt, verwandelt und verjüngt der Erbaria zuschritt, wo er die schönsten Blumen, die der Markt bot, in Fülle aufkaufte, um seine duftende Beute der schönen Ambrosia zu Füßen zu legen. Diese letztere, erst erfreut, den Gatten fröhlich und gesprächig zu sehen, fühlte sich bald durch das Feuer seiner Huldigung und den Ungestüm seiner Liebkosungen befremdet und eingeschüchtert und würde die Überfülle seiner Zärtlichkeiten gern auf das seinem Alter entsprechende Maß herabgedrückt haben, wenn sie nicht seine Reizbarkeit gekannt und gefürchtet hätte. Gegen Mittag füllte sich das Haus mit Freunden und Verwandten Ruggieros, die er zu Tische gebeten, und die mit dem Ehepaare ein leckeres, durch die köstlichsten Weine gewürztes

Mahl einnahmen, welchem zu Ambrosias bangem Erstaunen niemand so jugendlich tapfer zusprach, als eben Ruggiero. Noch mehr aber wuchs ihr Erstaunen, als nach einer Lustfahrt in der Gondel und einem Spaziergange auf dem Markusplatze Ruggiero bei hereinbrechender Nacht sich in dem seit seiner letzten Krankheit nur selten betretenen Schlafgemache Ambrosias häuslich einzurichten begann und die Absicht, daselbst die Nacht zuzubringen, zu erkennen gab, welchen Vorsatz er auch, ihren Bitten und Vorstellungen zum Trotz, wirklich ausführte. Die Erwartung Ambrosias, daß die plötzliche Sinnesänderung des Gatten nur eine vorübergehende, und daß er bald in das alte Gleis seiner gewohnten, wohlgeregelten Hausordnung zurückzulenken sein werde, erwies sich als eine vollkommen irrige, denn Ruggiero schien sich nicht nur in der neuen Lebensweise zu gefallen, sondern hielt sie auch mit solcher Lebhaftigkeit und Entschiedenheit fest, als hätte er es sich für den Rest seines Lebens zur Aufgabe gemacht, Tag für Tag seine schwindenden Kräfte durch künstlichen Überreiz übermäßig anzuspannen, um sie in nutzloser Verschwendung um so früher und gründlicher zu erschöpfen. Ambrosia, durch das allzu jugendliche Gebaren des greisen Gatten nichts weniger als erfreut, vielmehr in mehr als einer Beziehung verletzt, ja gekränkt, und wie alle Frauen ihrem Gatten eher daß er Unrecht tue zu vergeben geneigt, als daß er sich lächerlich mache, Ambrosia war nahe daran, diesem Treiben mit entschlossener Weigerung sich zu entziehen, wenn nicht Ruggieros erschöpfte Natur ihr diesen Schritt erspart hätte.

In wenigen Wochen waren trotz aller Reizmittel die Kräfte des alten Mannes so herabgekommen, daß er nicht mehr daran denken konnte, die so zuversichtlich übernommene Rolle des jugendlichen Ehemannes fortzuspielen, sondern sich genötigt sah, den erst leichtsinnig weggelegten Krückenstock wieder zur Hand zu nehmen. Allein die ihm angeborene Hartnäckigkeit verließ ihn auch jetzt nicht und die täglich fühlbarer werdende Abnahme seiner Kräfte konnte ihn nicht abhalten, mit derselben halb wahnsinnigen Begierde dem unerreichbaren Phantom von Vaterfreuden nachzujagen, mit der er früher Anselmos Verheiratung betrieben hatte. Durch Arzneimittel sollte nun erreicht werden, was die Gesetze der Natur versagten, und da die Ärzte, die ihn sonst behandelten, ihm entweder abrieten oder ihn mit Versprechungen hinhielten; da die Quacksalber und Wunder-

doktoren, denen er ſich zuletzt in die Arme warf, ſeinen Zuſtand eher verſchlimmerten als verbeſſerten, ſo erklang es ihm wie himmliſche Muſik, als er einſt einen Schwererkrankten und glücklich Geneſenen die Gelehrtheit und tiefe Einſicht des heilkundigen Meiſters Gabriel Falopia lobpreiſen hörte, der, durch ſeine anatomiſchen Forſchungen in hohem Anſehen ſtehend, damals ein Lehramt an der alten und weitberühmten Hochſchule zu Padua bekleidete. Sein Entſchluß war bald gefaßt: noch desſelben Tages trat er die Reiſe nach Padua an und verſäumte, daſelbſt angelangt, keinen Augenblick, die Wohnung Meiſter Falopias aufzuſuchen. Sein Weg dahin führte an der Kirche San Antonio vorbei, in die er eintrat, um vor dem wundertätigen Bilde des Heiligen ein brünſtiges Gebet für das Gelingen ſeines Vorhabens empor zu ſenden, worauf er geſtärkt und mutig dem erſehnten Ziele zuſchritt. In einem kleinen unſcheinbaren Hauſe, eine enge, dunkle Wendeltreppe hinangewieſen, pochte er an einer niederen Tür und trat ſchüchtern, wie in ein Heiligtum, in eine gewölbte Stube, deren Wände bis zur Decke hinauf dicht angefüllte Bücherſtellen verbargen, während am Fenſterpfeiler ein menſchliches Skelett, in den Fenſterbogen aber in großen Glasgefäßen Weingeiſt-Präparate und ſeltſame Inſtrumente von geheimnisvollem Ausſehen aufgeſtellt waren. Ruggiero war kaum eingetreten, als der Vorhang, der die Stube von einem Nebengemache trennte, ſich öffnete und Meiſter Falopia auf ihn zukam, ein Mann von einigen dreißig Jahren, aber ſchmächtigen, kränklichen Ausſehens und vorwärtsgebückter Haltung, aus deſſen dunklen Augen jedoch wie Sonnenſchein der Lichtſtrahl eines hellen, ſcharfen Geiſtes dem Fremden entgegenfunkelte. Er begrüßte Ruggiero, fragte nach ſeinem Begehr und hörte ruhig, unveränderter Miene, wie dieſer erſt verwirrt und verlegen, bald aber Mut faſſend und ohne Rückhalt ſein Herz ausſchüttend, ihm ſeinen glühenden Wunſch: mit Kinderſegen erfreut zu werden, eröffnete und ſich ſeine Hilfe zur Erfüllung desſelben erbat.

Als Ruggiero geendet hatte, frug er ihn nach ſeinem Alter, nach den Krankheiten, die er überſtanden, nach den Wunden, die er empfangen, hieß ihn tief Atem holen und griff endlich nach ſeinem Handgelenke, um ihm den Puls zu fühlen. Ruggiero hatte indeſſen einen Beutel mit Zechinen hervorgezogen und wollte ihn dem Arzte in die Hand drücken; dieſer aber, mit einer ablehnenden Bewegung die Gabe zurückweiſend, ſagte ruhig und ernſt: „Meſſer, ſteckt Euern

Beutel wieder ein und kehrt nach Venedig zurück! Den Rat, den ich Euch geben kann, sollt Ihr umsonst haben! Wer nicht im Frühling seinen Garten bestellt, dem wird der Herbst keine Früchte bringen: wie könnt Ihr sie pflücken wollen, der Ihr müßig den Winter herankommen ließet? Arzneien können nur dort Kraft erwecken, wo sie schlummert; wo sie tot ist, töten sie! Ihr seid ein alter Mann; denkt nicht mehr daran, Leben zu geben, sondern mit dem Leben abzuschließen! Euer Maß ist nahezu voll; weise Enthaltsamkeit kann noch Jahre zulegen, blinde Leidenschaft macht es morgen überfließen!" — Mit diesen Worten nahm er freundlich grüßend von Ruggiero Abschied, der sprachlos, wie vom Blitze berührt, dem im Nebengemache verschwindenden Meister nachsah, bis der Vorhang der Türe hinter ihm sich schloß. Dann verließ er stumm und gedankenlos, nur des dumpfen Schmerzgefühles vernichteter Hoffnung bewußt, die Stube, das Haus und Padua, um nach Venedig zurückzukehren, wo er in tiefer Nacht eintraf. Als er in sein Gemach trat, hieß er den ihm vorleuchtenden Diener die Lichter auf den Tisch neben dem Wandspiegel stellen und trat, als er wieder allein war, vor das Glas hin, aus dem er vor so kurzer Zeit die Hoffnungen geschöpft hatte, die nun Luft in Luft zerflossen waren. Als nun der Spiegel ihm die wirren Haare des halbkahlen Scheitels, die Runzeln der gefurchten Stirne, die tief in ihre Höhlen zurückgesunkenen Augen, das schlaff auf die Brust herabgeneigte, verlebte und verwitterte Antlitz, die ganze in sich zusammengebrochene, mühsam am Krückenstock sich aufrecht haltende Gestalt zeigte, die er als sein Selbst erkennen mußte, da ging die Überzeugung, daß Meister Falopia Recht habe, wie ein schneidendes Schwert durch seine Seele, und solcher Ingrimm faßte ihn bei dem Anblick der welken Reste dessen, was einst Ruggiero gewesen, daß er mit einem Streiche seines Krückenstockes den kostbaren Wandspiegel in tausend Trümmer zersplitterte und dann weinend und schluchzend wie ein Kind in einen Lehnstuhl sank, um die Nacht, wie viele ihrer Schwestern vor ihr, trostlos und verzweifelnd zu durchwachen.

Ambrosia sah sich von jenem Tage an nicht mehr den peinlichen Zumutungen ausgesetzt, mit denen sie ihr Gemahl bisher verfolgt hatte, aber nur um ihn wieder in den dumpfen Trübsinn, in die nicht zu bannende Menschenscheu zurücksinken zu sehen, der er sich kaum entrissen hatte. Wenn er jedoch früher in dieser Stimmung

die Einsamkeit gesucht, Ambrosien den Anblick seiner Leiden schonend verborgen und nur gegen sich selbst allein gewütet hatte, so pflegte er jetzt Stunden, ja Tage in stumpfem Brüten ihr gegenüber zu sitzen und sein finsteres Schweigen nur ab und zu mit sarkastischen Bemerkungen über den Undank und die Herzlosigkeit mancher Weiber, die, einmal vermählt, ihre Gatten vernachlässigten, ja zurückstießen, und mit bitteren Klagen über den Fluch der Unfruchtbarkeit, der auf gewissen Frauen läge, zu unterbrechen, wobei er nie unterließ, das tiefste Bedauern auszudrücken, nicht in früheren Jahren eine seinem Stande wie seinem Alter gemäße Wahl getroffen zu haben, indem er zugleich umständlich die Namen der Frauen herzählte, die zu dieser oder jener Zeit, in dieser oder jener Stadt seiner Werbung, hätte er sich nur zu einer solchen herbeigelassen, gewiß Gehör geschenkt haben würden. Ambrosia, die anfangs in dem richtigen Gefühle, Ruggiero versuche in seinem Unmut unbewußt die Schuld der Vereitlung seines liebsten Wunsches von sich ab- und ihr zuzuwälzen, diese Redensarten gleichgültig, ja lächelnd hingenommen hatte, konnte sich später, da sie immer häufiger wiederkehrten, nicht enthalten, sie mit einigen ruhigen, die Wahrheit zwar nicht scharf, aber doch so bestimmt bezeichnenden Worten zu erwidern, daß Ruggiero sie allmählich von der Folter seiner Gegenwart zu befreien und sich, nur mit dem alten Leid die Last eines neuen fortschleppend, wieder wie bisher seinen einsamen Spaziergängen zuzuwenden anfing. Es war auf einem dieser Spaziergänge, daß er von dem nie ersterbenden Wunsche, seinen Nachlaß durch einen Sprossen seines Leibes dem verhaßten Anselmo entzogen zu sehen, wie im Wirbel umhergetrieben, ohne zu wissen, wohin ihn seine Schritte getragen, an eines der äußersten Enden Venedigs gelangte und an dem Ufer, von dem er auf die Lagune hinaus sah, eine Fischerbarke erblickte, deren Eigentümer, ein rüstiger, obgleich hochbejahrter Mann mit schneeweißen Haaren, im Begriffe war, die Ausbeute seiner Fahrt in einen mit Tragriemen versehenen Fischzuber zu sammeln, während ein blondhaariger, vier bis fünf Jahre alter Knabe am Strande mit Muscheln spielte und den Alten von Zeit zu Zeit anrief, ob er denn noch nicht fertig wäre, die Mutter warte, und er sei hungrig! Als nun Ruggiero, der sich die letzten Monate hindurch bei dem Anblicke von Kindern, insbesondere von Knaben, seltsam ergriffen, zugleich angezogen und abgestoßen fühlte, von der Schönheit des Kindes

überwältigt dem Kleinen sich näherte und sich mit Schmeichelworten zu ihm hinabbückte, fuhr der Blondkopf, von dem Anblicke des fremden, finstern Mannes erschreckt, blitzschnell in die Höhe, lief der Barke zu und klammerte sich, scheu zurückblickend und ängstlich: „Vater! Vater!“ rufend, an die Knie des Alten. Dieser, den Knaben beschwichtigend und ihm seine Unart verweisend, begrüßte Ruggiero, der indessen herangekommen war, mit einigen Worten der Entschuldigung, worauf der alte Kriegsmann, mit einem tiefen Seufzer die Tränen zurückdrängend, die ihm bei dem Anblicke des reichen Vaterglückes des armen Fischers unwillkürlich in die Augen traten, ihn anrief, wie alt er wäre, und ob das sein Kind sei? Der Fischer, aufblickend und den Sprechenden näher ins Auge fassend, stand einen Augenblick unschlüssig, als ob er erwöge, wie ein Mann in so unscheinbarem Gewande zu so befehlendem Tone komme! Alsbald aber erkennend, mit wem er es zu tun habe, lüftete er ehrerbietig die Mütze und sagte, letzte Pfingsten wäre er siebenzig Jahre alt geworden, und der Knabe sei allerdings sein, obwohl nur das Kind seiner Ehefrau, nicht sein eigenes. — „Euer Stiefkind also,“ bemerkte Ruggiero, was der Fischer jedoch verneinte, indem der kleine Renzo im Pfarrbuche auf seinen Namen eingetragen sei, nur daß, wie er lächelnd hinzusetzte, nicht eben alles wahr wäre, was im Pfarrbuch stehe. Da nun Ruggiero hierüber sein Befremden und den Wunsch äußerte, den wahren Sachverhalt kennen zu lernen, erwiderte der Fischer nach einigem Bedenken, daß er ungern davon spreche und nicht jedem die gewünschte Aufklärung geben würde; vor Messer Ruggiero Malgrati aber wolle er kein Geheimnis daraus machen, da er auf dessen Gütern in Friaul geboren sei, und seine Vorväter dem Geschlechte der Malgrati vielfach zu Dank verpflichtet waren: er sei daher zu der gewünschten Mitteilung mit Freuden erbötig, wenn Eccellenza nur erlauben wolle, daß er seine Arbeit dabei fortsetze. Zum großen Mißvergnügen des Blondkopfes, der noch immer an dem Alten sich festklammernd, mißtrauisch nach Ruggiero herüberschielte, wurde diese Erlaubnis erteilt, was zur Folge hatte, daß der Alte vorerst den Knaben aus der Barke entfernte, und ihn wie früher am Strande mit Steinchen und Muscheln spielen hieß, darauf aber zu seinem Fischzuber zurückkehrend und emsig ihn zu füllen beschäftigt, also zu erzählen anhub:

„Eccellenza,“ sagte er, „ich kam früh aus meiner Heimat nach

Venedig, und verdiente mir daselbst als Lastträger mein Brot. Als ich nahe an den Dreißigen war, fing ich an, ans Heiraten zu denken, und bewarb mich zugleich mit einem meiner Freunde, einem Gondolier, Checco geheißen, um die Pippa, die Tochter einer wohlhabenden Obsthändlerin. Da geschah es eines Tages, daß die erlauchte Republik eine Werbung ausschrieb, oder vielmehr, um das Ding beim rechten Namen zu nennen, gewandte und tüchtige Burschen, wo und wie sie nur konnte, zusammenfangen ließ, um ihre Galeeren zu bemannen. Unter diesen war auch der Checco, und die Pippa geriet bei der Nachricht, daß er nun jahrelang auf den Schiffen der erlauchten Republik in der Welt herumschwimmen sollte, in solche Verzweiflung und vergoß darüber so viele Tränen, daß ich, der wohl einsah, nicht ich, sondern Checco habe ihr Herz gewonnen, meinerseits auch darüber den Kopf verlor und nichts eiliger zu tun hatte, als hinzulaufen und mich dem Provedditore der Flotte als Stellvertreter für den Checco anzubieten, der denn auch losgelassen wurde und die Pippa heiratete, indessen ich armer Teufel der Levante zusegelte. Nachdem ich während meiner zehnjährigen Dienstzeit fast alle Meere durchkreuzt hatte, trat ich auf Candia in die Dienste des Governatore, wo ich ebenfalls fünf bis sechs Jahre aushielt und mir dabei ein rundes Sümmchen ersparte. Als ich endlich wieder nach Venedig zurückkehrte, fand ich den Checco bettlägerig und die Pippa grämlich und verdrießlich, dagegen war ihre Tochter Angela zu einem hübschen Mädchen herangeblüht, und ich merkte wohl, die Pippa wäre nicht abgeneigt gewesen, sie mir zur Frau zu geben. Ich hatte dagegen nichts einzuwenden, desto mehr aber die Angela, die mir eines Tages unter heißen Tränen gestand, ihr ganzes Herz hänge an einen gewissen Bernardo, einem Seidenweber seines Zeichens, von dem aber die Pippa seiner Armut wegen nichts hören wolle. Was war da zu tun? Ich hatte die Mutter ihren Liebsten heiraten lassen; die Tochter sollte es nicht schlechter haben. Ich redete der Pippa ins Gewissen, steuerte die Angela mit meinem Spargelde aus und stach an demselben Tage als Matrose auf einem Handelsschiffe wieder in See, als Angela mit ihrem Bernardo zum Altar ging!" — „Aber der Knabe!" unterbrach ihn Ruggiero. — „Nun Angela und Bernardo sind seine Großeltern, Eccellenza", versetzte der Fischer, der seinen Zuber nahezu gefüllt hatte. „Als ich nämlich nach zehn Jahren meinen Dienst aufgegeben hatte und nach Venedig zurückgekehrt war,

fand ich Checco tot und begraben, die Pippa noch grämlicher und verdrießlicher als sonst, Bernardo und Angela aber waren des Geschäftes wegen nach Bergamo gezogen und hatten ihr Töchterlein, die kleine Pippa, bei der Großmutter, deren Namen sie führte, zurückgelassen. Ich meinesteils schon bei Jahren und müde, in der Welt herumgeschüttelt zu werden, beschloß, mich in Venedig niederzulassen und mich als ein alter Seehund, der ich war, auf den Fischhandel zu verlegen. Von Kindesbeinen an ohne Freunde und Verwandte, begab ich mich bei der Pippa, bei der alten mein' ich, in Kost und Quartier, und so wuchs die Kleine unter meinen Augen zum frischen, drallen Mädchen auf, und ich liebte sie wie mein eigen Kind: denn die kleine Hexe hieß nicht bloß Pippa, sondern war auch so ganz das Spiegelbild ihrer Großmutter, nämlich wie sie vor dreißig Jahren gewesen war, daß mir oft, wenn ich sie ansah, zu Mute ward, als wäre ich noch ein junger Bursche und mein Leben finge wieder von vorne an. Nun begab es sich, daß ein Genueser, ein Bartscherer seines Gewerbes und ein Zungendrescher und Windbeutel ohne gleichen, sich an das Mädchen anmachte, sie mit süßen Worten und heiligen Schwüren köderte und betörte und ihr so ganz den Kopf verdrehte, daß weder der Großmutter noch mein Zureden ihn wieder zurechtzurücken vermochte. Als nun die Sache so weit gekommen war, daß schon von Verlobung und Aussteuer gesprochen wurde, blieb der Bursche plötzlich weg. Die Pippa meinte erst, wir, die Großmutter nämlich und ich, hielten ihn mit Drohung oder wohl gar mit Gewalt von ihr ferne; als sie aber plötzlich erfuhr, der Bursche stecke in Schulden bis über die Ohren, habe überdies noch einer andern Dirne auf Murano die Ehe versprochen und sei, von deren Brüdern gedrängt, bei Nacht und Nebel aufs Nimmerwiederkommen entflohen, da schrie das arme Kind auf, ward blaß bis in die Lippen und schlug wie ein Stück Holz zu Boden. Das Schlimmste aber, Eccellenza," fuhr der Fischer fort, indem er den gefüllten Zuber schloß und die Tragriemen daran zurechtrückte, „das Schlimmste war, daß sie seit der Zeit kränkelte, sich abhärmte und immer bleicher und stiller ward, bis es endlich zu Tage kam, daß der Taugenichts sie betrogen und in Schande gebracht hatte. Die Großmutter raste und tobte und wollte sie aus dem Hause werfen, das arme Ding aber weinte, daß es einen Stein in der Erde erbarmt hätte; da faßte ich mir ein Herz, nahm sie eines Tages bei Seite und sagte: ‚Pippa‘,

sagte ich, ‚der Junge hat dich betrogen, versuche es mit dem Alten: Tauge ich auch nicht mehr zum Ehemann, so kannst du mich doch noch immer als Wiederhersteller deines Namens, als Vater deines Kindes wohl brauchen! Vater Renzo nanntest du mich als Kind; versprich mir, auch ferner mich zu schätzen und zu lieben wie einen Vater und als ein ehrbares Weib an meiner Seite zu leben, so will ich auf meinen Rücken nehmen, was der Genuese an dir verschuldet, und dich wieder zu Ehren bringen!‘ — Nun, Eccellenza, die Pippa sagte: ‚Ja!‘ Die Großmutter gab uns ihren Segen, der Pfarrer traute uns, und nach sechs Monaten beschrie der Knabe da unsere vier Wände. Renzo heißt er, wie ich, und steht im Pfarrbuch als mein leiblicher Sohn eingetragen. Nun wißt Ihr, Eccellenza,“ setzte er hinzu, indem er den Zuber auf den Rücken schwang, „wie ich trotz meiner weißen Haare zu dem muntern Jungen kam, und nun erlaubt mir, daß ich mich auf den Weg mache, denn die Sonne ist unten, und die Pippa harrt unser mit dem Abendbrote.“ Mit diesen Worten ehrerbietig grüßend verließ er die Barke und schritt, den Zuber auf dem Rücken, den fröhlich dahinspringenden Knaben an der Hand, den Strand entlang auf eine Gruppe ärmlicher Häuser zu, die unfern von dem Anlegeplatze der Barke am Ufer sich erhoben. Ruggiero hatte den Abschiedsgruß des Fischers unerwidert gelassen: sein Auge starrte unverwandt in den Abendnebel hinaus, der über dem Gewässer sich zusammenballte, denn die Äußerung des Alten, der Knabe sei sein, obwohl nur das Kind seiner Ehefrau, nicht sein eigenes, und die Bemerkung, es wäre nicht alles wahr, was im Pfarrbuch stehe, hatte Gedanken in ihm erweckt, deren übermächtigem Einflusse sein krankhaft überreiztes Gemüt sich nicht mehr zu entziehen vermochte. „Wenn jener Fischer,“ sprach er zu sich selbst, „in seiner Menschenalter hindurch andauernden Liebe für jene Pippa den Bastard ihrer Enkelin als sein Kind annehmen und anerkennen konnte, warum sollte ich mich nicht entschließen können, irgend ein fremdes Kind als das meine anzuerkennen, um den Namen und den Besitz der Malgrati vor dem Verderben zu bewahren, das der verruchte Anselmo als mein Rechtsnachfolger über beide heraufbeschwören würde?“ — Einmal auf diesem Punkte angelangt, begann sein unruhiger Geist alsbald die Art und Weise in Erwägung zu ziehen, in welcher ein solches Unternehmen auszuführen wäre. Das Kind seiner Rache mußte vor der Welt als ein eheliches, also als sein und Am-

brosias Kind erscheinen. Die Unterschiebung eines Kindes, an und für sich gefährlich, weil dabei zu viele Personen ins Geheimnis gezogen werden mußten, konnte ohne Mitwirkung Ambrosias nicht stattfinden, die, das wußte er wohl, weder dazu ihre Zustimmung geben, noch sich auf andere Weise bewußt zur Förderung seiner Zwecke herbeilassen würde. — Aber sollte sie nicht unbewußt dazu verleitet werden können? Sollte ein Weib, jung und von Schönheit und Lebensfülle strotzend wie Ambrosia, aus tiefer Einsamkeit plötzlich in die Wirbel des Weltlebens hinausgestoßen, den Versuchungen, denen so viele erlagen, widerstehen können, wenn nur erst solche einschmeichelnd und verlockend an sie heranträten? — Diesen und ähnlichen Gedanken hingegeben stand er noch lange Zeit, von allem Zusammenhange mit der Außenwelt völlig abgelöst, in dunkler Nacht am einsamen Strande, bis lauer Frühlingsregen langsam auf ihn niederträufelnd ihn endlich wieder zum Bewußtsein erweckte und ihn bewog, sich nach Hause zu begeben, um dort, zu dem abenteuerlichsten Unternehmen entschlossen, die Bedingungen und Mittel zu dessen Ausführung in Erwägung zu ziehen.

Tags darauf trat Ruggiero gegen Mittag in das Gemach seiner Gemahlin. Sein Anzug, weder so geckenhaft überladen wie zur Zeit, da er den jugendlichen Ehemann spielte, noch so verwahrlost wie er in der letzten Zeit sich zu kleiden pflegte, zeigte sich dem Schnitte und der Wahl der Farbe nach seinem Stande wie seinem Alter vollkommen angemessen, die unruhige Beweglichkeit seiner Züge hatte stillem Ernste den Platz geräumt, ein wohlwollendes Lächeln spielte gewinnend um seine Lippen, und wenn auch in den unstät hin und her rollenden Augen ab und zu noch Blitze aufflammten, so trug doch seine Erscheinung wieder das Gepräge der sichern, ruhigen Würde, die Ambrosia an ihrem Gatten immer hochgeschätzt und nun so lange, so schmerzlich vermißt hatte. Sie freundlich begrüßend und in einem Lehnstuhle ihr gegenüber Platz nehmend, bemerkte er nach einigen einleitenden Worten, Irrtum und Torheit seien das Erbteil aller vom Weibe Gebornen, Leidenschaft verwirre und trübe auch den Besten den Blick, und der sei glücklich zu preisen, den Erkenntnis noch zur rechten Zeit den Abgrund wahrnehmen lasse, auf den er zuschreite. So habe auch ihn, seit der hassenswerte Anselmo mit so unerhörtem Undanke seine Liebe vergolten, ein böser Geist erfaßt, und ihn bald in maßlose Verzweiflung versinken, bald unerreichbaren

Zielen in so sinnloser Verblendung nachstreben lassen, daß er sich dabei, wie er nun schmerzlich empfinde, der Gefahr, durch seine Rücksichtslosigkeit ihrer Frauenwürde zu nahe zu treten und ihre Achtung für immer zu verwirken, kaum jemals bewußt geworden sei. Dieses Bewußtsein sei ihm nun zurückgekehrt, und damit zugleich das Gefühl tiefer Beschämung und bitterer Reue in ihm erwacht, dem er nach langem Zögern erst jetzt Ausdruck zu geben wage, weil er nun den festen Vorsatz gefaßt habe, seine blinde Leidenschaft zügelnd, den Rest seiner Tage in Ruhe und Frieden an ihrer Seite zu verleben, und somit von ihrer Engelsgüte Vergebung für das Vergangene und für die Zukunft die Wiederkehr des hingebenden Vertrauens erwarten dürfe, das sie ihm sonst bewiesen und in welchem er immer das köstlichste Gut und das reichste Glück seines Lebens erkannt habe. Als nun Ambrosia ebenso überrascht als gerührt diese Sinnesänderung ihres Gemahles als eines der freudigsten Ereignisse ihres Lebens begrüßte und ihn aus der überwallenden Fülle ihres Herzens nicht nur völliger Vergebung, sondern auch der verdoppelten Wertschätzung und Zuneigung versicherte, mit der sie ihn nach dem ruhmvollen Siege, den er über sich selbst erfochten, fortan zu umgeben sich gedrungen fühle, nahm Ruggiero das Wort, um von ihr als Beweis für die Aufrichtigkeit der Gesinnungen, die sie soeben ausgesprochen habe, die Gewährung einer Bitte zu fordern, deren Erfüllung ihr nur geringe Opfer auflegen, ihn aber unendlich beglücken würde. Es liege ihm nämlich schon seit Jahren schwer auf dem Herzen, sie ihre Tage an seiner Seite in so völliger Abgeschlossenheit hinbringen zu sehen. Schönheit bedürfe des Tageslichtes, Jugend des Wechsels und der Bewegung, um sich glücklich zu fühlen, und da ihr Glück die heilige Aufgabe seines Lebens sei, so fühle er sich nun, nachdem seine krankhafte Verstimmung die letzten Monate hindurch ihr Leben so vielfach verbittert habe, doppelt verpflichtet darauf zu dringen, daß sie aus der Einsamkeit, in die sie sich mit ihm, dem altersschwachen Greise, begraben habe, hervortrete, sich der Welt zeige, die Freuden eines bewegten, wechselvollen Lebens genieße und die ihrer Schönheit gebührenden Huldigungen in Empfang nehme. Dies sei seine Bitte, dies der Wunsch, durch dessen Erfüllung sie seinem hinwelkenden Alter noch eine letzte Freude gewähren könne. Ambrosia, zwar von Jugend an ein einsames, in stiller Pflichterfüllung abgeschlossenes Leben gewöhnt, aber eben darum der Gleichförmigkeit ihrer Tage

nicht sowohl überdrüssig, als ab und zu etwas müde, und dabei, ohne sich darüber je klar geworden zu sein, nicht ohne eine Art von neugierigem Verlangen, eine Welt kennen zu lernen, die ihr bis dahin völlig fremd geblieben war, wußte dem ungestümen Drängen Ruggieros nur einige leicht widerlegte Einwendungen entgegen zu stellen, und fühlte sich, als sie nach einigem Zögern und Zagen endlich auf sein Verlangen einzugehen versprach, durch die Aussicht, die sich ihr damit öffnete, selbst im Herzen so freudig überrascht, daß sie nichts von den Flammen, die in Ruggieros Augen aufblitzten, noch von dem häßlichen Lächeln bemerkte, zu dem seine Lippen sich dabei verzogen. Selbst als er ihr erklärte, seine Hinfälligkeit und Gebrechlichkeit zwinge ihn, auf das Glück zu verzichten, sie selbst in die Welt einzuführen, dagegen werde eine seiner Verwandten, Donna Olympia Bojardo, in dieser Beziehung seine Stelle vertreten, erstaunte sie wohl, da er sie sonst vor dem Umgange mit dieser Dame, als einem gefallsüchtigen und etwas leichtfertigen Frauenzimmer, gewarnt hatte; da er ihr aber begütigend auseinandersetzte, daß Donna Olympia nichtsdestoweniger des besten Rufes genieße und ihrer ausgebreiteten Bekanntschaften wegen vor allen zu der ihr zugedachten Rolle geeignet sei, gab sie sich um so leichter zufrieden, als er das Gespräch alsbald auf die Auswahl von Gewändern, Kopfputz und Juwelen hinlenkte, mit denen er sie bei den Festlichkeiten, an denen sie teilnehmen sollte, auszustatten versprach, wie er sie denn auch wirklich damit in so verschwenderischer Fülle überhäufte, daß Ambrosia, verlockt von so ungewohnter Pracht, endlich selbst den Tag herbeiwünschte, der sie in die ihr unbekannte Welt einführen sollte.

Es kam endlich dieser Tag! Donna Olympia hielt in der Gondel vor dem Hause, um die von Jugend, Schönheit und Juwelen strahlende Ambrosia in den Ridotto, einen nur dem Adel Venedigs zugänglichen Festsaal abzuholen, in welchem, obwohl zunächst nur begründet, um vornehmen Liebhabern von Würfel- und anderen Glücksspielen als Versammlungsort zu dienen, während der Dauer des Karnevals ausnahmsweise auch Maskenbälle abgehalten wurden. Ruggiero, der seine Gemahlin bis zum Portal des Hauses geleitet hatte, nahm, während sie ihre blühenden Wangen unter der Halblarve von schwarzem Sammt verbarg, auf das zärtlichste von ihr Abschied und wünschte ihr, die Ballnacht fröhlich und vergnügt zuzubringen, während er selbst, fröstelnd und von Gichtschmerzen geplagt, alsbald sein Lager

aufſuchen und ſeine müden Glieder zur Ruhe zu ſtrecken gedenke. Kaum war jedoch die Gondel mit den beiden Damen eine Strecke auf dem Canal grande hingeglitten, als er ſich in ſeine Gemächer zurückbegab, um ſich dort in einen unſcheinbaren ſchwarzen Domino zu hüllen, eine Kapuze von gleicher Farbe überzuwerfen, und das Antlitz, durch eine Barege verborgen, die Farbe und die Züge eines Mulattengeſichtes nachahmte, durch ein Hinterpförtchen hinaus, enge Gäßchen entlang, Brücken hinauf und hinab nach demſelben Saale zu eilen, deſſen glänzende Räume Ambroſia eben betreten hatte. Mit Vergnügen bemerkte er, daß ihre hohe, ſchlanke Geſtalt, die Anmut ihrer Bewegungen, die Würde ihrer Haltung bereits allgemeines Aufſehen erregt hatten, und daß ringsum jedermann vor Neugier brannte, ein Antlitz zu ſchauen, für deſſen ungewöhnliche Schönheit alles, was die neidiſche Larve nicht verbarg, ein kirſchroter Mund, eine Reihe von Perlenzähnen, und die niedlichen Grübchen des reizenden Kinns ſo ſichere Bürgſchaft gaben. Dieſe Neugierde wurde noch dadurch geſteigert, daß Donna Olympia, die bei der unbezwinglichen Leichtfertigkeit ihres Weſens ſehr bald erkannt worden war, hartnäckig verweigerte, über Namen, Stand und Verhältniſſe ihrer reizenden Begleiterin irgend einen Aufſchluß, ja auch nur eine Andeutung zu geben. Zu dieſem Verfahren bewogen Donna Olympia einerſeits die Bitten Ambroſias, die für ihre erſten Entdeckungsreiſen in einer ihr neuen Welt den Schatz des vollkommenſten Geheimniſſes in Anſpruch nahm, andererſeits aber hoffte die Gefallſüchtige damit ſich und ihrer Begleiterin nur um ſo ſicherer die allgemeine Aufmerkſamkeit zu gewinnen und feſtzuhalten. Dieſe Berechnnng erwies ſich auch als vollkommen richtig; bald war um die beiden Frauen die Blüte des Adels von Venedig, Weiſe wie Toren, jugendliche Zierbengel wie gewiegte Staatsmänner, in einem Kreiſe verſammelt, in deſſen Mittelpunkt Ambroſia, die ihr dargebrachten Huldigungen mit anmutigen Scherzen erwidernd, zu Ruggieros ſtolzer Freude ſich mit ebenſovieler Unbefangenheit als Würde bewegte und, gegen alle freundlich, keinen bevorzugte.

Als die Geſellſchaft gegen Morgen ſich zum Aufbruch rüſtete, ſchlich Ruggiero ſich fort, um unbemerkt, wie er es verlaſſen, ſich wieder nach Hauſe zu ſtehlen, und vielerlei Gedanken in ſich herumwälzend, ſein einſames Lager aufzuſuchen. Am nächſten Morgen ließ er ſich von Ambroſia, nachdem er ihr ganz der Wahrheit gemäß ge-

klagt hatte, seinerseits eine unruhige, fast schlaflose Nacht zugebracht zu haben, ausführlich über die Ereignisse des Abends berichten und die Namen aller derer herzählen, mit denen sie bei Tanz und Spiel, im Gespräche oder während des Festmahls irgend in Berührung gekommen war: aber wie viele und bedeutende, durch Jugend und Schönheit oder hohe Geistesgaben ausgezeichnete Männer sich auch um Ambrosia bemüht hatten, und wie listig auch Ruggiero durch Kreuz- und Querfragen aller Art dem Eindrucke nachspürte, den dieser oder jener wenn nicht auf ihr Gemüt, doch auf ihre Phantasie, ihr selbst unbewußt, gemacht haben mochte: Ambrosia fällte über alle das richtigste, unbestochenste Urteil, und wenn sie hier und da einem einzelnen Beifall zollte, so geschah dies so offen und rückhaltlos, daß man wohl sah, wie ihr Herz dabei nichts zu verhehlen habe. Ruggiero, in gleichem Maße von warmer Neigung für seine Gemahlin und von unbezwinglichem Rachedurst erfüllt, erkannte halb mit stolzer Freude, halb mit Mißvergnügen diesen Stand der Dinge und hoffte und fürchtete zugleich, ihn im Verlaufe des Karnevals, der Ambrosien wiederholt Gelegenheit bot, sich der Welt zu zeigen, einige Veränderung erfahren zu sehen. Allein die beiden nächsten Feste, an denen Ambrosia teilnahm, lieferten keine anderen Ergebnisse als jenes erste.

Mittlerweile war der Frühling herangekommen, und der Karneval, vom Klima begünstigt, trug, wie es in Italien immer üblich war, sein buntes Maskengewimmel aus den Häusern auf die Straße hinaus, um auf offenem Markte unter dem blauen Nachthimmel sein wirres Getriebe fortzusetzen. Und so geschah es, daß während eines im Ridotto abgehaltenen Maskenballes eine große Menge der in den prachtvollen Sälen versammelten Gäste in ihrem abenteuerlichen Maskenaufputz auf den Markusplatz hinauswogte, um sich in der milden Nachtluft zu erfrischen, und da Ambrosia sich unter ihrer Zahl befand, so fehlte auch nicht der Domino mit der Mulattenlarve, der, an einem der Pfeiler der neuen Prokurazien gelehnt, unverwandten Blickes jede ihrer Bewegungen beobachtete. Er war verstimmt und verdrossen, denn er sah den Augenblick herankommen, wo auch die Seifenblasen, an deren Regenbogenschimmer er sich die letzten Tage her ergötzt hatte, zerplatzen und alle seine Mühen ihm nichts als schlaflose Nächte eingetragen haben würden, als er plötzlich einen jungen Mann, hohen, schlanken Wuchses, mit leuchtenden, dunkel-

blauen Augen und hellbraunem, ans Blonde ſtreifendem Haar in einem reichen, aber von der in Venedig üblichen Tracht etwas abweichenden Anzuge gewahrte, der Ambroſien ebenſo aufmerkſam als er ſelbſt beobachtend, in leidenſchaftlicher Erregung auf jedem Schritt folgte, und ſich ihr, wie Eiſen vom Magnet unwiderſtehlich angezogen, auf jede Weiſe zu nähern ſuchte. Ruggiero erinnerte ſich, den jungen Mann ſchon im Ridotto bemerkt zu haben, den dieſer gegen Gebrauch und Herkommen ohne Larve oder irgend ein Maskenzeichen betreten hatte; er mußte alſo ein Fremder ſein, und Ruggiero war eben im Begriffe, über ihn und ſeine Verhältniſſe Erkundigungen einzuziehen, als ein Zwiſchenfall ihn davon abhielt und ihm reicheren Stoff zu Beobachtungen gab, als er dieſe Nacht noch zu finden erwartet hatte. Es geſchah nämlich, daß jene Nacht eine Schar Pulcinelli, Pantaloni, Colombini, Arlechini und deren altertümliche Begleiter Truffaldino, Tartaglia und Brighella an deren Spitze, begierig, ihre kecken Maskenſtreiche auf einer geräumigeren Bühne fortzuſetzen, und ſämtlich offenbar viel minder vornehmen Kreiſen angehörend als die Beſucher des Ridotto, auf den Markusplatz wie in ein erobertes Land hereinbrach und in die daſelbſt verſammelte Menge quiekend und grunzend, Peitſchenſchläge austeilend und Konfetti um ſich werfend, unwiderſtehlich wie Lawinenſturz hineinſtürmte. In dem Gedränge und Gewirre, das dadurch entſtand, von ihrer Begleiterin Donna Olympia getrennt, gelang es zwar Ambroſien, ſich ſelbſt dem Andrange des vorbeibrauſenden Maskenzuges zu entziehen, allein ihr Schleier ward ihr in dem Getümmel zur Hälfte vom Haupte geriſſen, und ſie war eben beſchäftigt ihn wieder feſtzuſtecken, als der junge Fremde, der ſelbſt in dem wildeſten Hin- und Herwogen der aufgeregten Menge nicht von ihrer Seite gewichen war, zu ihr trat und ihr mit bedauernden Worten ſeinen Arm anbot, um ſie in Sicherheit und zu ihrer Begleiterin zurückzubringen. Sei es nun, daß das Gefühl ihrer Verlaſſenheit in der ſie rings umſtürmenden Menge oder die plötzliche Anſprache des ihr völlig unbekannten Mannes Ambroſien verwirrte und die den Schleier ordnende Hand fehlgreifen machte, genug, im ſelben Augenblicke löſte ſich die Schleife, welche die Halblarve vor ihrem Geſichte feſthielt. Die Larve fiel und zeigte das blühende Antlitz der Jugend und Schönheit ſtrahlenden Frau dem Fremden, der, überwältigt von dem Anblicke ſo vielen Reizes, erſt wie geblendet mit einem leiſen Aufſchrei der Bewunderung zurückprallte, dann aber ſtarr und ſtumm wie verzückt

die liebliche Erscheinung mit brennenden Blicken verschlang. Ambrosia, dadurch nur noch mehr verwirrt, verbarg das schamerglühende Antlitz wieder hastig hinter der Larve und verschwand, mit ablehnender Gebärde von dem Fremden sich abwendend, im Gedränge. Ruggiero, selbst von einer Woge des Menschenschwalles fortgerissen, sah sie erst einige Minuten später an Donna Olympias Seite wieder aus der Menge auftauchen und sich gegen die Piazzetta hinwenden, wo bald darauf der Senator Malipiero sich den beiden Damen näherte, und nach einem kurzen Gespräche den jungen Fremden herbeiwinkte, um ihn den Damen, wie es schien in aller Form vorzustellen. Die beiden Paare schritten darauf die Riva degli Schiavoni entlang lustwandelnd auf und nieder, Donna Olympia schäkernd und scherzend am Arme Malipieros, Ambrosia aber stumm und zurückhaltend an der Seite des Fremden, der rücksichtsvoll und ehrerbietig, aber im ernsten und eifrigen Gespräche neben ihr herging. Als sie endlich wieder zur Piazzetta zurückkehrten, sah Ruggiero, der sie in angemessener Entfernung beobachtete, bald darauf Malipiero die Damen zur Heimfahrt in ihre Gondel heben, gleichzeitig aber auch den Fremden in eine Gondel sich werfen, die auf seinen Befehl in gleicher Richtung mit jener der Damen, ohne Zweifel um Ambrosias Wohnung zu erkunden, dahinglitt; er vernahm, wie der am Ufer zurückbleibende Malipiero im Gespräche mit einem hinzutretenden Freunde des Fremden als eines jungen Deutschen, Namens Heinrich Ilsung, erwähnte, der, aus einer angesehenen patrizischen Familie Augsburgs entsprossen, seit einiger Zeit in der Faktorei der Deutschen (fondaco dei tedeschi) seinen Aufenthalt genommen habe, um unter Anleitung des Geschäftsführers der Fugger in die Geheimnisse des Handelsverkehres mit der Levante eingeweiht zu werden. Erfreut, am Wege gefunden zu haben, was er sonst mühsam auszukundschaften gehabt hätte, schritt er halb befriedigt, halb mißvergnügt, Ambrosien grollend, den Deutschen verwünschend, und doch wieder des zur Erfüllung seiner Wünsche vorwärts getanen Schrittes sich freuend, auf den gewöhnlichen Schleichwegen seiner Wohnung zu.

Als Ruggiero am nächsten Morgen Ambrosia aufsuchte, um mit ihr wie gewöhnlich die Ereignisse des Abends zu besprechen, fand er sie zerstreut und verstimmt; sie erwähnte zwar Malipieros und des Fremden, den er ihr vorgestellt, ging aber bald auf andere Gegenstände über und zeigte sich überhaupt minder gesprächig und aufgeweckt, als

dies sonst der Fall war, wenn sie ihrem Gemahl über die Abenteuer eines Festabends Bericht erstattete. Da sie nun ein ähnliches Benehmen auch bei der Besprechung der beiden nächstfolgenden Maskenbälle beobachtete und da auch während dieser letzteren Heinrich Ilsung keine Gelegenheit versäumte, sich Ambrosien zu nähern, ja sie eigentlich wie ihr Schatten auf Schritt und Tritt verfolgte, so konnte Ruggiero um so weniger zweifeln, daß der junge Deutsche es wäre, auf den er für das Gelingen seiner Pläne fürs erste sein Hoffen zu setzen habe, als auch Ambrosia an den Huldigungen des jungen Mannes unverkennbar Geschmack zu finden schien. Mit um so größerer Spannung sah Ruggiero demnach dem nächsten Maskenball entgegen, der bei dem Stande der Dinge und bei der leidenschaftlichen Erregung des jungen Deutschen auf dessen Bewerbungen offenbar von entscheidendem Einflusse sein mußte. Ruggiero versäumte auch nicht, sich an dem bestimmten Abend in seiner gewöhnlichen Verkleidung rechtzeitig im Ridotto einzufinden und sah auch gleich bei seinem Eintritte Ambrosia und Ilsung in einer Fensternische im eifrigen Gespräche begriffen; allein, als er sich zu näherer Betrachtung an sie heranzuschleichen versuchte, geriet er in das Gewirre eines Maskenzuges, dessen Mitglieder als Lazzaroni und Fischermädchen von Capri angetan, von Tamburin und Kastagnetten begleitet, eine Tarantella zum besten gaben. Nach Beendigung des Tanzes dem Gedränge sich entwindend, fand er die Fensternische leer und sah Ambrosia wie gewöhnlich von einem Schwarm ihrer Bewunderer umgeben, deren Huldigungen sie jedoch an diesem Abend weder mit der Unbefangenheit hinzunehmen, noch mit der Heiterkeit zu erwidern schien, die sie sonst auszeichneten. Zerstreut, wortkarg und beinahe verlegen entzog sie sich vielmehr entweder ganz dem Gespräche oder gab sich demselben plötzlich mit fast fieberhafter Lebendigkeit hin; sie schien überhaupt eine gewisse innere Unruhe nicht bemeistern zu können, die sich am auffallendsten in dem fast ängstlichen Bestreben kundgab, jedes Zusammentreffen mit Heinrich Ilsung zu vermeiden, während dieser letztere seinerseits mit der Miene äußerster Niedergeschlagenheit am letzten Ende des Saales an einem Pfeiler lehnte und wie ein Verbannter nach der Heimat zurückschauend, nur noch seine Blicke den Bewegungen der Geliebten folgen ließ.

Ruggiero besaß zu viel Erfahrung und Menschenkenntnis, um nicht aus diesem Verhalten der jungen Leute die Überzeugung zu

ſchöpfen, daß es zwiſchen beiden zu einer Erklärung gekommen ſei und daß Ambroſia fürs erſte die Bewerbungen des jungen Deutſchen zurückgewieſen habe. Darauf hatte er bei ſeiner Kenntnis von Ambroſias Charakter und ihren Geſinnungen allerdings rechnen müſſen, aber ebenſo zuverſichtlich rechnete er darauf, die Leidenſchaft des jungen Mannes werde ihren Widerſtand zu überwinden und ſich ihr vereinſamtes, liebebedürftiges Herz früher oder ſpäter zu erobern wiſſen. In dieſer Hoffnung beſtärkte ihn der Umſtand, daß er Tags darauf zu ſeiner Gemahlin ſich begebend auf der Schwelle ihres Gemaches die Nachricht empfing, ſie ſei unpäßlich und unleidlicher Kopfſchmerz mache es ihr unmöglich, irgend jemand vor ſich zu laſſen. Der Kampf war alſo ein harter, blutiger geweſen, der Sieg nur mit ſchweren Wunden erkauft worden; der junge Deutſche hatte Eindruck gemacht, und ſo galt es nun, ſeiner Leidenſchaft freien Spielraum zu gewähren, ihm Zeit und Gelegenheit zu ſchaffen, ſeine Bewerbungen fortzuſetzen und Ambroſia vereinzelt und von dem eigenen Herzen verraten, ihm, dem gefährlichen Gegner, gegenüberzuſtellen. Ruggiero glaubte nach kurzer Überlegung in ſeiner ſcheinbaren Entfernung das untrüglichſte Mittel zur Löſung dieſer Aufgabe zu erkennen, und ſo ließ er Ambroſien noch an demſelben Morgen melden, daß dringende Geſchäfte ihn zwängen, ſich auf längere Zeit nach Treviſo zu begeben und, hierauf einiges Gepäck zuſammenraffend, trat er ohne irgend eine Begleitung in einer Mietgondel unverweilt ſeine Reiſe an, die er aber nicht weiter als bis in die offene, gegen Meſtre hin gelegene Lagune fortſetzte, wo er gegen Murano abzulenken befahl. Hier den Tag über verweilend, kehrte er bei dunkelndem Abend nach Venedig zurück, wo er in der Nähe des Campo San Stefano ans Land ſtieg und die Wohnung ſeines alten Bekannten Beppo aufſuchte, den er jedoch, um Ambroſiens Namen nicht ins Spiel zu bringen, nur inſoweit ins Geheimnis zog, daß er ihm mitteilte, er habe gewiſſer Anſchläge wegen, die Heinrich Iſſung, ein deutſcher Abenteurer gegen ihn im Schilde zu führen ſcheine, eine Reiſe nach Treviſo anzutreten vorgegeben, um, mittlerweile in Venedig ſich verborgen haltend, das Vorhaben ſeines Gegners in aller Sicherheit auskundſchaften zu können. Zu dieſem Behufe beauftragte er Beppo, mit ſeinen Söhnen dem Treiben dieſes Heinrich Iſſung und jedem ſeiner Schritte auf das ſorgfältigſte nachzuſpüren und ihm täglich darüber Bericht zu erſtatten, worauf er, von Beppo ſeines unbegrenzten Dienſteifers verſichert, dem

Verſtecke zuteilte, in dem er ſich für die Dauer ſeiner angeblichen Reiſe aufzuhalten gedachte. Dieſer war kein anderer als das Haus an der Veronabrücke. Ruggiero hatte ſeit der letzten verhängnisvollen Zuſammenkunft mit Anſelmo nicht nur ſeine Schwelle nicht mehr betreten, ſondern auch ſorgfältig vermieden, der Gegend nahe zu kommen, in der es lag; ja ſelbſt nur davon zu hören war ihm allmählich ſo peinlich geworden, daß er die für Anſelmos Haushalt beſtellten Diener bis zum Hausbeſorger hinab entließ und, das Haustor kurzweg abſchließend, das Haus lieber in Trümmer gehen zu laſſen, als auch nur mehr einen Gedanken daran zu wenden, beſchloſſen hatte. Allein die dämoniſche Gewalt, die ſein ganzes Weſen verwandelnd ihn ſeit Monaten ruhelos vorwärts trieb, hatte ihn auch über die Kluft dieſes Vorſatzes leicht hinweggehoben und er ſchritt, nun ein freiwilliger Bewohner des verhaßten Hauſes, durch den Anblick der fürſtlich geſchmückten Räume nur noch mehr erbittert, über ſeinen Plänen brütend, die lange Reihe ſeiner todſtillen Gemächer auf und nieder.

Mit Einbruch der Nacht erſchien Beppo, ihn mit den nötigen Lebensmitteln zu verſorgen und ihm die Ergebniſſe der Beobachtungen, die er den Tag über angeſtellt hatte, mitzuteilen. Dieſe letzteren entſprachen jedoch keineswegs den Erwartungen Ruggieros, ſondern erwieſen ſich vielmehr der Erreichung ſeiner Zwecke täglich ungünſtiger. Denn über Heinrich Ilſung und deſſen Verhältniſſe wußte Beppo nur zu berichten, daß der junge Mann des beſten Rufes genieße, mit Eifer ſeinen geſchäftlichen Obliegenheiten nachkomme und ein bei weitem ſtilleres und eingezogeneres Leben führe, als die meiſten ſeiner Altersgenoſſen. In Beziehung auf die Anſchläge, die er gegen Ruggiero, wie dieſer Beppo und deſſen Söhnen vorgeſpiegelt hatte, im Schilde führen ſollte, war den letzteren aber nur der Umſtand aufgefallen, daß der Fremde ab und zu im Kanal an Ruggieros Haus vorüberfahre oder gegen Abend in dem Gäßchen, auf welches die Fenſter des Schlafgemaches Ambroſiens hinausgingen, auf und nieder wandle. Dies war ſeit Ruggieros vorgeblicher Reiſe täglich geſchehen; dabei aber war es geblieben. Was Ambroſia betraf, ſo meldete Beppo, der von Ruggiero Auftrag hatte, gelegentlich auch über den Stand der Dinge in deſſen eigenem Hauſe Nachricht einzuziehen, daß ſeine Gemahlin unter dem Vorwande, es ſei nicht ſchicklich, ſich in der Abweſenheit ihres Ehegatten in der Welt zu zeigen, im Laufe des Karnevals keinem Ballfeſte mehr beizuwohnen

gedenke. Bei dieser Schüchternheit des jungen Deutschen und bei der Entschiedenheit, mit der Ambrosia jede Möglichkeit, das angeknüpfte Verhältnis fortzusetzen, abschneiden zu wollen schien, konnte Ruggiero nicht mehr erwarten, daß die Durchführung seiner Entwürfe, wie er gehofft hatte, durch die überwältigende Macht der Leidenschaft im Laufe der Dinge gleichsam von selbst sich ergeben würde. Bei den Charakteren, die sich hier einander gegenüberstanden, mußte er selbst Hand ans Werk legen, wenn seine Pläne zur Ausführung kommen sollten, und er war auch dazu entschlossen.

Vor allem setzte er der weiteren Überwachung Heinrich Ilsungs als einer ferner unnützen Maßregel ein Ziel, um freie Hand für seine Unternehmungen zu gewinnen und um Ambrosiens Ruf nicht zu gefährden; ferner erklärte er, unmittelbar nach dem nächsten Maskenballe, der im Ridotto stattfinden würde, von seiner vorgeblichen Reise nach Treviso in sein Haus zurückkehren zu wollen, beides zum großen Mißvergnügen Beppos und seiner Söhne, die den Tag verwünschten, der den Geldbeutel Ruggieros dem Bereiche ihrer Ansprüche entrücken sollte, während dieser letztere eben diesen Tag mit Ungeduld erwartete, um dem Stillstande, der in der Ausführung seiner Pläne eingetreten war, entgegen zu arbeiten. Der aber diesen Tag am sehnlichsten herbeiwünschte, war Heinrich Ilsung. Denn wenn auch Ambrosia das glühende Bekenntnis seiner Leidenschaft mit der Erklärung erwidert hatte, sie sei vermählt und ihre Pflicht gebiete ihr, bei den Gefühlen, die er für sie zu hegen bekenne, für jetzt und immer allen ferneren Umgang mit ihm abzubrechen, und wenn auch diese Erklärung, obgleich sie seine Hoffnungen rettungslos vernichtete, ihm selbst nicht nur als eine natürliche und notwendige erschien, sondern seine Verehrung für die Geliebte und seine hohe Meinung von der Reinheit und Vortrefflichkeit ihres Wesens nur noch steigerte: so konnte es doch selbst seiner deutschen Treuherzigkeit und Bescheidenheit nicht entgehen, daß sie, wenn er ihr vollkommen gleichgültig geblieben wäre, seine Bewerbungen ohne Zweifel eher mit einer scherzhaften Wendung, als mit der Heftigkeit und Entschiedenheit abgelehnt hätte, mit der sie ihnen entgegengetreten war; und eben daraus hatte er die Hoffnung geschöpft, daß es ihm bei einer späteren Zusammenkunft gelingen werde, Ambrosien zu überzeugen, daß seine leidenschaftliche Bewunderung ihrer Vorzüge eine vollkommen uneigennützige und anspruchslose sei, und daß sie dadurch sich bestimmt finden werde, ihn

wenigstens als Freund, als Bruder in ihrer Nähe zu dulden, eine Ansicht der Dinge, die ihm allmählich so geläufig wurde, daß er an dem für den Maskenball bestimmten Abend der erste war, der die Säle des Ridotto betrat, um nur gewiß keine Gelegenheit zu versäumen, sich in diesem Sinne mit Ambrosia zu verständigen. Anfangs hatte er nur mit seiner Ungeduld zu kämpfen, die aber, als die Nacht vorrückte, ohne daß Ambrosia erschien, allmählich zu fieberhafter Unruhe sich steigerte und später, als mit dem Eintritte Donna Olympias sich das Gerücht verbreitete, ihre schöne Begleiterin gedenke weder diesen Abend noch späterhin an den Freuden des Karnevals mehr teilzunehmen, in solche Bestürzung umschlug, daß er, unfähig sich zu sammeln und seinen Schmerz zu verbergen, halb bewußtlos den Saal verließ und ins Freie flüchtend den Markusplatz entlang, der stilleren und dunkleren Piazzetta zueilte. Dort nicht mehr von dem Gewühle der frohbewegten Menge umbraust, nicht mehr von den heiteren Klängen der Musik verfolgt, starrte er, an einen Pfeiler des Dogenpalastes gelehnt, zum Tode betrübt auf die im Mondlichte glitzernde Lagune hinaus.

Sein Schicksal war also entschieden; seine Hoffnungen hatten ihn getäuscht, sie zürnte seiner Vermessenheit, und ihr Zorn war unversöhnlich; seinetwegen entzog sie sich den Festen des Karnevals, sie wollte ihn nicht mehr sehen, sie haßte ihn! Diesen folternden Gedanken nachhängend fühlte er plötzlich eine Hand seine Schulter berühren und hörte eine offenbar verstellte Stimme ihm leise zuflüstern: „Messer Enrico, warum so einsam?“ — Sich rasch umwendend, sah er einen Mann in einen schwarzen Domino gehüllt vor sich stehen, aus dessen Kapuze ein Mulattenantlitz hervorgrinste. Er trat einen Schritt zurück und war im Begriff, die Maske kurz abzufertigen und zu verlassen, als sich Ruggiero wieder an ihn herandrängte und sprach: „Habt Ihr nie gehört, daß der Schein trügt und daß oft auf Morgennebel die schönsten Tage folgen? Gebt Euch doch erst die Mühe zu zweifeln, ehe Ihr verzweifelt! Oder macht es Euch unglücklich, als gefährlich gemieden zu sein und möchtet Ihr lieber als gleichgültig geduldet werden? Steht Ihr da und gafft in den Mond, weil Euch die goldenen Äpfel nicht in den Schoß fallen, noch ehe Ihr den Baum geschüttelt?“ — Diese Worte paßten zu genau auf die Lage, in der sich Ilsung befand und entsprachen zu sehr den Gedanken, die ihn bewegten, als daß sie ihre Wirkung auf ihn hätten

verfehlen können; auch fuhr der Jüngling augenblicklich wie ein Adler auf den schwarzen Domino los, hielt ihn fest und bestürmte ihn mit Fragen: Wer er sei? Was er mit den Worten meine, die er eben gesprochen? Was und wieviel er von ihm wisse? — „Ich weiß von Euch," erwiderte Ruggiero, „daß Ihr eben aus dem Neste kommt und noch nicht flügge geworden seid; denn Ihr möchtet siegen, ohne gekämpft, ernten, ohne das Feld bestellt zu haben; geliebt sein, aber weder um die Geliebte werben, noch das Glück der Liebe, wie es sich ziemt, mit Unruhe, Sorge und Zweifel bezahlen! Ich weiß, daß Ihr Worte bedürft, die Euch aufstacheln, Augen, die für Euch sehen und Hände, die Euch führen, und was ich von diesen Artikeln besitze, steht Euch zu Diensten, wenn Ihr anders davon Gebrauch machen wollt!" — Der Jüngling, erst betroffen und unschlüssig, ward bald von diesen und anderen Redensarten so bestrickt und eingenommen, daß er in arglosem Vertrauen dem schwarzen Domino allmählich alle Geheimnisse seines Herzens, seine leidenschaftliche Liebe zu Ambrosia, den Anteil, den sie ihm anfangs bezeigt, die Kälte und Härte, mit der sie später das Bekenntnis seiner Liebe zurückgewiesen und ihn aus ihrer Nähe verbannt hatte, rückhaltlos mitteilte und sich als Entgelt für diese Geständnisse seinen Rat, seinen Beistand, seine Freundschaft erbat.

Da nun Ruggiero aus diesen mit der ganzen Überschwänglichkeit der Jugend vorgetragenen Mitteilungen zu seiner Befriedigung entnahm, daß Heinrich Ilsung, bei seiner Schüchternheit und seiner Unkunde der Menschen und der Dinge, bisher in Beziehung auf Ambrosia und ihre Verhältnisse nicht viel mehr als eben nur ihren Namen und ihre Wohnung zu erkunden vermocht habe, so war es ihm ein Leichtes, dem Arglosen auseinanderzusetzen, daß Malgrati, Ambrosias Gatte, ein wunderlicher, grämlicher und eigenwilliger Geselle, ihr das Leben auf alle Weise verbittere und vergälle, daß er, Ilsung, daher seine Liebe zu ihr durchaus nicht als ein Unrecht, sondern vielmehr als eine Fügung des Himmels aufzufassen habe, der ihn der Unglücklichen als Freund und Tröster in ihren Nöten zusende, wie denn auch die Zurückweisung, die er von Ambrosien erfahren, gewiß nicht ernst gemeint, sondern nur eine Mahnung wäre, bei seinen Bewerbungen die einer ehrbaren Frau schuldigen Rücksichten gehörig ins Auge zu fassen. Als nun aber der Jüngling in leidenschaftliche Klagen darüber ausbrach, daß sie an den Festen des

Karnevals nicht mehr teilzunehmen gedenke und ihn dadurch aller Gelegenheit beraube, ihre Neigung zu gewinnen, wenn dies überhaupt noch im Bereiche der Möglichkeit läge, meinte der Domino mit der Mulattenlarve, bequemer wäre es allerdings, wenn die Geliebte sich ihm geradezu an den Hals würfe; allein Frauen hätten eben die Schwachheit, erkämpft und erobert, nicht nebenbei wie Gänseblümchen am Wiesenrain abgepflückt werden zu wollen! Gelegenheit, setzte er hinzu, wenn sie sich nicht von selbst fände, müßte hervorgerufen werden, dem fliehenden Feinde beizeiten der Rückzug abgeschnitten werden; es müßte denn sein, daß kein Blumenstrauß mehr in Venedig zu beschaffen oder er selbst nicht imstande wäre, ein paar Sonette zusammenzuleimen, oder einen Trupp Musiker zu einer anständigen Serenade aufzutreiben. Diese Andeutungen eröffneten dem jungen Manne eine ihm bisher verschlossen gewesene Welt und erfüllten ihn mit um so größerem Entzücken, als sich Ruggiero hierbei schlau genug das Ansehen zu geben verstand, als wäre bei seiner Einmischung in die Herzensangelegenheiten Heinrich Ilsungs insgeheim Ambrosias Einfluß im Spiele. Der erste Freudentaumel des Verliebten wurde indessen durch die Erwägung der Schwierigkeiten getrübt, mit denen ihm, einem völligen Neulinge in solchen Dingen, die Ausführung der Vorschläge Ruggieros verbunden schien, bis dieser ihm nicht nur Ort und Stunde für die Serenaden auszukundschaften versprach, sondern auch die richtige Bestellung der Blumensträuße wie der Sonette verbürgte und sich dadurch das unbedingte Vertrauen des jungen Mannes gewann. Sie besprachen denn auch sofort die ersten und dringendsten Vorkehrungen, verabredeten die Stunde, um die sie sich in den folgenden Nächten bei San Giovanni e Paolo vor dem Reiterstandbilde des Colleoni zu ferneren Verhandlungen treffen wollten, und trennten sich sodann, um ihr Lager aufzusuchen, jeder, wenn auch in ganz anderem Sinne, von den Ereignissen der hingeschwundenen Nacht höchlich befriedigt.

Als Ruggiero, am nächsten Morgen in dem totenstillen Hause an der Veronabrücke erwachend, bei sich die Wege erwog, die er zunächst einzuschlagen habe, fiel es ihm plötzlich schwer aufs Herz, welches Gewebe von Lüge, Trug und Verstellung er um sich her anzettle, welchen schweren und schmerzlichen Kämpfen er seine edle Gemahlin aussetze und wie wenig es ihm, dem alten ehrenhaften Kriegsmanne, gezieme, so krumme Wege und zu so schlimmem Ziele

zu wandeln. Die Empfindungen von Scham und Bedauern, die sich bei dieser Betrachtung ihm aufdrangen, würden auch vielleicht in seinem Herzen die Oberhand behauptet und ihn bewogen haben, zuletzt doch noch von seinem abenteuerlichen Plane abzustehen, wenn er nicht, das Haus durchwandernd, unversehens in das Gemach getreten wäre, in dem dereinst seine letzte Zusammenkunft mit Anselmo ein so bedauerliches Ende genommen hatte. Der Anblick dieses Gemaches, der Stätte seiner Schmach, wie er es nannte, genügte, in seiner Brust den verlodernden Brand wieder zur hellen Flamme anzufachen, und ihn mit dem glühenden Verlangen zu erfüllen, die einmal gefaßten Entwürfe um jeden Preis auszuführen. Und so verließ er, ohne weiterer Überlegung Raum zu geben, das Haus an der Veronabrücke, um sofort als reisender Wanderer in seine Wohnung am Canal grande zurückzukehren, wo ihn Ambrosia als einen längst sehnlichst Erwarteten mit aufrichtiger Freude empfing. Als nach den ersten Begrüßungen Ruggiero über den Zweck und die Erfolge seiner vorgeblichen Reise berichtet hatte, und nun an Ambrosia mit der Frage sich wendete, ob sie während der Zeit ihrer Trennung sich ihrem Versprechen gemäß verhalten und die Freuden des Lebens in fröhlicher Gesellschaft genossen habe, stand diese wie mit Purpurglut übergossen und berief sich, die Blicke auf den Estrich des Gemaches geheftet, auf eine hartnäckige Unpäßlichkeit, die sie längere Zeit das Haus zu hüten und in stiller Einsamkeit ihrer Gesundheit zu pflegen gezwungen habe, eine Angabe, die auch ihr Aussehen als vollkommen richtig zu bestätigen schien; denn ihre Wangen waren von durchsichtiger Blässe angehaucht, ihre sonst so hell und frisch leuchtenden Augen blickten matt und träumerisch und selbst ihre Bewegungen, früher rasch und lebhaft, schien jetzt weiche, müde Gelassenheit wie in ein weites faltenreiches Gewand malerisch einzuhüllen. Gleichwohl trug ihr Anblick keineswegs das Gepräge der Kränklichkeit, vielmehr hatte ihr Wesen, von sanfter Schwermut wie mit Nebeldunst umflossen, an bezauberndem Reize gewonnen, was es an mädchenhafter Frische eingebüßt haben mochte. Aber nicht bloß ihr Äußeres, auch ihr Gemüt trug das unverkennbare Gepräge der Vergeistigung und Erhebung, die sich, namentlich gegenüber ihrem Gatten, durch solche Innigkeit und Hingebung der Gesinnung, durch eine so vorahnende Sorgfalt für seine Bedürfnisse kund gab, wie sie ihr früher niemals zu Gebote standen. Ruggiero indes, obwohl keiner

dieser Züge seiner Beobachtung entging, war zu sehr von dem einen Gedanken, der seine ganze Seele einnahm, beherrscht, und in dem eigensinnigen Streben nach dessen Verwirklichung bereits zu weit gegangen, um sie in irgend einem anderen Sinne als dem der Brauchbarkeit für seine Zwecke aufzufassen und zu erwägen. Auch säumte er nicht, schon in den nächsten Tagen nach seiner Heimkehr ans Werk zu gehen und mit unermüdetem Eifer, wie es nur irgend anging und wo nur eine Gelegenheit sich bot, der Phantasie Ambrosias das Bild Heinrich Ilsungs aufzudringen. Wenn sie abends auf den Balkon trat, so war es der junge Deutsche, der unten im Kanale in einer Gondel sehnsüchtig nach ihr hinaufblickend, vorüberglitt; wenn sie, von den schmelzenden Klängen einer Serenade gelockt, in das Gäßchen hinabblickte, das unter dem Fenster ihres Schlafgemaches hinlief, so war es seine wohlklingende Stimme, die von Mandoline und Flöte begleitet ihr entgegentönte; sein Antlitz war es, das im zitternden Fackelschimmer aus der Mitte der Musiker zu ihr emporschaute. Zudem fanden sich in dem innersten Heiligtum ihrer Gemächer bald seltene Blumen und Gewächse aufgestellt, bald schmückten zierlich geflochtene Kränze den Hals ihrer Laute, bald lagen auf ihrem Putztische anmutige Sonette auf ambraduftendem Papier mehr hingemalt als geschrieben, ohne daß Ambrosia jemals ergründen konnte, wie diese Dinge dahingekommen, wenn sie auch nicht wohl im Zweifel sein konnte, von wem sie kamen.

Allein der Eindruck, den alle diese Überraschungen auf Ambrosia machten, war keineswegs der von Ruggiero gewünschte; sie vermied es nämlich allmählich, sich auf dem Balkon zu zeigen; sie zog sich vor den Klängen der Serenaden in das Innerste des Hauses zurück; Blumen und Kränze aber zerpflückte sie und die Gedichte ließ sie, in kleine Stücke zerrissen, in den Kanal hinabflattern, und zwar wie vorsätzlich oft gerade in dem Augenblicke, wenn der junge Deutsche unten in der Gondel vorüberfuhr. Viele Tage waren so vergangen; die Leidenschaft Heinrich Ilsungs war mittlerweile in dem Maße gestiegen, als die verderblichen Ratschläge des geheimnisvollen schwarzen Dominos mit der Mulattenlarve seine Achtung für Ambrosia untergraben und sein reines, unwillkürlich vor jedem Unrecht zurückbebendes Gemüt allmählich so verwirrt und verwandelt hatten, daß ihm jetzt der Besitz der Geliebten auch um den Preis eines Verbrechens nicht mehr zu teuer erkauft schien. Hierzu kam noch, daß er auf

Ruggieros Andeutungen hin sich längst in der Überzeugung befestigt hatte, daß Ambrosia nicht nur seine Empfindungen teile, sondern auch, daß sie den schwarzen Domino zum Vermittler eines Verhältnisses bestellt habe, dem sie rückhaltlos sich hinzugeben nur aus Laune oder aus Scheu noch zaudere. Es konnte daher Ruggiero, der es endlich für angemessen hielt, einen entscheidenden Schritt zu tun, nicht schwer fallen, den jungen Mann zur Abfassung eines Schreibens zu bewegen, in dem er auf diese Voraussetzung hin Ambrosia in den glühendsten Ausdrücken beschwor, nunmehr aller Rücksichten und Bedenken sich zu entschlagen, ihren Gefühlen nicht länger Gewalt anzutun und seinem wie ihrem eigenen Herzen durch eine Zusammenkunft die Möglichkeit zu gewähren, sich endlich für immer zu verständigen und zu verbinden. Ilsung hatte dies eigenhändige und mit seinem Namen unterzeichnete Schreiben kaum vor dem Reiterstandbilde Colleonis Ruggiero übergeben, als dieser, der dessen Bestellung zu besorgen übernommen hatte, ungesäumt damit nach Hause eilte, dort hastig seine Verhüllung abwerfend, sich in das Betstübchen schlich, in dem Ambrosia ihre Abendandacht zu verrichten pflegte, das Blatt auf ihren Betschemel niederlegte und dann so unbemerkt als er gekommen sich wieder entfernend in sein Gemach zurückkehrte, um den Erfolg seines Wagnisses in Ruhe abzuwarten. Er hatte nicht lange darauf zu warten: noch lagen der schwarze Domino und die Mulattenlarve, wie er sie eben abgelegt hatte, auf dem Tischchen, an dessen Seite er erschöpft in einen Lehnstuhl hingesunken war, als plötzlich die Türe des Gemaches aufflog und Ambrosia, den geöffneten Brief in der Hand, auf ihrer Schwelle erschien. Ihr Auge leuchtete und Entrüstung sprach aus jeder Miene; dabei war sie bleich bis in die Lippen und ihre Stimme zitterte, als sie auf Ruggiero zuschritt und, in der heftigsten Bewegung halb nach Atem ringend, halb ihre Rede in kurz abgebrochenen Sätzen gewaltsam herausstoßend, ihm sagte, wie sie schon seit Wochen her von einem verwegenen Fremdlinge zum Gegenstande tolldreister Huldigungen ausersehen worden, wie sie gleichwohl bis zum heutigen Tage vermieden habe, ihren Gatten mit irgend einer Klage zu beunruhigen; heute jedoch überschreite die freche Anmaßung ihres Verfolgers die letzte Grenze des Möglichen; heute geböten ihr ihr Gewissen und die Sorge für die Ehre des Namens, den sie trage, aus ihrem Schweigen hervorzutreten und den Schutz ihres Gatten um so mehr anzuflehen, als der Frevler

offenbar mit einem der Diener des Hauses in Verbindung stehe und niemand berechnen könne, welche noch schlimmeren Anschläge er vielleicht im Schilde führe. „Hier nehmt," setzte sie hinzu, indem sie Ruggiero den in ihrer zitternden Hand hin und her flatternden Brief hinreichte, „hier nehmt und lest! Seht, wie der Wahnsinnige mich verleumdet und verlästert, weissen er mich fähig hält und was er mir zumutet! In Eure Arme flüchte ich, mein Herr und Gemahl! Beschützt und rettet mich! Ruft den Beistand des Gesetzes an, braucht Euren Einfluß bei dem Rat der Zehn, daß er den vermessenen Fremdling aus Venedig entferne, ehe ich in Zorn und Beschämung, Selbstverachtung und Gram mich verzehre!" — Mit diesen Worten versagte ihr in krampfhaftem Schluchzen die Stimme; atemlos und fast taumelnd griff sie nach einem nahestehenden Stuhle, auf dessen Lehne gestützt sie mühsam sich erhielt und gesenkten Hauptes in Tränen gebadet, Ruggieros Antwort erwartete. Dieser aber, der keineswegs erwartet hatte, daß die Sache diese Wendung nehmen würde, griff, um Zeit und Fassung zu gewinnen, nach dem Briefe, den Ambrosia auf das neben ihm stehende Tischchen hingeworfen hatte, entfaltete ihn mit gerunzelter Stirne und allem Anscheine äußerster Entrüstung und begleitete, ihn halblaut vor sich hinlesend, seinen wohlbekannten Inhalt mit dazwischen geworfenen Fragen, Ausrufen und spöttischen Bemerkungen! — „Die entzückende Gewißheit der Erwiderung seiner Gefühle" — Pah, der Bursche, scheint es, hält sich für unwiderstehlich! — „Der Stimme Eures Herzens Gehör schenken!" — Immer besser! — „Zusammenkunft!" — Tod und Teufel! Da hinaus will er, aber ich werde sorgen —" Hier an das Ende des Briefes gelangt, hielt er plötzlich inne, ließ das Blatt sinken und wiederholte mit der Miene völliger Überraschung mehrere Male, als ob er ihn erst aus der Unterschrift kennen lerne, den Namen des Verfassers! — „Heinrich Ilsung," sagte er, den Brief sorgsam zusammenfaltend und vor sich hinlegend, „Heinrich Ilsung! Das ist freilich ein anderes! In der Tat ein kecker, unternehmender Bursche, dieser Ilsung! aber," setzte er nach einer Pause hinzu, indem seine Stirne sich glättete und ein seltsames Lächeln um seine Lippen spielte, „jung, sehr jung, und wenn wir sündigen Menschen alle der Nachsicht bedürfen, wie dürften wir sie unreifer, grüner Jugend versagen?"

Ambrosia, die bis dahin gesenkten Hauptes, wie vom Traum

befangen, an den Stuhl gelehnt und jeden Augenblick den Zorn ihres Gatten in Donnerworten losbrechen zu hören erwartet hatte, erhob bei diesen Worten betroffen ihre noch tränenfeuchten Augen und blickte wie fragend nach Ruggiero hin; dieser aber fuhr fort: „Ihr müßt wissen, Ambrosia, daß dieser Ilsung aus einem vornehmen patrizischen Geschlechte Augsburgs entsprossen, reich und wohlerzogen, obgleich, wie sich zeigt, etwas leichtsinniger und verwegener Natur ist, und daß ich, teils aus Wohlgefallen an seinem heitern, anmutigen Wesen, teils auf vielfache Empfehlungen hin beschlossen hatte, den jungen Mann in unser Haus zu ziehen, so daß es sich nun fragt, ob es nach Euren Mitteilungen geratener sei, diesen Plan aufzugeben, oder ihn nichtsdestoweniger zur Ausführung zu bringen?“ „Wie, was sagt Ihr? — Ihr könntet — jetzt noch wolltet Ihr?“ unterbrach ihn Ambrosia, kaum Antwort findend, ihr Erstaunen auszudrücken. Ruggiero aber, der seine Fassung vollkommen wiedergewonnen und mit dem Mute und der Ausdauer der Verzweiflung alles aufzubieten beschlossen hatte, um Ambrosien trotz ihres offenen Widerstandes wenigstens einige Zugeständnisse abzulisten, erwiderte darauf: „Und warum sollte ich nicht? — Ich bin alt und gebrechlich, Donna Olympia wird auf die Länge Eurer Schönheit nicht mehr zur Folie dienen wollen; Ihr bedürft eines Kavaliers, der Euch in die Gondel steigen hilft, Euch auf Spaziergängen den Arm bietet, in Gesellschaften führt und nach Hause begleitet, mit einem Worte eines Cicisbeo, wie wir es hierzulande nennen, und wie alle Frauen Eures Standes sich ihn gefallen lassen! Warum sollte dieser Deutsche Euch nicht als solcher willkommen sein? Er ist in Euch verliebt? Gut; um so fügsamer und willfähriger werdet Ihr ihn finden! Er rechnet auf Eure Gegenliebe? Nun, diesen Wahn, zweifle ich nicht, werdet Ihr ihm ehestens zu benehmen wissen! An die Stelle der Verfolgungen, die Euch bisher belästigten, werden offenkundige Huldigungen treten, und man wird als landesüblich in der Ordnung finden, was ohne Zweifel neugierigen Nachbarn bereits jetzt Anlaß zu boshaften Bemerkungen gegeben hat und vielleicht in der Zukunft zu noch schlimmeren Voraussetzungen Anlaß geben würde!“ — Hier abbrechend, wollte er der Erwägung und Erwiderung Raum gewähren, erhob sich von seinem Stuhle und schritt das Gemach auf und nieder, als Ambrosia, die Betäubung, in der sie seine seltsamen Betrachtungen mit immer wachsendem Erstaunen

vernommen hatte, gewaltsam abschüttelnd, ihm zurief: „Und der Brief, der Brief — angesichts dieser frechen, verleumderischen Schmähschrift könnt Ihr, der sie gelesen, mir zumuten, mir, die sie empfangen —“ „Pah,“ unterbrach sie Ruggiero, „wer weiß von dem Briefe, wenn wir davon nichts wissen wollen, wenn wir uns selbst und andern ableugnen ihn empfangen zu haben! Kommt zur Besinnung, Ambrosia,“ fuhr er fort, indem er auf sie zuschritt und, die lauernden Blicke auf ihre Miene geheftet, hart vor ihr stehen blieb, „kommt zur Besinnung, und laßt Euch Hirngespinste nicht über den Kopf wachsen! Oder wollt Ihr durchaus einen Schülerstreich mit Ernst und Nachdruck behandelt wissen, nun so entschlagt Euch des Wahnes, ein alter Haudegen, wie ich es bin, könne in diesem Falle seine Zuflucht zu den Gerichten nehmen, sondern macht Euch nur darauf gefaßt, mich dieser Tage noch einmal meine mürben Knochen zu Markte tragen, ja mich vielleicht mit einem Degenstiche im Leibe heimkommen zu sehen! Nun, weiß Gott, wenn es Euch genehm ist, mir soll es nicht darauf ankommen!“ Der Schmerzensschrei, in den Ambrosia, das Antlitz verzweiflungsvoll in den Händen verbergend, bei diesen Worten ausbrach, gab Ruggiero die beseligende Gewißheit, ihren Widerstand gebrochen und sie auf den Weg hingedrängt zu haben, den er sie führen wollte. Demnach erachtete er es für rätlich, um nicht die Nachwirkung des erschütternden Eindruckes abzuschwächen, den Ambrosia durch die letzte Wendung ihres Gespräches empfangen hatte, die fernere Verhandlung des Gegenstandes einstweilen auf sich beruhen zu lassen, und so sprach er, die bestürzte Gattin fast gerührt in die Arme schließend, mild und begütigend: „Beruhigt Euch, mein Herzblatt! Es wird dahin nicht kommen! Geht zu Bette, laßt Euer erhitztes Blut sich abkühlen, und über Nacht, zweifle ich nicht, werdet Ihr selbst zu der Einsicht gelangen, daß die meisten Dinge auf Erden nur das bedeuten, als was wir sie gelten lassen, daß alle Verlegenheiten und Schwierigkeiten, in die wir geraten mögen, in dem Maße sich verschlimmern, als wir Lärm darüber schlagen und daß, alles wohl erwogen, mein Vorschlag, wie sehr er Euch befremde, denn doch am Ende das geeignetste Mittel darbietet, Euren jungen Anbeter zur Vernunft zu bringen, oder doch seinen Wahnsinn, uns wie ihm selbst, möglichst unschädlich zu machen. Gute Nacht also und morgen das Weitere!“ — Damit drückte er Ambrosia liebkosend an sein

Herz, als diese, plötzlich sich seinen Armen entwindend und seine Hände krampfhaft in die ihren schließend, mit hochwogendem Busen also anhub: „Gott weiß es, mein teurer Gatte, daß ich vieltausendmal lieber mein Leben hinopfere, als das Eure irgend einer Gefahr bloßstellen wollte! Gleichwohl gebieten mir Pflicht und Gewissen, die Mittel, deren Anwendung Ihr vorschlagt, zu verwerfen, und kein Überlegen kann diesen Entschluß erschüttern, denn —“ hier innehaltend, senkte sie das Haupt auf die Brust und brach in lautes, ungestümes Schluchzen aus, das sie aber mit aller Anstrengung niederzukämpfen suchte. Als sie sich wieder erholt hatte, fuhr sie fort und sprach erschöpft mit müder, fast tonloser Stimme: „Ich muß Euch alles sagen! Ich habe den jungen Mann mehrere Male gesprochen! Ich weiß nicht, welcher Dämon ihn jetzt erfaßt, ihn sich selbst entfremdet und zu so verbrecherischen Schritten hingerissen haben mag. Damals, weiß ich, fand ich ihn schlichten und einfachen Sinnes, voll frischer und lebhafter Empfindungen, biedern und treuherzigen Gemütes und —“ setzte sie bis in die Lippen erbleichend mit niedergeschlagenen Augen hinzu, „und er gefiel mir sehr wohl!“ — Ruggiero kniff die Lippen zusammen, als er diese leise hingehauchten Worte vernahm, und ein Gefühl wie von Bitterkeit, ja von Schmerz durchzuckte seine Seele. Die Leidenschaft, die ihn beherrschte, war aber zu mächtig, als daß nicht die Sorge für das Gelingen seines Rachewerkes über diese menschliche Regung bald wieder die Oberhand gewonnen hätte. „Nun, desto besser,“ begann er, den Ton gutmütigen Scherzes anschlagend, „gefällt Euch der Bursche, so wird es Euch um so leichter werden, ihm den Kopf zurecht zu setzen! Und in der Tat, er ist ein hübscher Junge mit leuchtenden Augen und mit sprechenden Zügen, schlank und drall wie eine Tanne und überdies für einen Deutschen ganz feinen und einnehmenden Wesens! Dabei scheint er mir gutmütig und lenksam, und Ihr werdet, wenn Ihr auf meinen Vorschlag eingeht, ganz leichtes Spiel mit ihm haben, ihn ganz nach Eurem Geschmack heranziehen und in jede Form umgießen können, die Ihr ihm geben wollt! Nehmt nur die Sache nicht so schwer! Werft den verrückten Brief ins Feuer, fühlt Euch nicht von den Tollheiten eines Verliebten beleidigt, sondern ergötzt Euch an seinen Huldigungen und laßt Euch anbeten! Was verschlägt es Euch? Behaltet Ihr doch freie Hand, ihn fortzuschicken, wenn er Euch langweilt, oder wenn

er zudringlich wird, ihn mit einem: Bis hierher und nicht weiter! in seine Schranken zurückzuweisen!" — Er hielt inne, denn ein Seufzer entrang sich aus Ambrosias Brust, die bisher still in sich gekehrt, bleich wie ein Marmorbild vor ihm gestanden und jetzt, wie mit Purpurglut übergossen, flüsternd hinhauchte: „Und wenn es dahin käme, daß ich ihn liebte!" — Bei diesen Worten fuhr Ruggieros Hand unwillkürlich nach dem Dolche, den er am Gürtel trug, aber ebenso blitzschnell durchzuckte ihn der Gedanke, daß Ambrosia nur darum früher den Schein der Entrüstung über Ilsungs Brief angenommen habe, um zu erfahren, wie er, Ruggiero, sich verhalten würde, wenn sie in irgend einen Liebeshandel sich einließe; daß er somit sein Spiel bereits gewonnen gehabt, daß sie einen solchen mit Ilsung einzugehen gleich von Anfang her nicht abgeneigt gewesen wäre, und zwar als er eben am meisten fürchtete, es zu verlieren. Die wilde Freude, die er darüber empfand, erstickte für den Augenblick in seiner Brust alle anderen Gefühle, die sich darin regen mochten, und sich wieder in seinen Lehnstuhl zurechtsetzend, sagte er laut auflachend und fast leichtfertigen Tones: „Nun, und was mehr? Meint Ihr etwa, ich wäre so toll und eifersüchtig wie jener Ludovico Moro, der damals auf Cypern seine Hausfrau eines Schnupftuches wegen erdrosselte? Nein, ich bin nicht wie der Hund des Gärtners im Kohlgarten, der weder selbst nascht, noch andere naschen läßt! Ihr sollt nicht hungern an der reichbesetzten Tafel des Lebens, weil ich nur von Krankensüppchen lebe! Erfreut Euch Eurer Schönheit und genießt Eure Jugend! Ich bin kein Neidhart und Ihr seid eine kluge Frau: ich weiß ein Auge und im Notfall beide Augen zuzudrücken, damit werdet Ihr den Schein zu retten wissen! Mehr verlange ich nicht! Im Gegenteil," setzte er hinzu, gleichsam um Ambrosien über den Umfang seiner Willfährigkeit keinen Zweifel zu lassen und die Sache ein- für allemal abgemacht zu haben, „im Gegenteil, es würde mich freuen, wenn Ihr früher oder später mir einen Stammerben brächtet, der den Namen und die Ehren der Malgrati aufrecht erhielte und ihren Besitz den Klauen meines nichtswürdigen Neffen Anselmo entzöge. Segnen würde ich ihn, tausendmal segnen und Gott auf den Knien für den Sohn meiner Rache danken!"

Ruggiero hatte im Feuer der Rede nicht bemerkt, wie Ambrosia, während er sprach, allmählich das tief herabgesenkte Haupt erhob,

sich aus ihrer demütigen Stellung immer höher emporrichtete, wie ihre Augen funkelten und ihre erst erschrocken staunende Miene nach und nach zur Ruhe des Steines erstarrte. Bei den letzten Worten Ruggieros sich rasch umkehrend, wandte sie sich ruhig gemessenen Schrittes lautlos, schweigend der Türe des Gemaches zu. — „Bleibt, Ambrosia, wohin geht Ihr? Was wollt Ihr?“ rief Ruggiero befremdend und betroffen ihr nach. — „Nach Eurem Arzte senden will ich,“ erwiderte Ambrosia, auf der Schwelle des Gemaches sich umwendend und ernsten Blickes nach ihm zurückschauend: „nach einem Arzte senden, denn Ihr redet im Fieber, würdet Ihr doch sonst nie, auch nur im Scherz, Euch erlaubt haben, gegen eine ehrbare Frau Gesinnungen zu äußern, wie Ihr sie eben jetzt mir, Eurer rechtmäßigen, pflichtgetreuen Gattin ins Antlitz zu schleudern wagtet! Was Ihr aber auch damit gemeint haben mögt, vernehmt: nie werde ich zugeben, daß Heinrich Ilsung die Schwelle des Hauses überschreite, in welchem ich als Hausfrau walte; im Gegenteil, wenn Ihr mir Eure Hilfe versagt, so werde ich selbst mich an den Rat der Zehn wenden und seinen Schutz gegen fernere Verfolgungen des tolldreisten Jünglings in Anspruch nehmen!“ — Ruggiero, sich in seinen Erwartungen getäuscht und die Vernichtung aller seiner Hoffnungen vor Augen sehend, überdies schon lange von der Sorge gequält, das allwissende Tribunal der Zehn könne seinen Umtrieben auf die Spur kommen und ihn dafür zur Rechenschaft ziehen, nahm in seiner Verzweiflung zur Unverschämtheit seine Zuflucht: „Törin!“ rief er, aus seinem Lehnstuhle emporfahrend, Ambrosien zu, die mit funkelnden Augen, drohend wie eine Rachegöttin, auf der Schwelle des Gemaches stand. „Törin! Wem als mir allein steht es zu, den Eintritt in dies mein Haus einem Gaste zu gestatten oder zu versagen? Bin ich nicht Euer Herr und Gatte? Habt Ihr nicht am Altare geschworen, mir zu gehorchen? Seid Ihr nicht mein, und darf ich nicht über Euch verfügen nach meinem Willen, habt Ihr nicht meinen Worten, meinen Winken blindlings Folge zu leisten?“ — Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als Ambrosia, ernst und würdevoll auf ihn zuschreitend, nach einem Augenblicke der Überlegung bedauernd milden Tones, aber fest und entschieden ihn also anredete: „Noch mehr als eines Arztes,“ sagte sie, „bedürft Ihr, scheint es, eines Beichtvaters! Dieser würde Euch sagen, daß Ihr den Gehorsam, den ich Euch vor dem Altare zugeschworen, nur in gerechten

und billigen Dingen von mir zu fordern habt: er würde Euch sagen, daß mir trotz meines Schwures die Gebote Gottes mehr gelten müssen, als Euer verblendeter, übelgeleiteter Wille, und daß kein Schwur und keine irdische Rücksicht mich, Eure christliche Lebensgefährtin, verpflichten könne, mich zur Befriedigung Eures tollen Rachegelüstes der Sünde, der Schande, zeitlichem und ewigem Verderben in die Arme zu werfen. Besteht Ihr auf Eurem Vorhaben, so wißt, daß ich noch diese Stunde dies Haus verlassen und in einem Kloster Zuflucht vor Versuchung und frevler Willkür suchen und finden werde!" — Mit diesen Worten schritt sie der Türe zu und hatte schon deren Schwelle erreicht, als sich plötzlich hinter ihr krampfhaftes Schluchzen und Stöhnen erhob und sie zur Umkehr bewog. Ruggiero, der sich durchschaut, seine Bemühungen vereitelt und die Hoffnungen, an denen er mit aller Glut der Leidenschaft festgehalten hatte, auf immer entfliehen sah, war unter der Wucht dieses Schlages in den Lehnstuhl, aus dem er sich kaum in so gebieterischer Haltung erhoben hatte, erschöpft zurückgesunken. Totenbleich, die greisen Haare wirr zerstreut, das Gesicht in den Händen verborgen, unter denen heiße Tränen hervorquollen, die Brust von schweren Seufzern gehoben, der gebrechliche und hinfällige Leib in allen seinen Fibern erschüttert, lag er da, und als Ambrosia hilfreich hinzueilte, den Schweiß von seiner Stirne, die Tränen von seinen Wangen trocknete und ihm wie einem Kinde Trost zusprach, da brach alles, was er so lange einsam und verschwiegen auf der Seele getragen, wie ein Bergstrom von seinen Lippen: wie Anselmo sein hilfloses Alter mißhandelt und geschändet, wie die erlittene Schmach den glühenden Wunsch in ihm erweckt, der Himmel möge ihm einen Sohn schenken, der den verhaßten Neffen des gehofften Erbes beraube, wie er endlich schon an der Erfüllung dieses Wunsches verzweifelnd aus der Erzählung des Fischers die Hoffnung geschöpft habe, wenn nicht in einem eigenen, doch in eines Kinde Ambrosias einen Rächer seiner Schmach sich heranwachsen zu sehen. Dies alles mit Flüchen und Verwünschungen, mit Klagen über die Schlechtigkeit der Menschen, mit Zornesausbrüchen gegen die Vorsehung, die Böse gedeihen lassend, die Hoffnungen der Guten täusche, wirr durcheinandergemengt, entsprudelte wie gährendes Blut einer eiternden Wunde in rückhaltloser Leidenschaft der Seele des fiebernden Greises und erfüllte Ambrosia mit solchem Entsetzen, daß sie erst wieder Besinnung und Herrschaft

über ſich ſelbſt gewann, als er ſie auch jetzt noch, an ſeinem wahnſinnigen Plane feſthaltend, mit glühenden Bitten beſtürmte, daß ſie mit Heinrich Ilſung, für den ſie doch Neigung empfinde, bewußt dem Werke ſeiner Rache ſich beigeſellen und ihm helfen möge, Anſelmos Frevel zu beſtrafen, wie er es verdiene! — „Unglückſeliger!“ ſprach ſie, als dem Halbwahnſinnigen endlich Worte und Kräfte gebrachen, „mit welchen Plänen tragt Ihr Euch? Nach welchen Unmöglichkeiten ſtrebt Ihr? Betört die verderbliche Leidenſchaft, die ſich Eurer Seele bemeiſtert hat, auch Eure Sinne ſo ſehr, daß Ihr nicht nur über Pflicht und Recht, Ehre und Gewiſſen hinwegſpringt, ſondern ſelbſt die Schranken nicht mehr wahrnehmt, die Eurem Anſchlage durch die Macht der Dinge, durch die Rückſichten gezogen ſind, die gemeine Klugheit und die Sorge für Euer eigenes Wohl zu beachten Euch gebieten? Ihr wißt, daß der Beſitz der Malgrati im Mannesſtamme forterbt; begreift Ihr nicht, daß ſelbſt, wenn ich ehr- und pflichtvergeſſen mich dem Manne hingäbe, dem Euer Rachedurſt mich verkuppeln will, daß ſelbſt, wenn dieſe verbrecheriſche Verbindung eine Frucht trüge, daß ſelbſt dann noch die Geburt eines Mädchens alle Eure Wünſche und Hoffnungen vereiteln würde? Ihr wollt eine insgeheim erlittene, ſelbſt mir, Eurer Gattin, bis zum heutigen Tage ſorgfältig verſchwiegene Schmach rächen, und um dies zu bewerkſtelligen, gedenkt Ihr meinen guten Namen, wie Eure eigene Ehre der Willkür eines Fremden preiszugeben, der morgen Euer Vertrauen mißbrauchend, mich der Verachtung, Euch dem Geſpötte der Welt bloßſtellen kann!? Ruggiero, kommt zur Beſinnung! Ihr wart ein ehrenhafter, gerechter, biederer Mann; nun aber hat der finſtere Geiſt der Rache, der ſich Eurer Seele bemächtigte, ihre angeborne Schönheit zu ſolcher Häßlichkeit der Züge entſtellt, wie die Mulattenlarve hier auf dem Tiſche ſie an ſich trägt! — Euer Neffe hat Euch beſchimpft, Ihr wollt ihn dafür betrügen: noch mehr, Ihr wollt, um ihn zu betrügen, Euch ſelbſt noch viel tödlicher beſchimpfen, als er getan, und überdies auch noch mich Unſchuldige mit in den Abgrund hinabreißen, auf den Ihr zutaumelt! Verblendeter, ermannt Euch! Reißt Euch los aus den Schlingen, womit die Hölle Euch umgarnt! Für meine Zukunft habt Ihr reichlich geſorgt; laßt Euch nicht kümmern, ob nach Eurem Tode dieſer oder jener den Reſt Eurer Habe beſitzt; überlaßt es Gott, Euch an dem Nichtswürdigen zu rächen, der Euch beſchimpfte und

Euer Alter vergiftete, und Euer Gebet, wie das meine, sei fortan zu allen Zeiten: Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von allem Übel! Amen," — Diese wohlgemeinten Worte gingen jedoch an Ruggiero spurlos vorüber; kaum daß er sich wieder etwas erholt hatte, begann er neuerdings in Lästerungen gegen Gott, in Flüchen über Welt und Menschen, in bittere Klagen über Ambrosias liebloſe Härte und über ihre heuchleriſche Frömmigkeit ſich zu ergehen, bis endlich unter Hohngelächter und Wutgeheul der ermattete Körper in wilden Zuckungen ohnmächtig zuſammenbrach und Ambroſia ſich genötigt ſah, nach dem Arzte zu ſenden und die Diener herbeizurufen, um den Bewußtloſen zu Bette zu bringen.

Es waren traurige Tage, die Ruggiero nach dieſem verhängnisvollen Abend verlebte. Überraſchend ſchnell vom Krankenbette erſtanden, auf das ihn die jenem Sturme leidenſchaftlicher Aufregung nachfolgende Erſchöpfung hingeſtreckt hatte, mochte allerdings ſein Körper ſich binnen kurzem wieder vollkommen kräftigen und erholen, allein über ſeinem Geiſte hing ſeit jener Stunde eine düſtere, nie mehr aufzuhellende Wolke. Nicht als ob Ambroſia ihn etwa mit Vorwürfen gequält oder in ihn gedrungen hätte, ſich ausdrücklich und für alle Zeiten von ſeinen verderblichen Plänen loszuſagen; ſie hatte vielmehr, im Gegenteil, nicht aus Schonung oder Sorge für den Kranken, deſſen liebevollſte Pflegerin ſie war, ſondern in der Überzeugung, die Sache ſei für jetzt und immer abgetan, jenes entſcheidenden Geſpräches nie mehr auch nur mit einer Silbe erwähnt oder in irgend einer Weiſe darauf angeſpielt; er ſelbſt war es, der aus dem Gedankennetze, in das er ſich Wochen und Monate her eingeſponnen, ſich nicht mehr entwirren, nicht mehr aus dem, was hätte ſein können, zu dem was nun war, ſich zurückfinden konnte. Wie klug war nicht alles berechnet, wie fein angelegt geweſen? Heinrich Ilſung, jung, ſchön, liebenswürdig; Ambroſia, wie ſie ja ſelbſt zugeſtanden, ihm zugeneigt, für das tiefſte Geheimnis geſorgt! Es mußte gelingen, und nun ſollte der Starrſinn eines Weibes, das vor allen anderen auf ſeiner Seite ſtehen, ſeine Schmach mitempfinden, das Werk ſeiner Rache mitfördern ſollte, alles das zerſtören, niederreißen, in Schutt und Trümmer werfen? Er konnte es nicht glauben, und je mehr er darüber grübelte und grübelte, deſto unglaublicher erſchien es ihm. Was Ambroſia ſeinen Plänen an ſittlichen Gründen entgegengeſtellt hatte, war ihm wie Worte in einer fremden Sprache

geſprochen; denn er hatte den Maßſtab für Recht und Unrecht, Schmach und Ehre, Schönheit und Häßlichkeit völlig verloren und fand in ſeiner Seele nur noch den für das ſeinem Zwecke Taugliche oder Untaugliche. Von den übrigen Einwürfen Ambroſias hatten ihn nur zwei ins Leben getroffen, nämlich die Hindeutung auf die Ungewißheit, welchem Geſchlechte das erſehnte Kind ſeiner Rache angehören möchte, und dann die Darlegung der Gefahren, denen im Falle der Ausführung ſeines Planes ſowohl ſie als er ſelbſt bloßgeſtellt wären, wenn Heinrich Ilſung das Übermaß des in ihn geſetzten Vertrauens auf irgend eine Weiſe mißbrauchen ſollte. Seine hartnäckige Vorliebe für den einmal gefaßten Anſchlag wußte ſich jedoch mit beiden Bedenken ganz leicht abzufinden; was das erſte betraf, ſo rechnete er mit Zuverſicht darauf, daß Gottes Gerechtigkeit ihm, dem Schwergekränkten, unmöglich einen Sohn verſagen könnte; in Anſehung Ilſungs beruhigte ihn die Erwägung, daß dieſer, ein Fremder, in Venedig weder Einfluß noch Verbindungen beſitze und daher gegen einen Mann ſeiner Stellung nichts unternehmen und in jedem Falle auf irgend eine Weiſe leicht ſtumm gemacht werden könne. So ſchien er ſich noch immer nicht nur völlig im Recht zu ſein, ſondern er hielt auch noch immer ſeinen Plan für durchaus lebensfähig und ausführbar, wenn es ihm nur gelänge, vorerſt noch ein Rätſel zu löſen und die geheime Triebfeder zu entdecken, mit deren Aufſchnellen Ambroſias Bedenklichkeit ſchwinden, ihr Starrſinn der Notwendigkeit ſich beugen müßte. Dieſen und ähnlichen Gedanken gab er tagelang um ſo ungeſtörter ſich hin, als Ambroſia in dem Maße, als ſeine Geneſung fortſchritt, ſich allmählich wieder in ihre Gemächer zurückzog, häufig ſtundenlange Beſprechungen mit dem Pfarrer von Santa Maria Zobenigo, ihrem Beichtvater und Gewiſſensrate abhielt, und überhaupt auch ihrerſeits ſtill in ſich verſunken, in ſchweren inneren Kämpfen befangen ſchien. Auf dieſe Weiſe mehr und mehr ſich ſelbſt überlaſſen, verfiel Ruggiero unbewußt in ſeine alte Gewohnheit, laut zu denken, in ſolchem Grade zurück, daß ihm Selbſtgeſpräche zu halten zur zweiten Natur wurde, und wie die Diener in ſeinem Vorzimmer lächelten, wenn ſie die Stimme ihres Herrn mehr oder minder laut in den verſchiedenſten Tonfällen aus deſſen einſamem Gemache herausſchallen hörten, ſo ſtarrten auf der Straße die Vorübergehenden, wenn ſie das Mienenſpiel und die heftige Bewegung der Hände gewahrten, mit denen

Ruggiero ſeine leiſe vor ſich hingemurmelten Worte begleitete, ihm erſtaunt nach, und es fehlte nicht an ſolchen, die ihm auch jetzt den Beinamen: mezzo matto, nur in einem anderen Sinne, als dies in ſeiner Jugend geſchah, wieder beilegten. Dabei war auch ſeine frühere Menſchenſcheu in ihrem weiteſten Umfange wieder zurückgekehrt und ſeine einzige Erholung nach langen, einſam in ſeiner Stube hingebrachten Tagen beſtand darin, daß er ſich gegen Abend zur Kirche San Giovanni e Paolo begab und dort in irgend einem Verſtecke, der ihm den Hinblick auf das Reiterſtandbild des Colleoni gewährte, die Ankunft Heinrich Iſungs erwartete, welcher noch immer zur verabredeten Stunde daſelbſt erſchien, täglich der Erſcheinung des ſchwarzen Domino mit der Mulattenlarve um ſo ungeduldiger harrend, als er bereits wochenlang aller Nachrichten von der Geliebten entbehrte und ſich täglich, nachdem er ſtundenlang verzweifelnd vor dem Standbilde auf und nieder geſchritten, ebenſo troſtlos wieder entfernte, als er hoffnungvoll gekommen war. Zuweilen verſchaffte ſich Ruggiero, der immer mit Heinrich Iſung verlarvt und verhüllt verkehrt, und daher nicht zu beſorgen hatte, von ihm erkannt zu werden, das abſonderliche Vergnügen, ganz nahe an ſeinem Schützlinge hinzuſtreifen, die Seufzer ſeiner Ungeduld zu vernehmen und zu ſehen, wie er unmutig den Boden mit den Füßen ſtampfte, worauf Ruggiero dann wie erquickt durch das Bewußtſein, nicht allein zu leiden, halbgetröſtet nach Hauſe ſchlich.

Allein dieſer Troſt hielt nicht lange vor: denn wenn er gleich ſeit den Erklärungen Ambroſias, die über ihre Neigung für Heinrich Iſung kaum zweifeln ließen, unbewußt in den tiefſten Tiefen ſeiner Seele einen Groll gegen dieſen letzteren gefaßt hatte und an deſſen Mißgeſchick mit boshafter Freude ſich weiden konnte, ſo mußte doch andererſeits der Anblick dieſer Leiden unfehlbar das Gefühl der Troſtloſigkeit der eigenen Lage ſteigern und ſeine Gedanken wieder mit doppelter Bitterkeit dem alten Zielpunkte zulenken: wie alles vortrefflich vorbereitet, wie das Gelingen ganz ſicher geweſen ſei und noch jetzt ganz ſicher wäre, wenn nur in dem großen Triebwerk ein Rad nicht ſtockte, eine Feder nicht den Dienſt verſagte. Dieſes Rad ſich drehen zu machen, dieſe Feder in Bewegung zu ſetzen, war jetzt die Aufgabe ſeines Lebens, der Inhalt aller ſeiner Gedanken, der Gegenſtand aller der halblauten Selbſtgeſpräche geworden, denen er ſich, die Gäßchen Venedigs durchſtreifend, zum Staunen und zum

Geſpötte Vornehmer wie Geringer hinzugeben und ſie mit den ſeltſamſten Mienen und Gebärden zu begleiten pflegte. Mit einem ſolchen Selbſtgeſpräche verkürzte er ſich denn auch eines Abends den Weg nach San Giovanni e Paolo, wo er ſich wieder an der Standhaftigkeit wie an der Ungeduld Heinrich Ilſungs zu ergötzen gedachte, als er ſich plötzlich anrufen hörte, und aufblickend Meiſter Andrea Palladio, den Baumeiſter, vor ſich ſtehen ſah. „Corpo di Dio, Meſſer Ruggiero!“ rief er ihm zu, dem alten Freunde die vornehm feine Hand zum Gruße entgegenſtreckend; „Ihr ſeid hier zu Venedig? Mißfiel es Euch alſo zu Rom, daß Ihr die ewige Stadt ſo ſchnell verlaſſen, oder trieb Euch Heimweh zurück in unſere Lagunen? Wie dem auch ſei, laßt Euch nur ſagen, mir kommt Ihr jedenfalls zu früh; ich hatte noch nicht Muße und Laune, mich mit Eurem Baue zu beſchäftigen!“ — Als nun Ruggiero, wie vom Traume erwachend, ihn verſicherte, er ſei ſeit Jahren nicht in Rom geweſen und wiſſe ebenſowenig, von welchem Baue Palladio ſpreche, verſetzte dieſer, erſtaunt einen Schritt zurücktretend: „Wie, wollt Ihr Euren Scherz mit mir treiben? Habe ichs nicht verbrieft und beſiegelt in der Taſche, daß Ihr in Rom wart? Brachte mir nicht der Eilbote, den Kardinal Caraffa vorigen Monat an den Patriarchen abſandte, von dort ein Schreiben, in dem Ihr mich erſucht, ehemöglichſt Euren Landſitz zu Lucera in Augenſchein zu nehmen und Pläne zu entwerfen, um das alte Kaſtell in eine ſtattliche Villa umzubauen? Die Pläne müßten fertig ſein, ſetztet Ihr hinzu, wenn der Alte das Zeitliche ſegnete, damit man dann ſogleich zum Baue ſchreiten könne? Ich weiß nicht, welchen Alten Ihr damit gemeint haben könnt, aber daß Ihr es hingeſchrieben habt, dies weiß ich, und wenn Ihr's ableugnen wollt, nun ſo ſeht es hier Schwarz auf Weiß!“ — Damit reichte er ein Blatt, das er mittlerweile aus ſeiner Gürteltaſche hervorgezogen hatte, dem ihn ahnungsvoll anſtarrenden Ruggiero hin, der dann auch, auf den erſten Blick die Handſchrift Anſelmos erkennend und alsbald vor der Berührung des Blattes wie vor der eines Peſtkranken zurückſchreckend, mit zornbebender Stimme die Worte herſtammelte: „Ihr ſeid im Irrtum, Meiſter Andrea! Dieſes Schreiben rührt nicht von mir her, ſondern von meinem undankbaren, pflichtvergeſſenen Neffen, der die Tage ſeines greiſen Oheims zählt und die Stunde nicht erwarten kann, um als ein lachender Erbe in den Beſitz ſeines Nachlaſſes zu treten! Gott verdamme ihn dafür hier

und dort, in Ewigkeit, Amen!“ — Und dies gesagt, bog er so schnell, als die Hinfälligkeit seines gebrechlichen Körpers es erlaubte, in ein Seitengäßchen und rannte, die unbetretensten Pfade wählend, ohne Aufenthalt fort, bis er an eine einsame Stelle gelangte, wo sich das Rasen des Zornes, der in ihm kochte, in gräßlichen Flüchen und Verwünschungen gegen Gott und die Welt austobte. Endlich erschöpft zusammenbrechend, kroch er die Stufen hinan, die zum Eingange einer Kirche emporführten und überließ sich dort hingekauert der Fülle der Gedanken, der Bitterkeit der Empfindungen, die seine Seele bestürmten. „Mißhandelt, beschimpft und überdies verhöhnt!“ seufzte er vor sich hin; „und die Mißhandlung hinnehmen, den Schimpf verbergen, den Hohn in ohnmächtiger Wut verbeißen zu müssen! O wie anders stünde es, wenn mein Anschlag gelungen, wenn das Werk meiner Rache vollbracht wäre! Mit welcher siegesgewissen Verachtung könnte ich über diesen neuen Frevel des anmaßenden Buben hinweg dem Tage entgegensehen, der mir einen Erben gibt und ihn der Verarmung und dem Elende in den Rachen stößt! O daß es vollbracht, vollbracht wäre!“ — Er hielt plötzlich inne und fuhr, wie von einem elektrischen Strahle berührt, in die Höhe! — „Vollbracht!“ stammelte er und verbarg das Gesicht in den Händen! Die furchtbare Aufregung der letzten Stunden hatte die Tatkraft seiner Seele, statt sie vollends zu erschöpfen, zu neuem Aufschwung erweckt: denn plötzlich war es ihm wie Schuppen von den Augen gefallen: der Ausweg aus dem Labyrinthe, in dem er so lange umhergeirrt, war entdeckt, die Lösung des Rätsels gefunden, nach dessen Schlüssel er so lange gesucht hatte. „Vollbracht!“ wiederholte er: „das ist es! Die Gewalt der Tatsachen beherrscht den schwanken Sinn der Menschen! Das war mein Fehler, daß ich Umwege einschlug, auf Zufälligkeiten rechnete, daß ich erlisten wollte, was ich erzwingen mußte! Das Gewicht der vollendeten Tatsache hatte ich in die Wagschale zu werfen, nicht ihre Bedenken anzuhören, nicht mit ihrem Starrsinn zu rechten! — Nun wohlan, er soll, er wird brechen, dieser Starrsinn!“ — So rief er, dann kreuzte er die Arme über die Brust und stand eine Weile mit geschlossenen Augen, alle Kraft der Seele in einen Brennpunkt sammelnd, in tiefen Gedanken versunken: dann war sein Plan gemacht, sein Entschluß gefaßt, und er ging augenblicklich an die Ausführung desselben, indem er beflügelten Schrittes nach Hause eilte, sich in seinen schwarzen

Domino hüllte und sein Antlitz in der Mulattenlarve verborgen, sich von einer Gondel nach S. Giovanni e Paolo bringen ließ, wo er Heinrich Ilsung nach einer Stunde vergeblichen Harrens eben im Begriffe fand, dem Standbilde des Colleoni hoffnungsloser als je den Rücken zu kehren. Mit einem Freudenschrei empfangen, dem jedoch sofort eine Flut von Vorwürfen und bitteren Klagen nachfolgte, setzte Ruggiero diesen letzteren alsbald dadurch ein Ziel, daß er, Ilsungs beide Hände erfassend, ihn mit feierlich erhobener Stimme auf diese Weise anredete: „Eure Standhaftigkeit hat gesiegt, junger Mann! Ihr habt siegreich die harte Prüfung bestanden, welche Zweifelsucht und Unentschlossenheit der Geliebten Euch auferlegte. Ausdauer und bescheidene Zurückhaltung haben Eure Liebe als echtes Gold bewährt und so darf ich Euch nun verbürgen, daß Ihr Euch in wenigen Tagen am Ziele Eurer Wünsche und in dem vollen Besitze der Geliebten sehen werdet, wenn Ihr nur die Geduld habt, Euch noch durch einige Tage den Vorsichtsmaßregeln zu fügen, welche die Sorge für ihren Ruf und das Geheimnis Eurer Verbindung ihr zu beobachten gebieten." — Als nun auf diese Worte der Jüngling mit aller Glut jugendlicher Leidenschaft und verzehrender Begierde alle Forderungen einzugehen sich bereit erklärte, die die Verhältnisse seiner Dame oder selbst nur ihre Laune ihm vorschreiben würden, hieß ihn Ruggiero sich ungesäumt nach Hause begeben und bei seinen Handelsfreunden eine Reise in Familienangelegenheiten vorschützen, die ihn einige Tage von ihrem Hause fernhalten würde; die nächstfolgende Mitternacht sollte er sodann wieder bei dem Standbilde Colleonis sich einfinden, um, blindlings seiner Führung sich vertrauend, von ihm an den Ort gebracht zu werden, wo ihm früher oder später in der Erfüllung seiner glühendsten Wünsche das reichste Glück erblühen werde! — Nachdem der Jüngling, zwar staunend und befremdet, aber ohne Säumen und fast ohne alle Überlegung Ruggieros Anordnungen pünktlich nachzukommen zugesagt hatte, trennten sich beide, Ilsung, um die lange Nacht in halbwachen Träumen künftiger Seligkeit hinzuschwelgen, Ruggiero, um sie in der sorgfältigsten Erwägung aller Hindernisse, die der Ausführung seines Planes irgendwie in den Weg treten könnten, hinzubringen.

Am nächsten Morgen begab sich Ruggiero in das Haus an der Veronabrücke, das er, wie es die Stätte seiner Schmach gewesen, nun auch zu dem Orte erkoren hatte, an dem über die Zukunft Anselmos

der Stab gebrochen werden sollte. Er durchschritt prüfend die Gemächer des Hauses und entschied sich endlich für eine im Erdgeschoß des Hofraumes gelegene Stube, deren eiserne Fensterladen von außen zu schließen und zu versperren waren, so daß der Bewohner des Gemaches völlig von der Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten werden konnte, und an die noch überdies ein kleines dunkles Kämmerchen stieß, das hinlänglichen Raum für den Vorrat von Lebensmitteln und andere notwendige Erfordernisse darbot, welche er herbeigeschafft hatte und nun daselbst aufhäufte. Nachdem dies geschehen, verschloß er auf das sorgfältigste die Fensterladen, vernagelte sogar die Fenster und verließ endlich, nachdem er noch an der Außenseite der Stubentüre, der Festigkeit ihres Schlosses nicht vertrauend, zwei seite Riegel angebracht hatte, das einsam öde Haus, um, den Rest des Tages hindurch über seinem Plane brütend, das Heranrücken der Mitternacht abzuwarten. Heinrich Ilsung, der ihr mit nicht geringerer Ungeduld entgegenharrte, schritt schon lange vor dem Reiterstandbilde des Colleoni auf und nieder, als die ersehnten zwölf Schläge endlich von dem Turme von S. Giovanni e Paolo niederdröhnten. Der letzte derselben war noch nicht ganz verhallt, als schon der schwarze Domino mit der Mulattenlarve, wie aus der Erde emporgestiegen, vor ihm stand, ihm, der Abrede gemäß, die Augen verband und ihn zu der Gondel geleitete, welche beide nach vielfältigen Kreuz- und Querfahrten endlich an der Veronabrücke ans Land setzte. Am Ziele ihrer Fahrt und in der Stube angelangt, die Heinrich Ilsung zum Aufenthalte bestimmt war, nahm Ruggiero, nachdem er eine Lampe angezündet hatte, seinem Begleiter die Binde von den Augen und sprach: „Messer Enrico! Dies ist der Ort, an dem Ihr wohl verborgen zu verweilen habt, bis die Dame Eurer Gedanken Muße und Gelegenheit findet, Euch die langersehnte Zusammenkunft zu gewähren. Wann dieser Augenblick eintreten wird, hängt von der Gunst des Zufalles ab; sorgt Ihr dafür, ihn weislich zu benützen, wenn er eintritt. Dort in der Kammer findet Ihr Mundvorrat für acht Tage, ob Ihr gleich, wie ich verbürgen zu können glaube, nicht die Hälfte dieser Zeit hier zubringen werdet. Hier in der Ecke ist Euer Lager bereitet, möge es Euch selige Träume gewähren, bis Ihr dereinst zu einer seligeren Wirklichkeit erwachet. Übrigens bitte ich, daß Ihr Euch hier so still und geräuschlos als möglich verhalten, und daß Ihr weder zu ergründen versuchen möget, wo und unter wessen Dach

Ihr Euch befindet, noch es übelnehmen wollt, wenn ich Euch unter Schloß und Riegel verwahre, denn nur wenn dies Gemach für völlig unbewohnt gilt, kann es zum Markstein Eurer Leiden, zur Geburtsstätte Eures Glückes werden!" — Nachdem er diesen Worten noch das Versprechen hinzugefügt: er werde die Einsamkeit seines Gefangenen durch tägliche Besuche und seine Sehnsucht durch Nachrichten von der Geliebten zu stillen suchen, wandte er sich der Türe zu, als Heinrich Ilsung ihn plötzlich am Arme faßte und zurückhielt: „Nur ein Wort noch, mein unbekannter Freund," sagte er: „daß ich Euch seit unserer ersten Begegnung bis zum heutigen Tage treue Ergebenheit, ja blinde Hingebung bewiesen, daß ich Euren Forderungen und Ratschlägen zu allen Zeiten und in jeder Beziehung willfährig Folge leistete, werdet Ihr um so weniger leugnen können, als ich eben jetzt selbst meine Freiheit und mein Leben Eurer Willkür anheimstelle. Ich vertraute Euch nicht bloß wie ein Kranker dem Arzt, wie ein Freund dem Freunde, sondern wie ein unmündiger Knabe dem weltklugen Vater; ich ließ trotz des bisherigen Mißerfolges Eurer Ratschläge keinen Verdacht, keinen Argwohn gegen Eure Redlichkeit in meiner Seele aufkommen. Sollte jedoch meine Zuversicht auch in dieser neuen und schwersten Prüfung wie in allen früheren getäuscht werden, so vernehmt, daß ich in diesem Falle Vertrauen für Vertrauen, daß ich die rückhaltlose Enthüllung Eures Angesichtes, Eures Namens, Eurer Verhältnisse fordern, ja daß ich dann, wenn mir noch Atem und Kraft dazu bleibt, eher mit dieser meiner Hand die Larve von Eurem Antlitz herabreißen, als dulden werde, daß die Ehre, das Gewissen, die Freiheit eines deutschen Mannes einem unbekannten Fremdlinge zum Spielzeug, ja vielleicht zum Werkzeug verbrecherischer Pläne diene!" — Auf diese mit Ernst und Nachdruck gesprochenen Worte erwiderte Ruggiero mit gleicher Schärfe der Betonung, daß er seinerzeit vollkommen bereit sein würde, ihm wie jedem andern, insofern nicht die Angelegenheiten dritter Personen dabei berührt würden, über seine Handlungsweise Rede zu stehen und entfernte sich hierauf, indem er die Tür des Gemaches, wie jene des Hauses sorgfältig hinter sich verschloß. Die Art und Weise seines Abschiedes von Heinrich Ilsung war indessen nicht geeignet, den geheimen Groll, der in seinem Herzen gegen diesen letzteren Wurzel gefaßt hatte, zu mindern oder abzuschwächen, und da die Unterredungen, die an den beiden nächstfolgenden Tagen zwischen ihm und seinem Gefangenen stattfanden, ihm nur zu

deutlich zeigten, daß der junge Mann ihm mißtraue, und daß er es keineswegs mit einem so schwachen und unselbständigen Charakter zu tun habe, als er erwartet hatte, so gewann die Hindeutung Ambrosias auf die Gefahren, denen ein zu blindes Vertrauen auf die Nachgiebigkeit und Willfährigkeit seines Schützlings ihn aussetzen könnte, in seinen Augen in demselben Maße Gewicht und Nachdruck, als sein eifersüchtiger Groll gegen ihn zunahm und bei dem Wirrsal der Leidenschaft, die seine Seele verdunkelte, kam er allmählich zu dem Beschlusse, sich des Werkzeuges, sobald es seinen Zwecken gedient haben würde, kurzweg und für immer zu entledigen.

Die nächstfolgenden Tage brachte er teils mit Besuchen bei seinem freiwillig Gefangenen, dessen Leidenschaft er trotz der zwischen ihnen beiden eingetretenen Kälte durch Verheißungen aller Art bis zur Gluthitze zu steigern verstand, teils in Versuchen hin, sich Ambrosien zu nähern, was ihm auch vollständig glückte, da diese letztere, arglos und gewissenhaft wie sie war, sich für verpflichtet hielt, den Wünschen ihres Gemahls um so willfähriger entgegenzukommen, als ihr Herz unwillkürlich mehr und mehr sich ihm entfremdete. So gelang es Ruggiero, sie zu Spaziergängen auf den Markusplatz, zu einer Fahrt nach Murano zu bewegen, Erfolge, die, so teilnahmlos sich auch Ambrosia neben ihm herbewegte, ihn doch vollkommen befriedigten, weil sie ihm der völligen Nichtahnung seiner Entwürfe von ihrer Seite versicherten. Am Morgen des dritten Tages begab er sich, vermummt, wie immer, in das Haus an der Veronabrücke und verkündete Heinrich Ilsung, daß dieser gegen Abend die so lange und heißersehnte Zusammenkunft mit der Geliebten zuversichtlich erwarten dürfe. Mit ruhig unbewegter Miene, obwohl die Zähne übereinandergebissen und im Marke der Seele erzitternd, ließ er die Ausbrüche des Entzückens des jungen Deutschen ungehindert ihren Lauf nehmen. Als aber der erste Sturm seiner Freude sich gelegt hatte, nahm er das Wort und sprach, erst zögernd und mit unsicherer Stimme, aber allmählich immer rascher und nachdrucksvoller: „Wenn Ihr das Mißtrauen, daß Ihr vor kurzem mir zeigtet, jetzt beschämt als ein unbegründetes erkennen müßt, so laßt Euch dies zur Warnung dienen, den letzten wichtigsten Rat, den ich Euch jetzt gebe, nicht zu verachten, sondern ihn im entscheidenden Augenblick mit aller Entschlossenheit und aller Tatkraft, deren Ihr fähig seid, zu befolgen und ins Werk zu setzen! Ihr kennt die Weiber nicht; Ihr wißt nicht, wie ihr ganzes Wesen

aus Laune und Unentſchloſſenheit beſteht, wie ſie ewig zwiſchen: Ja! und Nein! zwiſchen Wollen und Nichtwollen, zwiſchen Scham und Begierde hin und her ſchwanken! Erwartet alſo nicht die Geliebte, eines unglücklichen Ehebundes müde, vom Stachel der Leidenſchaft getrieben, freiwillig und gewährend Euch entgegenkommen zu ſehen; ſie wird vielmehr unfreiwillig, durch Zufall oder Zwang Euch zugeführt erſcheinen, ſie wird Euch, Pflicht und Gewiſſen entgegenſetzend, mit allem Ernſt und aller Hoheit der Frauenwürde in die Schranken ferner, ſtummer, abgöttiſcher Verehrung zurückweiſen wollen! Laßt Euch dadurch nicht irre machen! Seid überzeugt, ſie möchte Euch küſſen, wenn ſie Euch ausſchilt, Euch umſchlingen, wenn ſie Euch zurückſtößt, Euch liebkoſen, wenn ſie Euch mißhandelt! Sie iſt ein Weib, und Weiber wollen ſich weder hingeben, noch am Wege gefunden und aufgenommen, noch ſelbſt verdient, ſie wollen bezwungen, erobert, unterjocht werden! Bezwingt, erobert, unterjocht ſie alſo! Benutzt den Augenblick, der zum zweiten Male nicht wiederkehrt, und ſeid gewiß, daß der Lohn des ſcheuen, ſchüchternen, zaghaften Anbeters nur Geringſchätzung und Verachtung, nie aber das Glück und die Seligkeit des Vollgenuſſes der Liebe ſein wird!“ — Ilſung, in jenem Augenblicke zu erwartungsvoll, zu glücklich, zu dankbar, um auch nur im mindeſten irgend eine Anſicht ſeines unbekannten Gönners in Zweifel zu ziehen, verſprach allen dieſen Ratſchlägen auf das pünktlichſte Folge zu leiſten; allein weder ſeine Dankbarkeit noch ſeine Willfährigkeit vermochten Ruggiero von dem Entſchluſſe abzubringen, den er halb aus Haß und Eiferſucht, halb aus Sorge für die eigene Sicherheit gefaßt, und zu deſſen Ausführung er bereits eine Zuſammenkunft mit Beppo und deſſen beiden Söhnen verabredet hatte. Zu dieſen begab er ſich nun unmittelbar nach dem Geſpräche mit Heinrich Ilſung und hieß das würdige Kleeblatt von Mitternacht desſelben Tages an im Rio menuo einige Klafter oberhalb der Veronabrücke eine Gondel bereithalten, in welcher ſie einen jungen Mann, den er im Laufe der Nacht ihnen zuführen würde, nach Hauſe befördern ſollten; dabei reichte er Beppo eine Zechine als Wartegeld, ſetzte aber mit bedeutungsvollem Lächeln hinzu, wenn der junge Mann etwa auf dieſer Fahrt ertrinken ſollte, ſo wolle er dem, der ſeinen Leichnam wieder auffände, gerne deren hundert geben, eine Bemerkung, die von Beppo mit nicht minder bedeutungsvollem Lächeln und der Bemerkung erwidert wurde: er könne für nichts ſtehen; die jungen

Leute seien so unvorsichtig, und gar mancher, der sich unbedacht auf der Gondel geschaukelt, sei schon frisch und rot in den Kanal gestürzt und bleich und tot wieder zu Tage gekommen; übrigens würden Excellenza prompt und nach Wunsch bedient werden.

Nach der Besorgung dieser Angelegenheit begab sich Ruggiero nach Hause, um dort ungeduldig, wie ein gefangener Löwe die Futterstunde, das Hereinbrechen des Abends abzuwarten. Als dieser endlich zu dunkeln begann, begab er sich zu Ambrosia und lud sie ein, an einer Spazierfahrt in den Lagunen teilzunehmen, wozu sich diese auch, weder erfreut noch widerwillig, ohne Bedenken herbeiließ. Die Dämmerung war schon völlig hereingebrochen, als sie gegen S. Lazzaro hinausruderten, Ruggiero mit seinen Plänen beschäftigt, stumm vor sich hinstarrend, Ambrosia teilnahmlos und nicht minder in Gedanken versunken an seiner Seite, als er plötzlich, da es schon Nacht geworden, eine sternlos gewitterschwüle Nacht, die Gondel zu wenden befahl und Ambrosien vorschlug, ein Haus, das er unlängst gekauft und neu eingerichtet habe, zu besehen, eine Einladung, die diese mit wenigen Worten zuvorkommend annahm, worauf beide wieder in ihr voriges dumpfes Schweigen zurücksanken.

Im Rio menuo angelangt, ließ Ruggiero die Goudel anlegen und führte Ambrosia, die weder die Gegend in acht nahm, noch auch nur von ferne des Hauses an der Veronabrücke gedachte, durch ein Seitengäßchen an das Tor dieses Hauses, öffnete es und wandte sich die Vorhalle entlang der Türe des Gemaches zu, in dem er Heinrich Ilsung verschlossen hielt. Ambrosia sah ihn arglos und gleichgültig die Riegel der Türe zurückschieben und das Schloß derselben öffnen, als er sie plötzlich beim Arme faßte und diese Worte zu ihr sprach: „Wißt, Ambrosia, daß ich Euch hierher gebracht habe, damit Ihr den Willen Eures Herrn und Gemahls, wie ich ihn letzthin Euch mitgeteilt, freiwillig oder gezwungen erfüllet. Nur dies vernehmet noch zu Eurer Beruhigung, daß dafür gesorgt ist, daß das Werkzeug meiner Rache das Geheimnis des Geschehenen im Grabe bewahre." — Mit diesen Worten tat er rasch die Türe auf, schob die betroffene, den Sinn der eben vernommenen Worte kaum fassende Ambrosia in das Gemach, verschloß und verriegelte hinter ihr die Türe und verließ sodann, das Eingangstor nicht minder sorgsam verwahrend, das Haus an der Veronabrücke.

Ambrosia hatte kaum mit einem Schrei der Überraschung die

Schwelle des von dem Schimmer einer Lampe nur schwach erleuchteten Gemaches überschritten, als Heinrich Ilsung, der nach stundenlangem Bangen und Harren dem Klappen der Riegel und dem Klange des sich öffnenden Türschlosses mit stürmischem Herzklopfen gehorcht hatte, der bleichen und zitternden Frau zu Füßen stürzte und ihr in den glühendsten Worten für die Gewährung seines heißesten Wunsches, für das Glück einer zeugenlosen Zusammenkunft mit ihr, der Sonne seiner Tage, dem Traumbilde seiner Nächte, seinen Dank darbrachte. „Ihr irrt Euch," rief Ambrosia zurückweichend und die flehend nach ihr emporgestreckten Hände des Jünglings abwehrend, „Ihr irrt Euch, Messer Enrico; nicht meinem Wunsche, nicht meinem Willen, nur meiner unbegreiflichen Verblendung, nur fremder, unwiderstehlicher Gewalt verdankt Ihr ein Zusammentreffen, das ich Euch nach dem Geständnisse, durch das Ihr mich unser letztes Gespräch abzubrechen zwangt, nie freiwillig und am wenigsten allein und hinter Schloß und Riegel verstattet haben würde!" Diese Worte stimmten zu sehr mit der Art und Weise überein, in welcher Ruggieros Schlauheit dem jungen Manne die erste Begrüßung Ambrosias geschildert hatte, als daß er dadurch im mindesten erschüttert oder abgeschreckt worden wäre; er sprang vielmehr empor und faßte, den Ratschlägen seines unbekannten Führers getreulich nachkommend die sträubende, jetzt vor Angst erbleichende, jetzt wieder vor Zorn errötende Ambrosia in seine Arme, und beschwor sie, ihren Gefühlen nicht länger Gewalt anzutun, ihm nicht das Glück vorzuenthalten, dessen nur ihre Liebe ihn teilhaftig machen könne und in seinen Armen des Joches einer ihr aufgedrungenen und verhaßten Verbindung mit einem ihrer Schönheit und Jugend unwürdigen Greise zu vergessen. Ambrosia aber, seiner Umarmung mit dem Aufgebot aller ihrer Kräfte sich entwindend: „Wer sagt Euch," rief sie „wer sagt Euch, daß mein Gemahl, ein wohlverdienter, kampfberühmter Kriegsheld, meiner unwürdig sei? Wenn nicht Liebe mich dem Greise verband, so war es Hochachtung und warme Teilnahme, die mich am Altar ihm Treue fürs Leben schwören ließ, und Euretwegen, glaubt Ihr, würde ich diese Schwüre brechen? Welchen Grund gab ich Euch, so verwegene, so sinnlose Hoffnungen zu hegen? War mein Betragen so frech, gefallsüchtig, meine Rede so schamlos, mein Blick so herausfordernd? Habe ich nicht vielmehr bei dem ersten Geständnis Eurer verbrecherischen Leidenschaft Euch entrüstet den Rücken gekehrt, Euch gemieden oder mit der Kälte behandelt, die Eure Vermessenheit verdiente? Wer seid

Ihr, daß Ihr eine züchtige Frau, die, weiß Gott, nicht ihr freier Wille mit Euch zusammenführte, in Eure Arme zu fassen, ihr Ohr mit den schamlosen Anträgen roher Sinnlichkeit zu entweihen wagt? Habt Ihr keine Mutter daheim, die Ihr als Muster aller weiblichen Tugenden verehrt, keine Schwester, deren jungfräuliche Reinheit Ihr unbefleckt, auch nur von dem Schatten eines Argwohns erhalten und bewahrt zu wissen wünscht, daß Ihr Euch erfrecht, nach mir, der ehrbaren Hausfrau eines ehrenhaften Mannes, wie nach Eurem Eigentum die Hand auszustrecken, um mich in den Abgrund der Sünde, der Schmach, des Verderbens hinabzureißen?" — Diese Worte sprechend war es Ambrosia gelungen, sich in eine Ecke des Gemaches zu flüchten, in der sie glühend vor Aufregung, mit fliegender Brust und leuchtenden Augen, zürnend und erhaben wie Pallas Athene dastand, nur daß kein den Gegner versteinerndes Medusenschild ihr zu Gebote stand; denn auf Heinrich Ilsung, dessen ganzes Wesen sich durch die Bilder und Vorstellungen, die ihn während seiner einsamen Gefangenschaft ausschließend beschäftigt hatten, in höchster Spannung und Aufregung befand, und der, auf Ruggieros Andeutungen hin, Ambrosias Widerstand für Heuchelei und Lüge, im besten Falle für eine Art frömmelnder Selbsttäuschung hielt, machte ihr Anblick nicht nur keinen abschreckenden Eindruck, sondern er schien die Glut der Leidenschaft, die aus seinen blauen Augen funkelte, nur zu noch höherer Flamme anzufachen. — „Grausame," rief er, „du willst nichts meiner Bitte, nichts dem Drange des eigenen Herzens gewähren; selbst die Gunst, die du mir durch diese so heiß ersehnte Zusammenkunft erwiesen, verweigerst du als solche anzuerkennen! Nach allen den Mühen, die ich für dich erduldet, nach allen den Nächten, die ich deinetwegen durchwacht, stoßest du mich nun von dir, wie einen Wahnsinnigen, der Dinge träumt, die nie gewesen! Du meinst wohl, wir Deutsche seien treuherzige, leichtgläubige Träumer, eine Art bärtiger Kinder oder blondhaariger Greise, mit einem Worte zu befriedigen oder einzuschüchtern? Nun wohlan, so erfahre, daß es deren auch gibt, die Männer sind, die wollen, und die an ihr Wollen ihr Leben setzen! Erfahre, daß du zu weit vorwärts gegangen, um noch zurück zu können, und da du es nicht anders willst, so gewähre der Gewalt, was du der Liebe verweigerst!" — Mit diesen Worten auf sie zustürmend, faßte er neuerdings die Zitternde in seine Arme, die, bald ihm entschlüpfend, bald wieder ereilt, das Ge-

mach mit vergeblichen Hilferufen erfüllte, bis ihre Knie wankten, Atem und Kraft ihr versagten, und sie, von seinen Armen umschlossen, mit letzter Anstrengung ihm zurief: „Ein Wort noch, Enrico! ein einziges Wort noch höre! Bei Gottes Barmherzigkeit, ein Wort noch!“ — Einen Augenblick zögerte er, dann ließ er sie fahren und sie sank erschöpft in einen Stuhl und verbarg das Gesicht in den Händen; dann sich aber sammelnd und wie in schwerem, innerem Kampfe nach Atem ringend, erhob sie sich und sprach, ihre dunklen, sanften Augen fest auf den Jüngling geheftet: „Enrico, als Ihr vor wenig Wochen das erste Mal vor mich hintratet, jung, schön, treuherzig und unbefangen, voll Begeisterung für alles Gute und Schöne, voll warmer und tiefer Empfindung und regen Pflichtgefühls, da war mir, als hätte Gott Euch mir gesendet, um die Leere meines Herzens mit Eurem Bilde auszufüllen, um durch den Gedanken an Euch wieder Lust und Liebe am Leben zu gewinnen und in der Erinnerung an Euch zugleich Ermutigung zur eifrigeren Erfüllung meiner Pflichten und Erleichterung ihrer mir täglich drückender werdenden Bürde zu finden. Da trübte keine Unruhe, keine Furcht, kein Vorwurf meine Seele, die Eures Anblicks in reinem Wohlwollen und stillem Glücke wie einer schönen Blume sich erfreute. Erst als Ihr Eure Leidenschaft mir zu gestehen wagtet, als Ihr mich mit Euren Huldigungen verfolgtet, als Ihr jenes frevelhafte Schreiben mir in die Hände spieltet, dann erst, als ich mich gewaltsam zum Bewußtsein meiner Pflichten aufraffen, meine Empfindungen beherrschen lernen, Eure Nähe vermeiden, meine Gefühle Euch verbergen mußte, dann wußte ich erst, daß ich Euch liebte! Und als ich es wußte, da warf ich mich auf die Kniee und schwur meinem Heiland und mir selbst mit heiligen Eiden, nun und nimmer, um keinen Preis und unter keiner Bedingung das Geheimnis meiner Seele Euch zu verraten. Breche ich heute dennoch diesen Schwur, so wird Gott mir verzeihen; denn ich breche ihn, um Euch bei dieser meiner heiligen und reinen Liebe zu beschwören, nicht nur mich Unglückselige, statt mich in Schmach, Elend und Verderben zu stürzen, um dieser meiner Liebe willen für geweiht und heilig zu achten und meine Ehre zu hüten wie Eure eigene, sondern auch Euer edles Selbst aus den Netzen und Schlingen der Versuchung, aus dem trüben Wirbelschwall der Leidenschaft, aus dem blinden Wahnsinn rasender Begierde zurückzuerobern, und so, statt das Paradies

unſerer Träume uns in eine Hölle des Entſetzens und der Reue zu verwandeln, mir die Erinnerung an Euch, Euch die Erinnerung an mich rein und unbefleckt als leuchtenden Stern am Horizont unſeres Lebens zu erhalten und zu bewahren!“ — Sie war bei dieſen Worten auf die Kniee vor ihm hingeſunken und hob ihre dunklen, ſanft leuchtenden Augen flehend zu ihm empor, indeſſen ihr ſchwarzes Haar, das ſich während ihres Sträubens und Ringens gelöſt hatte, wie ein Trauermantel um ihre weißen Schultern flatterte. Heinrich Iſungs Antlitz aber, bei ihren erſten Worten von immer ſteigendem Entzücken wie mit Verklärung umſtrahlt, hatte allmählich einen immer ernſteren Ausdruck angenommen, bis er es endlich, von der Hoheit ihrer Erſcheinung wie von der einfachen Würde ihrer Rede überwältigt und von der ihm angelernten Wüſtheit und Wildheit zu der angeborenen Milde und Reinheit ſeiner Geſinnung zurückgeführt, erblaßt bis in die Lippen, in den Händen verbarg und von übermächtiger Rührung hingeriſſen in ſo gewaltſames, ſeine breite, männliche Bruſt wie Meereswogen auf und niederſchaukelndes Schluchzen ausbrach, daß er kaum ſoviel Kraft und Beſinnung behielt, Ambroſia vom Eſtrich aufzuheben und ſie ehrerbietig zu einem Stuhle zu geleiten. Als er endlich ſo viel Faſſung und Selbſtbeherrſchung ſich errungen hatte, um ſeinen überſtrömenden Tränen Einhalt zu gebieten und Worte zu finden, wendete er ſich zu der halb ohnmächtig auf den Stuhl hingeſunkenen Geliebten und ſprach: „Wäre die Tür dort nicht verſperrt, das Fenſter hier nicht verſchloſſen, ſo würde ich, deſſen ſeid überzeugt, mich meinem wohlverdienten Schickſal zu fügen und Euch augenblicklich von meiner fluchwürdigen Nähe, von meinem haſſenswerten Anblicke zu befreien wiſſen: denn wenn ich auch durch die Worte, die mir eben wie himmliſche Muſik von Euren Lippen ertönten, die reichſte Gabe, die je einem Unverdienten zu Teil ward, das ſchönſte Glück, das je einem Sterblichen ſich niederſenkte, empfangen und erfahren habe, ſo bin ich doch von dem Irrwahn der Leidenſchaft nicht ſo verblendet, in den Taumel raſender Begierden nicht ſo verſunken, um nicht einzuſehen, daß nach der Fülle beleidigenden Frevels, deſſen ich mich heute gegen Euch vermeſſen, jene reiche Gabe, jenes ſchöne Glück mir für immer verloren und verſcherzt ſind, und daß Eure Gefühle für mich ſich in ihr Widerſpiel verwandelt, Eure Neigung in Ingrimm, Eure Achtung in Abſcheu, Eure Liebe in Haß verkehrt haben müſſen.

Ja, das Geständnis der Neigung, die Ihr für mich Unwürdigen empfandet, hat mich vielmehr, wie ein Sonnenstrahl den Abgrund meiner Seele erschließend, meine Verirrung als so töricht, meine Anmaßung als so sträflich, meinen Frevel als so unverzeihlich erkennen lassen, daß ich, meinen Unwert und Eure Seelenhoheit, meine Nichtigkeit und Eure Größe vollkommen empfindend, begreife, wie ich die Augenblicke, die mir der Zwang der Umstände noch in Eurer Nähe zu verweilen gestattet, nur noch dazu zu benützen habe: vor allem Euch den Frevel meiner ruchlosen Zumutungen abzubitten, dann aber zu meiner Entschuldigung, wenn von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, anzuführen, daß meine Seele für sich allein nie so verbrecherische Anschläge gereift haben würde, wenn nicht ein falscher Freund mit vollen Händen ihre Keime in mir ausgestreut, mit verlockenden Ratschlägen sie gepflegt und mich zuletzt als Euer Bote und Willensträger zu dem verbrecherischen Unternehmen aufgestachelt hätte, als dessen einzige Frucht ich für den Rest meines Lebens namenlose Beschämung, unsterbliche Reue und unvergängliche Trauer mit mir hinwegtrage!" — Mit diesen Worten warf er sich schluchzend und stöhnend auf den Estrich vor Ambrosia nieder, die ihrerseits, kaum minder erschüttert als er selbst, sich erschrocken über ihn beugte und dem Zerknirschten mit Trostesworten freundlich zusprechend, ihn allmählich wieder zu beruhigen und aufzurichten wußte. Und nun fand er endlich wieder Worte und vor ihr auf den Knieen liegend, aber nur ab und zu die tränenverdunkelten Augen zu ihr emporzuheben wagend, klagte er ihr, wie er gelitten, wie er ihre Zurechtweisung von vornherein als eine gerechte empfunden und wie nur die Ratschläge des schwarzen Dominos mit der Mulattenlarve ihn verleitet hätten, sie mit seinen Huldigungen zu verfolgen und sich endlich sogar hier verschließen zu lassen, um mit ihr, wie er fest geglaubt hätte, auf ihren Wunsch und auf ihre Anordnung zusammenzutreffen. Ambrosia, hochbeglückt, noch mehr aus der Art und Weise, als aus dem Inhalte seines Berichtes zu entnehmen, daß das Gemüt ihres Lieblings trotz aller Verirrungen, zu denen er sich hatte hinreißen lassen, nichts von der Unverdorbenheit und Reinheit verloren habe, die sie von Anfang an für ihn einnahmen, erinnerte sich bei der immer wiederkehrenden Erwähnung des schwarzen Dominos mit der Mulattenlarve, erst kürzlich eine solche gesehen zu haben; und als sie nun plötzlich wie ein Blitzstrahl der Gedanke durchzuckte, daß dies

ja eben an dem unvergeßlichen Abend der Fall gewesen wäre, an dem Ruggiero ihr seine wahnsinnigen Rachepläne entdeckt hatte, so konnte sie den Zusammenhang der Umstände, den Ort, an dem sie sich befand, und die Art, wie sie dahin geraten, erwägend, nicht bezweifeln, daß ihr Gatte Ruggiero der schwarze Domino gewesen sei, der Enricos Vertrauen getäuscht und seine Schritte mißleitet hatte. Dabei erinnerte sie sich aber auch, wie Ruggiero, als er in dem wahnsinnigen Taumel seines Rachedurstes seine eigene Gattin den Armen des jungen Deutschen zu überliefern im Begriffe war, ihr zugeflüstert hatte, es sei dafür gesorgt, daß das Werkzeug seiner Rache das Geheimnis des Geschehenen im Grabe bewahre und plötzlich mit einem Schrei in die Höhe fahrend, riß sie den vor ihr Knieenden empor, umklammerte ihn ängstlich mit den Armen und rief unter hervorbrechenden heißen Tränen: „Unglückseliger! Ihr seid verloren! Er wird Euch ermorden, Enrico, er wird Euch ermorden! Aber der Weg zu deinem Herzen geht nur durch das meine, und erst muß er mich töten, ehe er seine verruchte Hand an dein teures Leben legt!“ Und dabei drückte sie ihn fest und fester an ihre hochwogende Brust und blickte ängstlich scheu um sich her, als drohte schon jetzt der Dolch des Mörders über seinem Haupte. Der junge Deutsche, ebenso betroffen bei dem Entsetzen, das in den Zügen der Geliebten sich malte, als entzückt über die Teilnahme, die sie trotz alles Vorgegangenen ihm und seinem Geschicke noch immer bezeigte, bestürmte sie mit Fragen über die Gründe des Schreckens und der Besorgnis, die sie so plötzlich erfaßt hätten, und sie konnte, die Heftigkeit ihrer Gemütsbewegung zu rechtfertigen, nicht umhin, ihn, unter tiefem Erröten manches nur andeutend, vieles gänzlich verschweigend darüber aufzuklären, wer der schwarze Domino mit der Mulattenlarve sei, welche Absichten seinem seltsamen Treiben zugrunde lägen, und wie er sich des Mitwissers seines Geheimnisses zu entledigen gedenke.

Während Ilsung, durch diese Mitteilungen auf das peinlichste berührt, und in der Überzeugung, daß sein Leben in Gefahr schwebe, durch die furchtbare Aufregung bestärkt, in der Ambrosia die Hände ringend im Gemache auf und niederschritt, in sich gekehrt dastand und mit düsteren Blicken die reizende Gestalt der Geliebten verschlingend, die Mißgunst des Schicksals erwog, das ihnen beiden miteinander zu sterben, aber nicht für einander zu leben verhängt hatte,

nahm Ambrosia in der verzweifelten Angst ihrer Seele, wie sie es von Kindheit auf in allen schwierigen Lebenslagen gehalten hatte, zum Gebete ihre Zuflucht, und warf sich auf den Estrich nieder, um von der Huld des Himmels die Abwendung der Gräuel zu erflehen, die über sie hereinzubrechen drohten. Wie sie nun ihre schönen in Tränen schwimmenden Augen in brünstiger Andacht zu der Decke des Gemaches emporhob, von der ihr unter anderem kunstvollem Schnitzwerk ein mit Rosen und Efeu zierlich umschlungenes Kreuz entgegenleuchtete, war ihr, als ob sie schon einmal in einer ähnlichen Seelenstimmung zu eben diesem Kreuze emporgeblickt hätte. Diese Erinnerung wurde in ihr immer lebendiger, und Bild an Bild reihend, entsann sie sich zuletzt, daß jenes Kreuz ihr Trost niedergestrahlt habe, als sie vormals am Sterbebette der Mutter in Kummer und Gram flehend zum Himmel emporgeschaut hatte. Sie warf einen forschenden Blick um sich her, und nun erkannte sie die eigentümliche Form der Fensterbogen, das bei der Umgestaltung des Hauses verschont gebliebene Getäfel der Wände; ja dort in der Ecke, wo nun Enricos Lager bereitet war, hatte das Sterbebett der Mutter gestanden; sie konnte nicht mehr zweifeln: sie war in dem Hause an der Veronabrücke, in dem Gemache, das ihre Mutter so lange bewohnt hatte. Mit dieser Erkenntnis aber erwachte in ihr die Erinnerung an den geheimen Ausgang des anstoßenden Klosetts, und blitzschnell aufspringend nahm sie die Lampe vom Tisch und eilte in das Klosett, wo sie, an dem Schnitzwerk der ihr wohlbekannten Wandstelle herumtastend, bald auf die Rose stieß, deren Berührung das Getäfel öffnete und die Türe zu dem geheimen Gange erschloß. „Gott sei ewig gepriesen! Du bist gerettet!“ rief sie nun dem erstaunt hinzutretenden Ilsung entgegen, worauf beide ungesäumt den geheimen Gang durchwanderten, an die von außen durch eine Steinplatte verborgene Ausgangstüre gelangend, deren verrostete Riegel mit vereinten Kräften zurückschoben, und endlich in der Stille der Nacht in das abgelegene an den Rio degli assassini hinführende Sackgäßchen hinaustraten. Hier gab Ambrosia dem jungen Deutschen den Weg an, den er einzuschlagen habe, um so bald als möglich zu einer Mietgondel zu gelangen, dann hieß sie ihn unverzüglich nicht nur Venedig, sondern das Gebiet der Republik überhaupt verlassen und nach Mailand flüchten, wo Ruggiero keine Macht mehr habe, ihm zu schaden; dort angekommen, solle er den Pfarrer von S. Maria Zobenigo von seinem Aufenthalte in Kenntnis

ſetzen, da ſie durch deſſen Vermittlung ihm Nachricht geben wolle, ob und wann er mit Sicherheit zurückkehren könne. Ilſung wie ſonſt durch ihre Schönheit und Anmut, nun durch die Geiſtesgegenwart und Tatkraft der Geliebten bezaubert und hingeriſſen, gelobte pünktlich ihren Befehlen nachzukommen. Den ſchüchtern vorgetragenen Vorſchlag: dem Zorn ihres Gemahles ſich entziehend mit ihm zu entfliehen, beantwortete Ambroſia mit einem ſtrafenden Blicke der Entrüſtung, was aber den Jüngling nicht hinderte, ſeine Retterin zum Abſchied noch einmal in ſeine Arme zu ſchließen und einen heißen Kuß auf ihre weiße Stirne zu drücken, worauf er in die Nacht hinauseilte, während Ambroſia, die ſchwere Tür hinter ſich zuziehend, die Riegel ſo gut ſie konnte, wieder vorſchob und durch den geheimen Gang in das Haus zurückkehrte. Kaum aber hatte ſie die Wandtüre des Getäfels hinter ſich zugedrückt, und war aus dem Kloſett wieder in das Hauptgemach hinausgetreten, als die Lampe ihrer zitternden Hand entglitt, und Erſchöpfung ſie in bleierner, todesähnlicher Ohnmacht auf den Eſtrich niederſtreckte. — —

Indeſſen irrte Ruggiero, nachdem er das Haus an der Veronabrücke hinter ſich verſchloſſen hatte, in ſeine gewöhnlichen halblauten Selbſtgeſpräche vertieft, aber von den verſchiedenſten Empfindungen beſtürmt und daher aufgeregter als je, durch die bereits ziemlich menſchenleeren Gäßchen Venedigs planlos umher. Daß das Werk ſeiner Rache nunmehr vollbracht und gelungen ſei, galt ihm für eine ausgemachte Sache. Denn daß Gottes Gerechtigkeit ihm nach allen in dieſer Angelegenheit überſtandenen Anſtrengungen, Mühen und Leiden durch Ambroſia nicht nur einen Sohn ſchenken, ſondern daß dieſer auch infolge der körperlichen wie der geiſtigen Eigenſchaften ſeiner Eltern ein kräftiger, wohlgebildeter und hochbegabter Knabe und demnach vollkommen geeignet ſein werde und müſſe, den alten Stamm der Malgrati mit dem Glanze neuer Ehren und Auszeichnungen zu umgeben, davon hatte er ſich längſt durch Trugſchlüſſe und Spitzfindigkeiten aller Art ſo vollkommen überredet, daß er nicht mehr auch nur die Möglichkeit eines dieſer Vorausſetzung widerſprechenden Erfolges ſeiner Bemühungen zu faſſen imſtande war. Die Freude, die ihm dieſe ſeine Siegesgewißheit auf der einen Seite einflößte, wurde jedoch auf der anderen gar ſehr durch die Erwägung der Opfer getrübt, mit welchen dieſer Sieg erkauft werden mußte, und deren Umfang und Bedeutung ihm nun, da ſie gebracht waren,

zum erſten Male vollkommen einleuchteten. Er hatte, um eine Kröte zu zertreten, die köſtlichſte Perle ſeiner Habe freiwillig und bewußt in Schlamm verſenkt und begraben; er hatte die reine Seele der edelſten Frau gewaltſam, wenn gleich nicht vor der Welt, doch vor ihrem eigenen Bewußtſein mit untilgbarer Schande und ewigem Vorwurfe, und ihr Gewiſſen mit einer Lüge beladen, deren Bürde ſie ihr ganzes Leben mit ſich fortzuſchleppen und ſelbſt ihrem eigenen Kinde, ja gerade dieſem am ſorgfältigſten, zu verheimlichen verurteilt war. Dieſe Betrachtungen ſteigerten nur ſeinen alten ingrimmigen Haß gegen Anſelmo, den Vergifter ſeiner Lebensfreude, gegen den er, an ſeinem Stocke forthumpelnd, unerhörte Verwünſchungen in ſeinen Bart murmelte, und dabei ab und zu ſtille ſtand, um bei dem irgendwo im Erdgeſchoſſe aus einem Fenſter hervorbrechenden Lichtſchimmer in ſeinem Taſchenbuche ſchmunzelnd die Wechſel zu beſehen, die er von ſeinem Neffen aufgekauft hatte, damit derſelbe ſpäter deſto ſicherer in rettungsloſem Elend verkomme. Dieſe Wutausbrüche gegen ſeinen Neffen taten gleichwohl dem Grolle, den er gegen den jungen Deutſchen empfand, keinen Abbruch; er glaubte es vielmehr Ambroſien nicht genug danken zu können, daß ſie ihn vor der Unzuverläſſigkeit Ilſungs gewarnt, und ihn dadurch zu dem Entſchluſſe gebracht hatte, ſeinen Schützling die ſeligen Stunden, die er jetzt verlebte, eben mit dem Leben bezahlen zu laſſen. „Und nicht zu teuer," brummte er vor ſich hin, „nicht zu teuer bezahlt ſie der Laffe, der nicht wert iſt, den Staub von ihrer Sohle wegzuküſſen! Blüht eine ſolche Blume für einen Hund von Deutſchen? Kohlſtrünke wären zu gut für ſeinesgleichen, und wenn nicht Anſelmo wäre, an die Wand geſpießt hätte ich ihn wie eine Fliege, wenn er mir auch nur den Saum ihres Gewandes zu berühren gewagt hätte!" — Dieſe Empfindungen wiederkäuend, und zwiſchen Frohlocken und Erbitterung, Schadenfreude und Selbſtverachtung in der Schwebe hin und herſchwankend, war er gegen Mitternacht auf den Markusplatz gelangt, wo noch mehrere Spaziergänger, die Nachtkühle zu genießen, ſich auf und abbewegten, und wo er ſeinerſeits die Stunde abzuwarten beſchloſſen hatte, in welcher er Ilſung aus ſeinem Paradieſe hinausſtoßen und ihn Beppo und deſſen Söhnen überliefern wollte. Von den körperlichen und geiſtigen Anſtrengungen des Tages erſchöpft, lehnte er ſich an einen der Pfeiler der alten Prokurazien, und ſtarrte in Gedanken verſunken vor ſich hin, ohne wahrzunehmen,

wie die Spaziergänger vor ihm plötzlich in größere Gruppen ſich zuſammenſcharten, als ob ein unerwartet eingetretenes, bedeutendes und den Anteil aller mehr oder minder in Anſpruch nehmendes Ereignis ſie beſchäftige. Ebenſowenig bemerkte er, daß ein Mann, von einer dieſer Gruppen ſich ablöſend, ſich ihm genähert hatte und, vor ihm ſtille ſtehend, ihn längere Zeit mit teilnehmenden, faſt bedauernden Blicken betrachtete, bis derſelbe endlich die Hand auf ſeine Schulter legend ihn alſo anſprach: „Ihr wißt es alſo, Meſſer Ruggiero, und ich habe nicht, wie ich fürchtete, Euch die erſte Nachricht von einem Ereigniſſe zu bringen, das, dem bekümmerten und und verſtörten Ausdruck Eurer Mienen nach, Euch ſchwer genug auf der Seele liegt! Daß dies der Fall iſt, daß Ihr an einem Menſchen, der Eure Huld und Euer Wohlwollen ſo oft mit Füßen von ſich geſtoßen, noch immer ſo viel Anteil nehmt, macht Eurem Herzen alle Ehre: allein wenn Gott will, ſo muß man ſtill halten und ſeinen Ratſchlüſſen ſich fügen!“

Ruggiero, der, aus ſeinen Träumen aufgeſchreckt, nur flüchtig dieſe Anſprache vernommen und kaum ihren Sinn erwogen hatte, und der aufblickend Antonio Balletti, den Kaufmann, vor ſich ſah, welchem er des höhnenden Grußes wegen, den er ihm einſt von Anſelmo überbracht hatte, eben nicht hold war, murmelte unmutig einige Flüche vor ſich hin und ſchnaubte dann, ſich dichter in ſeinen Mantel hüllend und von dem Sprechenden ſich abwendend: „Was faſelt Ihr da? Wovon ſoll ich wiſſen und an wem ſoll ich Teil nehmen von dem Diebsgeſindel um mich her, das Gottes ſchöne Welt zur Räuberhöhle und zum Bordell macht? Laßt mich zufrieden!“ — Mit dieſen Worten wendete er Balletti mürriſch den Rücken; dieſer aber, ihm in den Weg tretend, entgegnete: „Wie, ſo wißt Ihr nicht von der Neuigkeit, die ich eben von Rom mitgebracht habe, nämlich daß der heilige Vater den allmächtigen Kardinal Caraffa, den Gönner Eures Neffen, plötzlich Hochverrates wegen auf der Engelsburg gefangen ſetzen und ihn nachts darauf in ſeinem Kerker erdroſſeln ließ?“ — „Und wenn er ihn hätte vierteilen laſſen, den würdigen Gönner meines nichtswürdigen Neffen, was hätte mich das zu kümmern?“ verſetzte Ruggiero, Balletti beiſeite ſchiebend, der ihn aber ſeinerſeits am Mantel feſthielt und fortfuhr: „So wißt Ihr denn auch nicht, daß mit dem Kardinal zugleich ſein Geheimſchreiber und Vertrauter Anſelmo, Euer Neffe, zur Haft gebracht und tags

darauf auf den Wällen der Engelsburg aufgeknüpft wurde?" — Ruggiero, dieſes Wort vernehmend, drehte ſich raſch um und ſtand einen Augenblick, die Augen weit hervorgequollen, ſtarr und wie an allen Gliedern gelähmt, dann aber fuhr er mit der Behendigkeit einer Katze und der Wildheit eines Tigers auf den Kaufmann zu, und drückte ihn an den hinter ihm befindlichen Mauerpfeiler. „Du lügſt!" rief er, „Hund, geſtehe, daß du lügſt!" und dabei umklammerte er mit ſeinen Händen die Gurgel Ballettis ſo feſt, daß dieſer des Wütenden ſich kaum mehr erwehren und um Hilfe rufen konnte. Als der Arme von den auf ſein Geſchrei Herbeigeeilten aus Ruggieros Klauen befreit, dieſem letzteren zitternd, bleich und nach Luft ſchnappend gegenüber ſtand, fing er von neuem an, mit den heiligſten Eiden zu beteuern, daß alles, was er ihm und vor ihm ſchon vielen anderen berichtet habe, aufs Wort wahr wäre, und daß er mit eigenen Augen Anſelmo Malgrati an einem auf den Zinnen der Engelsburg in Eile errichteten Schnellgalgen habe baumeln ſehen, Verſicherungen, die Ruggiero mit hochgerötetem Antlitz und rollenden Augen, aber lautlos, ſtumm anhörte, bis er, plötzlich einen gellenden Schrei ausſtoßend, und ſich bald mit den Händen das greiſe Haar raufend, bald ſich Fauſtſchläge auf die Bruſt und ins Geſicht verſetzend, ſich wie ein Kreiſel wirbelnd umherdrehte, während Schaum auf ſeine Lippen trat und alle Muskeln und Nerven ſeines Antlitzes fieberiſch zuckten und flogen. Erſchöpft endlich an den Pfeiler zurücktaumelnd, an dem er früher gelehnt hatte, ſchlug er die Hände vors Geſicht und ſtöhnte mit ſeltſam kreiſchender Stimme: „Tot! tot!" welche Worte er ſo oft und in ſo ſchmerzlichen Tönen wiederholte, daß alle Umſtehenden darüber von Rührung ergriffen wurden; doch plötzlich wieder in ein ſchallendes Hohngelächter ausbrechend, warf er ſeinen Hut in die Lüfte, riß ſich den Mantel vom Leibe, und die Fäuſte geballt gen Himmel ſtreckend, rief er mit heiſerer Stimme: „Pfui, Pfui! Gott hat mich um meine Rache beſtohlen! Gott hat mich um meine Ehre betrogen! Pfui, Pfui! Im Himmel ſitzen Schurken und Diebe, ich will zu den ehrlichen Leuten in die Hölle fahren!" Unter dieſen Worten war er über die Stufen, die zu den Arkaden der Prokurazien hinanführen, auf den Markusplatz hinabgetaumelt, wo ſich alsbald ein dichter Kreis Neugieriger jedes Alters und Standes um ihn her bildete, indem er unter ſeltſamen Sprüngen und Körperverdrehungen ſich hin und herbewegte, während er beide

Hände an die Schläfe drückte und dazu mit schmerzverzerrten Zügen seufzte und stöhnte: „Wehe, wehe! Wie das wühlt, wie das tobt! Den Schädel will mir's zersprengen! Ja, sie keimen und sprossen und wollen heraus! Hörner lassen sich nicht verbergen, und Hirsch und Hahnrei tragen Geweihe! Wehe, wehe!" — Als sich nun unter der gaffenden Menge alsbald einige fanden, die über seine Sprünge und Gebärden, noch mehr aber über seine seltsamen Reden zu lachen anfingen, fuhr er auf sie los: „Was lacht ihr, Laffen?" schrie er, mit geballter Faust ihnen drohend. „Was lacht ihr? Weil ich ein Hahnrei bin? Als ob es hier unter euch deren nicht dutzendweise gäbe, nur daß sie es nicht wissen und es nicht sein wollen, während ich mich selbst dazu gemacht habe! Oder meint ihr, ihr hättet solche Liebesdienste euren Landsleuten zu danken, ich aber einem Deutschen! Darin habt ihr freilich Recht! Gott verdamme die Deutschen! Schlagt sie tot, die Hunde! Schlagt sie tot!"

Als nun auf diese Worte das rohe Gelächter um ihn her sich nur steigerte, stand er plötzlich still, kreuzte die Arme über die Brust und sprach, die unheimlich funkelnden Blicke düster zur Erde senkend: „Lacht nur, lacht, während ich weinen möchte, wenn ich nur könnte! Aber ich will den Spieß umkehren! Mein Neffe ist tot, meine Ehre ist tot, meine Rache ist tot! So will ich denn auch die Werkzeuge meiner Rache zerbrechen, Schraube und Schraubenmutter, Hammer und Amboß, alles soll in Stücke gehen! Mit Blut will ich ihnen den Tag ihrer wilden Hochzeit gesegnen, und wenn ihr dann vielleicht weint, so will ich lachen, daß mir die Augen tränen und der Atem ausgeht!" — Und damit ein wildes, schauerlich über den Platz hingellendes Gelächter ausstoßend, riß er den Dolch vom Gürtel, warf die Scheide weg und stürmte mit der blanken Waffe in der Faust gerade vor sich hin. Wo der Menschenschwall sein Fortschreiten hinderte, rief er: „Platz da, Bruder Hahnrei!" und sich durch das Gedränge Bahn brechend, nahm er bald unter überlautem Gelächter, bald gräßliche Verwünschungen und Lästerungen ausstoßend, jetzt unter dem Zuruf: „Schlagt tot!" und: „Nieder mit den Deutschen!" jetzt zwei Finger über das eigene Hinterhaupt her emporhaltend und dazu aus vollem Halse: „Hahnrei, Hahnrei!" schreiend seinen Lauf gegen die Gäßchen hin, die vom Markusplatz nach S. Fantino und von dort nach der Veronabrücke führen, während die neugierige Menge, nur wenige teil-

nehmend und bedauernd, die meisten des unverhofften, unentgeltlichen Schauspiels froh, in unruhiger Hast ihm nachwogte.

Bei dem Hause an der Veronabrücke angelangt, vermehrten noch die Nachbarn, durch den wilden Lärm und das Gebrause verworrener Stimmen aus ihren Betten aufgeschreckt, den um Ruggiero sich zusammendrängenden Menschenknäuel, während Ruggiero schweißtriefend, mit blau gerötetem Antlitz und blutunterlaufenen Augen, mit seinen zitternden Händen vergebens sich mühte das Haustor zu öffnen, und endlich erschöpft und kaum mehr fähig sich aufrecht zu halten, die Schlüssel klirrend auf das Pflaster niederfallen ließ. Indessen fanden sich geschäftige Hände genug, diesen Dienst an seiner Statt nicht bloß bei dem Haustore, sondern auch in der Vorhalle bei der Türe des Gemaches zu verrichten, welches Ruggiero wiederholt als die Werkstatt seiner Rache bezeichnete. Als nun auch diese Türe aufflog und völlige Finsternis den Ankommenden entgegenstarrte, drängte Ruggiero mit den flüsternd hingesprochenen Worten: „Stille, stille! Hähnchen und Hühnchen sind zu Bette gegangen! Weckt sie nicht, bis ich ihnen den Brautsegen gesprochen!“ seine Begleiter zurück, stürmte mit gezücktem Dolche nach der Ecke hin, in der er vordem Heinrich Ilsung das Lager bereitet hatte und durchbohrte Decken und Kissen desselben in rasendem Ungestüm mit zahllosen Dolchstichen. Indes waren Lichter herbeigebracht worden, deren Schein das Lager, an dessen Zerstörung Ruggiero noch immer unermüdet arbeitete, als vollkommen leer erwies, zugleich aber in der entgegengesetzten Ecke des Gemaches Ambrosia sichtbar machte, die bleich und starr wie eine Leiche auf dem Estrich hingestreckt lag. Einige der Anwesenden bemühten sich alsbald, die Ohnmächtige emporzurichten und wieder zum Leben zu bringen; Ruggiero aber, dem indessen bei dem Anblick des leeren Lagers, wie vom Schlage berührt, der Dolch entsunken war, trat hinzu und wies die Hilfebringenden hinweg: „Laßt sie,“ sagte er, „laßt meine weiße Blume nur welken; besser sie stirbt, als daß sie in Schande lebte und Schande zur Welt brächte! — Aber wo ist mein blauäugiger, blondhaariger Zuchtstier hingekommen?“ fuhr er fort: „Wo bist du, mein breitschultriger alter ego? In welches Nest hast du dich verkrochen, mein stattlicher deutscher Kuckuck, seitdem du in das meine deine Eier gelegt? Oder wie, hat Himmel und Hölle mich betrogen und hielt ich dummer Teufel den wirklichen für einen plumpen Deutschen, weil er eine blonde Perücke über seine Bocks-

hörner geſtülpt hatte und mir ſo treuherzig zu Dienſten war? Denn wenn er nicht der Teufel iſt, ſo muß er hier ſein und ich muß ihn finden!“ — Mit dieſen Worten begann er alsbald toll in alle Ecken fahrend und ab und zu den Schlachtruf: „Tierra España!“, den er ſonſt im Felde gebraucht hatte, oder wilde Flüche ausſtoßend, alle Winkel des Gemaches wie des anſtoßenden Kloſetts in unruhiger Haſt zu durchſtöbern, wobei er die Fenſter in Scherben ſchlug, das Hausgeräte zertrümmerte und zuletzt in wütender Verzweiflung über die Erfolgloſigkeit ſeiner Anſtrengung ſich das Geſicht mit den Nägeln zu zerfleiſchen anfing, bis die Umſtehenden, die ſich längſt überzeugt hatten, daß das Gemach außer Ambroſia keine lebende Seele enthalten habe und die nicht länger zweifeln konnten, in Ruggiero einen Tobſüchtigen vor ſich zu haben, ſich ſeiner bemächtigten und ferneren Ausbrüchen ſeiner Wut ein Ziel ſetzten. Als dies geſchehen war, bemühten ſich einige Freunde Ruggieros, die der Zufall oder das Gerücht von dem, was ſich in dem Hauſe an der Veronabrücke begebe, dahin geführt hatte, die Menge der Neugierigen aus der Stube und allmählich auch aus dem Hauſe zu entfernen, worauf ſie Ruggiero begreiflich zu machen ſuchten, daß es an der Zeit ſei, ihn wie Ambroſia, die noch immer ihrer Sinne nicht mächtig geworden war, in ihre Wohnung heimzubringen und ſie der Pflege der Ärzte und ihrer Diener zu übergeben. Ruggiero, der indeſſen ſtiller geworden, in einer Ecke des Gemaches zuſammengekauert auf dem Eſtrich ſaß und die Hände vor die Stirne gepreßt, nur von Zeit zu Zeit ſtöhnte: „Wehe! Wehe! Wie das tobt! Wie das wütet!“ Ruggiero hörte dieſe Vorſchläge und Ermahnungen ganz freundlich und mit allen Zeichen des Verſtändniſſes an. „Liebe Herren!“ ſprach er hierauf ſich erhebend und ruhig und gelaſſen wie ein Geſunder in ihre Mitte tretend: „allerdings iſt es ſchon ſpät geworden: die hier,“ ſagte er auf Ambroſia deutend, „iſt ſchon eingeſchlafen und auch ich fühle, daß es Schlafenszeit iſt und daß ich wohltun würde, eine Ruheſtätte zu ſuchen! Nur bleibt noch früher eine Kleinigkeit abzutun! Da ihr ſelbſt einſehen werdet, liebe Herren, daß ich unmöglich mit dem Geweihe eines Sechzehnenders, wie ich es auf der Stirne trage, durch den ſchmalen Torweg dort ins Freie gelangen kann, ſo erlaubt mir vorerſt, wie es die Hirſche ja auch mitunter zu tun pflegen, dieſen etwas läſtigen Hauptſchmuck kurzweg abzuſtoßen!“ — Mit dieſen Worten rannte er, den nach ihm langenden Händen wie ein Aal ſich entwindend, plötzlich

kopfvor mit ſo gewaltigem Anlauf an den eichenen Türpfoſten, daß er mit zerſchmetterter Hirnſchale zurücktaumelte, röchelnd niederſank und nach wenigen Stunden, ohne wieder zum Bewußtſein zurückzukommen, ſeinen unruhigen, bis zum Wahnſinn hartnäckigen Geiſt aushauchte.

Nach dem Tode Meſſers Ruggiero Malgrati, des letzten ſeines Namens und Geſchlechtes, fielen die in ſeinem Beſitze geweſenen Stammgüter an das verwandte Haus der Diedi, während das geſamte Spargut des Verblichenen und mehrere bedeutende Beſitzungen, die er in den letzten Jahren angekauft hatte, ſeiner Witwe zufielen. Dieſe letztere, nach einigen Tagen ſchwerer Krankheit zur Beſinnung und zum Leben zurückkehrend, erkannte zu ihrer großen Beruhigung, daß ihr Ruf durch die verhängnisvolle Nacht, die ſie in dem Hauſe an der Veronabrücke zugebracht hatte, nicht im mindeſten gefährdet worden; denn da das Haus an der Veronabrücke monatelang unbewohnt ſtand, da Ruggiero den jungen Deutſchen bei tiefer Nacht, alſo ganz unbemerkt, dahin gebracht hatte, und da im Gegenteil die Nachbarn an dem verhängnisvollen Abend wohl bemerkt hatten, daß Ruggiero ſelbſt ſeine Gemahlin, und zwar allein, in dasſelbe verſchloß, ſo lag nach dem allgemeinen Dafürhalten die Unmöglichkeit vor, daß Ambroſia daſelbſt mit irgend einem jungen Manne hätte eine Zuſammenkunft haben können, und alle darauf hindeutenden Reden Ruggieros wurden nur als weſenloſe Vorſpiegelungen des Wahnſinnes angeſehen. Heinrich Ilſung kehrte, durch den Pfarrer von S. Maria Zobenigo von dem Vorgefallenen unterrichtet, nach einigen Wochen nach Venedig zurück. Sein Zartgefühl vermied der Witwe Ruggieros ſich während des Trauerjahres zu nähern; nur verfehlte er während dieſer Zeit nie, bei S. Fantino in der Frühmeſſe, die ſie zu beſuchen pflegte, ſich einzufinden. Nach dem Ablaufe des Trauerjahres warb er um ihre Hand, die Ambroſia ihm ohne Bedenken gewährte, indem ſie Ilſung in ſeine Heimat nach Augsburg folgte, wo kräftige Söhne und blühende Töchter ihrer Verbindung entſproßten, die das Patriziergeſchlecht der Ilſung bis in die erſte Hälfte des 18. Jahrhunderts fortpflanzten. Das Haus an der Veronabrücke hatte Ambroſia vor ihrem Abzuge aus Italien, froh eines Beſitztumes ſich zu entledigen, das ihr ſo traurige Erinnerungen zurückrief, bei weitem unter ſeinem Werte verkauft; allein die neuen Beſitzer ſollten des wohlfeil erworbenen Gutes ſich nicht lange freuen; denn noch vor Ende des

16. Jahrhunderts brannte es bei einer in jener Stadtgegend wütenden Feuersbrunst bis auf die Grundfesten nieder, und an seine Stelle trat im Laufe der Jahre die Reihe unansehnlicher und ärmlicher Häuser, welche noch jetzt die rechte Seite des Gäßchens bildet, das von der Veronabrücke zu dem vorlängst verschütteten Kanal rio degli assassini hinführt.

STAATS-
MUSEUM
MÜNCHEN

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.